Varietäten des Deutschen

Institut für deutsche Sprache
Jahrbuch 1996

Varietäten des Deutschen

Regional- und Umgangssprachen

Herausgegeben von
Gerhard Stickel

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1997

Redaktion: Franz Josef Berens

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die
US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Institut für Deutsche Sprache <Mannheim>:
Jahrbuch ... / Institut für Deutsche Sprache. – Berlin ; New York : de Gruyter.
Früher Schriftenreihe

Varietäten des Deutschen : Regional- und Umgangssprachen / hrsg. von Gerhard Stickel. – Berlin ; New York : de Gruyter, 1997
(Jahrbuch ... / Institut für Deutsche Sprache ; 1996)
ISBN 3-11-015687-3

NE: Stickel, Gerhard [Hrsg.]; Institut für Deutsche Sprache: Jahrbuch ...

© Copyright 1997 by Walter de Gruyter & Co., D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
Druck: Werner Hildebrand, Berlin
Buchbinderische Verarbeitung: Heinz Stein, Berlin

INHALT

Gerhard Stickel: Vorwort 1

Friedhelm Debus: Eröffnung der Jahrestagung 1996 3

Peter Wiesinger: Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute 9

Peter Auer: Areale Phonologie und Theorie: Überlegungen am Beispiel der mitteldeutschen 'Epenthese' 46

Dieter Stellmacher: Sprachsituation in Norddeutschland 88

Heinrich J. Dingeldein: Sprachvarietäten in 'Mitteldeutschland'. Gebrauch und Räumlichkeit 109

Arno Ruoff: Sprachvarietäten in Süddeutschland 142

Ludwig M. Eichinger: Deutsch in weiter Ferne. Die Verbreitung der deutschen Sprache außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets: Deutsche Minderheiten 155

Jürgen Eichhoff: Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen": Neue Wege, neue Erkenntnisse 183

Matthias Wermke: Umgangssprachliches im standardsprachlichen Wörterbuch der deutschen Sprache 221

Werner König: Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht 'Deutsch als Fremdsprache'? 246

Günter Bellmann: Zur Technik und Aussagefähigkeit zweidimensionaler Dialekterhebung und Dialektkartographie am Beispiel des Mittelrheinischen Sprachatlasses 271

Peter Wagener: Nach 40 Jahren. Zu individuellen Veränderungen gesprochener Sprache 291

Helmut Schönfeld: Berliner Stadtsprache. Tradition und Umbruch 308

Hermann Scheuringer: Sprachvarietäten in Österreich 332

Helen Christen: Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen? 346

Franz Lanthaler: Varietäten des Deutschen in Südtirol 364

Podiumsdiskussion: „Dialektverfall oder Mundartrenaissance?" (Moderation und Einleitung: Heinrich Löffler) 384

Heinrich Löffler: Dialektverlust oder Mundartrenaissance? – aus Schweizer Sicht 386

Hermann Bausinger: Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – im deutschen Südwesten 388

Ingo Reiffenstein: Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – in Bayern und Österreich 392

Renate Herrmann-Winter: Dialektverfall oder Mundartrenaissance in den sogenannten Neuen Bundesländern 396

Jan Goossens: „Dialektverfall" und „Mundartrenaissance" in Westniederdeutschland und im Osten der Niederlande 399

Klaus J. Mattheier: Dialektverfall und/oder Dialektrenaissance. Überlegungen zur Entwicklung der Dialektalität in der gegenwärtigen deutschen Sprachgemeinschaft 404

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1996 411

Vorwort des Herausgebers

Wie andere 'lebende' Sprachen ist das Deutsche keine homogene Einheitssprache aus starren Regeln und Gebrauchskonventionen, die für das Sprechen und Schreiben aller Menschen in den deutschsprachigen Staaten und Regionen in gleicher Weise gelten. Die Einheitlichkeit der meist „Hochdeutsch" genannten Standardsprache wird oft überschätzt. Die Sprachwissenschaft unterscheidet eine Vielfalt miteinander verschränkter regionaler, sozialer, funktionaler und situativer Ausprägungen des Deutschen. Sie alle werden mit dem Fachbegriff „Varietäten" zusammengefasst. Varietäten sind z.B. die Fachsprachen der Winzer, der Juristen und der Bauingenieure, die Gruppensprache der jugendlichen Rock- und Popszene, aber auch die herkömmlichen Dialekte. Die sich in Varietäten manifestierende 'innere Mehrsprachigkeit' des Deutschen ist nicht stabil. Sie ändert sich unter anderem in Abhängigkeit von politischen, technischen und kulturellen Entwicklungen.

Die in diesem Band versammelten Beiträge zur Jahrestagung 1996 des IDS beschränken sich im Wesentlichen auf die regionalen Varietäten, darunter die groß- und kleinräumigen Dialekte und den als „Umgangssprache" bezeichneten unscharfen Übergangsbereich zwischen Dialekt und Hochsprache.

Die großräumigen Übersichtsdarstellungen sollen zu einem Bild der heutigen Verhältnisse beitragen. Behandelt wird die regionale Sprachsituation in Deutschland, in Österreich, der Schweiz und in Südtirol. Hinzu kommt ein Überblick über die Varietäten des Deutschen, die derzeit (noch) von sprachlichen Minderheitengruppen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets gebraucht werden, unter anderem in Lateinamerika und in Osteuropa.

Theoretische Erörterungen und exemplarische Einzelstudien stellen das begriffliche und methodische Instrumentarium vor, mit dem die moderne Varietätenforschung arbeitet. Hierzu gehören Fragen zur Erhebung und Beschreibung der lautlichen Verschiedenheit der Dialekte und Umgangssprachen wie auch die Unterschiede im Wortschatz. In diesem Zusammenhang wird auch die Darstellung von 'Umgangssprachlichem' in Wörterbüchern und Sprachkarten behandelt. Zudem wird erörtert, wie die regionale Varianz der Standardsprache im Sprachunterricht zu berücksichtigen ist.

In mehreren Beiträgen wird den sprachlichen Änderungen der letzten Jahrzehnte nachgegangen. Unter anderem wird ein neues Projekt des IDS vorgestellt, bei dem der Sprachwandel anhand zeitversetzter Mundartaufnahmen untersucht wird. Am Beispiel der Stadt Berlin werden Veränderungen und Konstanten urbaner Sprachvarietäten erläutert. Außerdem werden in einer Podiumsrunde die sich (scheinbar?) widersprechenden Thesen des seit längerem beklagten „Dialektverfalls" einerseits und der ebenfalls behaupteten „Mundartrenaissance" andererseits diskutiert.

Auf die Beiträge zum Generalthema folgt wie alljährlich ein Bericht über die Arbeiten des Instituts und über Ereignisse im abgelaufenen Jahr, die für das IDS von besonderer Bedeutung waren.

Gerhard Stickel

FRIEDHELM DEBUS

Eröffnung der Jahrestagung 1996

Meine Damen und Herren,

im Namen des Kuratoriums, des Vorstandes und der Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache darf ich Sie zur 32. Jahrestagung herzlich willkommen heißen. Besonders begrüße ich Herrn Bürgermeister Lothar Mark und Frau Stadträtin Dr. Ursula Weiss als Vertreter der Stadt Mannheim. Herr Bürgermeister Mark wird anschließend ein Grußwort an uns richten. Meinen besonderen Gruß an den Verein „Freunde des Instituts für deutsche Sprache e.V." und seinen Vorsitzenden, Herrn Direktor Roschy, möchte ich mit einem herzlichen Dank verbinden.

Dieser eingetragene Verein, dessen Existenz und Wirken vermutlich nicht allen hier bekannt sein dürfte – gleichwohl: man kann Mitglied werden –, dieser Verein ist eine höchlich zu lobende Institution, unterstützt er doch mit seinen Beiträgen in vielfältiger Weise Aktivitäten des IDS, z.B. auch das, was Ihnen am heutigen Begrüßungsabend im Institutsgebäude geboten wird.

Danken möchte ich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die wiederum in bewährter Weise am Gelingen dieser Tagung beteiligt sind, in Sonderheit Frau Dr. Annette Trabold als Leiterin der Arbeitsstelle „Öffentlichkeitsarbeit und Dokumentation". Zu unserem Mitarbeiterstab gehören auch die 22 Kolleginnen und Kollegen aus Berlin, die nach der „Wende" zu uns kamen. In den vergangenen Jahren haben meine Vorgänger im Amt, Horst Sitta und Siegfried Grosse, bei der Eröffnung der Großen Jahrestagungen 1994 und 1992 über den damit verbundenen Integrationsprozeß gesprochen. Ich brauche das hier nicht mehr zu tun; denn die Einheit ist – im Gegensatz zu anderen Bereichen – an diesem Institut in vorbildlicher Weise gelungen. Wer jetzt durch die Abteilungen und Arbeitsräume geht, wird eine ganz selbstverständliche Normalität der Arbeitsatmosphäre erleben, lediglich an den unterschiedlichen Varietäten der Sprache wird er hier und da die Herkunft der Gesprächspartner erschließen können. Aber das ist ja auch ganz normal, vor allem in einem so großen Institut. Damit wären wir eigentlich schon beim Thema dieser Tagung, deren Programmerarbeitung in der Obhut des Vorbereitungsausschusses lag – bestehend aus den Herren Stickel (federführend) und Wagener vom IDS und den auswärtigen Kollegen Löffler (Basel), Mattheier (Heidelberg), Wiesinger (Wien) und mir, der ich noch vor mei-

ner Wahl zum Präsidenten des IDS in diesen Ausschuß berufen wurde. – Meinem Vorgänger im Amt, Horst Sitta, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken für seine engagierte Arbeit zum Wohle dieses Instituts. Nach zwölf Jahren Mitgliedschaft im Kuratorium, davon zuletzt zwei Jahren als dessen Vorsitzender und vordem sechs Jahren als Stellvertreter Herrn Grosses, ist er im Herbst vorigen Jahres ausgeschieden. Er wird auch weiterhin als Mitglied des Wissenschaftlichen Rates dem IDS aktiv verbunden bleiben.

Das IDS hat sich als wichtige, nach der deutschen Wiedervereinigung als alleinige deutsche Zentralforschungsstätte der in- und ausländischen Sprachgermanistik etabliert und bewährt. Welche Kraft und Kreativität der innere und äußere Ausbau sowie die Leitung eines solchen Instituts der Direktion abverlangt, ist dem Außenstehenden kaum bewußt, wird aber von dem, der Einblick nehmen kann, mit Bewunderung und Hochachtung wahrgenommen. Ich möchte dies mit Blick auf die Kollegen Gerhard Stickel, seinen Stellvertreter Hartmut Günther und den unlängst ausgeschiedenen Rainer Wimmer hier ausdrücklich und dankend hervorheben. In diesem Zusammenhang ist aber auch auf eine Tatsache hinzuweisen, mit der das IDS in der jüngsten Zeit wiederholt konfrontiert wurde – eine Tatsache, die je nach Sichtweise Auszeichnung oder Dilemma bedeutet: es betrifft die Wegberufung qualifizierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf Hochschulprofessuren; in den letzten zweieinhalb Jahren waren es sieben Fälle. Das IDS kann da aufgrund seiner Personalstruktur – leider – keine Alternativen zum Verbleib anbieten. Hier müßten Überlegungen für eine Verbesserung angestellt werden. Und noch ein weiteres, allerdings in jeder Sicht als Dilemma zu Bezeichnendes sei, gerade mit Blick auf die Thematik dieser Jahrestagung, angesprochen. Siegfried Grosse hat das bereits vor vier Jahren bei der Eröffnung der Jahrestagung an dieser Stelle anklingen lassen, als er vom „Verstummen des Sprachatlasses an der Universität Marburg" sprach.[1]

Dieses traditionsreiche Institut war von Anfang an auf die Erforschung der Varietäten/Dialekte des Deutschen ausgerichtet, was bei der Gründung des IDS vor nunmehr 32 Jahren für dessen Aufgabenbeschreibung von Bedeutung war – mit dem Ziel wechselseitiger Befruchtung und gemeinsamer Erforschung der deutschen Sprache in ihrer Gesamtheit. Insoweit ist die mit „Verstummen" beschriebene Situation des Marburger Instituts im Interesse des IDS, aber auch aus allgemeingültigem

[1] In: Born, Joachim/Stickel, Gerhard (Hg.) (1993): Deutsch als Verkehrssprache in Europa. Berlin/New York. S. 6. (= Jahrbuch 1992 des Instituts für deutsche Sprache).

Forschungsinteresse, als außerordentlich bedauerlich zu bezeichnen. Das Kuratorium des IDS hat daher in seiner gestrigen Sitzung darüber beraten und den Beschluß gefaßt, Initiativen mit dem Ziel zu unterstützen, das Marburger Institut zu erhalten und seine traditionell wichtige Funktion – auch als dringend benötigter Ansprechpartner des IDS – wiederherzustellen und zu stärken. Das Kuratorium hat außerdem über das Desiderat gesprochen, eine zentrale Arbeitsstelle für deutsche Namenforschung einzurichten.

Meine Damen und Herren, Sie sind wieder in erfreulich großer Zahl nach Mannheim gekommen. Über 500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus 26 Ländern sind anwesend, darunter auch solche, die in früheren Jahren nicht kommen konnten (z.B. aus Lettland oder Litauen). Sie alle sind gekommen, um sich mit dem Thema „Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen" zu beschäftigen. Es ist ein Thema, das erstmals zum Gegenstand einer Jahrestagung des IDS gewählt worden ist – sieht man einschränkend ab vom öffentlichen Vortrag, den 1965 Jost Trier auf der ersten, damals noch „Arbeitssitzung des Wissenschaftlichen Rates" genannten Jahrestagung gehalten hat über das Thema „Unsicherheiten im heutigen Deutsch". Nun führen Varietäten normalerweise nicht zu Unsicherheiten, sie können es freilich – z.B. für den, der Deutsch als Fremdsprache gelernt hat oder erlernt und etwa in einem standardsprachlichen Wörterbuch allzuviele Varietäten ohne genauere Kennzeichnung angeboten bekommt. Was bedeutet dabei exakt die Angabe „umgangssprachlich" für den situationsgerechten Sprachgebrauch? Dieser Frage wird in einem Vortrag auf dieser Tagung nachgegangen.

Wir wissen natürlich längst, daß es *die* Standardsprache als solche nicht gibt. Ich meine das jetzt nicht nur in dem Sinne, daß man etwa als Besucher dieser Stadt den echten hochdeutsch sprechenden Mannheimer sogleich an seinen intonatorischen Qualitäten und weiteren sprachlichen Eigenheiten erkennen kann. Um dies zu können, muß man nicht unbedingt vorher in das jetzt vollständig vorliegende große vierbändige Werk „Kommunikation in der Stadt" hineingeschaut haben[2] – gleichwohl ist mehr als ein bloßes Hineinschauen sehr zu empfehlen. Mit diesem Werk als Ergebnis eines langjährigen Forschungsprojektes des IDS unter der Leitung von Werner Kallmeyer ist die Sprachsituation einer Stadt in einem bisher nicht erreichten Umfang dokumentiert und analysiert worden. Unser Tagungsprogramm weist einen Vortrag über eine andere Stadtsprache – diejenige von Berlin – aus. Andere Beiträge wer-

[2] Kommunikation in der Stadt. Berlin/New York 1994 und 1995. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4.1.–4.4).

den sich den Sprachvarietäten in Nord-, „Mittel"- und Süddeutschland widmen sowie den deutschen Sprachinseln. Weitere Themen betreffen Fragen der Erhebung und kartographischen Darstellung von Varietäten, der Umgangssprachen und Regionalismen in der Standardsprache. Das Podium wird sich die Frage stellen, ob das noch gilt, was Goethe einmal in „Dichtung und Wahrheit" anmerkt: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft."[3]

Die Varietätenproblematik ist allerdings auch in erweiterter Perspektive verstärkt in den Blick der Forschung gerückt, und zwar eher in Nord-Süd-Richtung, nachdem lange Zeit das sprachliche Ost-West-Problem besonderes Interesse geweckt hatte. Die Sicht, wie sie dezidiert vor allem Hugo Moser vertrat, nämlich die altbundesrepublikanische Sprachform als Hauptvarietät zu betrachten, die DDR-Form als Nebenvarietät und beide zusammengenommen als binnendeutsche Sprache mit Normcharakter, demgegenüber aber die peripheren Formen wie das Schweizerische und Österreichische als davon abweichende regionale Varietäten:[4] diese Sicht ist so nicht zutreffend. Bezeichnenderweise hat ein Linguist von der Außenperspektive her dieser monozentrischen Sichtweise die plurizentrische gegenübergestellt, nämlich Michael Clyne in seinem Werk „Language and Society in the German-speaking Countries" von 1984. Die „deutsch-sprechenden Länder" besitzen offensichtlich eigenständige Standardvarietäten, denen das bundesrepublikanische Deutsch nicht als die deutsche Standardsprache schlechthin gegenübersteht, sondern eben auch als besondere Standardvarietät – nur: wie soll diese gegenüber der „österreichischen" und „schweizerischen" benannt werden: mit „deutsches Deutsch" oder „bundesrepublikanisches Deutsch" oder „deutschländisches Deutsch" oder gar „teutonisches Deutsch"? Und wie soll man gegenüber den „Austriazismen" und „Helvetizismen" sagen: „Teutonismen" oder „Bundesgermanismen" oder anders? Damit ist ein Problem angesprochen, das durch Ulrich Ammons wichtiges Buch „Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Pro-

---

[3] Johann Wolfgang v. Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, 2. Teil. In: Goethes sämtliche Werke in fünfundvierzig Bänden. Bd. 23. Leipzig o.J. S. 27.

[4] Vgl. zuletzt Moser, Hugo (1985): Die Entwicklung der deutschen Sprache seit 1945. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbband. Berlin/New York. S. 1678-1707. (= HSK 2.2.).

blem der nationalen Varietäten"[5] in die Diskussion gebracht worden ist und zu dem sich Peter von Polenz in einem engagierten Beitrag zu Wort melden wird – ich zitiere hier nur den Anfangssatz aus seinem mir freundlicherweise vorweg zur Verfügung gestellten Beitrag: „Es knistert sprachpolitisch im Gebälk der plurinationalen deutschen Sprache". Ulrich Ammon ist zuzustimmmen, wenn er in seinem Buch meint, es sei „an der Zeit, sich mit der Plurinationalität (Plurizentrizität) des Deutschen wissenschaftlich gründlicher zu befassen als bisher."[6] Diese „Zeit" wird in unserem Tagungsablauf am Donnerstag vormittag angebrochen sein mit drei Vorträgen, deren Moderation dankenswerterweiese Herr Ammon übernommen hat.

Die Frage der nationalen Standardvarietäten als identitätsstiftende Erscheinungen wird nicht frei von Emotionen behandelt.[7] Bedenken sollte man dabei, daß es sicherlich aus verschiedenen Gründen nicht wünschenswert wäre, wenn die deutschen Standardvarietäten auseinanderdriften würden bis hin zur sprachsubstantiellen Eigenständigkeit. Ob sich eine solche Entwicklung andeutet, etwa mit einem Bericht, wie er in der „Schweizerischen Zeitschrift für die deutsche Muttersprache", dem „Sprachspiegel"[8] , zu lesen ist? Ich zitiere kurz daraus: „Eine Delegation einer Münchner Elektrofirma reiste vor drei Jahren nach Zürich, um dort – bei einer befreundeten Schweizer Firma – über vertriebliche Fragen zu verhandeln. Kurz nach Beginn der Verhandlung baten die Schweizer Teilnehmer darum, als Konferenzsprache Englisch zu wählen, da sie sich 'einer schwierigen Besprechung in hochdeutscher Sprache nicht gewachsen fühlen' (obwohl alle Züricher Teilnehmer Deutschschweizer waren!)." Csaba Földes hat kürzlich darauf hingewiesen, daß viele Deutschschweizer die deutsche Schriftsprache als ihre „erste Fremdsprache" bezeichnen.[9]

---

[5] Berlin/New York 1995.

[6] Ebda., S. V.

[7] Vgl. dazu zuletzt Wiesinger, Peter (1995): Ist das österreichische Deutsch eine eigene Sprachnorm? In: Sprachnormen und Sprachnormwandel in gegenwärtigen europäischen Sprachen. Beiträge zur gleichnamigen Fachkonferenz November 1994 am Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Rostock. Rostock, S. 245-258. (= Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft, H. 1). Löffler, Heinrich: Die doppelte Richtigkeit der Sprache in der Deutschschweiz – oder wie man in der Schweiz richtig deutsch spricht. In: Ebda., S. 153-160.

[8] 1991, H. 5/6, S. 176.

[9] Földes, Csaba (1995): Deutsch in Europa: Überlegungen zu Standort, Image

Selbstredend ist klar, daß ein weiteres Auseinanderdriften der nationalen Standardvarietäten nicht nur den Bereich Deutsch als Fremdsprache wesentlich betreffen, sondern auch das „Sprechen mit einer Zunge" im vereinigten Europa und darüber hinaus erschweren oder unmöglich machen würde – womit ich zugleich einen thematischen Bogen zur Jahrestagung von 1992 spanne.[10]

Meine Damen und Herren, wir können uns freuen auf eine Tagung mit sicherlich interessanten Vorträgen und Diskussionen. Nicht von ungefähr ist für diese Tagung mit einer Varietäten-Übersichtskarte des Begriffs „Bonbon" geworben worden! – Mit dem Dank vorweg an alle, die sich als Mitwirkende zur Verfügung gestellt haben, und mit dem Wunsch auf ein gutes Gelingen eröffne ich die Jahrestagung 1996.

---

und Perspektiven. In: Wirkendes Wort 45, S. 305-316, darin S. 314; daselbst auch das zuvor gegebene Zitat.

[10] In: Born, Joachim/Stickel, Gerhard (Hg.) (1993): Deutsch als Verkehrssprache in Europa. Berlin/New York. S. 6. (= Jahrbuch 1992 des Instituts für deutsche Sprache).

PETER WIESINGER

Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute

Abstract

Da durch die gesellschaftliche Bindung der Sprache ständig Anpassung und Wandel erfolgen, wird bezüglich der Varietäten der gesprochenen deutschen Sprache gefragt, wie sich die Varietätenverhältnisse vor der Mitte dieses Jahrhunderts gestaltet haben und welche Wirkkräfte seither Veränderungen ausgelöst und zur gegenwärtigen Lage geführt haben. Dabei wird der Zweite Weltkrieg mit einer Menge von Folgen als mittelbare Ursache gesehen. Das Varietätenverhältnis von Dialekt, Umgangssprache, Standardsprache gestaltet sich heute landschaftlich und gesellschaftlich unterschiedlich, und auch die Domänenverteilungen wechseln. Dabei unterscheidet sich der Süden deutlich von der Mitte und dem Norden, indem sich im Süden die Dialekte, wenn auch bei Wandel der Basisdialekte zu regionalen Verkehrsdialekten weiter behaupten, ja in der Schweiz das einzige mündliche Kommunikationsmittel bilden. Dagegen sind sie in der Mitte und im Norden zugunsten der Umgangs- und Standardsprache rückläufig, wobei deren Verhältnis teilweise als Substandard und Standard gesehen wird. Auch die Schrift- und Standardsprache weist regionale Varianten auf, Österreich und die Schweiz treten hier besonders hervor.

1. Einleitung

Die Sprache ist ein Zeichensystem, das den Sprachbenützern zur gegenseitigen Verständigung in der Kommunikation dient. Dadurch aber wird die Sprache gesellschaftsabhängig. Da die Gesellschaft in verschiedene Gruppen gegliedert und der einzelne in mehrere unterschiedliche soziale Netzwerke eingebunden ist, ergibt sich nicht nur eine vor allem von den Faktoren Gesellschaft, Raum und Zeit abhängige Aufgliederung besonders der gesprochenen Sprache, sondern auch der einzelne verfügt über je nach Usus und situativen Notwendigkeiten einsetzbare unterschiedliche Sprachvarietäten. Diese gesellschaftliche Gebundenheit einer lebenden Sprache bewirkt einerseits die ständige Anpassung der Sprache an die kommunikativen Bedürfnisse und verursacht dadurch andererseits ständigen Sprachwandel. So kommt es sowohl zu Veränderungen des Sprachgebrauches, indem sich mit gesellschaftlichen Veränderungen auch die Verwendung der Varietäten ändert, als auch zu Wandlungen der Sprachstrukturen, wovon sowohl die Erscheinungen der Ausdrucksseite mit Laut- und Formenverhältnissen, Wortbildung, Satzbildung und Wortschatz als auch die Inhaltsseite mit deren Bedeutungen betroffen

sind.[1] Obwohl diese Wandlungen des Sprachgebrauches und der Sprachstrukturen dauernd erfolgen, ist ihr Tempo und damit die deutlichere oder weniger deutliche Erkennbarkeit in der Zeit unterschiedlich und hängt vom Ausmaß und Umfang der gesellschaftlichen Veränderungen in der Sprachgemeinschaft ab. Wir leben heute in einer sehr mobilen, schnellebigen Zeit mit rascher weltweiter Information durch die Medien, ständigen technischen Neuerungen, weithin verzahnter, sensibel reagierender Wirtschaft und sich schnell verändernden Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Dadurch ist heute auch der Sprachwandel ein rascher und fallen vor allem den Älteren mit einem Erfahrungshorizont von vierzig und mehr Jahren gesellschaftliche und sprachliche Veränderungen gegenüber früher deutlich auf. So kann die Gegenwart im weiteren Sinn als Zeit „soziokultureller Umbrüche" charakterisiert werden und bestehen deutliche Unterschiede zwischen dem veraltenden Gestern und dem geneuerten Heute, zwischen abtretenden „alten Welten" und aufgekommenen „neuen Welten".[2]

In diesen Zusammenhängen ist es die Aufgabe dieses Überblicks, für die letzten rund 60 Jahre und damit für die Zeit von kurz vor dem Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart, also für rund die zweite Hälfte des nun endenden 20. Jahrhunderts, bezüglich der Varietäten der gesprochenen Sprache und ihres jeweiligen durchschnittlichen Gebrauches in den einzelnen Regionen des geschlossenen deutschen Sprachraums von Deutschland, Österreich und der Schweiz zu fragen:

- Wie gestalten sich die Verhältnisse vor der Jahrhundertmitte?
- Welche Wirkkräfte haben seither Veränderungen ausgelöst und zur gegenwärtigen Lage geführt?

Dabei möchte ich mich auf die von den Raum- und Sozialverhältnissen abhängigen, überkommenen Varietäten der gesprochenen Sprache zwischen größter Ferne und größter Nähe zu der allseits durch Loyalität akzeptierten und überdachenden Schriftsprache beschränken und Fach- und Sondersprachen mit spezifischen Gruppenbezügen beiseite lassen.

Ohne hier auf die verschiedenen Gliederungs- und Definitionsversuche der gesprochenen Sprache näher eingehen zu können, gelten als äußere Pole des mündlichen Varietätenspektrums die Dialekte und die Standardsprache als jeweils in sich deutlich strukturierte Systemeinhei-

---

[1] Vgl. dazu zusammenfassend Mattheier (1988, S. 1430ff.).

[2] Nach dem Motto des 9. Internationalen Germanistenkongresses, Vancouver 1995.

ten.[3] Während sich aber die Dialekte in mündlicher Tradition aus den sprachhistorischen Grundlagen des Westgermanischen, besonders aber des Mittelhochdeutschen bzw. des Mittelniederdeutschen kontinuierlich entwickelt haben und starke räumliche Differenzierungen von Großraum- über Kleinraum- bis zu einzelnen Ortsdialekten aufweisen, verkörpert die Standardsprache die mündliche Realisierung der auf ostmitteldeutsch-schreibsprachlicher Basis entstandenen, relativ einheitlichen Schriftsprache.[4] Auch dabei kommt es aber durch das Zusammenspiel von normativer Vorgabe und regionalen, vor allem dialektbedingten Eigenheiten insbesondere in der Phonetik durch die sprechkonstitutiven Faktoren Artikulationsbasis, Artikulation und Intonation, doch darüber hinaus auch in der Morphologie, Syntax und Lexik zu wenn auch großräumigen einzelnen Unterschieden. Zwischen Dialekt und Standardsprache existiert dann vielfach die in sich stark variable, wenig strukturierte Zwischenschicht der Umgangssprache als Ausgleichsprodukt mit deutlicher Ausrichtung auf die Standardsprache, doch trotz des Kontinuums bei den verschiedenen Erscheinungen mit Akzeptanzgrenzen sowohl nach oben als auch nach unten.[5] Unter Umgangssprache wird daher im folgenden trotz ihrer jeweiligen Uneinheitlichkeit eine bestimmte Sprachform verstanden. Obwohl sich der Terminus aus „Sprache des (täglichen) Umgangs" entwickelt hat und teilweise auch so gebraucht wird, sei in diesem Sinn die Bezeichnung Alltagssprache verwendet, die je nach Gesprächspartner und Gesprächssituation Dialekt, Umgangssprache oder Standardsprache sein kann.[6] Damit aber soll hinsichtlich der verschiedenen Einteilungsversuche der gesprochenen Sprache in Varietäten keineswegs eine dreifache Gliederung festgelegt[7] , sondern für die folgenden

---

[3] Vgl. den theoretisch orientierten Überblick von Ammon (1987, S. 316ff.) und zu den Verhältnissen des Deutschen besonders Moser (1960), Wiesinger (1980), Löffler (1994, S. 86-171).

[4] Die in den 1970er Jahren aufgekommene Bezeichnung Standardsprache hat sich heute weitestgehend durchgesetzt und die früher verwendeten Bezeichnungen Hochsprache oder seltener Einheitssprache abgelöst. Ebenso ist heute hauptsächlich Dialekt gebräuchlich, neben dem aber teilweise noch Mundart synonym begegnet, während Volkssprache abgekommen ist.

[5] Zur zum Teil divergierenden Beurteilung vgl. u.a. Moser (1960), Cordes (1963), Radtke (1973), Bichel (1973, 1980); Eichhoff (1977-93, Bd. 1, S. 9ff.); Wiesinger (1980), Nabrings (1981), Steger (1984), Domaschnev (1987), Bichel (1988). Zu Substandard vgl. Anm. 45.

[6] In diesem Sinn wurde „Alltagssprache" eingeführt von Porzig (1950, S. 250ff.) und u.a. aufgegriffen von Moser (1960, S. 222ff.).

[7] Vgl. dazu Anm. 47.

Betrachtungen bloß die vielfach akzeptierten Hauptvarietäten knapp umrissen werden.

2. Die Varietäten und ihr Gebrauch um die Jahrhundertmitte

Keine der gesprochenen Varietäten wurde in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von der germanistischen Sprachwissenschaft mehr erforscht als die deutschen Dialekte. Wenn man sich die zahlreichen Dialektbeschreibungen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts zur Hand nimmt, so behandeln sie nicht nur vornehmlich die dialektale Lautlehre und teilweise auch noch die dialektale Formenlehre als die gegenüber der Schriftsprache am auffälligsten abweichenden sprachlichen Strukturebenen[8], sondern ihr größter Teil vermittelt den Eindruck einer jeweiligen örtlichen dialektalen Einheitlichkeit. Aufs Ganze gesehen, gibt es bei Behandlung eines Gebietes nur eine horizontale Variation von Ort zu Ort, so daß eine Dialektgeographie entsteht. Dieser äußere Schein trügt freilich, denn aufmerksame Forscher weisen teilweise darauf hin, daß es auch in Dörfern sprachliche Unterschiede vor allem zwischen der alten und der jungen Generation gibt, und insbesondere für Städte wird die Existenz unterschiedlicher, wenn auch gruppenweise verteilter Sprachformen betont und zum Teil auch beschrieben, so daß zusätzlich eine vertikale, wenn auch vielfach vernachlässigte Variation bestand.[9] So konstatierte der aus Schwaben stammende Marburger Dialektforscher Friedrich Kauffmann schon 1889 bezüglich der Sprachverhältnisse im einzelnen Ort:[10]

> „Man wird heutzutage die Erfahrung machen, daß selbst das kleinste entlegene Dorf verschiedenartige Sprechweisen beherbergt, die mehr oder minder sich abheben. Von der Verschiedenheit des Alters und Geschlechts zunächst abgesehen, spricht der Handwerker meist etwas anders als der Bauer, und auch dieser verfügt in der Regel über mehrere Sprachformen, die nach freier Wahl oder unbewußt gebräuchlich sind. Es muß von vornherein festgehalten werden, daß mit dem Gesellschaftskreis die Sprache wechselt ... Jeder Gesellschaftskreis ... hat seine eigene Sprechweise."

---

[8] Vgl. die bei Wiesinger/Raffin (1982) und Wiesinger (1987) zusammengestellten Untersuchungen mit einer deutlichen Abnahme von der Lautlehre über die Formenlehre zur Wortbildungs- und Satzlehre.

[9] Vgl. dazu den Überblick von Wiesinger (1985).

[10] Kauffmann (1889, S. 388ff.).

Trotz dieser Erkenntnis der an einem Ort herrschenden Sprachdifferenzierung, die man sich als verschiedene Register vorzustellen haben wird, aber empfahl Kauffmann die Erforschung des Dialekts als einer sprachlichen Einheit und definierte:

> „Unter den deutschen Mundarten verstehen wir insgemein nur die Sprachformen der Gesellschaft der kleinen Leute auf dem platten Lande. Sie sind historisch geworden, den Einflüssen der Fremde wenig ausgesetzt und darum als einheitliche, reine Bildungen von größtem Interesse."

Zugleich schließt Kauffmann gegenüber dem „reinen Dialekt" auf dem Land als historisch entwickelte, wenig von außen beeinflußte Sprachform die Sprache der Städte aus, weil diese unter die Einwirkung der Schriftsprache gelangt ist. Bereits Johann Andreas Schmeller hatte 1827 die gesprochene Sprache in Bayern eingeteilt in „die gemeine ländliche Aussprache", „die Aussprache der Städter" und „die Aussprache der Gebildeten, oder die provincielle Art und Weise, das Schriftdeutsche zu lesen".[11] Schmeller nahm damit die Gliederung der gesprochenen Sprache in die drei Schichten „Dialekt (oder Mundart)" – „Umgangssprache" – „Hochsprache (oder Standardsprache)" vorweg, wie sie dann von der jüngeren Dialektforschung des 20. Jhs. benannt wurde.[12]

Was die Sprachverhältnisse in den Städten betraf, so wurden sie, wenn auch in wesentlich geringerem Maß ebenfalls untersucht.[13] Hier mußte den Differenzierungen natürlich Rechnung getragen werden, so daß die Dialektologie schon früh Soziolinguistik betrieb. So beobachtete z.B. bereits 1898 Julius Frank im nordthüringischen Frankenhausen, daß sich der traditionelle Stadtdialekt nur mehr bei den Angehörigen der niedrigen Sozialschicht, insbesondere bei den Arbeitern hielt und daß ihn daneben in früher gewohnter Weise auch noch die alten Leute aus höheren Sozialkreisen sprachen, während sich der Großteil der jüngeren Leute aus der Mittel- und Oberschicht schon der Umgangssprache bediente.[14] Bereits hier zeigt sich sehr deutlich, daß die höheren Sozialkreise im östlichen Mitteldeutschland gegen Ende des 19. Jhs. den Dialekt abwerteten, so daß er zum Ausdruck sozialer Minderwertigkeit degradiert und zum

---

[11] Schmeller (1821, S. 21), zur Interpretation vgl. Wiesinger (1979, S. 594ff.).

[12] Mit einer solchen dreifachen Gliederung der gesprochenen Sprache operierten u.a. Schwarz (1950, S. 17ff.) und Martin (1959, S. 594ff.).

[13] Vgl. Bach (1950, S. 237ff.) und Wiesinger (1985, S. 37f.).

[14] Frank (1898, S. 5).

Statusmerkmal der unteren Sozialschichten wurde. Wie differenziert die städtischen Sprachverhältnisse schon im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts waren, zeigte 1927 Othmar Sexauer am Beispiel der am Nordrand des Schwäbischen gelegenen Großstadt Pforzheim mit damals 76.000 Einwohnern.[15] In Verbindung mit der Eingemeindung der ehemaligen Vorstadt Au und der am Stadtrand gelegenen Dörfer unterschied und beschrieb Sexauer vier Sprachschichten: die Landmundart alter Leute aus der ehemaligen Vorstadt, die Stadtmundart eingesessener älterer Innenstadtbewohner vornehmlich aus der Arbeiterklasse und aus jener durch sozialen Aufstieg hervorgegangener Geschäftsleute, die städtische Halbmundart der jüngeren Arbeiter aus den weiteren Stadtteilen und die Umgangssprache der Zugewanderten. Hätte Sexauer nicht, wie es der Titel seiner Untersuchung besagt, bloß Wert auf die verschiedenen Formen der Mundart gelegt, denn auch die von ihm als „Umgangssprache" bezeichnete Sprachform der Zugewanderten gehört noch dazu, sondern hätte er noch die bodenständigen Mittel- und Oberschichten des traditionellen Bürgertums miteinbezogen, so hätte er noch mindestens zwei weitere Varietäten gesprochener Sprache feststellen können.

Wenn trotz dieser Beobachtungen geringerer sprachlicher Variation in Landorten und größerer in Städten die Dialektbeschreibungen sprachliche Einheitlichkeit vermitteln, so waren dafür zwei sprachtheoretische Gründe maßgeblich:

1. war die Dialektbeschreibung im Gefolge der Junggrammatiker diachronisch ausgerichtet, indem man mit Bezug auf eine ältere historische Sprachschicht, nämlich das Mittelhochdeutsche bzw. das Mittelniederdeutsche oder statt beiden das Westgermanische, die historische Laut- und Formenentwicklung entweder bewußt darstellen wollte oder, wo dies in Abrede gestellt wurde, den historischen Bezug weiterhin zumindest als Ordnungsfaktor benutzte
2. wenn die im Raum unterschiedlichen Sprachverhältnisse zur Gewinnung einer Dialektgeographie adäquat beschrieben werden sollten, dann mußten die einzelnen Vergleichsgrößen dieselben Voraussetzungen erfüllen und einheitliche Grundlagen haben.

Beides führte dazu, daß der „reine Dialekt", das heißt nur die von einer Sprechergemeinschaft als verbindlich angesehenen, als traditionell und bodenständig geltenden Sprachformen erhoben und als regulär beschrieben wurden. Da und dort auftretende Variablen wurden bewußt unterdrückt und Abweichungen als Irregularitäten nur dann festgehalten,

[15] Sexauer (1927).

wenn sie bereits zu festen Dialektbestandteilen systematisiert worden waren.

Eine solche Vorgangsweise der Erhebung gesprochener Sprache und da in erster Linie der ländlichen Dialekte ließ eine heute geforderte „Theorie des Dialekts" als überflüssig erscheinen.[16] Es war von vornherein klar, daß Dialekt, wie schon aus der oben zitierten Definition von Kauffmann hervorgeht, die bodenständige, ererbte Sprachform der ländlichen Bevölkerung ist. Und diese Sprachform war in weiten Teilen des deutschen Sprachraums bis in die Zeit um 1950/60 bei der älteren bodenständigen Bevölkerung noch relativ gut bewahrt und leicht zu erheben, so daß meist bei Ausklammerung der Städte bis dahin noch zahlreiche punktuelle und/oder areale Dialektbeschreibungen als sogenannte Ortsgrammatiken und Dialektgeographien mühelos erarbeitet werden konnten.[17] Es wäre angesichts der stark historisch ausgerichteten Sprachwissenschaft in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts und des erst um 1950/60 in der germanistischen Linguistik und Dialektologie aufgekommenen, ebenfalls auf Einheitlichkeit ausgerichteten Strukturalismus, insbesondere der Phonologie, ungerecht und falsch, der Dialektologie vorwerfen zu wollen, sie habe ein falsches Bild der tatsächlichen Sprachverhältnisse geliefert. Ihre vorwiegende Beschreibung von verbindlich geltenden, als regulär anzusehenden örtlichen Dialektverhältnissen hatte nicht nur aus linguistischer, sondern auch aus soziologischer Sicht ihre Berechtigung.

Die gesellschaftliche Entwicklung gestaltete sich nämlich bis zum Zweiten Weltkrieg so, daß um 1930 in weiten Teilen des deutschen Sprachgebietes noch in vielen ländlichen Gebieten 50 % und mehr der dörflichen Bevölkerung Angehörige der Land- und Forstwirtschaft waren, wozu noch ein diesen sozial nahestehender Teil an Handwerkern kam. Andererseits hatte sich besonders in Großstädten durch die Industrialisierung seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. eine Arbeiter- und Dienstnehmerbevölkerung und damit sozial durchmischte Bevölkerungsverhältnisse gebildet. Sie begannen vielfach auf die stadtnahe Umgebung überzugreifen und dort eine allmähliche Urbanisierung in der Form einzuleiten, daß die Landwirtschaft zurückging, kleine Industrien und damit zusätzlich eine Arbeiterschaft entstand, zahlreiche ehemals landwirtschaftlich und handwerklich tätige Ortsbewohner zu Stadtpendlern wurden und sich umgekehrt eine vor allem mittel- bis oberschichtige Stadtbevölkerung allmählich

---

[16] Dazu vgl. die Artikel in den Sammelbänden von Göschel/Nail/Van der Elst (1976), Göschel/Ivić/Kehr (1980) und Mattheier (1983).

[17] Vgl. Wiesinger/Raffin (1982) und Wiesinger (1987).

ansiedelte. Zur Veranschaulichung seien als Beispiel die diesbezüglichen Verhältnisse von 1934 in Österreich beschrieben.[18] Das Land weist mehrheitlich noch eine land- und forstwirtschaftliche Bevölkerung von 50 % und mehr auf. Von dünn besiedelten und wirtschaftlich armen Gegenden abgesehen, treten von West nach Ost deutlich städtische Industriegegenden mit einer bereits wesentlich geringeren bäuerlichen Bevölkerung hervor: In Vorarlberg das Rheintal, der Walgau und das Montafon von Bregenz über Feldkirch bis Bludenz; in Tirol das Inntal um Innsbruck – Hall – Schwaz; in Salzburg das Umland um Salzburg – Hallein; in Kärnten das Städtedreieck Villach – Klagenfurt – St. Veit an der Glan; in Oberösterreich das Gebiet um Wels – Linz – Perg; in Niederösterreich die Umgebung von Wien mit dem südlichen Wiener Becken um Wiener Neustadt – Neunkirchen; sowie im Anschluß daran in der Steiermark das weithin industriell geprägte Mürz- und östliche obere Murtal von Mürzzuschlag über Bruck an der Mur bis Leoben mit Eisenerz und weiters die engere Umgebung der Landeshauptstadt Graz. In ganz Österreich gehörten 1934 insgesamt 27,2 % der Bevölkerung dem Bauernstand an. Aber umgelegt auf die 3.986 Gemeinden wiesen knapp 3.000 Gemeinden einen landwirtschaftlichen Bevölkerungsanteil von 50 % und mehr auf, so daß drei Viertel der österreichischen Gemeinden mehrheitlich landwirtschaftlich geprägt waren. Österreich war daher vor dem Zweiten Weltkrieg ein Agrarland mit einer in weiten Landstrichen bodenständigen bäuerlichen Bevölkerung, und auch für Deutschland und die Schweiz traf dies damals zu.[19] Von dieser mehrheitlichen ländlich-bäuerlichen Bevölkerung aber kann man zurecht sagen, daß sie in soziologischer Hinsicht relativ homogen nach Beschäftigung, Lebensweise, Sitte, Brauch und Kultur geprägt war und auch eine relativ homogene Sprachgemeinschaft bildete. Und der Dialekt war die prägende, allseits verbindliche Alltagssprache dieser mehrheitlichen Landbevölkerung. Das schließt nicht aus, daß sich der Dialekt bei Immanenz von Sprachwandel trotzdem allmählich veränderte, und dies in den einen Gegenden mehr und in anderen weniger. Ferner gab es, wie mehrfach aufgezeigt, ein sprachliches Stadt-Land-Gefälle, indem städtische Spracherscheinungen sprachsoziologisch höherwertiger galten und auf dem Land übernommen wurden, was man aus der Sicht der Stadt metaphorisch als sprachliche Ausstrahlung oder Auswellung zu bezeichnen pflegt.[20] Ebenso darf nicht

[18] Vgl. Lendl (1965). Leider ist es nicht möglich, Lendls farbige Karten in verkleinerte Schwarzweißwiedergaben umzusetzen.

[19] Zu Deutschland und der Schweiz vgl. Anm. 29.

[20] Zu diesen Grundprinzipien klassisch-dialektgeographischer Interpretation vgl. u.a. Bach (1950, S. 80ff. und 135ff.).

übersehen werden, daß die Landbevölkerung durch Schule und Kirche die Schrift- und Standardsprache beherrschte und diese in bestimmten, vor allem öffentlichen Situationen gebrauchte. Schließlich wurde zum Teil auch die in der Stadt ausgebildete Umgangssprache verwendet.

Die Umgangssprache hatte sich besonders in den Großstädten des mittel- und oberdeutschen Raumes seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert dadurch entwickelt, daß in den bürgerlichen Kreisen der Ober- und bald auch der Mittelschicht infolge des Bildungsstrebens der Aufklärung der Dialekt abgewertet und die durch Gottsched und Adelung vereinheitlichte, nun im ganzen deutschen Sprachraum aufgegriffene und durch das neu eingeführte Pflichtschulwesen sehr geförderte Schriftsprache auch mündlich Fuß zu fassen begann. Dabei kam es zu einem Ausgleich zwischen Dialekt und Schrift- und Standardsprache, indem jeweils von Gegend zu Gegend wechselnd, die auffälligen primären Dialektmerkmale zugunsten der Schrift- und Standardsprache aufgegeben wurden, während die unauffälligen sekundären Dialekteigenschaften wie etwa im lautlichen Bereich Konsonantenschwächungen, Assimilationen, aber auch bestimmte Vokal- und Konsonantenaussprachen ebenso beibehalten wurden wie überhaupt die Lautbildung und Intonation und damit die von Landschaft zu Landschaft wechselnden sprechkonstitutiven Eigenschaften. Im einzelnen verliefen Bildung und Verwendung der Umgangssprache sowie ihr Übergreifen auf die unteren städtischen Sozialschichten und auf das stadtnahe Umland regional und zeitlich recht verschieden, was aber hier nicht näher ausgeführt werden kann.[21] So erfaßten diese Prozesse die mitteldeutschen Gebiete schneller und stärker als das oberdeutsche Süddeutschland und Österreich. Dagegen begann sich in den norddeutschen Städten an Stelle der traditionellen niederdeutschen Dialekte, des sogenannten Plattdeutschen, zunehmend das Hochdeutsche in umgangssprachlicher Ausformung nach der Schriftsprache zu etablieren. In den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Industrialiserung und starke Zuwanderung neu entstandenen Ballungsräumen wie etwa dem nordrhein-westfälischen Industriegebiet an Rhein und Ruhr von Duisburg bis Dortmund kam es rasch zur Durchsetzung einer hochdeutschen Umgangssprache und wurden die unterschiedlichen bodenständigen niederfränkischen und niederdeutsch-westfälischen Dialekte mehr

---

[21] Vgl. zu einigen grundsätzlichen Fragen Munske (1983). Beispiele für älteres Übergreifen umgangssprachlicher Erscheinungen von der Stadt auf das Umland anhand des Deutschen Sprachatlasses von 1879-1888 bietet u.a. Debus (1962, 1963, 1978).

und mehr verdrängt.[22] Anders verlief die Entwicklung in der Schweiz. Zwar war es dort wegen der Diglossie von Dialekt als Alltagssprache und Standardsprache in der öffentlichen Kommunikation nicht zur Bildung einer Umgangssprache gekommen. Aber seit der zweiten Häfte des 19. Jahrhunderts fürchtete man zunehmend um den Weiterbestand des Dialekts, weil es infolge der Industrialisierung in den Städten zu starker heimischer und fremder Zuwanderung besonders aus Deutschland kam, was dort eine verstärkte Verwendung der Standardsprache auslöste. Als aber 1933 das nationalsozialistische Deutsche Reich den schon 1927 von der NSDAP geforderten „Zusammenschluß aller Deutschen" zu propagieren begann, setzten in der Schweiz sprachpolitische Abwehrreaktionen in Form von verstärktem Dialektgebrauch als nationaler Identifikation und Selbstbehauptung ein, wenngleich in der Öffentlichkeit weiterhin die Standardsprache vorherrschte.[23]

Zusammenfassend kann man trotz der gegendweisen Unterschiedlichkeiten im einzelnen zum durchschnittlichen Sozial- und Varietätenspektrum in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg um 1930/40 sagen, daß es weithin noch eine überkommene Sozialschichtung gab, der sich eine entsprechende Sprachschichtung anschloß. So waren weite ländliche Gebiete des deutschen Sprachraums in sozialer Hinsicht noch agrarisch geprägt. Dieser Landbevölkerung waren die Varietäten der Schrift- und Standardsprache und teilweise auch der städtischen Umgangssprache zwar durchaus bekannt, aber durchschnittlich bestand eine Diglossiesituation, indem der Dialekt die Alltagssprache bildete und Umgangs- und Standardsprache nur in beschränktem Umfang verwendet wurden, und letzteres in Nord- und Mitteldeutschland mehr als im oberdeutschen Süden. Dagegen war der Dialektgebrauch in den Städten, insbesondere in den Großstädten zugunsten der Umgangssprache rückläufig. Dabei verliefen diese Prozesse nach Sozialschichten, indem in Mittel-und Norddeutschland auch schon die untere Sozialschicht erfaßt war, während im oberdeutschen Süden, von der Schweiz mit vollem Dialektgebrauch in allen sozialen Schichten abgesehen, erst die Ober- und Mittelschicht betroffen waren.

---

[22] Zum Gebrauch von Niederdeutsch und Hochdeutsch bei Schülern in Westfalen im Jahr 1936 vgl. Schulte Kemminghausen (1939, S. 86ff.).

[23] Vgl. Zinsli (1956) und Sonderegger (1985, S. 1911ff.).

3. Die Varietäten und ihr Gebrauch in der zweiten Jahrhunderthälfte

3.1 Ursachen für die Veränderung des Varietätengebrauchs

Wie gestalten sich nun die Sprachverhältnisse der Gegenwart am Ende des 20. Jhs., nachdem seit der Zeit kurz vor dem Zweiten Weltkrieg 60 Jahre vergangen sind? Es besteht heute in der germanistischen Sprachwissenschaft weithin Konsens, daß die Zeit des Zweiten Weltkriegs (1939-45) und damit in etwa die Jahrhundertmitte einen deutlichen Einschnitt in der Sprachentwicklung bedeutet. Aber nicht nur die Sprachwissenschaft läßt um die Jahrhundertmitte in der Nachkriegszeit die unmittelbare Gegenwartssprache einsetzen[24], auch die Zeitgeschichte sieht hier ebenso einen deutlichen Einschnitt wie die Soziologie und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.[25] Obwohl politische Ereignisse zu einem bestimmten Zeitpunkt als auslösendes Moment geschehen, vollziehen sich die dadurch bedingten gesellschaftlichen und sprachlichen Veränderungen erst allmählich in einem sich anschließenden Zeitraum, indem durch das Miteinander verschiedener Generationen mit unterschiedlicher soziokultureller Prägung kontinuierliche Entwicklungen in der Weise erfolgen, daß Älteres mit der älteren Generation allmählich zurücktritt und Neues mit der jüngeren Generation aufkommt und sich zunehmend durchsetzt. Der Zweite Weltkrieg brachte insgesamt zwar eine Fülle von Umwälzungen und Veränderungen, aber im Hinblick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und in ihrem Gefolge die sprachlichen Veränderungen gelten die folgenden Vorgänge am bedeutsamsten und einflußreichsten:

1. die Umstrukturierung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse
2. die in vielen Gebieten erfolgten Bevölkerungsverschiebungen
3. die Landflucht und Vergrößerung der Städte

---

[24] Vgl. Wolf (1984, S. 820).

[25] Unter den verschiedenen Geschichtsdarstellungen umschreibt den zeitlichen Einschnitt und Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 am einsichtigsten Erdmann (1976/80) mit „Das Ende des Reiches und die Entstehung der Republik Österreich, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik". Weiters seien genannt Conze/Hentschel (1988, S. 296): Deutschland seit 1945; Mirow (1990, S. 957): Fortgeschrittener Industrialismus und gegensätzliche Ordnungssysteme seit 1945. Behnen (1991, S. 728): Deutschland nach 1945. Zu Österreich vgl. u.a. Kleindel (1995, S. 378): Die Zweite Republik ab 1945. Ploetz (1975) benennt sich überhaupt: Weltgeschichte der Gegenwart - Ereignisse und Entwicklungen seit 1945. In der Wirtschaftsgeschichte läßt z.B. Schäfer (1989, S. 115) 1945 das „Zeitalter der Weltwirtschaft" und insbesondere die „Entwicklung der westeuropäischen Zusammenarbeit" beginnen.

4. die Mobilität der Bevölkerung und die verstärkten Land-Stadt-Beziehungen besonders durch das Pendlerwesen
5. der Zugang aller Bevölkerungsschichten zu einem höheren Bildungswesen und dadurch zu entsprechenden Berufen
6. die Auswirkungen der Medien, besonders Rundfunk und Fernsehen.[26]

Dazu kurz im einzelnen.

Was die Umstrukturierung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse betrifft, so seien abermals die Verhältnisse in Österreich herangezogen und zwar von 1951 sechs Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und bloß im Abstand von 17 Jahren zu den Vorkriegsverhältnissen von 1934 sowie bezüglich der weiteren Entwicklung von 1961 mit 10jährigem Abstand zu 1951 und 16 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg.[27] Bereits 1951 zeichnet sich sehr deutlich ein Rückgang der land- und forstwirtschaftlich tätigen Bevölkerung unter die 50 %-Grenze in Ausweitung jener Gebiete ab, wo der Anteil dieser Wirtschaftsgruppe schon 1934 unter 50 % lag. Er wurde hauptsächlich dadurch ausgelöst, daß während der gewaltsamen Integrierung Österreichs in das nationalsozialistische Deutsche Reich von 1938-45 in Verbindung mit den Kriegsvorbereitungen eine verstärkte Industrialisierung einsetzte. Noch stärker ist dann dieser Rückgang 1961, wo nur mehr wenige Gebiete mit 50 % und mehr landwirtschaftlicher Bevölkerung und somit noch agrarischer Prägung verbleiben. Es sind dies in Vorarlberg der Bregenzer Vorderwald und die Walsergebiete im Landesinneren; in Nordtirol das Ötz- und Zillertal sowie große Teile von Osttirol mit dem Oberkärntner Lesachtal; in Salzburg Teile des Lungaues; in der Steiermark das obere Murgebiet der Obersteiermark und besonders die West-, Süd- und Oststeiermark und im Anschluß daran das südliche Burgenland; in Oberösterreich einzelne Gemeinden des Inn-, Hausruck- und Mühlviertels; in Niederösterreich südlich der Donau das Mostviertel im Westen sowie nördlich der Donau das Wald- und Weinviertel; und schließlich im nördlichen Burgenland der Seewinkel. Auf die gesamte Bevölkerung bezogen ging der Anteil der Gruppe Land- und Forstwirtschaft von 1934 mit 27,2 % bis 1951 auf 22,8 % zurück und sank bis 1961 auf 16,3 %. Das soziale Erscheinungsbild Österreichs hat sich also innerhab von rund 25 Jahren in sein Gegenteil umgekehrt. Nach nochmals 30 Jahren weist die Volkszählung von 1991 nur mehr die geringe Anzahl von 3,4 % Angehörigen der Land- und Forstwirtschaft auf.

---

[26] Allgemeine Ursachen für Modernisierungsschübe der letzten Jahrzehnte nennt u.a. Wehler (1975, S. 16f.).

[27] Vgl. die Karten für 1951 und 1961 bei Lendl (1965).

Im einzelnen schwanken die ländlichen Verhältnisse[28], indem der Rückgang im alpinen Westen von Vorarlberg, Nordtirol und Salzburg auf durchschnittlich 3 % besonders groß ist, während ansonsten in Ost- und Südösterreich der Durchschnitt bei 9 % liegt und es in wenigen noch landwirtschaftlich geprägten Gebieten Osttirols, des obersteirischen Murtales, der West-, Süd- und Oststeiermark sowie des niederösterreichischen Wein- und Waldviertels noch einzelne Gemeinden mit einem bäuerlichen Bevölkerungsanteil zwischen 20 und 30 % und teilweise noch etwas darüber gibt. Österreich ist also hinsichtlich der sozialen Zugehörigkeit der Bevölkerung zu Wirtschaftsgruppen in der zweiten Hälfte unserers Jahrhunderts von einem Agrar- zu einem Industriestaat geworden. So zählen 1991 neben den bloß 3,4 % Angehörigen der Land- und Forstwirtschaft als Primärsektor 39,8 % zum Sekundärsektor mit Industrie und Gewerbe, und 56,8 % üben als Tertiärsektor verschiedene Dienstnehmerberufe aus. Ähnlich gestalten sich auch die Entwicklungen in Deutschland und in der Schweiz.[29]

Nicht ohne Einfluß auf die sprachlichen Verhältnisse sind auch die Bevölkerungsverschiebungen. Der Zweite Weltkrieg brachte die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Ostgebieten von Schlesien, Pommern und Ostpreußen östlich von Neisse und Oder, der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei und die Umsiedlung der Donauschwaben aus Jugoslawien, Ungarn und Rumänien mit sich. Während Österreich nur relativ wenige Sudentendeutsche und Donauschwaben ansiedelte, kam es in Deutschland zur massenhaften Aufnahme und zur Ansiedlung in fast jeder Gemeinde, so daß dadurch sowohl die ländlichen als auch die städtischen Bevölkerungsverhältnisse durchmischt und verändert wur-

---

[28] Die Zurverfügungstellung der im einzelnen noch nicht veröffentlichten Daten der Volkszählung von 1991 verdanke ich Herrn Hofrat Dr. Richard Gisser und Frau Mag. Adelheid Bauer, Österreichisches Statistisches Zentralamt. Danach haben meine Mitarbeiter Doz. Dr. Peter Ernst und Doz. Dr. Franz Patocka in dankenswerter Weise eine hier leider ebenfalls nicht wiedergebbare Karte angefertigt.

[29] Nach der Brockhaus-Enzyklopädie, 17. Aufl., Bd. 4, Wiesbaden 1968, S. 612 und 19. Aufl., Bd. 4, Mannheim 1987, S. 164 betrug die Zahl der in der Landwirtschaft Erwerbstätigen im Deutschen Reich 1939 27,4 % und verringerte sich in der Bundesrepublik Deutschland bis 1950 auf 22,1 %, 1960 auf 13,6 %, 1970 auf 8,5 % und 1985 auf 5,4 %. Auch in der Schweiz ist nach Bd. 17, Wiesbaden 1973, S. 166 und Bd. 19, Mannheim 1992, S. 656 eine ähnliche Verringerung zu beobachten: 1950 16,0 %, 1960 11,6 %, 1970 8,5 %, 1980 6,9 %, 1990 5,5 %.

den.[30] Nicht vergessen werden soll aber auch die Massenflucht aus der Deutschen Demokratischen Republik in die Bundesrepublik bis 1961[31] sowie die Aufnahme von deutschen Aussiedlern aus Ungarn, Rumänien und der Sowjetunion besonders in den 70er und 80er Jahren.

Der Rückgang der Landwirtschaft und die Zunahme der Gewerbetätigen und der Dienstnehmerberufe ist die Folge der anhaltenden Industrialisierung, die ihrerseits wieder zur Landflucht mit Übersiedlung in die Städte und zu deren Bevölkerungszunahme und Vergrößerung führt. Damit verbunden sind auch das Pendlerwesen und die verstärkten Land-Stadt-Beziehungen, indem besonders das städtische Umland zum Wohngebiet der in der Stadt Beschäftigten wird und damit die Urbanisierung des Landes um sich greift. Überhaupt löst die Berufstätigkeit vor allem bei Städtern Mobilität und Ortswechsel aus. Hier sind aber auch die allgemeine Freizeitmobilität mit Auto und Bahn sowie der Tourismus und Fremdenverkehr zu nennen, wodurch ständig Menschen verschiedener räumlicher Herkunft in Kommunikation treten.

Auch das Bildungswesen hat sich stark verändert. Besuchte die ländliche Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich eine achtjährige Grundschule im eigenen Dorf und verblieb dann großteils auf dem Bauernhof oder erlernte ein meist ebenfalls im Dorf oder in der nahe gelegenen Stadt ausgeübtes Gewerbe, und war der Gymnasialbesuch und erst recht der Zugang zu den Hochschulen und Universitäten vornehmlich einer geringen Anzahl von Angehörigen der städtischen Ober- und Mittelschicht vorbehalten, so wurde besonders seit rund 1960 durch den Ausbau und die Einrichtung von Mittelpunktschulen und verschiedenen Gymnasial- und Mittelschultypen besonders in Kleinstädten und Großstädten allen Bevölkerungsschichten der Zugang zur höheren und fachlichen Bildung eröffnet und ermöglichte dann vielen auch den Besuch von Hochschulen und Universitäten. Auf diese Weise entstanden in sozialer Hinsicht die heute dominanten neuen Mittelschichten wie die Gesellschaft insgesamt pluralistisch wurde.

Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß von den Medien heute Rundfunk und Fernsehen selbst das abgelegenste letzte Dorf erreichen. Die Programme werden nicht nur stark gehört und gesehen, sondern sind

---

[30] An Heimatvertriebenen wurden in der Bundesrepublik Deutschland 9,7 Millionen und in der Deutschen Demokratischen Republik 1,9 Millionen angesiedelt (vgl. Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 5, Mannheim 1972, S. 90, und Bd. 6, Mannheim 1972, S. 501).

[31] Die Zahl der DDR-Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland betrug zwischen 1949 und 1961 über 3 Millionen.

auch für die Menschen in den verschiedensten Gegenden bestimmt, so daß sie eine weithin verständliche sprachliche Gestaltung erfordern.

Diese veränderten gesellschaftlichen und kommunikativen Verhältnisse, wie sie sich, zum Teil ausgelöst durch den Zweiten Weltkrieg, in den vergangenen rund 50 Jahren eingestellt haben, ziehen in unterschiedlicher Auswirkung auch sprachliche Veränderungen nach sich.[32] Sie verändern das Spektrum der mündlichen Varietäten und ihren Gebrauch. Dabei muß man sich klar sein, daß sprachliche Veränderungen nicht abrupt sondern kontinuierlich erfolgen und daß, wie schon vorhin erwähnt, die älteren Generationen ihre Gewohnheiten weitgehend beibehalten und sich die Neuerungen mit dem Hervortreten der jüngeren Generation allmählich merkbar einstellen und schließlich bestimmend durchsetzen.[33] Gegenüber den gesellschaftlichen und sprachlichen Verhältnissen der Vorkriegszeit machen sich diese Veränderungen bereits in den 1960er Jahren deutlich bemerkbar, so daß in diese Zeit die vom Zweiten Weltkrieg ausgelösten Umbrüche fallen. So ist es vor allem die unmittelbare Vorkriegs- und Kriegsgeneration der um 1940 Geborenen, die zum Träger der Wandlungen und Neuerungen wird.

Wie gestalten sich nun unter den veränderten gesellschaftlichen Voraussetzungen die mündlichen Sprachverhältnisse? Hier herrscht insgesamt landschaftliche Unterschiedlichkeit[34], die in den folgenden Vorträgen dieser Tagung für die einzelnen Regionen genauer aufgezeigt werden soll. Dennoch gibt es gewisse gemeinsame Tendenzen, die ich im folgenden wenigsten unter kursorischer Berücksichtigung der regionalen Verschiedenheit aufzeigen möchte.

---

[32] Allgemeine Charakterisierungen von Veränderungen der Gegenwartssprache bieten Braun (1993) und Sommerfeldt (1988).

[33] Hier sei kurz auf das immer wieder zum Teil kritisch angemerkte Phänomen hingewiesen, daß die Dialektologie meist die „echten" Dialektverhältnisse bloß bei der älteren Bevölkerung konstatiere, wobei ja Alter kein absolutes, sondern im Ablauf der Zeit bloß ein relatives Moment sei. Obwohl die heute ältere Generation die jüngere von gestern war, kann sie angesichts der Immanenz von Sprachwandel deshalb als Repräsentant der relativ verbindlichen Dialektformen gelten, weil sich bei ihr das Dialektsystem stabilisiert und eine gewisse Anzahl früherer Varianten konsolidiert hat, während sich bei der jüngeren Generation die Entwicklungen als Varianten im Fluß befinden und nicht abzusehen ist, was sich davon systematisieren wird. Zu Dialekt und Alter vgl. Mattheier (1980, S. 39ff.).

[34] Zum Verhältnis von Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten vgl. Besch/Herrmann-Winter/Schläpfer/Stellmacher/Löffler/Wiesinger (1990).

3.2 Zum Wandel und Gebrauch der Dialekte

Zunächst soll es um den Dialekt gehen. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen für Dialekt waren die ziemlich homogenen, bäuerlich-handwerklich geprägten Dorfgemeinschaften. Sie haben sich vor allem durch den Rückgang der Landwirtschaft, das Hinzukommen ortsfremder Leute, die neue Berufsausübung in der Umgebung, besonders in der nächstgelegenen Stadt und damit das Pendlerwesen sowie die Vergrößerung des Lebens- und Kontaktraumes jedes einzelnen aufgelöst und sind zu heterogenen, offenen Gesellschaften geworden, wobei ein jeder in viel mehr soziale Netzwerke integriert ist als früher und über einen viel größeren kommunikativen Radius verfügt. Die Auswirkungen auf den Dialekt sind unterschiedlich. Grundsätzlich läßt sich sagen, daß die einzelnen Ortsdialekte, die im sprachsoziologischen Gesamtgefüge zwischen Dialekt und Standardsprache an der untersten Stelle als Basisdialekt oder Grundmundart eingestuft werden, den größten sprachlichen Abstand zur überdachenden Schrift- und Standardsprache durch Unterschiede auf allen sprachlichen Ebenen aufweisen und hinsichtlich ihrer Verbreitung und Gültigkeit sich von Kleinraum zu Kleinraum, ja teilweise sogar von Ort zu Ort unterscheiden, weithin keinen Fortbestand mehr haben. Sie werden entweder in ihrer Substanz durch eine höhere Sprachschicht beeinflußt und umstrukturiert, oder sie werden überhaupt durch eine solche ersetzt, so daß sie allmählich zurücktreten und schließlich aussterben. Maßgeblich für diese Umstrukturierung oder Ersetzung ist über die genannten äußeren Existenzbedingungen hinaus auch das sprachsoziologische Prestige des Dialekts und die ihm entgegengebrachte Loyalität. Durchschnittlich kann man sagen, daß im oberdeutschen Raum und in Teilen des westmitteldeutschen Raumes das dialektale Prestige höher liegt und dialektale Umstrukturierungen der traditionellen Basisdialekte erfolgen, während in weiten Teilen des ostmitteldeutschen Raumes und des niederdeutschen Raumes sowie in einigen westmitteldeutschen Gebieten das dialektale Prestige und dort vor allem bei der geringen Anzahl noch verbliebener Dialektsprecher gering ist, so daß Aufgabe bzw. Ersatz eintritt.

Zur Umstrukturierung muß allgemein gesagt werden, daß der Rückgang der traditionellen Landwirtschaft und der alten Handwerke sowie der Wandel von der traditionellen manuellen Arbeitsweise zugunsten einer maschinellen bis industriellen, aber auch die Veränderung der Alltagswelt und der Lebensformen mit der Aufgabe der althergebrachten Sachen und Vorgänge auch zum Verlust der entsprechenden Bezeichnungen führen und damit zur Aufgabe eines bislang als dialekttypisch erachteten Wort-

schatzes.[35] Was Neues nach Sache und Benennung an die Stelle des bisherigen Alten tritt, kommt aus der Schriftsprache bzw. aus neuen, schriftsprachlich orientierten Fachsprachen und wird nur lautlich und das oft nur teilweise adaptiert. So heißt es z.B. in Niederösterreich im Dialekt weiterhin [mã:], „mähen", aber ['mɛ: maʃi:n], „Mähmaschine". Für die Dialektumstrukturierung auf der phonetisch-phonologischen und morphologischen Ebene werden hauptsächlich Stadtdialekte oder bestimmte Regionaldialekte vorbildlich, die mehr Prestige genießen als der eigene Dialekt und die nun die gegenüber früher vergrößerte und breitere Kommunikation im erweiterten Raum ermöglichen. Damit aber werden die abweichenden Erscheinungen des Basisdialekts nach dem Vorbild ersetzt. So ist z.B. für ganz Niederösterreich und das nördliche Burgenland und mit weiterer Wirkung bis in die oberösterreichische Landeshauptstadt Linz und die steiermärkische Graz sowie teilweise auch schon für Salzburg der Wiener Stadtdialekt maßgeblich. Hier werden z.B. in Niederösterreich [ɔɐ] für <ei>durch [a:] wie [brɔɐd] durch [bra:d] „breit", [ɔ:] für <o>durch [o:] wie [rɔ:d] durch [ro:d] „rot" und das Morphem [ɐ] nach Labial- und Velarfrikativ durch den Nasal ersetzt wie [hofɐ] durch [hofm] „hoffen", [mɔxɐ] durch [mɔxŋ] „machen" sowie ganze Wortformen ausgetauscht wie: [bi:rɐ] durch [biɐkŋ] „Birke" oder [bfiŋstɐ] („Pfingsttag") durch [dunɐstɔ:g] „Donnerstag". Was sich auf diese Weise bei der jüngeren Generation neu bildet, ist ein Verkehrsdialekt mit großräumiger Verbreitung an Stelle der bisherigen älteren Basisdialekte mit kleinräumiger bis lokaler Gültigkeit. Dabei können sich auch Artikulations- und Intonationsmuster und damit die sprechkonstitutiven Faktoren verändern. So läßt sich z.B. bei der jüngeren Generation vor allem im Burgenland, doch auch im westlichen Niederösterreich und in den Landeshauptstädten Linz und Graz beobachten, daß sich die gepreßte Artikulation mit übertroffenen Monophthongen [æ:] – [ɒ:] statt der Diphthonge [aɪ] – [aʊ], das velarisierte anlautende [ɫ] und die tonal flache Intonation des unterschichtigen Wiener Stadtdialekts durchsetzt. Ähnliche Beobachtungen sind auch in weiteren oberdeutschen Gegenden gemacht worden.[36] Auch

[35] Es ist kein Zufall, daß gerade in den mittel- und niederdeutschen Gebieten und der westdeutschen Bundesrepublik seit den 70er Jahren zahlreiche, meist von heimatverbundenen Laien gesammelte und zusammengestellte Ortswörterbücher entstanden, die bei vielfachem Rückgang des Dialektgebrauches den in Verlust geratenden Wortschatz dokumentieren sollen. Solche Dialektwörterbücher verzeichnen z.B. für das Rheinland Schmitt (1988) und Hoffmann (1994).

[36] An regionalen Studien seien u.a. genannt Jakob (1985), Renn (1994), Bücherl (1995) und an phonologischen Ortssprachenuntersuchungen u.a. Hathaway (1979), Klepsch (1988), Auer (1990), Steiner (1994).

in der Schweiz mit einer sehr breiten Dialektverwendung wirken vor allem die Stadtdialekte von Zürich und Bern in ihre weitere Umgebung, so daß die ursprünglichen kleinräumigen basisdialektalen Unterschiede zugunsten von regionalen Verkehrsdialekten abgebaut werden.[37] Genaues Material zur Beobachtung solcher Umstrukturierungen in der Fläche bietet der „Mittelrheinische Sprachtlas" von Günter Bellmann.[38] Als einziger der neuen Sprachatlanten ist er zukunftsorientiert, indem er in zweidimensionaler Weise für eine Reihe von Beispielen die basisdialektalen Erscheinungen der ortsgebundenen immobilen älteren Generation dem Dialekt der ortsverbundenen mobilen jüngeren Generation kontrastierend gegenüberstellt. Dabei zeigt sich, daß die kleinräumig vorkommenden und die sehr auffälligen und daher stark markierten Lautungen zugunsten großräumiger verkehrsdialektaler Erscheinungen aufgegeben werden.[39] In etwas anderer Weise führen Hans Friebertshäuser und Heinrich J. Dingeldein am Beispiel der städtischen Alltagssprache in Hessen vor, welche Erscheinungen dort in der Lexik, im Lautstand und in der Morphologie jeweils vorherrschen und mit welchen Variablen wechseln.[40]

Was gegenwärtig die Dialektkenntnis und den Dialektgebrauch betrifft, wenn beides auch nicht gleichgesetzt werden darf, weil der Dialektgebrauch vom Gesprächspartner und der Situation abhängig ist, so sind allerdings zu verschiedenen Zeiten und mit etwas unterschiedlichen Fragestellungen Repräsentativumfragen gemacht worden. Heinrich Löffler hat danach ein Kartenbild der durchschnittlichen länderweisen Verteilungen entworfen.[41] Danach gibt es insgesamt eine stärkere Dialektkenntnis im oberdeutschen und zum Teil im westmitteldeutschen Raum und eine geringere im ostmitteldeutschen und niederdeutschen Raum. So sprechen in der Schweiz über 95 % Dialekt, von denen 65 % die Standardsprache zwar in der Schule gelernt haben, aber mündlich überhaupt nicht gebrauchen. Österreich, Bayern, das südliche Baden-Württemberg,

---

[37] Vgl. u.a. Schifferle (1995) und die in Ausarbeitung befindliche Studie von Siebenhaar (1996).

[38] Bellmann/Herrgen/Schmitt (1994/95).

[39] Eine Berechnung des Dialektalitätsverlustes an ausgewählten Beispielen bieten Herrgen/Schmitt (1989).

[40] Vgl. Friebertshäuser/Dingeldein (1988). Zur unterschiedlichen Konzeption gegenüber dem Mittelrheinischen Sprachatlas vgl. Friebertshäuser/Dingeldein (1989).

[41] Vgl. Löffler (1994, S. 140ff.). Im Literaturverzeichnis wurde dort als Quelle für Österreich irrtümlich übersehen Wiesinger (1988).

Abb.: Geographische Verteilung der Dialektkenntnis in Deutschland, Österreich und der Schweiz (nach Löffler 1994, S. 140)

Rheinland-Pfalz und das Saarland liegen zwischen 71 und 78 % und das nördliche Baden-Württemberg und Hessen zwischen 56 und 63 %. Dagegen unterschreitet das Ostmitteldeutsche die 50 % Grenze, zum Teil bei weitem wie in Zentralthüringen mit nur 28 %. Im Niederdeutschen ist die Plattkenntnis in Schleswig-Holstein mit 64 % am höchsten und liegt im nördlichen Niedersachsen und in Nordrhein-Westfalen um 46 %, während sie im südlichen Niedersachsen[42] und im Osten viel geringer ist, so in Sachsen-Anhalt um 35-40 %, in Mecklenburg-Vorpommern um 16-26 % und in Südbrandenburg unter dem Einfluß Berlins nur mehr zwischen 0-14 %.

3.3 Zur Umgangssprache

Gegenüber der Entwicklung regionaler Verkehrsdialekte im oberdeutschen und teilweise im westmitteldeutschen Raum erfolgt in anderen Teilen des westmitteldeutschen Raumes und da besonders im Rheinland und im nördliche Hessen sowie im Ostmitteldeutschen die Ersetzung des Dialekts durch die Umgangssprache, während im Niederdeutschen an die Stelle der Dialekte das Hochdeutsche ebenfalls in umgangssprachlicher Ausformung nach der Schriftsprache tritt. Die Umgangssprache ist, wie schon vorhin gesagt, ein Ausgleichsprodukt zwischen Schrift- und Standardsprache und Dialekt, indem die Schriftsprache das erstrebte Vorbild bildet und der Dialekt die sprechkonstitutiven Eigenschaften der Lautbildung und Intonation, aber auch eine Reihe von Einzelerscheinungen liefert. Pragmatisch hat Jürgen Eichhoff in seinem „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" die Bandbreite der Umgangssprache als Stufenleiter zwischen Dialekt und Standardsprache charakterisiert, wobei in räumlicher Hinsicht die dialektalen Bestandteile von Süden nach Norden abnehmen.[43] Wesentlich ist, daß die Umgangssprache in zweifacher Hinsicht abgesetzt ist, nämlich nach unten vom Dialekt und nach oben von der Standardsprache, was den Sprechern auf irgendeine Weise vielfach auch bewußt ist. Gegenüber der Standardsprache erreicht die Umgangssprache auf allen sprachlichen Ebenen und das besonders in lautlicher und syntaktischer, aber auch in lexikalischer Hinsicht nicht die Höhe der Standardsprache bzw. der Hochsprache, wie es etwa bezüglich der Aussprache einerseits das durchschnittliche Lesen schriftsprachlicher Texte darstellt und andererseits der Gebrauch der Standardsprache in der öffentlichen Rede bei offiziellen Anlässen. Daß dabei die regionale Färbung auf Grund der sprechkonstitutiven Faktoren Artikulationsba-

---

[42] Vgl. zu Niedersachsen nun Stellmacher (1995).

[43] Vgl. Eichhoff (1977-93, Bd. 1, S. 11).

sis, Artikulation und Intonation sowie eine Reihe ebenfalls auf den Dialekt zurückgehender Eigenheiten verbleibt, verursacht nicht nur die Zwischenstellung der Umgangssprache sondern auch verschiedene regionale Ausformungen.[44] Die Absetzung vom Dialekt, das gegenüber der Standardsprache niedrigere Niveau und vor allem in vielen mittel- und norddeutschen Gebieten die breite Verwendung als Alltagssprache besonders der mittleren und höheren, aber auch der niedrigeren Sozialschichten bereits an Stelle der abkommenden Dialekte veranlaßt eine Reihe von Linguisten zur Bezeichnung und Einstufung als Substandard.[45] Diese jedenfalls dem Standard stark angenäherte Sprachform verfügt dadurch über eine große kommunikative Reichweite und ist im Gebrauch lockerer und weniger offiziös als die Standardsprache. Daß die Ablösung des Dialekts durch die Umgangssprache im Mitteldeutschen und durch das Hochdeutsche im Niederdeutschen in großem Umfang erfolgt, hat über die vorhin genannten allgemeinen Gründe für den Dialektrückgang hinaus auch geschichtliche Ursachen. So wurde im Ostmitteldeutschen in Verbindung mit der Entstehung und Durchsetzung der neuhochdeutschen Schriftsprache das Dialektsprechen schon im 17. Jahrhundert abgewertet. Zur selben Zeit kam es im Niederdeutschen zu dessen Abwertung zum Plattdeutschen als der Sprache der ungebildeten Bauern des platten, ebenen Landes bei gleichzeitiger Aufwertung des Hochdeutschen. Dagegen setzten solche sprachsoziologische Beurteilungen im Oberdeutschen nur schwach und erst ab dem Ende des 18. Jahrhunderts ein, ohne daß aber die Wirkung über die soziale Oberschicht in den Städten hinausging. Wenn der Dialektrückgang im Osten im Gebiet der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik heute überall stärker ist als im Westen, dann darf auch nicht vergessen werden, daß in der erstrebten klassenlosen Gesellschaft der Dialekt als Relikt der sozial geschichteten Feudalgesellschaft diskreditiert und abgelehnt wurde.

3.4 Zur sprachsoziologischen Schichtung und Domänenverteilung der Varietäten

Die Umgangssprache ist heute zwar in großem Umfang Ersatz für den Dialekt und das besonders in Mittel- und Norddeutschland, aber die Umgangssprache gibt es mit Ausnahme der Schweiz, wo der Dialekt fast alle mündlichen Kommunikationsfunktionen erfüllt, überall. Damit komme

---

[44] Eichhoff (1977-93) bringt zwar in erster Linie lexikalische Beispiele, doch bieten bereits die Karten 109-125 in Bd. 2 eine Auswahl von Beispielen zu Aussprache und Grammatik, was im vorgesehenen Bd. 4 fortgesetzt werden soll.

[45] Vgl. Bellmann (1983, 1985), Veith (1986) und Lerchner (1989).

ich auf das Verhältnis der Varietäten zueinander und ihre sprachsoziologische Schichtung und Domänenverteilung zu sprechen.[46] Soweit noch die traditionellen Dialekte fortbestehen und das vor allem im Oberdeutschen, bilden Dialekt- und Schrift- und Standardsprache die äußeren Pole der überkommenen Sprachschichtung. Dabei kann zwar gebietsweise Diglossie bestehen wie in der Schweiz, großteils aber kommt es zur Polyglossie als innerer Mehrsprachigkeit. Hier sind über die geläufige dreifache Gliederung mit Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache hinaus auch detailliertere Einteilungen bis zu sechs Einheiten versucht worden.[47] Während Dialekt und Standardsprache jeweils als diskrete Systeme aufgefaßt werden, gilt der Zwischenbereich vielfach als unstrukturiertes und variables Kontinuum, wenn er auch den Sprechern auf die eine oder andere Weise bewußt ist. Wo aber der Dialekt bereits abgekommen ist wie in weiten Teilen Mittel- und Norddeutschlands, verbleibt als Alltagssprache eine mehr oder minder dialektal gefärbte hochdeutsche, als Substandard eingestufte Umgangssprache, so daß es durch Ausfall des Dialekts nur mehr zu einer zweifachen Gliederung der gesprochenen Sprache in Substandard und Standard kommt.[48]

---

[46] Überblicke geben über die geschichtliche Entwicklung Besch (1983) und zur Gegenwart Schuppenhauer/Werlen (1983). Zu den Verhältnissen in der Bundesrepublik vgl. auch Mattheier (1990).

[47] Sie kommen dadurch zustande, daß die drei Haupteinheiten untergliedert werden. So unterscheidet Bach (1950, S. 3ff.) in vierfacher Weise Mundart – Halbmundart– Umgangssprache – Hochsprache, Ruoff (1973, S. 192ff.) Grundmundart – gehobene Mundart – Umgangssprache – landschaftliche Hochsprache und Wiesinger (1980, S. 186) Basisdialekt – Verkehrsdialekt – Umgangssprache – Standardsprache. Kranzmayer (1956, S. 2) untergliedert für das Bairische die Mundart auf Grund von Herkunft und Verbreitung dreifach in Bauernmundart – Stadtmundart – Verkehrsmundart, der er die Verkehrssprache und die Hochsprache anschließt, so daß eine fünffache Differenzierung entsteht. Knetschke/Sperlbaum (1967, S. 11) unterscheiden neben der als gesprochene Schriftsprache und Hochlautung nach Siebs charakterisierten, jedoch in solcher Weise höchstens von Berufssprechern verwendeten Hochsprache mit jeweils dreifacher Untergliederung Vollmundart – Halbmundart – Regionalmundart und landschaftlich gefärbte Umgangssprache – allgemeine Umgangssprache – landschaftliche Bildungssprache. Hingegen lehnen Vertreter der Substandardtheorie jegliche Untergliederung des Sprechkontinuums ab. So sagt z.B. Bellmann (1989, S. 204): „Voneinander abgehobene, diskontinuierliche Sprachschichten (Mundart – Umgangssprache – Standardsprache) gehören als Realität der sprachlichen Vergangenheit an und bestehen im übrigen lediglich als abstrahierende Konstrukte der Forscher."

[48] Es ist bei der Übergehung diachroner Kriterien zur Dialektbestimmung nicht sinnvoll, alle Abweichungen von der Standardsprache in bloß syn-

Hinsichtlich der Beherrschung und Verwendung der Varietäten gibt es heute durchschnittlich folgende Kombinationsmöglichkeiten. Nur mehr auf die Schweiz beschränkt ist der einschichtige Dialektsprecher, indem dort in allen Situationen 65 % der Bevölkerung mündlich nur Dialekt gebrauchen, wenn sie auch die Schriftsprache in der Schule gelernt haben, lesen und als gesprochene Standardsprache verstehen, während weitere 30 % in wenigen bestimmten Situationen als zweischichtige Sprecher auch noch die Standardsprache mündlich anwenden können.[49] Der Dialekt ist daher in der Schweiz zu einer mündlichen Ausbausprache geworden, indem etwa selbst universitäre Fachgespräche durch selbstverständliche Einlautung entsprechender Termini wie z.B. *Lautverschiebung* als *Luttverschibig* und *Bluttransfusion* als *Bluettransfusi* geführt werden. Eine Diglossie umgekehrter Art begegnet bei den Plattdeutschsprechern in Norddeutschland, indem diese in wenigen Situationen den niederdeutschen Dialekt gebrauchen und ansonsten mehrheitlich das Hochdeutsche sprechen, das sie selber als normgerechte Standardsprache auffassen, wenn dies im einzelnen auch nicht ganz zutrifft. Wer dort kein Plattdeutsch mehr spricht, darf als einschichtiger Sprecher der hochdeutschen Standard- bzw. Umgangssprache gelten. Der größte Teil der mittel- und oberdeutschen Dialektsprecher verwendet situationsabhängig in dreischichtiger Weise neben dem Dialekt auch die Umgangssprache und in wenigen Situationen mehr oder minder auch die Standardsprache. Hier gibt es dann vor allem unter den Gebildeten in der Stadt auch nur mehr zweischichtige Sprecher mit bloß Umgangs- und Standardsprache ohne Dialektgebrauch.

Sprachsoziologische Untersuchungen haben gezeigt, daß der Gebrauch von Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache und damit die Domänenverteilung abhängt von der Sozialschicht, dem Alter, dem Geschlecht, dem Wohnort und vom Gesprächspartner und der Gesprächssituation.[50] Obwohl der einzelne im Rahmen der pluralistischen Gesellschaft in unterschiedliche soziale Netzwerke eingebunden ist und die

chroner Ausrichtung und damit im Falle bloßer Zweidimensionalität die vom Standard abweichende Sprachform einfach als „Dialekt" einzustufen und zu bezeichnen, wie dies z.B. Glinz (1974, S. 76) mit Bezug auf die hochdeutsche Umgangssprache im Ruhrgebiet, das „Ruhrdeutsche", vorgenommen hat.

[49] Vgl. Löffler (1994, S. 142).

[50] Verwiesen sei hier vor allem als umfänglichste derartige Untersuchung einer ländlichen Gemeinde auf das sogenannte „Erp-Projekt" (Besch/Hufschmidt/Kall-Holland/Klein/Mattheier, 1981, und Hufschmidt/Klein/Mattheier/Michartz, 1983 sowie auf die Untersuchungen der Stadtsprachen

persönliche Spracheinstellung auch zu unterschiedlichem individuellen Sprachverhalten in Form der Varietätenwahl führt[51], läßt sich aber dennoch ein gewisser durchschnittlicher Sprachgebrauch als konventionalisierter, sich allerdings zunehmend lockernder Usus beobachten. Für Österreich z.B. kann man insgesamt sagen[52], daß der alltagssprachliche Dialektgebrauch von der Unter- über die Mittel- zur Oberschicht zu Gunsten der Umgangssprache und bei der Oberschicht auch ein wenig zu Gunsten der Standardsprache im Sinne landschaftlicher Bildungssprache abnimmt. Diese Verteilung ist auch für die Mittel- und Großstädte kennzeichnend, während auf dem Land mit einer vergleichsweisen Unter- bis unteren Mittelschicht das Dialektsprechen vorherrscht. Hauptsächlich für die Städte, weniger für das Land gilt, daß Frauen weniger Dialekt gebrauchen als Männer und die Umgangssprache bevorzugen. Hinsichtlich der Gesprächspartner und der Gesprächssituation herrscht Abnahme des Dialekts zugunsten der Umgangssprache und teilweise der Standardsprache von der informellen Situation in der Familie, mit Partner und Freunden und mit Arbeitskollegen zur formell-offiziösen Situation mit dem Vorgesetzten am Arbeitsplatz, dem Arzt, dem Lehrer in der Schule oder dem Beamten in einer städtischen Behörde. Die Standardsprache ist dann vor allem die Sprache der Öffentlichkeit in Schule, Kirche, Rundfunk und Fernsehen, in Versammlungen und bei öffentlichen Ansprachen. Allerdings nimmt heute in der Schule und bei öffentlichen Anlässen der Gebrauch von zum Teil stark dialektgefärbter bis dialektuntermischter Umgangssprache zu. Diese grundsätzlichen Domänenverteilungen begegnen auch im süddeutschen Raum, wenn es im einzelnen auch gegendweise Unterschiede gibt.[53] Dagegen tritt in Mittel- und Norddeutschland auch in informellen Situationen bereits vielfach die Umgangssprache als Substandard ein.

Aus dieser Domänenverteilung der Varietäten resultiert auch ihre sprachsoziologische Schichtung, indem ihnen in der Gesellschaft ein unterschiedliches Prestige beigemessen wird und insgesamt ein Wertgefälle entsteht. Der sprachsoziologische Mehrwert nimmt in Deutschland und

---

in Berlin (Dittmar/Schlobinski/Wachs, 1986, 1988 und Schlobinski 1987) und Mannheim (Kallmeyer/Keim/Schwitalla, 1994/95).

[51] Vgl. Dittmar/Schlobinski (1985).

[52] Vgl. Wiesinger (1983, 1988).

[53] Vgl. als Beispiel Rein/Scheffelmann-Mayer (1975) und allgemein auf Grund einer unter der Leitung von Kurt Rein durchgeführten, aber insgesamt nicht veröffentlichten Repräsentativumfrage in Bayern Zehetner (1985, S. 155-196) und Rascher (1987).

Österreich trotz individueller, gruppenweiser und landschaftlicher Unterschiede und Einstellungen im einzelnen vom Dialekt über die Umgangssprache zur Standardsprache zu. Allerdings läßt sich wie in Österreich und in Süddeutschland heute ein zunehmender Gebrauch von stark dialektgefärbter Umgangssprache oder überhaupt von Dialekt in einem Teil der ursprünglich der Standardsprache vorbehaltenen öffentlichen Situationen beobachten, was als Ausdruck eines neuen und gesteigerten Regionalbewußtseins etwa als Bayer, Franke oder Schwabe zu werten ist.

3.5 Zur Standardsprache

Die Standardsprache selbst wird etwa von Hadumod Bußmann pragmatisch als „historisch legitimierte, überregionale, mündliche und schriftliche Sprachform der sozialen Mittel- und Oberschicht" definiert, und weiter heißt es: „Entsprechend ihrer Funktion als öffentliches Verständigungsmittel unterliegt sie (besonders in den Bereichen Grammatik, Aussprache und Rechtschreibung) weitgehender Normierung, die über öffentliche Medien und Institutionen, vor allem aber durch das Bildungssystem kontrolliert und vermittelt werden".[54] Obwohl in dieser Definition Mündlichkeit und Schriftlichkeit gleichgesetzt werden und selbstverständlich enge Zusammenhänge bestehen, verfügt die gesprochene Sprache aber bekantlich über zahlreiche grammatikalische und da besonders syntaktische Eigenheiten, und auch auf der lexikalischen Ebene gibt es Unterschiede. Was bei der Betrachtung der mündlichen Varietäten des Deutschen besonders wichtig ist, ist die Aussprache. In dieser Hinsicht kann man die Standardsprache als die erstrebte mündliche Realisierung der Schriftsprache bezeichnen, nämlich als Umsetzung der orthographischen Vorgaben. Hier aber durchkreuzen sich bezüglich der Regularitäten drei Faktoren, die in der Definition von Hadumod Bußmann auch angesprochen sind, nämlich das vorgegebene kodifizierte Sprachsystem („historisch legitimierte... Sprachform"), der Usus vorrangiger Sprecher („soziale Mittel- und Oberschicht") und die Normierung („öffentliche Medien und Institutionen"). Welche landschaftlich unterschiedliche Gebrauchsnormen der Standardsprache sich im Sinne von landschaftlicher Bildungssprache bei den vorrangigen Sprechern aus der städtischen Mittel- und Oberschicht in der westdeutschen Bundesrepublik ergeben, hat 1989 Werner König in seinem „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland" festgestellt.[55] Hier zeigt sich, daß für Lautbildung und Lautkombinatorik durchschnittlich die land-

[54] Bußmann (1990, S. 732).

[55] König (1989).

schaftlichen Mittel, wie sie bereits im Dialekt vorliegen, eingesetzt werden, wie ja auch weitgehend die landschaftliche Intonation weiterwirkt. Dadurch ist es bei genügender Erfahrung auch jedem möglich, anhand der sprechkonstitutiven Faktoren, der sogenannten regionalen „Färbung" bzw. dem „Akzent", Sprecher räumlich zuzuordnen. Bei der Kodifizierung der Aussprachenormen im „Siebs" hat man einen Teil solcher regionalsprachlicher Standardrealisierungen als „gemäßigte Hochlautung" beschrieben, als Zielnorm aber eine „reine Hochlautung" präskriptiv vorgegeben.[56] Eine etwas anders aufgefaßte „gemäßigte Hochlautung", nämlich als heutiges überregionales Durchschnittsverhalten, bietet das „Duden-Aussprachewörterbuch" von Max Mangold.[57] Tatsächlich eingehalten wird ein größerer Teil dieser Normen heute nur von sprechtechnisch geschulten Berufssprechern wie Rundfunk- und Fernsehansagern und Schauspielern. Aber vielfach liegen diese Normen zu hoch, so daß sich viele Rundfunk- und Fernsehmoderatoren und teilweise auch das Theater an einem landschaftlichen Standardgebrauch orientieren, wenn auch durchaus in einer etwas gehobeneren Weise als Durchschnittssprecher. So gibt es wie bei der Umgangssprache auch eine regionale Gliederung der Standardsprache.

Solche regionale Differenzierungen der Standardsprache betreffen aber nicht nur im Sinne der „gemäßigten Hochlautung" die Aussprache, sondern sie begegnen auch auf den weiteren sprachlichen Ebenen. Besonders erwähnt seien hier bekannte nord-südlich gelagerte lexikalische Unterschiede wie *Sonnabend/Samstag, Harke/Rechen, dieses Jahr/heuer*, an die man sich seit langem gewöhnt hat. Um diese schrift- und standardsprachlichen Differenzierungen hat sich in den letzten 10 Jahren eine sich intensivierende, doch nur teilweise wahrgenommene Diskussion entwickelt, die ich nur kurz skizzieren kann. Dabei geht es vor allem um das Problem der „nationalen Varietäten", da sich die deutsche Sprache ja auf mehrere Staaten verteilt. Bekanntlich gab es schon in den 70 Jahren die Diskussion um eine sprachliche Auseinanderentwicklung der damals beiden deutschen Staaten[58], und zur selben Zeit begann auch die ge-

---

[56] De Boor/Moser/Winkler (1969).

[57] Mangold (1990, S. 5): „Das Duden-Aussprachewörterbuch vermittelt eine allgemeine Gebrauchsnorm, die sogenannte Standardsprache oder Standardlautung. ... Sie ist überregional, d.h. sie enthält keine landschaftlichen oder mundartlichen Ausspracheprägungen. ... Sie unterscheidet die Laute stärker als die Umgangslautung. ... Sie orientiert sich an der Sprachwirklichkeit, nicht mehr an der als übersteigert empfundenen Bühnenaussprache."

[58] Vgl. besonders Debus/Hellmann/Schlosser (1986), Fleischer (1987) und Schlosser (1990).

nauere Beschäftigung mit dem österreichischen Deutsch.[59] Auslösendes Moment für die jüngere Diskussion war das 1984 in England erschienene Buch des australischen Germanisten Michael Clyne „Language and Society in the German-Speaking Countries", dessen Inhalte ab 1986 rezipiert wurden.[60] Clyne versteht darin das Deutsche als poly- oder plurizentrische Sprache, indem bei Gleichsetzung von Nation, Staatsterritorium und Sprache jeder der deutschsprachigen Staaten, also damals Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich und Schweiz, ein nationales Zentrum bildet und damit nationale, in ihrer Gültigkeit gleichrangige und gleichwertige Varietäten existieren. Allerdings würden die Varietäten der kleineren Staaten in der Praxis von der Varietät der größeren schon allein auf Grund der Zahl der Sprecher dominiert und nicht gebührend anerkannt. Dieses Mißverhältnis der Sprecher hat sich seit der deutschen Wiedervereinigung erhöht und vor allem die Diskussion in Österreich unter den Sprachwissenschaftlern entfacht.[61] Ohne auf Einzelheiten einzugehen, ist der allergrößte Teil des schrift- und standardsprachlichen Inventars und der Strukturen in allen deutschsprachigen Staaten identisch und gleichermaßen verbindlich und betreffen die Variablen auf allen sprachlichen Ebenen nur einen verhältnismäßig geringen Teil.[62] Dazu kommt, daß die einzelnen Variablen unterschiedlich verbreitet sind, was auf geschichtliche, jedoch von den heutigen Staatsgebieten unabhängige Entwicklungen zurückgeht. Sowohl in Deutschland als auch in Österreich und in der Schweiz gibt es jeweils im ganzen Gebiet gültige Eigenheiten, nur in Teilgebieten verbreitete Eigenheiten und in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz übergreifende oberdeutsche Gemeinsamkeiten gegenüber Mittel- und Norddeutschland. So wird unter diesen strukturellen Gegebenheiten bei zusätzlichen Divergenzen im jeweiligen Staat mit Recht von einem Österreichischen Deutsch, einem Schweizerdeutsch und einem Deutschen Deutsch, oder, wie jüngst vorgeschlagen, von einem Deutschländischen Deutsch als Varietäten der deutschen Sprache gesprochen. Regionale Unterschiede in den jeweiligen Staaten selber aber haben auch zur Ansicht geführt, daß die Auffassung einer staatsbezogenen nationalen Plurizentrik insgesamt nicht gerechtfertigt sei, sondern daß man die Differenzierung richtiger als pluriareal zu beurteilen habe. Demgegenüber betont die Gegenseite in ideologi-

---

[59] Vgl. Wiesinger (1988a) und die dort in Auswahl genannte Literatur S. 28ff.

[60] Clyne (1984).

[61] Vgl. Wiesinger (1995).

[62] Eine ausführliche Darstellung von schrift- und standardsprachlichen Eigenheiten in den deutschsprachigen Staaten gibt nun Ammon (1995).

scher Argumentation, daß die Eigenstaatlichkeit auch den Anspruch auf eine Nationalsprache rechtfertige und in erster Linie die sprachpolitische Einstellung den Ausschlag zu geben habe. Daß sich die drei deutschsprachigen Staaten Deutschland, Österreich und Schweiz kulturell auseinanderentwickelt haben und es jeweils ein eigenes Nationalbewußtsein gibt, steht außer Frage. Ebenso steht fest, daß es jeweils sprachliche Eigenheiten gibt. Aber zur Beurteilung der Sprache und da insbesondere der verbindenden, allseits anerkannte deutschen Schrift- und Standardsprache muß diese in ihrer jeweiligen Gesamtheit beücksichtigt werden und dürfen Unterschiede nicht für sich genommen und jeweiligs als Einzelheiten absolut für das Ganze gesetzt werden. In diesem Sinn gibt es eben in Österreich nur die Varietät Österreichisches Deutsch, deren Eigenart die Summe heterogener, unterschiedlich verbreiteter Besonderheiten als Austriazismen ausmacht. Ebenso zu beurteilen sind auch die entsprechenden, durch Eigenheiten gekennzeichneten schrift- und standardsprachlichen Varietäten in Deutschland und in der Schweiz. Die jeweiligen Varianten aber sind bezüglich ihrer normativen Gültigkeit als gleichwertig anzuerkennen.

6. Zusammenfassung

Überschaut man die gegenwärtige sprachliche Situation im deutschen Sprachraum am Ende unseres Jahrhunderts, so muß man sagen, daß sich zwar insgesamt Varietätenverteilung und Varietätengebrauch seit der Zeit der Jahrhundertmitte vor dem Zweiten Weltkrieg stark verändert haben, aber landschaftlich heterogen geblieben sind. Am stärksten davon betroffen ist der Dialekt. Im Verhältnis zu Umgangs- und Standardsprache lassen sich hier drei Entwicklungsrichtungen beobachten:

- Der Dialekt bildet das einzige Kommunikationsmittel aller Sozialschichten in nahezu allen Situationen, die Standardsprache erfüllt nur mehr sehr wenige kommunikative Funktionen. Dies ist die Situation der Schweiz.
- Der Dialekt beherrscht die meisten informellen Alltagssituationen insbesondere auf dem Land und bei den unteren Sozialschichten der Großstädte, während in formelleren Situationen und bei den mittleren und höheren Sozialschichten in den Großstädten die Umgangssprache und in wenigen öffentlichen Situationen die Standardsprache verwendet wird. Dabei wandeln sich die kleinräumigen bis lokalen Basisdialekte unter dem Einfluß der Stadtdialekte zentraler Großstädte zu regionalen Verkehrsdialekten. Dies gilt hauptsächlich im oberdeutschen Österreich und Süddeutschland und teilweise im Westmitteldeutschen.

- Der Dialekt schränkt sich vor allem auf die ältere Generation auf dem Land ein, während die jüngere Generation in den Städten und großteils auch auf dem Land bereits zur Umgangssprache übergegangen ist, so daß der Dialekt zusehends zurückgeht. Dies ist die Situation in weiten Teilen des Ostmitteldeutschen und in Teilen des Westmitteldeutschen, sowie bezüglich des Niederdeutschen auch in Teilen Norddeutschlands.

Als fortgeschrittener Zustand dieser Entwicklung ergibt sich schließlich:

- Der Dialekt ist auch schon bei der älteren Generation weitgehend durch die Umgangs- bzw. Standardsprache abgelöst worden, so daß sich Dialektlosigkeit einstellt. Dies betrifft besonders Teile des Ostmitteldeutschen und Teilgebiete Norddeutschlands, wo das Niederdeutsche durch das Hochdeutsche in Form der Umgangs- bzw. Standardsprache ersetzt wurde. Besonders für diese Situation trifft die Unterscheidung von Substandard und Standard zu.

Der verstärkte Gebrauch der Umgangssprache beeinflußt seinerseits auch die Schriftsprache, in die heute viele umgangssprachliche Erscheinungen eingegangen sind, vor allem in der Lexik[63], teilweise aber auch in der Syntax. Auch die regionalen Färbungen und Eigenheiten der Standardsprache gehen darauf zurück.

Hinsichtlich der Dialektsituation muß noch kurz auf die immer wieder gestellte und auch im Rahmen dieser Tagung behandelte Frage „Dialektverfall oder Dialektrenaissance" eingegangen werden. Dialektverfall wird immer wieder darin gesehen, daß sich der Bestand der traditionellen Basisdialekte auflöst, was als Verlust des sogenannten „reinen Dialekts" beklagt wird. Im Oberdeutschen und in Teilen des Westmitteldeutschen tritt dabei kein Dialektverlust an sich ein, sondern die Entstehung neuer regionaler Verkehrsdialekte bedeutet sprachliche Anpassung an die gewandelten gesellschaftlichen Verhältnisse. In Teilen Mitteldeutschlands und in Norddeutschland erfolgt tatsächlich weitgehend der Rückgang der Dialekte zugunsten von Umgangs- und Standardsprache. Infolgedessen werden dort vor allem von heimatbewußten Laien die Dialekte gesammelt und in zahlreichen Orts- oder Regionalwörterbüchern dokumentiert, wird eifrig Dialektliteratur produziert und gelesen, wird Dialekt in Vereinen gepflegt und auch zum Teil in den Medien in Dialektecken in Tageszeitungen und in Rundfunksendungen geboten. Ja es gibt in Norddeutschland sogar Niederdeutschkurse in Volkshochschulen, wie

[63] Vgl. dazu die zahlenmäßigen Zusammenstellungen bei Braun (1993, S. 30ff.).

dort nun überhaupt besonders von jenen, die das Platt nicht mehr als lebendige Alltagssprache gebrauchen, das Niederdeutsche als die angestammte, schöne Sprache gegenüber dem leider allherrschenden fremden Hochdeutschen mythisiert wird. Dieser tatsächliche weite Dialektverlust löst also großes Dialektinteresse und entsprechende Aktivitäten aus, weil man im Dialekt ein in seiner Existenz bedrohtes heimatliches Identifikationsmerkmal erkennt. Trotzdem bleibt diese „Dialektrenaissance" vordergründig und kann nicht zu neuem aktiven Dialektgebrauch in der Alltagskommunikation führen.

Was aber neuerdings überall beansprucht wird, ist ein größerer individueller sprachlicher Toleranzraum. Unsere pluralistische Gesellschaft hat spätestens unter dem Einfluß der Studentenrevolution von 1968 die gesellschaftlichen Verhaltensregeln sehr gelockert und toleriert gegenüber früher viele Abweichungen vom gewohnten Durchschnittsverhalten. Das gilt auch für die Sprache. Es äußert sich darin, daß sich viele heute nicht mehr bemühen, sich etwa in formellen Situationen an ein früher übliches gehoben umgangssprachliches bis standardsprachliches Verhalten anzupassen, sondern im Dialekt oder einer stark dialektal gefärbten Umgangssprache sprechen. Auch in der Schule und an Universitäten, bei öffentlichen Reden und in Interviews kann man dies besonders im Ober- und zum Teil auch im mitteldeutschen Raum beobachten, während man Politikern und Funktionären diesbezüglich als Attitüde gerne Volksnähe einräumt. Der Grund für diese Art von „Dialektrenaissance" liegt meist darin, daß man sich nicht nur locker und ungezwungen gibt, sondern daß die ausgeweiteten Studienmöglichkeiten bei Herkunft aus niedrigen Sozialschichten einen beruflichen Aufstieg in höhere Sozialschichten gestatten, wobei aber ein früher üblicher, ja vielfach notwendiger entsprechender sprachlicher Aufstieg nicht oder nur mehr teilweise vollzogen wird.

So gibt es heute im Deutschen ein großes Spektrum gesprochener Sprache. Die zentralen Varietäten Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache konnten nur in ihrer grundlegenden Entwicklung und Verwendung umrissen werden und sollen nun in den folgenden Vorträgen in ihren einzelnen landschaftlichen Ausformungen näher behandelt werden.

Literatur

Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (1980): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen.

Ammon, Ulrich (1987): Language – Variety/Standard Variety – Dialect. In: Ammon/Dittmar/Mattheier (1987/88), Halbbd. 1, S. 316-335.

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1987/88): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 2. Halbbde. Berlin/New York.

Auer, Peter (1990): Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin und New York. (Studia Linguistica Germanica 28).

Bach, Adolf (1950): Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. 2. Aufl., Heidelberg. Nachdruck als: 3. Aufl., Heidelberg 1969.

Behnen, Michael u.a. (1991): Deutsche Geschichte. Von den Anfängen bis zur Wiedervereinigung. 2. Aufl., Stuttgart.

Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier (Hg.) (1983), S. 105-130.

Bellmann, Günter (1985): Substandard als Regionalsprache. In: Stötzel, Georg (Hg.) (1985): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil. Berlin/New York. S. 211-218.

Bellmann, Günter (1989): Variation und Devariation. In: Greule, Albrecht/Ruberg, Uwe (Hg.) (1989): Sprache – Literatur – Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen. Wolfgang Kleiber zu seinem 60. Geburtstag gewidmet. Stuttgart. S. 203-213.

Bellmann, Günter/Herrgen, Joachim/Schmitt, Jürgen-Erich (1994/95): Mittelrheinischer Sprachatlas. 2 Bde. Tübingen.

Besch, Werner (1983): Entstehung und Ausprägung binnensprachlicher Diglossie im Deutschen. In: Besch/Knoop/Putschke/Wiegand (1982/83), S. 1399-1411.

Besch, Werner/Herrmann-Winter, Renate/Schläpfer, Robert/Stellmacher, Dieter/Löffler, Heinrich/Wiesinger, Peter (1990): Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten. In: Stickel, Gerhard (Hg.) (1990): Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin/New York. (Institut für deutsche Sprache – Jahrbuch 1989). S. 182-232.

Besch, Werner/Hufschmidt, Jochen/Kall-Holland, Angelika/Klein, Eva/ Mattheier, Klaus J. (1981): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt 1. Berlin.

Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1982/83): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbbde., Berlin/New York.

Besch, Werner/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1985): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin.

Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.) (1984/85): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2 Halbbde., Berlin/New York.

Bichel, Ulf (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen. (Hermaea 32).

Bichel, Ulf (1980): Umgangssprache. In: Althaus/Henne/Wiegand (Hg.) (1980), S. 379-383.

Bichel, Ulf (1988): Zur Fragwürdigkeit der Einordnung von „Umgangssprache" zwischen „Mundart" und „Hochsprache". Ketzereien zum Thema: Aufbau einer Gemeinsprache. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 20/1, S. 18-33.

Braun, Peter (1993): Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten. 3. Aufl., Stuttgart. (Urban-Taschenbücher 297).

Bücherl, Rainald (1995): Dialektwandel und Dialektvariation als didaktisches Problem. Eine Bestandsaufnahme im bairisch-schwäbischen (lechrainischen) Übergangsdialekt. Regensburg.

Bußmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Aufl., Stuttgart. (Kröners Taschenausgabe 452).

Clyne, Michael (1984): Language and Society in the German-Speaking Countries. Cambridge.

Conze, Werner/Hentschel, Volker (Hg.) (1988): Ploetz – Deutsche Geschichte. Epochen und Daten. 4. Aufl., Freiburg/Würzburg.

Cordes, Gerhard (1963): Zur Terminologie des Begriffs 'Umgangssprache'. In: Festgabe für Ulrich Pretzel. Zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Hrg. von Werner Simon u.a. Berlin. S. 338-354.

De Boor, Helmut/Moser, Hugo/Winkler, Christian (Hg.) (1969): Siebs – Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Berlin.

Debus, Friedhelm (1962): Zwischen Mundart und Hochsprache. Ein Beitrag zur Stadtmundart und Umgangssprache. In: Zeitschrift für Mundartforschung 29, S. 1-42.

Debus, Friedhelm (1963): Stadtsprachliche Ausstrahlung und Sprachbewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts. In: Marburger Universitätsbund. Jahrbuch 1963. Marburg. S. 17-68.

Debus, Friedhelm (1978): Stadt- und Landbeziehungen in der Sprachforschung. Theoretische Ansätze und Ergebnisse. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 97, S. 362-393.

Debus, Friedhelm/Hellmann, Manfred W./Schlosser, Horst Dieter (Hg.) (1986): Sprachliche Normen und Normierungsfolgen in der DDR. Hildesheim/Zürich/New York (Germanistische Linguistik 82-83).

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (1985): Die Bedeutung von sozialen Netzwerken für die Erforschung von Ortssprachen. In: Besch/Mattheier (1985), S. 158-188.

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter/Wachs, Inge (1986): Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire. Berlin.

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter/Wachs, Inge (1988): Berlin Urban Vernacular Studies: Contribution to Sociolinguistics. In: Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (Hg.) (1988): The Sociolinguistics of Urban Vernaculars. Case Studies and Their Evaluation. Berlin. S. 1-144.

Domaschnev, Anatoli I. (1987): Umgangssprache/Slang/Jargon. In: Ammon/Dittmar/Mattheier (1987/88), Halbbd. 1, S. 308-315.

Eichhoff, Jürgen (1977-93): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 3 Bde. Bern.

Erdmann, Karl Dietrich (1976/80): Das Ende des Reiches und die Entstehung der Republik Österreich und der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik. München 1980. (Gebhardt - Handbuch der deutschen Geschichte 22 = DTV 4222).

Fleischer, Wolfgang (Hg.) (1987): Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Fragen seines Aufbaus und seiner Verwendungsweise. Leipzig.

Frank, Julius (1898): Die Frankenhäuser Mundart. Diss. Leipzig, Halle/Saale.

Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich J. (1988): Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Tübingen. (Hessische Sprachatlanten - Kleine Reihe 1).

Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich J. (1989): Neue Dimensionen areallinguistischer Forschung. Die Konzepte des „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen", der „Wortgeographie der städtischen Alltagssprachen in Hessen" und des „Mittelrheinischen Sprachatlas" im Vergleich. In: Putschke/Veith/Wiesinger (1989), S. 110-125.

Glinz, Hans (1974): Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick. 5. Aufl., Bad Homburg v.d.H. (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 1).

Göschel, Joachim/Ivić, Pavle/Kehr, Kurt (Hg.) (1980): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des Internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts", Marburg/Lahn, 5.-10. September 1977. Wiesbaden. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft N.F. 26).

Göschel, Joachim/Nail, Norbert/Van der Elst, Gaston (Hg.) (1976): Zur Theorie des Dialekts. Aufsätze aus 100 Jahren Forschung. Wiesbaden. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft N.F. 16).

Hathaway, Luise (1979): Der Mundartwandel in Imst in Tirol zwischen 1897 und 1973. Wien. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 3).

Herrgen, Joachim/Schmitt, Jürgen-Erich (1989): Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Putschke/Veith/Wiesinger (1989), S. 304-346.

Hoffmann, Walter (1994): Bibliographie zu Grammatik und Wortschatz rheinischer Dialekte. Köln. (Rheinische Mundarten 8).

Hufschmidt, Jochen/Klein, Eva/Mattheier, Klaus J./Mickartz, Heinrich (1983): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt 2. Berlin.

Jakob, Karlheinz (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer Übergangslandschaft. 2 Bde. Marburg. (Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland 3).

Kallmeyer, Werner/Keim, Inken/Schwitalla, Johannes (Hg.) (1994/95): Kommunikation in der Stadt. 4 Bde, Berlin. (Schriften des Instituts für deutschen Sprache 4, 1-4).

Kauffmann, Friedrich (1889): Dialektforschung. In: Kirchhoff, Alfred (Hg.) (1889): Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. Stuttgart. S. 381-432.

Kleindel, Walter (1995): Österreich. Daten zur Geschichte und Kultur. 4. Aufl. von Isabella Ackerl und Günter K. Kodek. Wien.

Klepsch, Alfred (1988): Lautsystem und Lautwandel der Nürnberger Stadtmundart im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik 85).

Knetschke, Edeltraud/Sperlbaum, Margret (1967): Anleitung für die Herstellung der Monographien der Lautbibliothek. Basel/New York. (Phonai, Reihe A/2).

König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. München.

Kranzmayer, Eberhard (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien.

Lendl, Egon (1965): Wohnbevölkerung nach Wirtschaftsgruppen. Karten und Kommentare. In: Österreichischer Volkskundeatlas. 2. Lieferung, Wien.

Lerchner, Gotthard (1989): Der „Substandard" in der kulturell-kommunikativen Tradition des Dialekts. In: Putschke/Veith/Wiesinger (1989), S. 289-303.

Löffler, Heinrich (1994): Germanistische Soziolinguistik. 2. Aufl., Berlin. (Grundlagen der Germanistik 28).

Mangold, Max (1990): Duden – Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardsprache. 3. Aufl., Mannheim/Wien/Zürich.

Martin, Bernhard (1959): Die deutschen Mundarten. 2. Aufl., Marburg.

Mattheier, Klaus J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Heidelberg. (Uni-Taschenbücher 94).

Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1983): Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik 46).

Mattheier, Klaus J. (1988): Das Verhältnis von sozialem und sprachlichem Wandel. In: Ammon/Dittmar/Mattheier (1987/88), Halbbd. 2, S. 1430-1452.

Mattheier, Klaus J. (1990): Dialekt und Standardsprache, Über das Varietätensystem des Deutschen in der Bundesrepublik. In: International Journal of the Sociology of Language 83, S. 59-81.

Mirow, Jürgen (1990): Geschichte des deutschen Volkes. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gernsbach.

Moser, Hugo (1960): „Umgangssprache". Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 27, S. 215-232.

Munske, Horst Haider (1983): Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung. In: Besch/Knoopp/Putschke/Wiegand (1982/83), Halbbd. 2, S. 1002-1018.

Nabrings, Kirsten (1981): Sprachliche Varietäten. Tübingen. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 147).

Ploetz (1975): Weltgeschichte der Gegenwart. Ereignisse und Entwicklungen seit 1945. Würzburg.

Porzig, Walter (1950): Das Wunder der Sprache. Probleme, Methoden Ergebnisse der Sprachwissenschaft. Bern. 5. Aufl. von Andrea Jecklin und Heinz Rupp. Münschen 1971. (Uni-Taschenbücher 32).

Putschke, Wolfgang/Veith, Werner/Wiesinger, Peter (Hg.) (1989): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie 90).

Radtke, Ingulf (1973): Die Umgangssprache. Ein weiterhin ungeklärtes Problem der Sprachwissenschaft. In: Muttersprache 83, S. 151-171.

Rascher, Reinhard (1987): Das Fränkische im Alltag, in der Schule und in den Medien. In: Wagner, Eberhard (1987): Das fränkische Dialektbuch. München. S. 105-156.

Rein, Kurt/Scheffelmann-Mayer, Martha (1975): Funktion und Motivation des Gebrauchs von Dialekt und Hochsprache im Bairischen. Untersucht am Sprach- und Sozialverhalten einer oberbayerischen Gemeinde. (Walpertskirchen, Landkreis Erding). In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 42, S. 257-290.

Renn, Manfred (1994): Die Mundart im Raum Augsburg. Untersuchungen zum Dialekt und zum Dialektwandel im Spannungsfeld großstädtisch-landschaftlicher und alemannisch-bairischer Gegensätze. Heidelberg. (Sprache – Literatur und Geschichte 9).

Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Tübingen. (Idiomatica 1).

Schäfer, Hermann (Hg.) (1989): Ploetz – Wirtschaftsgeschichte der deutschsprachigen Länder vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Würzburg.

Schifferle, Hans-Peter (1995): Dialektstrukturen in Grenzlandschaften. Untersuchungen zum Mundartwandel im nordöstlichen Aargau und im benachbarten südbadischen Raum Waldshut. Bern/Berlin/Frankfurt a.M./New York/Paris/Wien. (Europäische Hochschulschriften I/1538).

Schlobinski, Peter (1987): Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin.

Schlosser, Horst Dieter (1990): Die deutsche Sprache in der DDR zwischen Stalinismus und Demokratie. Historische, politische und kommunikative Bedingungen. Köln.

Schmeller, Johann Andreas (1821): Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München.

Schmitt, Eva-Maria (1988): Mundartwörterbücher des Rheinlandes. Eine Bibliographie. Köln.

Schulte Kemminghausen, Karl (1939): Mundart und Hochsprache in Norddeutschland. Neumünster.

Schuppenhauer, Claus/Werlen, Iwar (1983): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. In: Besch/Knoop/Putschke/Wiegand (1982/83), S. 1411-1427.

Schwarz, Ernst (1950): Die deutschen Mundarten. Göttingen.

Sexauer, Othmar (1927): Die Mundart von Pforzheim. Leipzig. (Form und Geist 2).

Siebenhaar, Beat (1996): Dialektwandel und Einstellung zwischen Zürcher und Berner Großraummundart am Beispiel der Aarauer Stadtmundart. In: Alten Welten – neue Welten. Akten des IX. Kongresses der Internationalen Vereinigung für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft (IVG.). Hg. von Michael S. Batts. Bd. 3, Tübingen, S. 63.

Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hg.) (1988): Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.

Sonderegger, Stefan (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der Schweiz. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (1984/85), Halbbd. 2, S. 1873-1993.

Steger, Hugo (1984): Bemerkungen zum Problem der Umgangssprache. In: Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Hg. von Werner Besch u.a. Göppingen. S. 251-278. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 423).

Steiner, Christiane (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19).

Stellmacher, Dieter (1995): Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 88).

Veith, Werner H. (1986): Substandard unter dialektologischem Aspekt. Forschungen zur deutschen Sprachstatistik und Sprachkartographie. In: Holtus, Günter/Radke, Edgar (Hg.) (1986): Sprachlicher Substandard. Tübingen. S. 187-217.

Wehler, Hans-Ulrich (1975): Modernisierungstheorie und Geschichte. Göttingen.

Wiesinger, Peter (1979): Johann Andreas Schmeller als Sprachsoziologe. In: Linguistic Method. Essays in Honor of Herbert Penzl. Ed. by Irmengard Rauch and Gerald F. Carr. Den Haag. S. 585-599.

Wiesinger, Peter (1980): „Sprache" und „Dialekt" als sachliches und terminologisches Problem. In: Göschel/Ivić/Kehr (1980), S. 177-198.

Wiesinger, Peter (1983): Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich. In: Zeitschrift für Germanistik 4, S. 184-195.

Wiesinger, Peter (1985): Gesellschaftliche und sprachliche Probleme bei der Erforschung örtlicher Sprachgemeinschaften. Schwerpunkte der Forschungsgeschichte. In: Besch/Mattheier (1985), S. 24-48.

Wiesinger, Peter (1987): Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1981 bis 1985 und Nachträge aus früheren Jahren. Bern/Frankfurt a.M./New York/Paris.

Wiesinger, Peter (1988): Die sprachsoziologischen Verhältnisse in Österreich. Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 20/1, S. 71-81.

Wiesinger, Peter (Hg.) (1988a): Das österreichische Deutsch. Wien/Köln/Graz. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 12).

Wiesinger, Peter (1995): Das österreichische Deutsch in der Diskussion. In: Muhr, Rudolf/Schrodt, Richard/Wiesinger, Peter (Hg.) (1995): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien. S. 59-74. (Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache 2).

Wiesinger, Peter/Raffin, Elisabeth (1982): Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1800 bis 1980. Bern und Frankfurt a.M.

Wolf, Herbert (1984): Die Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (1984/85), Halbbd. 1, S. 815-823.

Zehetner, Ludwig (1985): Das bairische Dialektbuch. München.

Zinsli, Paul (1956): Hochsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Der Deutschunterricht 8/2, S. 61-72.

PETER AUER

Areale Variation und phonologische Theorie: Überlegungen am Beispiel der mitteldeutschen 'Epenthese'*

Abstract

Anhand der vor allem in den mitteldeutschen Orts- und Regionaldialekten verbreiteten sog. Vokalepenthese wird gezeigt, wie phonologische Theorienbildung und dialektologische Beschreibung sich ergänzen und inspirieren können. Um die dialektologischen Fakten im Zusammenhang der sog. Vokalepenthese nicht nur lexikographisch und dialektkartographisch zu erfassen, sondern auch zu verstehen, ist es notwendig, sich über die *Art* dieses Phänomens Gedanken zu machen. Im vorliegenden Beitrag wird insbesondere diskutiert, ob und wie Modelle aus der Artikulatorischen Phonetik, der Autosegmentalen Phonologie, der Optimalitätstheorie und der zweidimensionalen Variationsphonologie zur Erklärung der Vokalepenthese dienen können.

Ziel dieses Beitrags ist es, anhand eines relativ weiträumigen Phänomens aus den mitteldeutschen Orts- und Regionaldialekten – der sog. Vokalepenthese – zu zeigen, wie phonologische Theoriebildung und areale Variationsanalyse voneinander profitieren können. Die sog. Vokalepenthese ist als Phänomen ausreichend beschrieben und deshalb zu diesem Zweck gut geeignet. Um die dialektologischen Fakten aber nicht nur lexikographisch und dialektkartographisch erfassen, sondern auch verstehen zu können, ist es notwendig, sich über die *Art* dieses Phänomens Gedanken zu machen. Dazu können jüngere Entwicklungen in der theoretischen Phonologie beitragen. Die Phonologie hat in den letzten 10 bis 15 Jahren radikale Entwicklungen mitgemacht; dabei sind Traditionslinien wieder erkennbar geworden, die die klassische generative Phonologie abgeschnitten hatte. So rückt die heutige Phonologie in mancher Weise wieder näher an jene, die im letzten Jahrhundert für die Begründung der wissenschaftlichen Dialektforschung entscheidend war.

* Mein Dank für Kommentare und Hinweise geht an Renate Raffelsiefen und Jürgen E. Schmidt, der mir freundlicherweise auch die noch nicht veröffentlichten Karten des Mittelrheinischen Sprachatlasses zur 'Epenthese' zur Verfügung stellte.

1. Das Phänomen: Sproßvokale zwischen Sonorkonsonant und Konsonant

Die sog. mitteldeutsche Vokalepenthese betrifft Wörter wie std. *zwölf, Kelch, Milch, Storch, fünf, Sturm*, die dialektal oder regionalsprachlich *zwelef, kelich, mellech, storech, fennef, sturem* o.ä. realisiert werden. Einer einsilbigen Form mit Verbindung von Sonorkonsonant und Frikativ oder zwei Sonorkonsonanten in der Silbencoda steht also eine zweisilbige (trochäische) gegenüber, in der diese auslautende Konsonantenverbindung durch einen unbetonten Vokal aufgelöst ist.

Der Teil des deutschen Sprachraums, in dem das gesuchte Phänomen vorkommt (bzw. vorkam), wird durch die Karten des Deutschen Sprachatlasses zu den Wörtern *zwölf* (KDSA 203), *fünf* (KDSA 224), *Dorf* (KDSA 132), *dürft* (KDSA 133), *gestorben* (KDSA 33)[1] und *selbst* (KDSA 32) umrissen. Die Ausdehnung der sog. Epenthese ist am größten in den silbenauslautenden Konsonantenverbindungen aus Lateral/Nasal und Frikativ (Abb. 1). Dabei sind zwei zusammenhängende Areale zu erkennen: einmal ein relativ gut umschriebenes Gebiet im westlichen Westfränkischen (gesamte N/S-Ausdehnung des Westfränkischen, von Xanten im Norden bis Straßburg im Süden, östlich etwa bis Mainz – Limburg – Olpe), zum anderen ein diffuseres im westlichen Hessischen und im Ost- und Südfränkischen, mit vereinzelten Ausläufern ins Thüringische.

Wesentlich kleiner ist das 'Epenthese'-Gebiet in den Verbindungen aus /r/ und Konsonant (Abb. 2). Für *Dorf* ist das westfränkische Areal weniger ausgedehnt, überschreitet aber im Norden die Lautverschiebungsgrenze; es reicht allerdings im Süden nicht einmal mehr bis Saarbrücken. Das östliche Gebiet überschneidet sich mit dem für *fünf* und *zwölf* fast nicht: es liegt wesentlich weiter im Südwesten, etwa zwischen Heidelberg, Stuttgart und Ansbach. Im nördlicheren Gebiet gibt es einige, in Thüringen nur noch wenige Einzelnennungen. Für (*ihr*) *dürft* zeigt nur ein kleines Gebiet um Mosel und Rhein 'Epenthese', dazu gibt es einige einzelne Belege im südwestl. 'Epenthese'-Areal von *Dorf*.

Noch geringer ist die Verbreitung der sog. Epenthese in Konsonantenverbindungen aus Sonorkonsonant und Plosiv (Abb. 3); in *gestorben* und *selbst* kommen fast nur dann Sproßvokale vor, wenn der std. Plosiv als Frikativ realisiert wird (also z.B. als *storreve, storrewe* oder als *selewe,*

---

[1] Hier stehen Sonorkonsonant und Folgekonsonant nach herkömmlicher Silbifizierung nicht zusammen in der Silbencoda, sondern verteilen sich auf zwei Silben. Die Epenthese muß in diesem Fall als analogischer Ausgleich aus den Formen des Singular-Paradigmas gesehen werden. Alternativ kann man auch von Ambisilbizität des /b/ ausgehen.

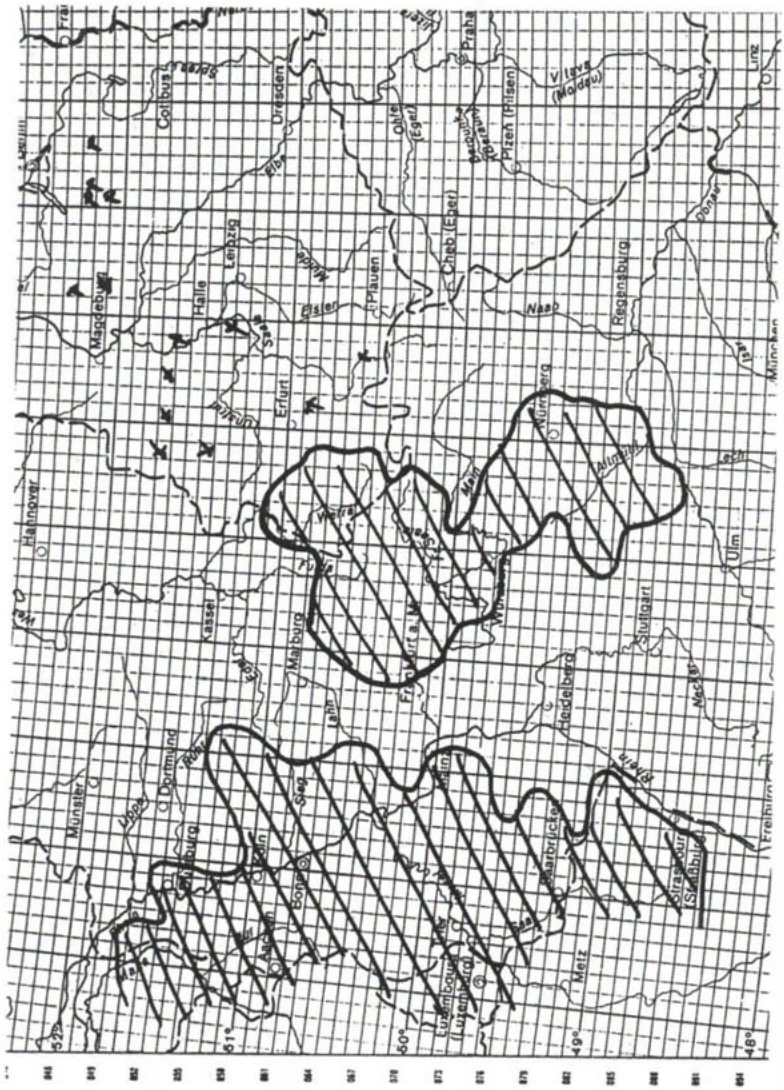


Abb. (1): Ungefähre Ausdehnung der 'Vokalepenthese' in den Wörtern *fünf* und *zwölf* (= Sonorkonsonant + Frikativ) nach den Karten 224 und 203 des KDSA.

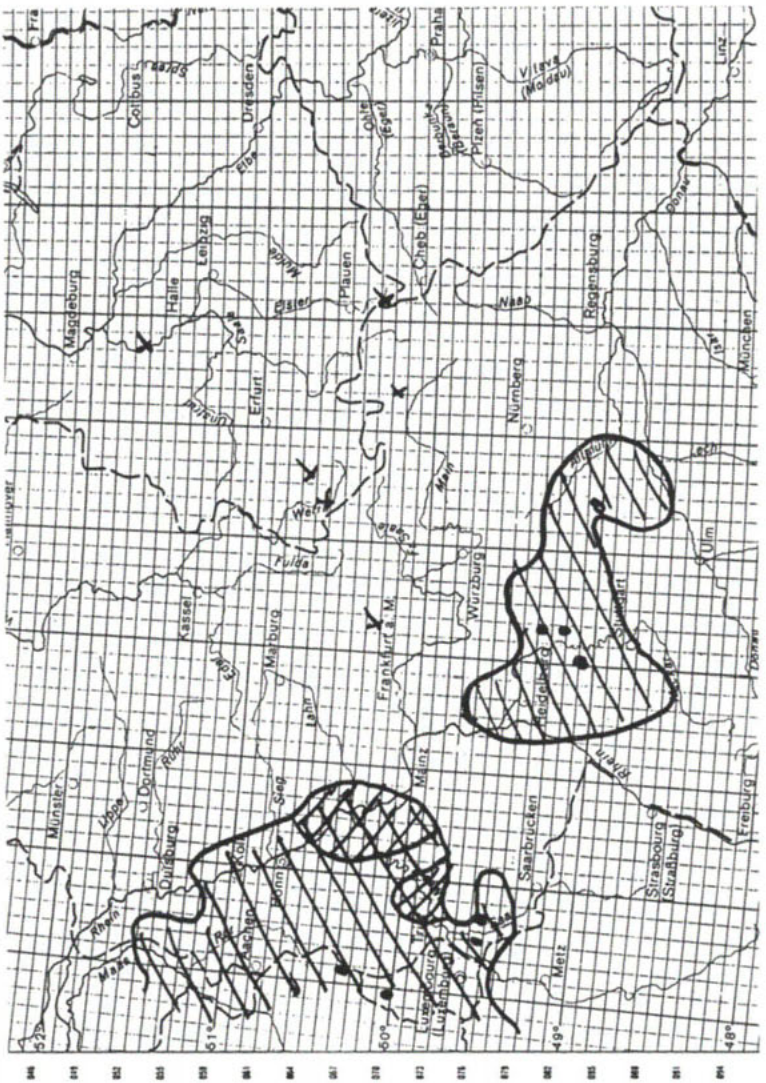


Abb. (2): Ungefähre Ausdehnung der 'Vokalepenthese' in den Wörtern *Dorf* (Rechtsschraffur und Kreuze) und (*ihr*) *dürft* (Linksschraffur und Punkte) (=/r/ und Frikativ) nach den Karten 132 und 133 des KDSA.

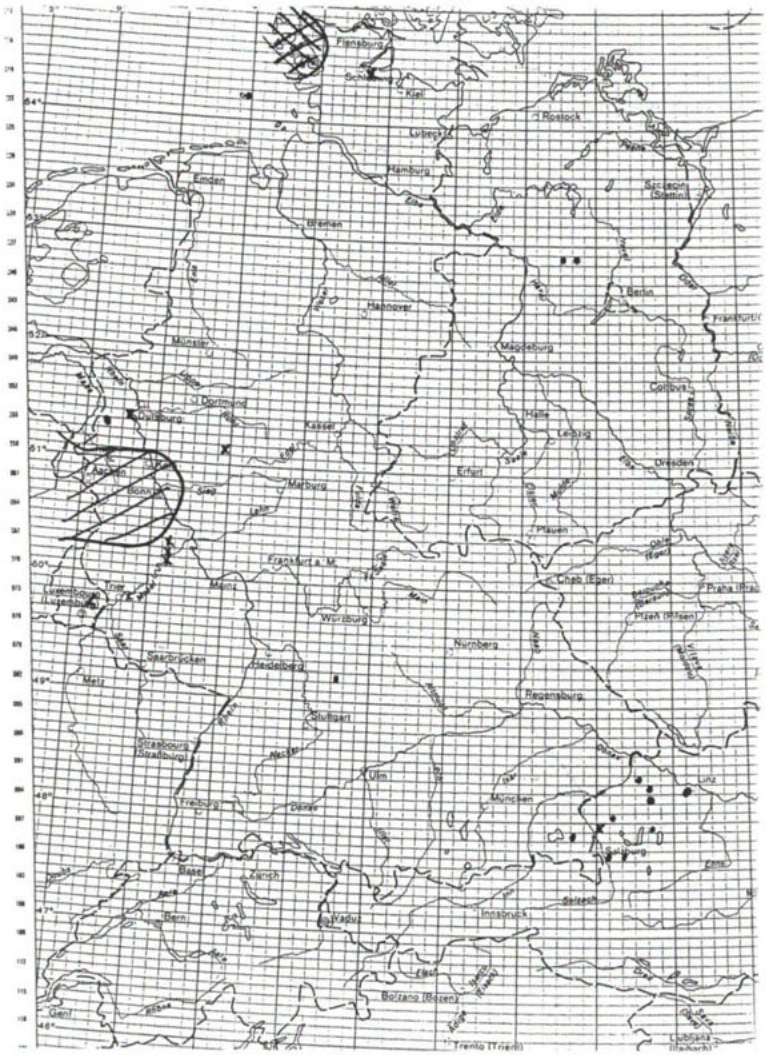


Abb. (3): Ungefähre Ausdehnung der 'Vokalepenthese' in den Wörtern (*ge*)*storb*(*en*) (Rechtsschraffur, Punkte) und *selbst* (Linksschraffur und Kreuze); in allen Fällen ist der std.-sprachl. Plosiv als Frikativ realisiert.

selevs). (Nur im Gebiet um Heidelberg gibt es eine wesentliche Anzahl von Ausnahmen; auch die *dörep*-Fälle nördlich der Lautverschiebungsgrenze sind auffällig.)

2. Eine artikulatorische Erklärung

Den Weg zu einer artikulatorischen Erklärung der sog. Vokalepenthese hat schon Sievers (1901, S. 294f.) gewiesen. Nach Sievers entstehen Sproßvokale aus silbentragenden Konsonanten, also in erster Linie Sonorkonsonanten, evtl. auch Sibilanten. Zumindest eine minimale Drucksilbe neben der Haupttonsilbe ist Voraussetzung. Die 'Epenthese' selbst kommt zustande, wenn (a) in der Konsonantenverbindung eine Umstellung der Artikulationsorgane nötig ist und (b) eine geringfügige zeitliche Fehlkoordination der Artikulationsbewegungen beim Übergang zwischen Sonorkonsonant und Folgekonsonant eintritt. Im Fall von *fünf* ~ *fünef* ist z.B. die Umstellung von apikal-alveolar zu labiodental notwendig. Die von Sievers genannte geringfügige Fehlkoordination betrifft im Übergang von [n] zu [f] das Aussetzen der Stimmlippenvibration, die Lösung des nasalen Verschlusses, die Lösung des apikalen Verschlusses und die Herstellung einer labiodentalen Engebildung. Es kommt nach dem Sieversschen Modell zur Sproßvokalbildung, wenn als Folge einer sekundären Drucksilbe auf dem Nasal die nasale und apikale Verschlußlösung eintritt, ohne daß sofort eine neue labiodentale Geräuschbildung einsetzt, und wenn zwischen diesen beiden Artikulationsbewegungen die Stimmlippen noch schwingen. In der Phase, in der die Luft unter Vibration der Stimmlippen relativ ungehindert durch den Mundraum entweichen kann, wird ein Vokal wahrgenommen, dessen Qualität unbestimmt ist (= Zunge in der Ruhelage) oder durch die Zungenstellung in der Übergangsphase in der einen oder anderen Weise gefärbt wird. Im zweiten Fall kann sowohl die konsonantische Umgebung als auch der Vokal der Akzentsilbe einen Einfluß ausüben (vgl. die schematische Darstellung in Abb. (4)).

Wenn wir von der Bildung eines Sproßvokals oder von „epenthesis" reden, ist dies also irreführend: artikulatorisch gesehen ist kein zusätzlicher Aufwand nötig; es kommt nichts dazu zu den sowieso notwendigen artikulatorischen Gesten. Die notwendige Umstellung der Artikulationsorgane wird lediglich zeitlich etwas weniger gut koordiniert und erfolgt weniger abrupt.

Genauso argumentiert heute eine der wichtigen neueren Richtungen in der phonologisch orientierten Phonetik, nämlich die *Artikulatorische Phonologie* (etwa: Browman/Goldstein 1991, Browman/Goldstein 1992). Die grundsätzliche Annahme ist, daß bei den meisten phonologischen

Veränderungen (anders als in der generativen Phonologie vermutet wurde) keine Segmente oder Merkmale weggenommen oder hinzugestellt werden, sondern daß sich viele Veränderungen aus einer rein zeitlichen Reorganisation verschiedener artikulatorischer Gesten erklären lassen.

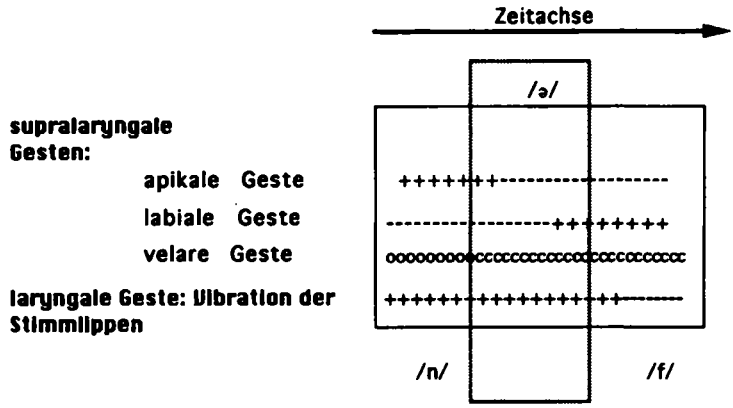


Abb. (4): zeitlicher Ablauf der Vokalepenthese im Beispiel *fünef* nach Sievers

Diese Gesten können 'gedehnt' oder 'gespreizt' werden, so daß zwischen ihnen 'Löcher' entstehen (die dann z.B. mit farblosen Vokalen gefüllt werden), oder sie können 'gestaucht' und dabei entweder verkleinert werden oder sich überlagern; im Extremfall verstecken sich schwächere Gesten vollständig hinter stärkeren und können nicht mehr wahrgenommen werden.

Im Modell der Artikulatorischen Phonologie (hier nach Kröger 1993) läßt sich der Sieversche Gedanke etwas ausgefeilter darstellen; Abb. (5) vergleicht die einsilbige Form (Version a) mit der trochäischen mit Schwa (Version b) sowie der trochäischen mit 'Vokalharmonie' (Version c: in diesem Fall aufgrund der Entrundung im Stammvokal ein [I]). Die ersten beiden Formen unterscheiden sich lediglich in der zeitlichen Streckung des Übergangs von Sonorkonsonanten zu Frikativ. Im dritten Fall wird der epenthetische Vokal dadurch gefärbt, daß sich die Zungenlage vom Akzentvokal mehr oder weniger auf das ganze Wort ausdehnt. Auch hier ist nur die zeitliche Restrukturierung für die oberflächliche Variation verantwortlich; es wird kein /i/ eingefügt oder gar ein Schwa zu /i/ gemacht, sondern lediglich eine bestimmte Geste (die die Lage des Zungenkörpers betrifft) ausgedehnt.

Die zeitliche Spreizung, die zur sog. Vokalepenthese führt, hat ihr Komplement in der zeitlichen Verdichtung; in diesem Fall kann der umgekehrte Fall der scheinbaren Vokaltilgung eintreten, wenn die einzelnen artikulatorischen Gesten soweit aneinanderrücken, daß der Zentralvokal (der ja keine eigene Geste impliziert) dieser Kompression zum Opfer fällt. (Dies ist z.B. bei der Reduktion von std. *Karren* > *Karrn*, *Kneuel* > *Kneul* der Fall.)

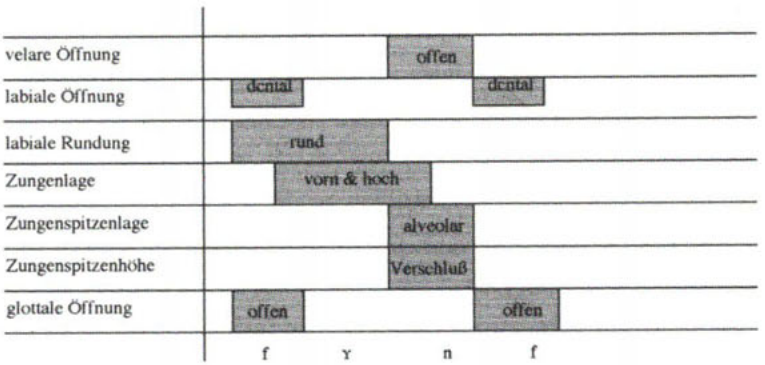


Abb. (5a): Aktivierung von Artikulationsgesten bei der Produktion von *fünf*

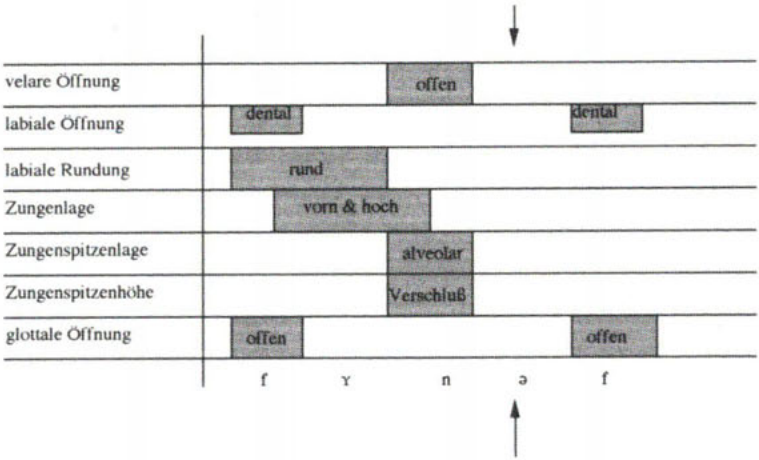


Abb. (5b): Aktivierung von Artikulationsgesten bei der Produktion von *fünef*

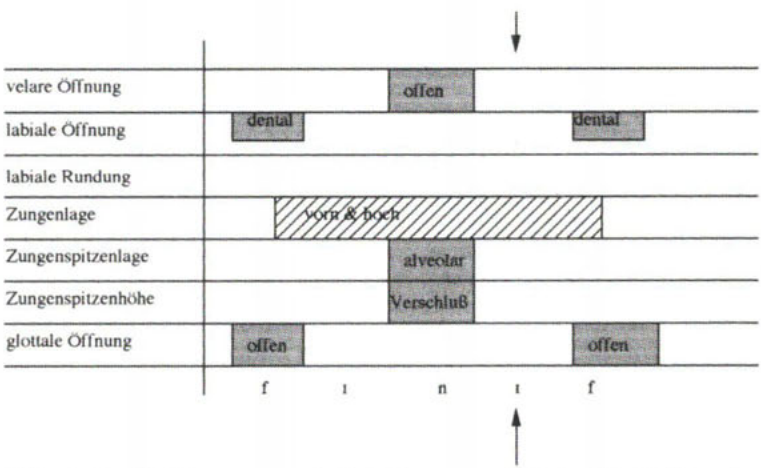


Abb. (5c): Aktivierung von Artikulationsgesten bei der Produktion der trochäischen Form in einem entrundeten und 'vokalharmonisierenden' Dialekt

Obwohl die Artikulatorische Phonologie die Entstehung von Sproßvokalen wie auch die umgekehrte Kontraktion von Trochäen zu Einsilblern gut beschreiben kann, weil sie den zeitlichen Charakter des Sprechens ernst nimmt, erfaßt sie doch den eigentlich prosodischen Charakter dieses Prozesses nicht, denn sie nimmt weder auf Silben- noch auf Wortstrukturen Bezug. Hier liefert uns die autosegmentale Phonologie einen weiteren Erklärungsbaustein.

3. Eine autosegmentale Darstellung

Die Wiederentdeckung der Silbe in der neueren Phonologie (vgl. zusammenfassend Vennemann 1986; 1988) war vielleicht der deutlichste Brückenschlag zur vor-generativen Theoriebildung. Die Silbe ist mehr als eine Verknüpfung von Phonemen; sie hat ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. Im besten Fall besteht sie aus einem möglichst wenig sonoren Silbenansatz und einem möglichst sonoren silbentragenden Kern, und sie hat keine Coda: sie hat also die Struktur CV (mit C= Plosiv). Unter den an- oder auslautenden Konsonantenverbindungen sind diejenigen vorzuziehen, in denen die Sonorität der Segmente von der Peripherie zum Nukleus hin zunimmt. Sonorität wird also – wieder an Sievers anknüpfend – graduell verstanden (vgl. z.B. die Sonoritätshierarchie bei Vennemann 1988, S. 9).

Die Wörter *fünf, zwölf, Kelch, Milch, Storch, Sturm,* etc. genügen den Silbengesetzen insofern, als die Sonorität der Konsonanten in der Coda abfällt: Sonorkonsonanten sind immer sonorer als Frikative, zumal stimmlose. Die Coda dieser Wörter ist aber nicht optimal, denn die Distanz der beiden Konsonanten auf der Sonoritätsskala ließe sich noch erhöhen (z.B. durch Vokalisierung des Sonorkonsonanten, wie dies bei /r/ häufig, bei /n/ und /l/ zumindest in einer Reihe von Dialekten geschieht). Außerdem würde eine optimale Silbe auslautende Konsonanten, ja Konsonanten-Cluster überhaupt vermeiden. Betrachtet man die 'Epenthese' unter dem Aspekt der Silbenstruktur, so zeigt sich, daß sie die Silbenstruktur verbessert (Abb. 6):

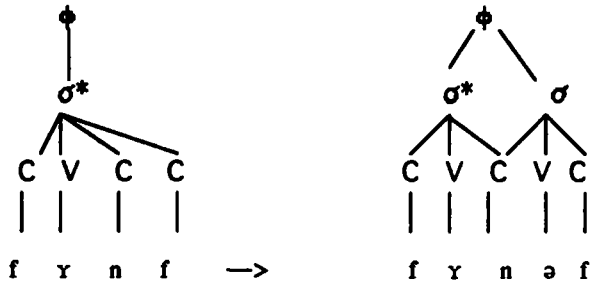


Abb. (6)

Eine (C)CVCC-Silbe wird in zwei Silben aufgelöst, die beide dem Ideal der CV-Silbe näher kommen als die Ausgangssilbe, denn sie haben (wenn man den intervokalischen Konsonanten als ambisilbisch versteht) beide CVC-Struktur.[2]

Die *Silbenphonologie* erklärt auch die unterschiedliche Frequenz (Verbreitung) der 'Epenthesevokale' in den Coda-Sequenzen Lateral/Nasal + Frikativ, /r/+ Frikativ, Sonorkonsonant + Plosiv: der Silbenauslaut im Einsilbler ist um so schlechter (und die trochäische Variante um so naheliegender), je geringer der Sonoritätsabfall ist. Dieser ist zwischen /r/ und Folgekonsonant größer als zwischen den übrigen Sonorkonsonanten und Frikativ (vgl. u.a. die größere Vokalisierungstendenz in den Varietäten des Deutschen), und sie ist natürlich auch zu einem Plosiv größer als zu einem Frikativ. Daraus ergibt sich die Vorhersage, daß auch in Sequenzen aus zwei Sonorkonsonanten die 'Epenthese' eine große Rolle spielen sollte (denn diese unterscheiden sich ja in ihrer Sonorität bestenfalls geringfügig); Tab. (1) (vgl. S. 83ff.) wird dies in der Tat bestätigen.

Allerdings liegt die prosodische Strukturdifferenz zwischen *fünf* und *fünnef* nicht allein auf der Silbenebene; gerade für das Deutsche ist eine andere, höhere prosodische Ebene mindestens genauso wichtig (Auer 1994), nämlich die des phonologischen Worts. Die Epenthese macht auf der Wortebene aus dem Einsilbler mit seiner komplexeren Silbe einen Trochäus, also jene für die heutige deutsche Lautgestalt so wichtige (cf. Eisenberg 1991) Fußstruktur mit Reduktionsvokal in der unbetonten Position.

[2] Vgl. zur Vorhersage der 'Epenthese-Stellen' in der Autosegmentalen Phonologie u.a. Itô (1989).

Auch hier gilt: genauso natürlich und für das Deutsche mannigfaltig belegt ist der umgekehrte Vorgang, bei dem ein Trochäus durch Verlust seines unbetonten Silbenträgers zum Einsilbler wird. Dieser Prozeß ist nicht silbenphonologisch begründbar (er verschlechtert ja die Silbenstruktur), seine Teleologie ist vielmehr ausschließlich auf der prosodischen Ebene des phonologischen Worts angesiedelt; die Akzentsilbe im Trochäus tendiert in Sprachen vom Typ des Deutschen („akzentzählend"; vgl. Auer/Uhmann 1988) dazu, unbetonte Silben an sich zu binden.

Die Sichtweise, die den Fakten am besten gerecht wird, scheint nun die folgende zu sein: für ein Wort, das z.B. aus den vier Phonemen /fYnf/ besteht, stehen im Deutschen (= Standardvarietät *und* regionale Varietäten) zwei wortprosodische Muster zur Verfügung, nämlich Einsilbler und trochäischer Zweisilbler. Silbenstrukturell gesehen können (wegen des Sonoritätsabfalls von /n/ zu /f/) beide mit der Lautsubstanz in Verbindung gebracht werden, wobei das eine Muster mehr der wortphonologischen Teleologie der Kompression unbetonter Silben entspricht, das andere mehr der silbenphonologischen der Sonoritätsoptimierung. Die Standardvarietät und zahlreiche Dialekte/Regionaldialekte wählen die erste, die genannten mitteldeutschen Dialekte/Regionaldialekte die zweite. Phonemsequenz und prosodisches Muster sind nach diesem Modell zwei zunächst unabhängige Strukturen, die aufeinander abgebildet werden.

Die sog. Epenthesevokale wie auch der umgekehrte Fall einer scheinbaren Schwa-Tilgung sind also sowohl artikulatorisch wie auch prosodisch sehr plausible und in diesem Sinne „natürliche" Phänomene.

4. Lexikalische Komplikationen

Damit ist allerdings noch nicht gesagt, ob dieser „natürliche" Prozeß in den heutigen Dialekten noch wirksam oder lediglich lexikalisiertes Überbleibsel einer früher produktiven Erscheinung ist. Um die Frage der Lexikalisierung zu beantworten, muß zum einen weiteres dialektologisches Material berücksichtigt werden, zum anderen müssen die historischen Quellen der trochäischen und einsilbigen Formen mit in die Diskussion einbezogen werden.

Dazu wurden drei 'trochäische' westfränkische Dialektgebiete anhand des Rheinischen Wörterbuchs, des Pfälzischen Wörterbuchs und des Luxemburger Wörterbuchs genauer betrachtet.[3] Tabelle (1) (im Anhang

[3] Das Saarbrücker Wörterbuch (Braun/Mangold 1984) erwies sich als völlig unergiebig, obwohl die Stadt in einer trochäischen Dialektlandschaft liegt:

S. 83ff.) führt alle gebräuchlichen einsilbigen standarddeutschen Simplicia auf, die auf Sonorkonsonant und Frikativ oder auf zwei Sonorkonsonanten enden, und nennt ihre areal gebundenen Entsprechungen gemäß den Eintragungen in diesen Wörterbüchern; außerdem enthält die Tabelle die mhd. und ahd. Vorgänger.

Ein Vergleich mit diesen Entsprechungen in den älteren Sprachstufen zeigt, daß viele der Trochäen keine Erfindung der pfälzischen, rheinländischen und luxemburgischen Dialekte sind. Sie sind vielmehr schon im Althochdeutschen entstandenen (vgl. etwa *zwelif* 'zwölf', *kelih* 'Kelch', *hanaf* 'Hanf', *pferrih* 'Pferch').[4] Daß sie in der nhd. Standardvarietät wie auch vielen Dialekten nicht mehr erhalten sind, ist Ergebnis einer Synkopierung, die unterschiedlich alt ist: manche Trochäen sind bereits im Ahd. wieder einsilbig geworden (*storah* >*storc*), manche im Übergang zum Mhd. (*einlif* >*eilf*), manche in mhd. Zeit (*zwelif* >*zwelf*), wiederum andere erst im Übergang zum Frühnhd. (*hanef* >*hanf*); in einem Fall ist die Synkopierung nie erfolgt (nämlich in nhd. *kranich* <ahd. *kranuh/kranih*).[5] (Die treibende Kraft hinter dem allmähliche Verschwinden der Trochäen über diesen langen Zeitraum hinweg ist natürlich das oben schon erwähnte prosodische Prinzip, nachdem in „akzentzählenden" Sprachen in Trochäen die Akzentsilbe die Nebenakzentsilbe an sich zieht, ein Prinzip das in vielen Varietäten des Deutschen seit dem späten Althochdeutschen wirksam wird und das vor allem die Standardvarietät geprägt hat.)

Sind also die sog. epenthetischen Vokale gar keine „natürliche" Entwicklung der genannten Dialekte, sondern einfach ein Überbleibsel aus alter Zeit? Diese Annahme ist in der Tat für eine Reihe von Wörtern plausibel,

---

offenbar sind die Städte schon wesentlich weiter an die Standardvarietät herangerückt.

[4] Vgl. zu einer prosodischen Interpretation dieser ahd. 'Epenthese' Kaltenbacher (1996).

[5] In der auslautenden Konsonantenfolge /r/+ Frikativ scheint die Vokaltilgung also früher erfolgt zu sein als in der auslautenden Konsonantenfolge /l/+ Frikativ; zuletzt erfolgte die Tilgung in der Verbindung Nasal + Frikativ. Diese Reihenfolge entspricht der abnehmenden Sonoritätsdistanz zwischen den beiden Phonemen und ist deshalb im Rahmen der Silbentheorie gut erklärbar; vgl. die Diskussion des „constraints" SONMAX in Abschn. 4. Die fehlende Synkopierung in *kranich* mag mit der Anhebung des unbetonten Vokals zu /i/ zu tun haben; zumindest die späteren (mhd., früh-nhd.) Synkopierungen setzten wohl einen Zentralvokal voraus, so daß Anhebung von Schwa zu /i/ den Vokal gegen Synkopierung schützte. (Ich verdanke diese Hinweise Renate Raffelsiefen.)

besonders für diejenigen Belege, die erst spät verkürzt wurden. Für die althochdeutschen trochäischen Belege, die schon früh ihre Zweisilbigkeit verloren haben, ist die Annahme einer Kontinuität des Substandards über einen recht langen Zeitraum von bis zu 1000 Jahren hinweg zwar weniger plausibel, aber immerhin möglich. Daß aber historische Kontinuität nicht die ganze Wahrheit sein kann, beweisen die zahlreichen Fälle, in denen historische Quelle und heutige Form nicht übereinstimmen; diese Fälle sind gar nicht so selten, wie ein zweiter Blick auf die Tabelle zeigt (fettgedruckte Formen). So waren die heute in den Dialekten trochäischen Formen für nhd. *Wolf, Molch* oder für das vorher ausführlich diskutierte *fünf* weder ahd. noch mhd. zweisilbig; umgekehrt sind die ahd. mehrsilbigen Wörter *Mensch (>mennisco), Hirsch (>hir(u)z), Fels (>felis)* heute in den Dialekten durchgängig einsilbig. Noch dramatischer ist die Nichtübereinstimmung bei Sequenzen aus zwei Sonorkonsonanten, die in den alten Sprachstufen fast alle einsilbig waren. Schon aus Gründen der schieren Masse ist hier auch die Ausflucht in die „Analogie" nicht überzeugend. Schließlich gibt es modernere Lehnwörter, die bei Übernahme in die Dialekte Sproßvokale ausgebildet haben, und die deshalb ebenfalls gegen eine rein historische Erklärung sprechen; vgl. in der Tabelle den Beleg *Lärm* (> fr. *alarme* ; dial. meist *lārem*).

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch das Verhalten der folgenden, unterschiedlich alten lateinischen Lehnwörter (Beispiele aus dem Dialekt von St. Arnual/Saarbrücken, nach Steitz 1981, S. 53):

[linjə]	: [linɪɕ]	Linien	: Linie
[familjə]	: [familɪɕ]	Familien	: Familie
[be:dasilɪɕ]		Petersilie, etc.	

In diesen Fällen spielt die phonologische Form der Gebersprache nur eine geringe Rolle; die entscheidende Konsonantenverbindung im Auslaut kam ja erst durch die dialektale Tilgung des unbetonten auslautenden Vokals (in *linea, familia, petrosilium* bzw. ihren dt. Entsprechungen *linie* (ahd./mhd.), *familie* (nhd.), *petersilie* (ahd./mhd.)) zustande. Die entstehende auslautende Kombination von Nasal oder Lateral und stimmhaftem palatalem Frikativ /nj/ oder /lj/ war für die trochäischen Dialekte keine mögliche Oberflächenform und wurde durch Auslautverhärtung, Koronalisierung und Sproßvokal in eine akzeptable phonetische Wortgestalt überführt ([linje >linj >linç >linɪç (>linɪɕ]).[6]

[6] Manche eng verwandten Dialekte haben das Problem übrigens anders gelöst, was die areale Kleingliedrigkeit des Phänomens zeigt. So z.B. der Dialekt von Großrosseln, nur ca. 20 Kilometer entfernt von St. Arnual (nach Pützer 1988):

Obwohl also die dialektalen trochäischen Formen teils Vorläufer auf den ahd. und mhd. Sprachstufen haben, ist es nicht möglich, die heutigen Dialektformen als reine Reflexe dieser alten Formen zu verstehen. Teils haben die Dialekte sicherlich alte Trochäen bewahrt und dabei diese prosodische Gestalt der einsilbigen vorgezogen, die sich andernorts im Mittelhochdeutschen fast immer durchgesetzt hatte. Teils haben sie diese Vorliebe für die trochäische Gestalt aber auch aktiv eingesetzt und auf die Lautsubstanz mhd. oder entlehnter einsilbiger Wörter angewendet.

Aus der Zusammenstellung in Tab. (2) ergibt sich eine weitere phonologische Kontextbeschränkung, die den phonologischen Rahmen erneut einschränkt, in dem überhaupt Trochäen verwendet werden:

[linjə] : [liɲ] Linien: Linie
[familjə: [famiʎ] Familien: Familie
[be:dasiʎ] Petersilie etc.

Die phonemische Sequenz /nj/ bzw. /lj/ hat sich ebenfalls weiterentwickelt, aber in einer ganz anderen Richtung: sie ist zu einer Einfachkonsonanz geworden. Dabei wurde ihr zweites Element (/j/) jedoch nicht einfach getilgt, sondern als eines seiner Merkmale – Palatalität – auf den Vorgängerkonsonanten, also den Nasal oder Lateral, übertragen: er wurde palatalisiert. Wie in St. Arnual impliziert auch die Großrosseler Form eine artikulatorische Vereinfachung. Im Gegensatz zu jener führt sie jedoch zu einer perzeptorischen Verschlechterung, denn die zugrundeliegende Form ist aus der oberflächlichen nach der Zusammenfassung zweier Segmente in eines nur noch schwer zu rekonstruieren.

	trochäisch	einsilbig	
/lf/	+		
/ls/		+	
/lç/	+		
/lʃ/		+	
/nf/	+		
(/ms/	+		)
/ns/		+	
/nç/	+		
/nʃ/		+	
/rf/	+		
/rç/	+		
/rʃ/		+	
/lm/	+		
/rm/	+		
/rn/	+		
(/rl/		+	)

Tab. (2): Möglichkeit von Sproßvokalen nach Qualität der Konsonantenverbindung in der Coda

Die trochäische Form ist überall (wenn auch nicht unangefochten) nachweisbar, wo das zweite konsonantische Element im Silbenabfall (der Coda) kein Sibilant – /s/ oder /ʃ/ – ist. Das Ergebnis paßt zum Sonderstatus der Sibilanten in der deutschen Silbenstruktur, wo sie bekanntlich die Sonoritätshierarchie sowohl im Silbenanstieg wie auch im Silbenabfall verletzen können. Viele Autoren, die im Rahmen der Autosegmentalen Phonologie argumentieren, stufen deshalb die Sibilanten als extrasilbisch ein. Überträgt man diese Analyse auch auf die Dialekte, so läßt sich leicht sehen, warum hier keine 'Vokalepenthese' stattfindet: der rechte Silbenrand ist schon einfach und kann nicht durch Sproßvokale verbessert werden (Abb. (8)).

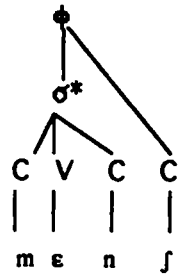


Abb. 8

Die heutige Verteilung der Trochäen und der Einsilbler ist dennoch nicht lautgesetzlich, sondern lexikalisiert. Die trochäischen Formen gelten in keinem Dialektgebiet und für kaum ein Wort unumstritten, und die Schwankungen zwischen trochäischer und einsilbiger Wortform sind – den genannten Wörterbüchern folgend – enorm.

5. Optimalitätstheorie: eine formale Erklärung für areale Variation?

Im deutschen Sprachraum ko-okkurrieren die einsilbige und die trochäische Form für Wörter wie *Milch, fünf, dürf-* (in *dürft)*, etc. Damit ist aber die areale Variation noch nicht erschöpfend beschrieben. Die Karten des (K)DSA geben z.B. für die genannten Wörter folgende wichtigste Varianten:[7]

MILCH:	*milch, melch, malch, mlch, miulch, mulch* *milich, milach, milech, melich, melech* *müch, muuch, möch, moch, miuch, muich* *milk, mulk, melk, m(i)olk, milg, melg* *mil, mul, möl, muil* *mili, muli, müli, melli, milö, mile*
FÜNF:	*fünf – fief – fünef* > etc. > *fümpf* > etc.

[7] Abgesehen von der 'Epenthese' sind nur die häufigeren Varianten berücksichtigt, d.h. solche, die für eine Gruppe von Varianten (= Zeile) mindestens 1 % erreichen.

DÜRF(T): *derf-, dürf-*
deref-, deraf-, deruf-
derv-, derw-
dörb-
dörm-
dör-
däf-, döw-, döb-, döhm-
dröf-, dröw-, drüb-, etc.
droh-, dah-

Gibt es übergreifende Prinzipien, die diese Varianten insgesamt erkären können? Die generative Phonologie hat sich lange für solche Fragen so gut wie nicht interessiert. Erst in jüngster Zeit zeichnet sich ein neues theoretisches Paradigma ab, das systematisch sprachliche Variation und sprachlichen Wandel in die Theoriebildung inkorporieren kann, nämlich die sog. *Optimalitätstheorie* (Prince/Smolensky 1993), die z.B. Kiparsky (1994) und Antilla (1995) bereits auf die Beschreibung von Variation und Sprachwandel angewandt haben. Für das Deutsche liegt eine Arbeit über die Bewahrung bzw. Tilgung des Schwa vor (Raffelsiefen 1995). In diesem Abschnitt soll die Optimalitätstheorie versuchsweise auf die genannten Daten angewandt werden.

Die Grundidee der Optimalitätstheorie ist eine Radikalisierung der schon seit langem in der Phonologie zu beobachtenden Tendenz, auf Regeln zu verzichten. In der Optimalitätstheorie wird eine Unmenge von denkbaren (und auch nicht denkbaren) zugrundeliegenden Formen von einem selbst recht uninteressanten Algorithmus generiert.[8] Zur Evaluation dieser Formen werden universal gültige Beschränkungen („constraints") formuliert. Sie eliminieren solange Formen, bis die tatsächlichen Oberflächenrealisierungen einer bestimmten Varietät übrig bleiben.[9]

---

[8] Die Extension dieser Menge ist sicherlich ein ungelöstes Problem in der bisherigen Entwicklung der Optimalitätstheorie. In der folgenden Diskussion dieses Abschnitts werde ich lediglich Formen berücksichtigen, die zumindest prinzipiell (wenn auch nicht unbedingt in dem jeweiligen Wort) im deutschen Sprachraum vorkommen.

[9] Darin liegt die Ähnlichkeit zur Natürlichen Phonologie, die von den Optimalitätstheoretikern auch durchaus anerkannt wird, obwohl sie es in ihren eigenen Arbeiten oft versäumen, die phonetische Basis für die von ihnen postulierten „constraints" zu explizieren; in der Natürlichen Phonologie wurde dies meist unter Rekurs auf Artikulation und Perzeption versucht. Vgl. Stampe (1972), in Anwendung auf die Dialektphonologie Auer (1990, S. 20ff.).

Diese Idee der sprachimmanenten Bewertung einer großen Anzahl von Varianten nach bestimmten allgemeinen Prinzipien (Präferenzen, Gesetzen, Präferenzgesetzen, ...) bietet sich für eine Übertragung auf sprachliche Variation geradezu an. Sprachliche Verschiedenheit ist dann intersystematisch (kontrastiv, typologisch) das Resultat unterschiedlicher Hierarchisierung von universalen Beschränkungen in verschiedenen Varietäten oder Sprachen; intrasystematisch (variationslinguistisch) tritt sie dann auf, wenn innerhalb einer Varietät die Beziehung zwischen zwei oder mehr Beschränkungen strukturell nicht festgelegt ist, sondern nach sozialen oder eben arealen Gesichtspunkten gewählt werden kann.

Für den Ausschnitt der deutschen Phonologie, der uns hier interessiert[10], können wir mindestens die folgenden „constraints" ins Spiel bringen (in der Regel von Prince/Smolensky 1993 übernommen, teils aber auch von Vennemann 1988 bzw. Raffelsiefen 1995 inspiriert):

*SCHWA	Tilge Reduktionsvokale! (=Tendenz der Akzentsilbe, andere Silben an sich zu ziehen; der Reduktionsvokal muß nicht unbedingt zentral ([ə]) sein)
PARSE	Die phonemische Substanz einer Lautkette muß bewahrt bleiben! (Dementsprechend sind Tilgungen Verletzungen von PARSE.)
*CODA	Öffne die Silbe! (=Vermeide die Coda!)
SONMAX	Maximiere die Sonoritätsabnahme im Silbenabfall (Coda), maximiere die Sonoritätszunahme im Silbenanstieg (Onset)!
*COMPLEX	Silbenpositionen dürfen nicht mit mehr als einem Segment verbunden werden! (Die Beschränkung gilt sowohl für Konsonantenverbindungen als auch für Di- oder Triphthonge.)

Während *SCHWA und PARSE dichotomisch sind (allerdings können natürlich in einem Wort mehrere Reduktionsvokale vorkommen), sind die übrigen Beschränkungen skalar: sie können mehr oder weniger eingehalten werden. So ist *CODA um so weniger erfüllt, je mehr Konsonanten in der Coda stehen, SONMAX um so weniger, je geringer der Sonoritätskontrast auf der Sonoritätsskala ist, *COMPLEX um so weniger, je mehr Konsonanten in der Konsonantenverbindung stehen.

[10] Die folgenden Bemerkungen sind als vorläufiger Versuch zu verstehen, die Optimalitätstheorie auf die areale Variation bei den auslautenden Konsonantenverbindungen anzuwenden. Viele Fälle sind nicht erfaßt, etwa die Schwa-Apokope, die in manchen Dialekten neue Auslaut-Cluster entstehen läßt (vgl. Beispiel S. 59, FN. 6).

Die von der Basis generierten Formen für die Wörter *fünf, dürf(t)* und *Milch* sind unter anderem die im DSA faktisch nachgewiesenen. Wie lassen sie sich aus unterschiedlichen Hierarchisierungen der genannten Beschränkungen erklären? Die Liste der tatsächlich vorkommenden Formen zeigt, daß es sich außer um die in der Standardvarietät wie auch in vielen Regionalvarietäten übliche einsilbige Form mit auslautender Konsonantenverbindung um die folgenden Varianten handelt: (a) die trochäische Form mit Sproßvokal (Typ *milech*), (b) die einsilbige Form, in der die auslautende Konsonantenverbindung durch Tilgung des Sonorkonsonanten vereinfacht worden ist (Typ *mü:ch*), (c) die einsilbige Form, in der die auslautende Konsonantenverbindung durch Tilgung des Obstruenten vereinfacht worden ist (Typ *mil*), (d) die trochäische Form, in der der auslautende Obstruent getilgt worden ist (Typ *mili*), (e) die einsilbige Form, in der der Sonorkonsonant in der auslautenden Konsonantenverbindung vokalisiert worden ist (Typ *muich*), (f) die einsilbige Form, in der der auslautende Obstruent kein Frikativ, sondern ein Plosiv ist (also etwa die Form nördlich der Lautverschiebungsgrenze, Typ *milk*), (g) die einsilbige Form, in der Metathese stattgefunden hat (Typ *dröf*), (h) die trochäische Form, die durch Schwa-Epithese entsteht (Typ *fünfe*) und (i) die einsilbige Form mit vollständiger Silbenöffnung (Typ *droh*). Zum Vergleich sind in der folgenden Tabelle außerdem die Formen für *Kind* aufgeführt, ein Wort, in dem auch in den trochäischen Dialekten keine 'Epenthese-Vokale' vorkommen.

Tab. (3) (S. 66f.) zeigt für die Wörter std. *Milch, fünf, dürf-, Kind*, welche der genannten Beschränkungen durch die regionalen Formen jeweils verletzt werden (*).[11] Eingeklammerte Formen sind nicht belegt; hinter jeder belegten Form steht die ungefähre Prozentzahl der Beleganteile an den Gesamtbelegen des DSA.

In der Tabelle sind die in der Standardvarietät gewählten Formen durch Pfeile gekennzeichnet. Es wird deutlich, daß diese Varietät bereit ist, sämtliche Beschränkungen zu verletzen, wenn nur *SCHWA und PARSE erfüllt sind. Die Relevanz der anderen „constraints" verschwindet in der Hierarchie. *CODA hat z.B. keinerlei Wirkung, sonst würden anstelle der Form *milch* Einsilbler mit vereinfachter Auslautkonsonanz gewählt werden, die *SCHWA ebenso erfüllen (wie z.B. anstelle von *milch* die ebenfalls nachgewiesenen Formen *mil, muich, mü:ch*).

---

[11] Bei SONMAX indiziert die Zahl die möglichen Maximierungsstufen auf einer Sonoritätshierarchie Vokal >/r/ >Liquid, Nasal >Frikativ >Plosiv. Etwa: *fünf* ließe sich maximieren durch Ersatz des Nasals durch /r/ oder einen Vokal, oder durch Ersatz des Frikativs durch einen Plosiv, d.h. der Wert ist '3'.

mhd.		*SCHWA	SONMAX	*COMPLEX	FTBIN	*CODA
fünf						
—>	fünf (40)		3	*	*	**
	fünef (5,5)	*				*(*)[1]
	(fü:f)				*	*
	fem (0.3)				*	*
	(füne)	*				(*)
	fief (39)		1	*	*	*
	[fümpf][2](16)		?	**	*	***
	(fnüf)		3	*	*	*
	fünfe[3]	*		(*)		*(*)
	(fü)				*	
mil(i)ch						
—>	milch (30)		3	*	*	**
	milech (26)	*				*(*)
	müch (3)				*	*
	mil (3.5)				*	*
	mili (7,5)					(*)
	muich (0,3)		1	*	*	*
	milk (38)		2	*		**
	(mlik)		4	*	*	*
	(milche)	*		(*)		*(*)
	mü (0.7)				*	
dürf- (t)						
—>	dürf- (67)		2	*	*	**
	deref- (0,5)	*				*(*)
	döf- (10)				*	*
	dör- (9)				*	*
	(döre-)	*				*(*)
	düef-[4]		1	*	*	*
	[dörb-][5](3)		1	*	*	**
	dröf- (10.5)		1	*	*	*
	dürf-(e)[6]	*		(*)		*(*)
	droh (1)		1		*	
kint						

—>	kint (80)		2	*	*	**
	(kinit)					*(*)
	ki(i)t (2)				*	*
	ken (2)				*	*
	(kini)					*(*)
	(kiɪt)		0	*	*	*

	(knit)		2	*	*	*
	(kinde)	*		(*)		*(*)
	kü (0.03)				*	

Tab. (3): Sproßvokale, Sonorant-Tilgung, Auslauttilgung, Sproßvokal + Codaverlust, Vokalisierung, Fortisierung, Metathese, Schwa-Epithese und Coda-Verlust in vier Wörtern des Deutschen sowie Opitmalitäts-Bewertung (Ziffern in Klammern sind die auf- bzw. abgerundeten Häufigkeitsangaben des KDSA.)

Auch die Metathese ist eine Optimierung der Silbenstruktur; sie verringert gemäß *CODA die Komplexität des Silbenlauts und verbessert die Sonoritätszunahme von der Schale zum Kern (SONMAX). Daß die Umstellung nur in der Konsonantenfolge aus /d/ und /r/ möglich ist (vgl. etwa das Westfälische um Münster: *fief* – *milk/melk* – *drüf/dröw*) läßt sich leicht aus dem größeren Sonoritätabfall zwischen den beiden Phonemen erklären, der SONMAX besonders gut erfüllt. Wiederum werden *SCHWA und PARSE sehr hoch bewertet:

*SCHWA >> *CODA, SONMAX >> ...

Die trochäischen Dialekte stufen hingegen die Bedeutung von *SCHWA geringer ein. Sie verwenden jedoch meist nicht in allen Wörtern Sproßvokale, sondern lediglich in denen des Typs *fünf* und *Milch* (Übergang von Sonorkonsonant zu Frikativ, nicht aber von Sonorkonsonant zu Plosiv, selten beim Übergang von /r/ zu Frikativ); dies wird durch SONMAX erklärt, wenn für die Wirksamkeit dieser Beschränkung ein Schwellenwert von $\geq$3 angesetzt wird.[12] Dialekte mit SONMAX $\geq$3 be-

[12] Ungeklärt bleibt dabei freilich die Tatsache, daß auch in den wenigen Simplicia mit auslautender Plosiv-Verbindung (*Abt*) und den zahlreichen mit auslautender Frikativ-Plosiv-Verbindung (*Heft*) keine „Epenthese" stattfindet, obwohl die Sonorität des ersten Cluster-Elements dreifach verbessert werden könnte und deshalb SONMAX $\geq$3 einschlägig wäre.

werten zwar bestimmte Konsonantenverbindungen in der Coda negativ, sie halten sich jedoch zugleich an die Beschränkung PARSE, die Tilgungen, wie sie etwa in den Dialekten mit vereinfachter Coda – Typ *mili* – vorkommen, ausschließt, also:

SONMAX (≥3) >> PARSE >> *COMPLEX >> *SCHWA

Weitergehende Reduktionen zu CVCV (*mili* etc.), wie wir sie in Teilen des Bairischen finden, können im Prinzip aus einem höheren Stellenwert von *CODA in der Hierarchie erklärt werden. Hier stoßen wir allerdings auf Probleme. Denn obwohl *mili* die „constraint hierarchy"

SONMAX >>*CODA, PARSE >>...

suggeriert, ist diese Hierarchisierung ja nicht auf andere Lexeme übertragbar: im mittelbair. Dialekt südl. von München werden z.B. die vier Wörter aus Tab. (3) *fünf/fimpf* – *mili/müli* – *derf* – *kind* gesprochen. SONMAX ≥3 kann die 'Epenthese' in *Milch*, nicht aber die unterlassene Epenthese in *fünf* erklären. (Auch wenn wir die synchrone mit einer diachronen Perspektive vertauschen, ist wenig gewonnen: mhd. *mil(i)ch* bleibt trochäisch, mhd. *kelich* oder *zwel(i)f* nicht.)

Auch die Vereinfachung der auslautenden Konsonantenverbindung, sei es durch Tilgung des Sonorkonsonanten, des auslautenden Obstruenten oder beider Auslautkonsonanten, ist leicht als stärkere Gewichtung von *CODA und *COMPLEX (in Fällen wie *däf, fem* oder *mü*) zu erklären; Vokalisierungen des Sonorkonsonanten, die zu einem komplexeren Nukleus führen, lassen sich als Folge einer höheren Bewertung von *CODA (aber nicht *COMPLEX, das ja weiterhin verletzt bleibt) beschreiben. Aber wiederum gilt: wenn etwa das Zentralschwäbische östl. von Stuttgart die Realisierungen *fief* – *milich* – *derf/dürf* – *kiend/keed* hat, dann manifestieren sich in diesen Formen unterschiedliche Hierarchisierungen der Beschränkungen aus Tab. (3) (zu erwarten wäre entsprechend *fief* und *keed* auch *miuch* oder *mü:ch* bzw. *däf* o.ä.). Auch die wenigen Dialekte, die bei *Dorf, dürfen,* etc. ebenfalls Sproßvokale haben (jedoch nicht bei *Kind* etc.), kann das Modell mit einer einzigen „constraint hierarchy" nicht erfassen.

Damit ist das grundsätzliche Problem der Anwendung der Optimalitätstheorie auf die areale Variation im Deutschen skizziert. Während die meisten der dialektalen Realisierungen (ebenso wie die der Standardvarietät) an sich als Ergebnis einer bestimmten Anordnung von Beschränkungen oder Präferenzgesetzen formuliert werden können, ist die Vorhersage ein-

zelner lexikalischer Formen, die in einer bestimmten Dialektregion oder einem bestimmten Ortsdialekt gelten, aufgrund der Lexikalisierung der phonologischen Prozesse wie Sproßvokalbildung, Coda-Vereinfachung, Metathese, Vokalisierung etc. nicht möglich. Damit scheitert der Versuch der Optimalitätstheorie, Variation zu erklären, aus ähnlichen Gründen wie der der junggrammatischen Lautwandeltheorie.

Man könnte (zurecht) einwenden, daß die Idee eigenständiger Ortsgrammatiken (im Sinne von Einzelvarietäten, die von Regionalvarietäten und dem Standard unabhängig sind) kaum tragfähig und die Suche nach Erklärungsmodellen für solchermaßen postulierte Systeme genauso unsinnig wie deren empirische Realität (in der heutigen Situation des Deutschen) zweifelhaft ist. Vielleicht sollte die Analyseebene von dieser Ebene auf die des deutschen Gesamtsystems erweitert werden, so daß die Varianten in Tab. (3) nicht als intersystemische Variation zwischen Ortsgrammatiken, sondern als intrasystemische Variation in der deutschen (Gesamt-)Phonologie zu verstehen wären? In diesem Fall wäre zu erwarten, daß die Optimalitätstheorie die Häufigkeit des Auftretens verschiedener Realisierungsformen vorhersagen kann: 'bessere' (optimiertere, harmonischere) Formen sollten sich eher durchsetzen als 'schlechtere' (die die „constraints" stärker verletzen). Ein Blick auf die Frequenzangaben in Tab. (3) zeigt, daß auch hier die Erklärungskraft der Optimalitätstheorie gering ist: die einsilbigen Standard-Realisierungen sind in allen Fällen am häufigsten belegt, obwohl sie alle Beschränkungen außer *SCHWA und PARSE verletzen. Hingegen sind weitgehend optimierte Formen wie *droh-* ('dürf-') extrem selten. Durch die Annahme weiterer Beschränkungen (z.B. morphologischer Art) läßt sich das System zwar beliebig verfeinern; damit stellt sich aber zunehmend die Frage, ob die Optimalitätstheorie überhaupt falsifizierbar ist (vgl. Hinskens 1995). Denn durch die in der Theorie angelegte Möglichkeit, einzelne „constraints" – außer in einer Varietät – so tief zu hierarchisieren, daß sie faktisch nicht zum Tragen kommen, werden letztendlich zur Erklärung von Einzelvarietäten oder -varianten nötige Regularitäten zu universalen Prinzipien stilisiert. Die Art und Anzahl dieser Beschränkungen ist – anders als in der Natürlichen Phonologie, auf derer Teleologien sich Prince/Smolensky (1993) u.a. beziehen – nicht kontrollierbar.

Insgesamt ist es noch zu früh, um die Optimalitätstheorie aus dialektologischer Sicht zu bewerten. Die gesamte Anlage der Theorie zielt darauf ab, die verschiedenen Alternativen in einem bestimmten instabilen Sprachzustand zu modellieren. Sie ist deshalb eher eine Theorie, die historische Entwicklungen erklären kann, als daß sie die Dynamik in der heutigen Dialektsituation erfaßte: der einzelne Dialektsprecher generiert

sicherlich nicht eine Menge von Formen, um sie dann nach verschiedenen Kriterien zu optimieren – er verfügt schon von Anfang an über ein mehr oder weniger variables und mehr oder weniger für Wandel anfälliges Repertoire.

6. Um welchen Typ von Strukturregelmäßigkeit handelt es sich?

Auf der Grundlage der Materialdiskussion in Abschn. 3 können wir nun zur Frage zurückkehren, welchen Status die trochäischen vs. einsilbigen Realisierungen auslautender Konsonantenverbindungen aus Sonorkonsonant und Konsonant im phonologischen System der Sprecher aus denjenigen Regionen des deutschen Sprachraums haben, in denen beide Formen alternieren. Dazu ist es notwendig, auf ein *zweidimensionales Modell* der Phonologie zurückzugreifen, das auf der horizontalen Dimension die Variation zwischen dialektal(er)en und standard(-näheren) Realisierungen innerhalb des Repertoires und auf der vertikalen Dimension verschiedene Typen struktureller Regelmäßigkeiten erfaßt (vgl. zu Details Auer 1990, 1993, 1995).

Die vertikalen Dimension unterscheidet auf dem Hintergrund der *Natürlichen Phonologie* drei Typen von Strukturregelmäßigkeiten. Beim ersten Typ handelt es sich um phonetische oder phonetiknahe Prozesse (postlexikalische Regeln), die auf der Physiologie des Sprech- und Hörereignisses beruhen; in der Regel vereinfachen sie den Artikulationsvorgang. Sie sind nicht bewußt, nur schwer kontrollierbar und phonetisch graduell, d.h. mehr oder weniger stark realisierbar. Wenn sie (wie üblich) kontextabhängig sind, werden sie in allen einschlägigen Kontexten gleichermaßen angewendet, d.h. sie sind weder von lexikalischen noch von morphologischen Bedingungen abhängig. Beispiele aus der nhd. Standard-Varietät wären etwa die Schwa-Tilgung in Dreisilblern (Typ *bess[ə]rer, Wand[ə]rer,* aber nicht: *dunkle, Regler*) oder die „Konsonantenepenthese" in *fü[mp]f, Se[mp]f.*

Davon müssen morphonologische Strukturregelmäßigkeiten unterschieden werden, die zwar ebenfalls eine natürlich-artikulatorische Basis haben können, jedoch entweder von morphologischen oder von lexikalischen Umgebungen gesteuert werden. Ihre Aufgabe ist es auch, die Folgen morphologischer Operationen phonologisch akzeptel zu machen. Dabei kümmern sie sich auch um die Ausnahmen, z.B um Suppletion. Morphonologische Strukturregelmäßigkeiten sind in der Regel bewußt und kontrollierbar, sie sind dichotomisch und kategorisch, d.h. nicht von äußeren Faktoren wie Sprechgeschwindigkeit oder Formalität wesentlich gesteuert. Beispiele wären etwa die Akzentzuweisung oder die Verteilung des

„schwa mobile" in den Suffixen des Deutschen (*dunkel* ~ *dunkler, regeln* ~ *Regler*).

Schließlich gibt es eine dritte Gruppe von Strukturregelmäßigkeiten, die die möglichen Morpheme und Wörter der Sprache beschreibt. Sie definieren das Phonemsystem einer Sprache und erfassen ihre phonotaktischen Restriktionen. Diese Strukturregelmäßigkeiten gelten „prälexikalisch", also für die Stämme, meist aber auch noch innerhalb der Morphologie (bis zur Wortebene), sie können aber postlexikalisch verletzt werden. Beispiele wären etwa das Verbot der anlautenden velaren Nasale oder leichter Silben mit anderen als Schwa-Silbenträgern im Deutschen.

Zur adäquaten Modellierung des sprachlichen Repertoires von Sprechern und Sprechgemeinschaften, das einen Dialekt (Ortsdialekt, Regionaldialekt oder beide) enthält, muß dieser wie auch die (regionale) Standardvarietät als eigenständiges sprachliches System aufgefaßt werden (und nicht etwa aus ihr durch Variablenregeln o.ä. abgeleitet werden). Das Repertoire eines solchen Sprechers oder einer solchen Sprechgemeinschaft enthält also mindestens zwei Varietäten, die jeweils eine eigene vertikale Struktur haben. Die trochäischen Dialekte sind auf diesem theoretischen Hintergrund durch eine prosodische prälexikalische Strukturregelmäßigkeit gekennzeichnet, die sich folgendermaßen formulieren läßt:[13]

[13] Prälexikalische Strukturregelmäßigkeiten sind dichotomisch, nicht skalar. Sie können deshalb nicht für phonetisch kontinuierliche Realisierungen verantwortlich sein. Die mir verfügbaren empirischen Quellen reichen nicht aus, um zu entscheiden, ob die trochäischen mittelrheinischen Formen Zwischenformen zur einsilbigen Standardrealisierung zulassen. Tun sie es (wie der Mittelrheinische Sprachatlas suggeriert), so müssen diese Zwischenformen Resultat eines (zusätzlichen) postlexikalischen Prozesses sein, z.B. einer Schwa-Reduktion.

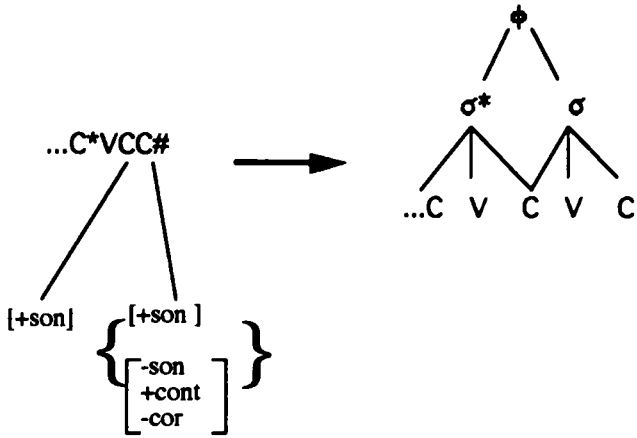


Abb. (9)

Die Formulierung besagt, daß in den trochäischen Dialekten auslautende prälexikalische Sequenzen aus Sonorkonsonant und Frikativ/Sonorkonsonant durch eine zusätzliche V-Position aufgelöst werden, solange der Frikativ kein Sibilant ist. (Die leere V-Position wird durch einen Reduktionsvokal, der selbst großen phonetischen Schwankungen unterliegt, aufgefüllt). Der Standard-Varietät fehlt diese prälexikalische Strukturregelmäßigkeit.

Aber natürlich ist die horizontale Dimension eines Standard-Dialekt-Modells dadurch nicht ausreichend erfaßt, denn diese beiden Varietäten stehen ja nicht kontaktlos nebeneinander. Die Beziehung zwischen ihnen kann zwar je nach Region unterschiedlich ausfallen; in allen Regionen (und allen Repertoires) gibt es aber auf jeden Fall zahlreiche gemeinsame Strukturregelmäßigkeiten, die eine gewisse strukturelle Ähnlichkeit zwischen den beiden Teilen des Repertoires zur Folge haben. Im Modell werden diese Ähnlichkeiten durch gemeinsame prälexikalische, morphonologische (lexikalische) und postlexikalische Regelmäßigkeiten erfaßt.

Damit sind die Beziehungen zwischen der dialektalen und der Standardseite des Repertoires aber noch nicht erschöpfend beschrieben. Die dialekt- und standardspezifischen prälexikalischen Strukturregelmäßigkeiten führen im bisherigen Modell zu lexikalischen Repräsentationen, die nichts miteinander zu tun haben. Es ist aber klar, daß z.B. im Bewußtsein der rheinländischen Sprachbenutzer die Standardform *fünf*

(die den prälexikalischen Strukturregelmäßigkeiten der Standardvarietät entspricht)und die Dialektform *fünef* (die der obigen prälexikalischen Strukturregelmäßigkeit genügt) nicht beziehungslos nebeneinander stehen, sondern (vor allem aufgrund von semantischen, aber auch formalen Kriterien) zusammengruppiert werden. Jeder dialektalen lexikalischen Form wird ihre korrespondierenden Standard-Form zugeordnet bzw. umgekehrt. Dies geschieht über lexikalische *Korrespondenzbeziehungen.*[14] Da sie Beziehungen zwischen Lexemen oder Wörtern herstellen, sind keine kontinuierlichen (skalaren) Übergänge möglich. Sie sind nicht vom Sprechtempo abhängig, und die Sprecher können sich die Ersetzung bewußt machen. Produktive prälexikalische Strukturregelmäßigkeiten werden auch auf Wörter der anderen Varietät, die übernommen werden, angewendet und passen diese der Struktur der Aufnahmevarietät an; es entstehen auf diese Weise neue Korrespondenzregeln.

Eine prälexikalische Strukturregelmäßigkeit (z.B. des Dialekts) kann aber auch umgekehrt ihre lexikalische Basis dadurch verlieren, daß neue Wörter der anderen Varietät (z.B. des Standards) nicht mehr (in den Dialekt) übernommen, d.h. der Phonotaktik der einen Varietät angepaßt werden; in diesem Fall kommen die alten dialektalen Wörter mit dialektaler Phonotaktik unter Umständen allmählich aus der Mode. Die Strukturregelmäßigkeit verliert ihre Produktivität. Die bestehenden Korrespondenzregeln werden u.U. von Generation zu Generation allmählich verlernt. Am Ende solcher lexikalischer Erosionsprozesse stehen Einzelformen, deren ursprüngliche Generalität (d.h. die dahinter stehende prälexikalische Strukturregelmäßigkeit) für die Sprecher nicht mehr erkennbar ist.

Weitere Durchdringungen der beiden Seiten des Repertoires können durch die Anwendung lexikalischer und postlexikalischer Regeln der einen Varietät auf phonologische Repräsentationen der anderen entstehen. Damit ergibt sich das Gesamtmodell in Abb. (10).

---

[14] Sie entsprechen den „input switches" in Dresslers und Moosmüllers „bidialektaler Phonologie" (z.B. Moosmüller 1988).

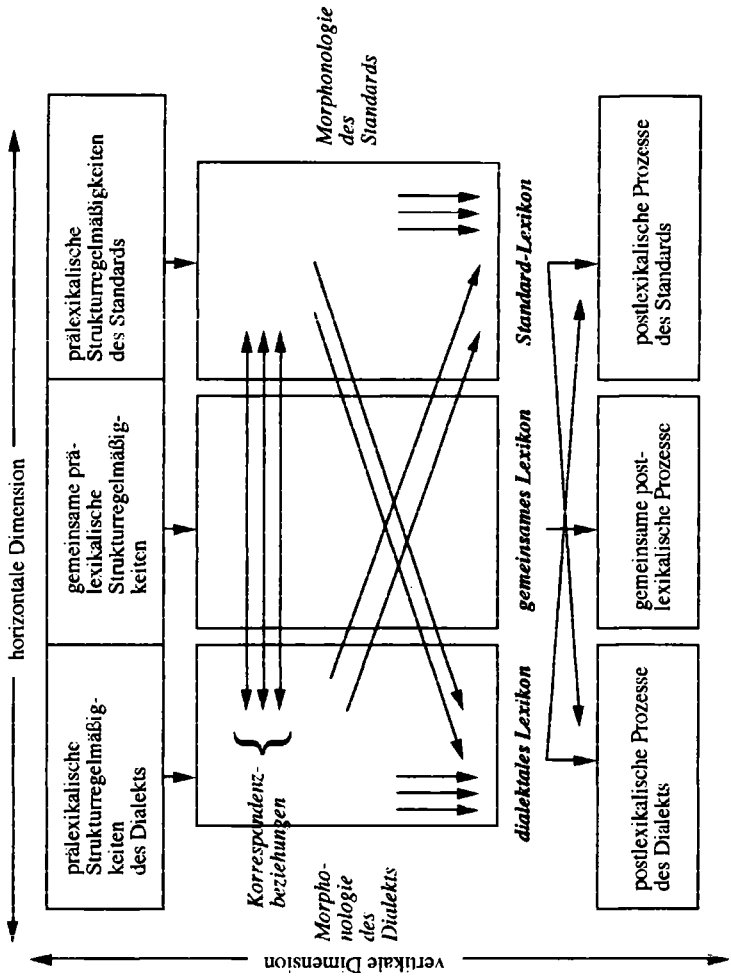


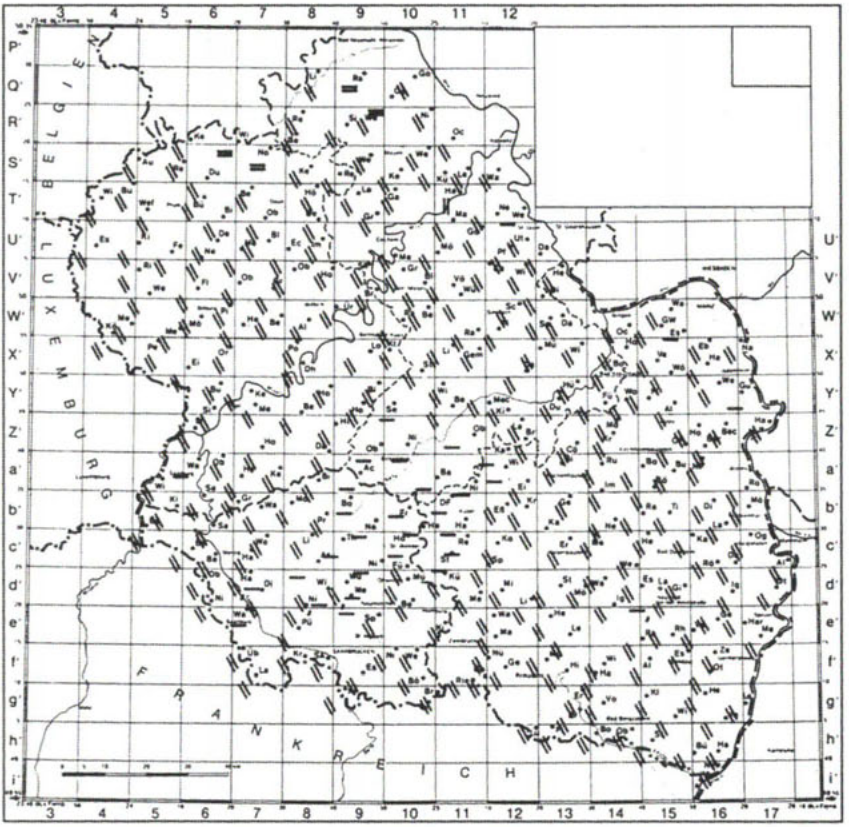
Abb. 10

Auch hinter diesem Modell kann man Vorgänger, und zwar in der traditionellen Dialektologie, erkennen, besonders die Unterscheidung zwischen „Lautzwang" und „Wortverdrängung" – um den württemberger Dialektologen Karl Haag (1929/30) zu zitieren –, also zwischen lautgesetzlichem Wandel und Wort-für-Wort-Entwicklungen (vgl. Auer 1993).

Ersterer spielt sich im prä- oder postlexikalischen Bereich ab, letzterer in den Korrespondenzbeziehungen.

Doch ein letztes Mal zurück zu den westfränkischen Trochäen. Daß sie in einer bestimmten Phase der Sprachentwicklung Ergebnis einer produktiven prälexikalischen Strukturregelmäßigkeit gewesen sein müssen, läßt sich vor allem daran erkennen, daß auch alte (mhd.) Einsilbler sowie neuere Lehnwörter mit auslautender Konsonantenverbindung aus Sonorkonsonant und Frikativ oder Sonorkonsonant vom Svarabhakti erfaßt wurden (vgl. die Beispiele auf S. 59). Die Standardvarietät hatte hingegen zumindest über lange Phasen ihrer Entwicklung hinweg die prälexikalische Tendenz, in denselben Kontexten die alten Trochäen zu Einsilblern zu machen (vgl. S. 56). Entsprechend sind für die heutigen Sprachbenutzer Wortpaare wie *zwölf - zwelef, Kelch - kelich, Milch - melech, Storch - storech, fünf - fenef, Sturm - sturem* durch Korrespondenzbeziehungen aufeinander bezogen. Aber gibt es die prälexikalische Strukturregelmäßigkeiten überhaupt noch, durch die sie zustande gekommen sind? Die dialektale Regelmäßigkeit scheint ihre Produktivität bereits verloren zu haben.[15] Neue Wörter wie *Girl* oder *Törn*, aber auch schon *Form* oder *Schorf* werden nicht mehr angepaßt, obwohl die phonologischen Kontexte für die 'Epenthese' vorlägen. Dazu paßt soziodialektologisch, daß die trochäischen Formen schon seit langem in den Städten nicht mehr gebraucht werden (vgl. Fußnote 3). Der Verlust der trochäischen Formen ist eine lexikalische Erosion, d.h. manche trochäischen Wörter verschwinden (in einer Dialektgegend) schneller als andere. Die Karten aus dem mittelrheinischen Sprachatlas für die Wörter *Milch* (Abb. 11) und *Kirch(e)* (Abb. 12) zeigen diese Entwicklung.

[15] Auch im Standard hat die Kraft der prälexikalischen Strukturregelmäßigkeit, die zum Verlust des Schwa geführt hat, nachgelassen. Neuere Wörter, die an sich Kandidaten für den Übergang zum Einsilbler wären, bewahren ihre Struktur: vgl. *Drillich, Zwillich, Tinnef, Gannef/Gennef, Wallach* in Tab. 1. Vgl. auch die nicht-reduzierten CVC-Sequenzen in *Kappes, Schmackes, Ticket, Nippes*, die Raffelsiefen (1995) genauer analysiert.



\\ I, -ᴵ

= e, -ᵉ

‖ ə, -ᵊ

— kein Svar.

o Wegfall einer Variante

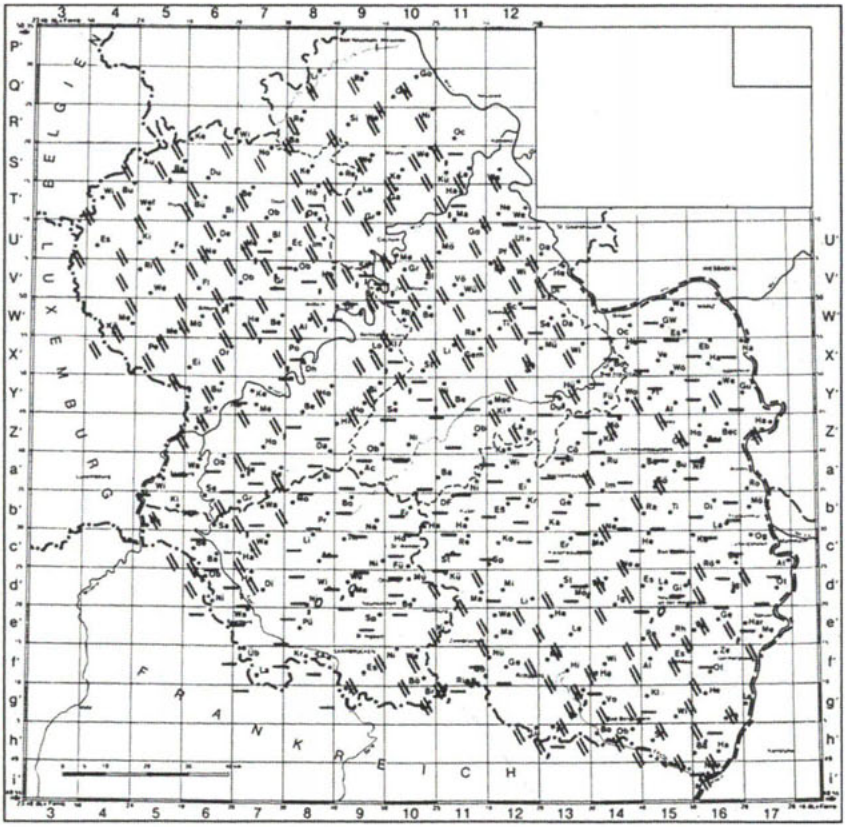
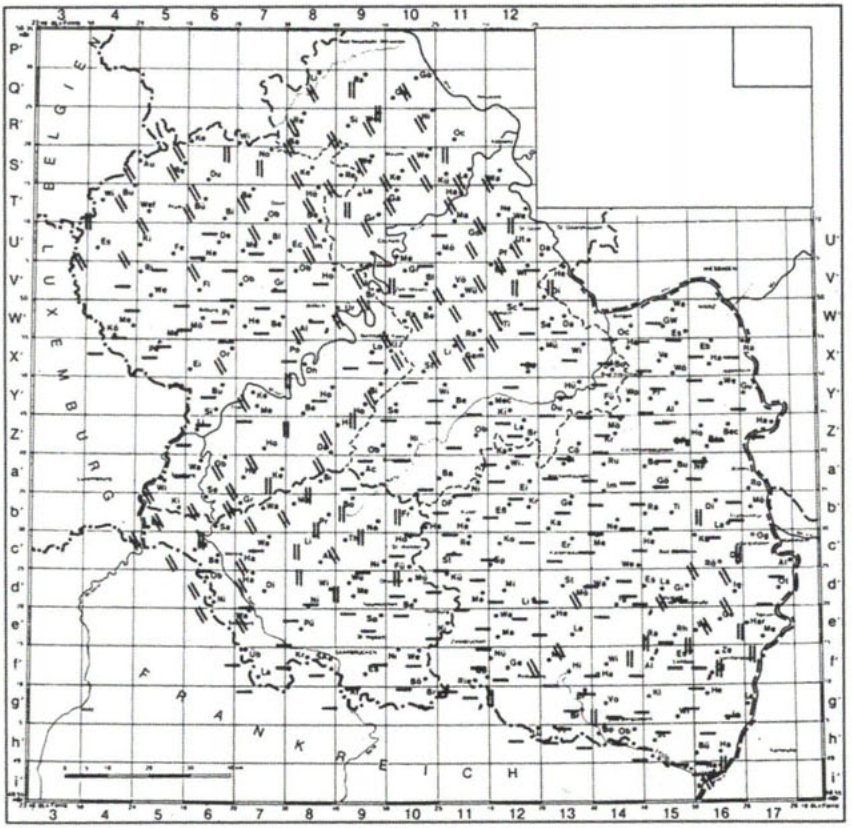


Abb. (11) 'Epenthesevokal' im Wort *Milch* bei älteren/konservativen (links) und jüngeren/moderneren Sprechern (rechts) nach dem Mittelrheinischen Sprachatlas. Die Anzahl der trochäischen Formen ist von 260 auf 183 zurückgegangen, die der einsilbigen von 31 auf 149 angestiegen.



\\ I, -^{I}

|| ə, -^{ə}

— kein Sverabh.

o Wegfall einer Variante

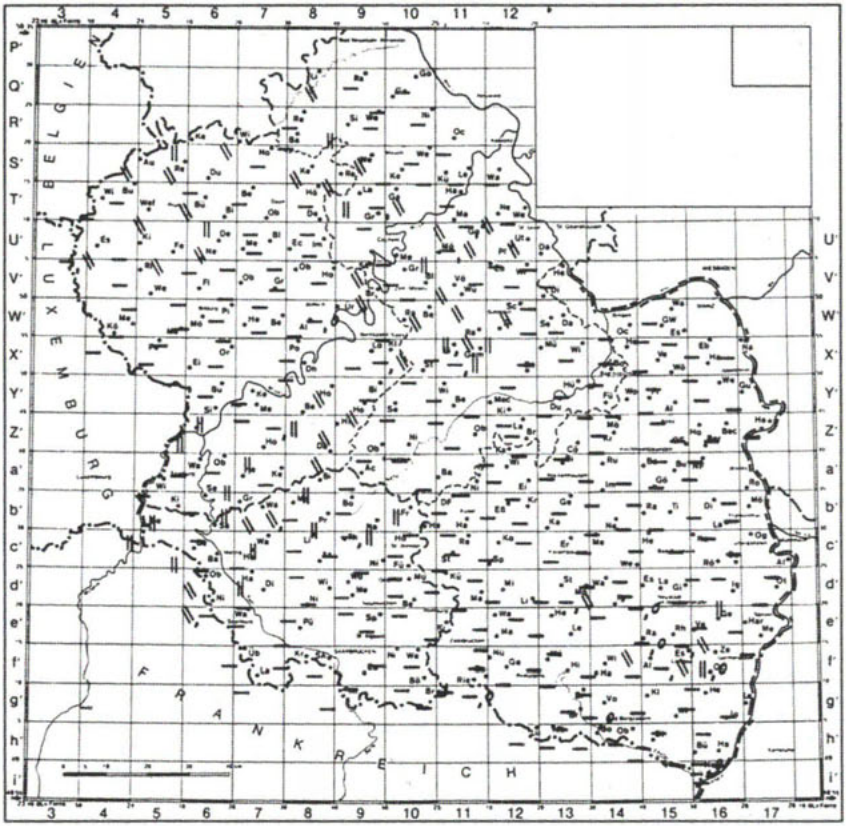


Abb. (12) 'Epenthesevokal' im Wort *Kirche* bei älteren/konservativen (links) und jüngeren/moderneren Sprechern (rechts) nach dem Mittelrheinischen Sprachatlas. Die Anzahl der trochäischen Formen ist von 119 auf 62 zurückgegangen, die der einsilbigen von 181 auf 243 angestiegen. Allerdings zeigt die Region zwischen Mosel und Nahe eine Zunahme der trochäischen Formen.

Im ersten Fall ist die Verwendung der Trochäen von einem recht hohen Ausgangsniveau deutlich zurückgegangen. Im zweiten Fall ist die Veränderung weniger eindeutig: während schon die älteren/immobilen Sprecher weit weniger trochäische Formen verwenden als bei *Milch*, sind die Verluste bei den jüngeren/mobilen Gewährspersonen im größten Teil des erfaßten Gebiets zwar massiv, in einem mittleren Streifen (etwa zwischen Mosel und Nahe) stehen jedoch dem Übergang zu den einsilbigen Formen in manchen Erhebungsorten auch umgekehrt neue Trochäen in anderen gegenüber.

7. Zusammenfassung

Ziel dieses Beitrags war es zu zeigen, daß die heutige Entwicklung in der theoretischen Phonologie auch für die Dialektphonologie von Interesse sein kann. Am umgrenzten Beispiel der sog. Vokalepenthese wurden einzelne Aspekte der Artikulatorischen Phonologie, der Autosegmentalen Phonologie/Silbenphonologie, der Natürlichen Phonologie, der Optimalitätstheorie und der Zweidimensionalen Dialektphonologie vorgestellt.

Die heutige phonologische Theoriebildung ist durch zahlreiche Neuerungen gekennzeichnet. Sie ist teils stärker als früher mit der phonetischen Beschreibung vernetzt, sie hat weitgehend auf Regeln im generativen Sinn verzichtet, sie bezieht teils systematisch Sprachwandel und sprachliche Variation ein und hat damit die strikt synchrone Orientierung aufgegeben, sie betrachtet prosodische Kategorien wie Silben oder phonologische Wörter als zentrale Theorieelemente und sie verzichtet auf strukturverändernde Transformationen wie Einfügungen oder Tilgungen zugunsten einer zeitgebundenen Modellierung des Sprechereignisses. All diese Entwicklungen machen es heute leichter als in den 60er bis frühen 80er Jahren, theoretische Phonologie und dialektale Phonologie aufeinander zu beziehen.

Die theoretischen Phonologen brauchen die Dialektologie, um nicht in den irrtümlichen Glauben zu verfallen, das Deutsche sei identisch mit der Form der Standardvarietät, die sie (vielleicht) selber sprechen; aber auch die Dialektologie braucht die theoretische Phonologie, wenn sie einer Erklärung ihrer vielfältigen und reichen Datenbasis näher kommen will.

Literatur

Antilla, Arto (1995): Deriving variation from grammar: A study of Finnish genitives. MS, Stanford University.

Auer, Peter (1990): Phonologie der Alltagssprache. Berlin.

Auer, Peter (1993): Bidimensionale Modelle für die Beschreibung von Standard-Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie. In: Viereck, Werner (Hg.): Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 1990. Bd. 2. S. 3-22.

Auer, Peter (1994): Einige Argumente gegen die Silbe als universale phonologische Hauptkategorie. In: Ramers, H./Vater, H./Wode, H. (Hg.): Universale phonologische Strukturen und Prozesse. Tübingen. S. 55-78.

Auer, Peter (1995): Modelling phonological variation in German. In: Werlen, I. (Hg.): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen. S. 9-37.

Auer, Peter/Uhmann, Susanne (1988): Silben- und akzentzählende Sprachen. Literaturüberblick und Diskussion. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 7, 2, S. 214-259.

Braun, Edith/Mangold/Max (1984): Saarbrücker Wörterbuch. Saarbrücken.

Browman, Catherine P./Goldstein, Louis (1991): Gestural structures: distinctiveness, phonological processes, and historical change. In: Mattingly/Studdert-Kennedy (Hg.): Modularity and the motor theory of speech perception. Hillsdale. S. 313-338.

Browman, Catherine P./Goldstein, Louis (1992): Articulatory phonology: An overview. In: Phonetica 49, S. 155-180

Eisenberg, Peter (1991): Syllabische Struktur und Wortakzent. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 10, 1, S. 37-64.

Haag, Karl (1929/1930): Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: Teuthonista 6, I, S. 1-35.

Hinskens, Frans (1995): What can sociolinguistics offer phonological theory – and vice versa? MS, Universität Nijmegen.

Itô, Junko (1989): A prosodic theory of epenthesis. In: Natural Language and Linguistic Theory 7, S. 217-259.

Kaltenbacher, Erika (1996): Zur Geschichte der deutschen Prosodik. Aspekte einer historischen Typologie. In: Butt, Matthias/ Fuhrhop, Nanna (Hg.): Wortphonologie. (= Sonderheft Germanistische Linguistik).

Kiparsky, Paul (1994): An OT perspective on phonological variation. MS, Stanford University. (= Vortrag auf NWAVE Okt. 1994).

KDSA = Veith, W.H./Putschke, W., (Bearb.) (1984): Kleiner Deutscher Sprachatlas. Tübingen.

Kröger, Bernd J. (1993): A gestural production model and its application to reduction in German. In: Phonetica 50, S. 213-233.

Luxemburgisches Wörterbuch. Luxemburg, 1950ff.

Mittelrheinischer Sprachatlas. Hrsg. von G. Bellmann. Mainz.

Moosmüller, Sylvia, (1988): Sociophonology, in: Auer, P./Di Luzio, A. (Hg.) (1988), Variation and Convergence. Berlin: de Gruyter, S. 75-92.

Pfälzisches Wörterbuch. Hrsg. von E. Christmann/Krämer, J./Post, R. Wiesbaden. 1965ff.

Prince, Alan/ Smolensky, Paul (1993): Optimality Theory. RuCCS TR - 2, Rutgers University.

Pützer, Manfred (1988): Die Mundart von Großrosseln. Saarbrücken.

Raffelsiefen, Renate (1995): Conditions for stability: the case of schwa in German. = Theorie des Lexikons (Arbeiten des SFB 282) Nr. 69. Düsseldorf.

Rheinisches Wörterbuch. Bearb. von Josef Müller/Heinr. Dittmaier. Bonn. 1928ff.

Sievers, Eduard (1901): Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachenn. 5. Aufl. Leipzig.

Stampe, David (1972): A Dissertation on Natural Phonology. Ph.D. Thesis, University of Oregon. (Reprint 1979 bei Garland, New York.)

Steitz, Lothar (1981): Grammatik der Saarbrücker Mundart. Saarbrücken.

Vennemann, Theo (1986): Neuere Entwicklungen in der Phonologie. Berlin.

Vennemann, Theo (1988): Preference Laws for Syllable Structure. Berlin.

Tab (1):
Auslautende Verbindungen von Sonorkonsonanten und Frikativ/Sonorkonsonanten in der nhd. Standardvarietät und ihre Entsprechungen im Pfälzischen, Rheinfränkischen und Luxemburgischen. Varianten in [ ], seltene Formen in ( ).

nhd. std	Pfälz. Wb.	Rhein. Wb.	Luxembg. Wb.	mhd.	ahd.
Lateral + /f/					
elf	*elf (elef)*	*elf, elef (ealef)*	*elef, älef, eilef*	*eilf*	*einlif*
zwölf		*zwölf, zwelef*	*zwielef (zwel(l)ef)*	*zwel(i)f*	
				zwelef	*zwelif*
Schilf	*schilf*			*schilf*	***skiluf**/schelf*
Wolf		*wolf, we[u/o]lf*	*wo[e]lef (woolef)*	*wolf*	*wolf*
Lateral + /s/					
Hals	*hals*	*hals, halts*	*hals*	*hals*	*hals*
Fels	*ffels*	*fels, felts*	*fiels, feels*	*vels*	***felis***
Lateral + /c/					
Kelch	*kelch (kelich)*	*kelch, kele[i]h*	*kielech, ke[i]llech*	*kel(i)ch*	*kelih*
Milch	*milch, millich (millisch, mellich)*	*milch, mi[e]llich*	*mellech,*	*mil(i)ch*	*miluh*
Molch	*molch (mollich)*	*molech, molich*		***mol(l)e***	***mol(m)***
solch		(ungebräuchlich)	(ungebräuchlich)	*solch*	*sulih*
Dolch	*dolch (dolich)*	*dolch, dollech*	*dollech*	fnhd. *dollich*	?
Lateral + /ʃ/					
falsch	*falsch*	*falsch (fa(:)ltsch)*	*falsch, fuelsch*	mndl. *vals*	
welsch		*welsch*	*welsch*	***wal(hi)sch***	***wal(ah)isc***

Nasal + /f/					
fünf	*fünf (finf, finef, fenef)*	*fünf, (finef, fenef)*	*fennef*	***vünf***	***fimf***
Hanf	*hanf, hanef (hanft, hamf)*	*hanf, hanef (hunef, hanep etc.)*	*hunnef, hannef*	*hanef/ hanif*	*hanaf*
Senf		*senf, se(i)nef si(e)nft, sineft (semp, sin(e)ref)*	(ungebräuchlich)	*sen(e)f*	*sen(e)f*
bilabialer Nasal + /s/					
Wams		*wammes (wams)*	*wammes, wam-mesch(t)*	*wambeis, wambaz* (>afrz.)	
alveolarer Nasal + /s/					
Gans	*gans, gäns*	*gans, gants*	*gans, gäns (gus...)*	*gans*	*gans*
uns		*uns, u:s, ous, o:s*	*ons (eis, äis)*	*uns*	*uns*
Nasal + /ç/					
manch	*manch, mannich mannjer, manni*	*manni(e)ch*	(nicht bel.)	*manec*	*manag*
Mönch	*mönch, münch*	*minich, menich monich*	(nicht bel.)	*mün(e)ch mün(i)ch*	*munih*
Nasal + /ʃ/					
Flansch	*flänsche, flan-sche*	*flansche, flantsch*	*flansch*	*vlansch* (spmhd.)	
Flunsch	*flunsche*	*flunsche*	(nicht bel.)	(nd.)	
Mensch	*mensch*	*mensch*	*mensch*	*mensch(e)*	***men(n)isco***
Wunsch		*wunsch, wonsch*	*wonsch*	*wunsch*	*wunsc(h)*

/r/ + /f/					
Dorf	*dorf (darf)*	*dorf, dorep*		***dorf***	***dorf/thorf***
scharf	*scharf (schäref)*	*scharf (scharep)*	*schaarf, scharef*	***schar(p)f***	***scarpf***
Schorf	*schorf*	(nicht bel.)	*schorf*	*schorf*	*scorf, scurf*
Wurf		*wurf, worf, (woref, worep)*	(nicht bel.)	***wurf***	***wurf***
/r/ + /ç/					
dursch	*durch, dorch (dorich, darich,doich)*	*du[o]ach du[o]rich*	*durech, duurch dorech*	*dur(ch)*	*duru thuru(c)h*
Pferch	*pferch, per(s)ch (perrich)*	*pferch, perich*	*perch, perrich*	*pferrich*	*pferrih*
Storch		*storch, storech*	*storch, storech, stuerech*	*storch(e)*	*storc, storah*
/r/ + /ʃ/					
Arsch	*arsch (aarsch)*	*arsch, a:sch*	*aasch*	*ars*	*ars*
barsch/Barsch	*barsch*	*barsch (bersch, boisch)*		*bars*	*bars*
Bursch	*borsch(t)*	*bursch, borsch*	*borscht*	(fnhd.)	
forsch	*forsch, fosch*	*forsch*	(nicht bel.)	(19. Jh., nd.)	
Hirsch	*hirsch, härsch*	*hersch, heasch, hi[e]rsch*	*hirsch, hiersch*	*hirz*	*hir(u)z*
Marsch/Marsch	*marsch*	*marsch*	*marsch*	(17. Jh. frz. bzw. nd.)	
Pirsch	*pirsch, birsch*			(mhd. *pirsen* > frz. *berser*)	

Lateral + Nasal					
Halm	*halm, halmen, halme*	*halm, halem (helem, helmen)*	*halem (hallemen, hellem)*	***halm***	***halm***
Helm	*helm*	*helm, helem*	*hellem*	***helm***	***helm***
Olm	(nicht bel.)	(nicht bel.)	*ollem*	***olm***	***olm***
Qualm	*qualm*	*qualm*	*quallem*	***twalm(?)***	***twalm(?)***
Salm	*salm*	*salm, salem, salmen*	*salem, saalm*	***salm(e)***	***salm(o)***
Schelm	*schelm, (schellem)*	*schelm, schelem*	*schellem*	***schelme***	***skelmo***
/r/ + bilabialer Nasal					
arm/Arm	*arm, arem*	*arm (arem)*	*aarem, aarm*	*arm*	*ar(a)m*
Darm	*darm, daarem*	*darm (dorm)*	*darem, daarm*	***darm***	***darm***
Lärm	*lärm, lärmen*	*lärm, lärem*	*lärem*	**fnhd.** ***lerman***	***(>frz. alarme)***
Schirm	*schi{u,e}rm*	*schi{e}rm (schi{erem)*	*schirem, schiirm*	***schi{e}rm***	***skirm***
Schwarm	*schwarm*	*schwarm (schwarem)*	*schwarem*	***swarm***	***swarm***
Sturm		*stu{o}rm, sturem*	*sturem, stu(e)rm*	***sturm***	***stu{o}rm***
/r/ + alveolarer Nasal					
Dorn	*dorn (dore, da'n)*	*dorn (dore(n))*	(nicht bel.)	***dorn***	***dorn, thorn***
Farn	*farn (faare, faarem)*	*farn, fare(n)*	*far (farel)*	***varm, varn***	***farn, farm***
fern	*färe, fer (fern)*	*fern, feren, fe(n)*	*fär (fären)*	*ferren(e)*	*ferrana, ferranan*
gern	*gern, geren (gare)*	*gern, gere (jer)*	*gären, gär (jieren, jeren)*	***gern(e)***	***gerno***

Garn	*garn (gaare(n))*	*gar(n), gare(n)*	*gar (garen, go-ar(e)n)*	***garn***	***garn***
Horn	*horn, harn*	*ho(r)n (hore(n))*	*har (huer)*	***horn***	***horn***
Hirn	*hirn, hern (hädre)*	*hirn, hire(n) (heren)*	*hir, hirren (harren)*	***hirn(e)***	***hirn(i)***
Kern	*kern, kären (käre) (kernen)*	*ker(n), keren, keen, kei*	*kär, kier (kären, kidren)*	***kern(e)***	***kern(o)***
Korn	*korn (kore, koe)*	*korn, koren, kor*	*kar, kor (kueren, korren, kuarren ..)*	***korn***	***korn***

/rl + /l/					
Kerl	*(ke(r)l (ka(r)l)*	*kerl, keal, kial*	*kärel (kierel, kidr-rel)*	**mndd. *kerle***	
Quirl	*quirl*	*quirl*	(nicht bel.)	***twir(e)l***	***dwiril***

---

nicht-kontrahierte nhd. Standard-Formen:

'VIVç					
Wallach		*wallach[k], wa-le(r)*		(15. Jh. > *Wallachei*)	
Drillich	*drillisch*	*drilch, drillich*	*dri[e]ll(ich), drille*	*dril(i)ch*	
'VnVç					
Kranich	*k[g]ra[o]nich*	(nicht bel.)	*kranecht*	*kranech(e)* *kranch(e)*	*kranuh, kra-nih*
'VbVf					
Tinnef	(nicht bel.)	(nicht bel.)	(nicht bel.)	(19. Jh. > wjidd.)	
Gannef/Geneff	*ganf, gamf*	(nicht bel.)	(nicht bel.)	(19.Jh. >wjidd.)	

DIETER STELLMACHER

Sprachsituation in Norddeutschland

Abstract

Der nicht selten als dialektfrei geltende norddeutsche Raum erweist sich in Wahrheit als ein kompliziertes Mehrsprachenland. Neben der in der Regel gut beherrschten Standardsprache finden sich die dem Standard gegenüber deutlich unterschiedenen Abstandsprachen Niederdeutsch und Friesisch sowie das Dänische. Ihre Statusproblematik, die geographische Verteilung und die Kommunikativität der die norddeutsche Sprachsituation bildenden Sprachen werden erläutert, wobei auch das kulturelle Umfeld, in dem sich das Sprachennebeneinander entfaltet, beschrieben wird. Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt auf dem Niederdeutschen, für dessen vielfältige Verwendung Textbeispiele angeführt werden.

Frage: „*Is Plattdütsch 'ne Sprak oder bloß 'ne Mundort?*" Antwort: „*Plattdütsch is 'ne Sprak. Plattdütsch is 'ne Sprak, de väle Mundorden hett, so wür' ik seggen*" (Herrmann-Winter 1989, S. 39). Mit diesen Worten beantwortet ein 1928 in Rostock geborener Kunstprofessor die „Grundfrage" der niederdeutschen Sprachwissenschaft, und er steht mit seiner Meinung nicht allein. Die Auffassung von der Sprachlichkeit des Plattdeutschen und damit verbunden die Abweisung seines Dialektstatus ist ein Kennzeichen norddeutscher Sprachsituation. Es wird verstärkt durch das verbreitete Wissen um den linguistischen Abstand aller norddeutschen Sprachformen zur Standardsprache (mit Ausnahme der mitteldeutschen Sprachinsel im Westharz). Wenn die Abstandsprachen Niederdeutsch und Friesisch dennoch auch als Dialekte bezeichnet werden, dann allein in einem soziolinguistischen Sinn, der sich auf die aktuellen Verwendungsweisen dieser typologisch eigenständigen Sprachen bezieht. Die Soziolinguistik unterscheidet gegenwärtig zunehmend neben der Standardsprache und den Dialekten noch Minderheitensprachen und plaziert sie zwischen Standard und Dialekt. Damit wird einer sprachgeschichtlichen Realität Rechnung getragen und diese in einem etwas martialischen Bild wiedergegeben: Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee; Dialekt ist eine Sprache ohne Armee; Minderheitensprache ist eine Sprache, die einmal eine Armee hatte (Feitsma 1995, S. 885). Die sich aus diesen Überlegungen ergebenden Besonderheiten Norddeutschlands sind mir Anlaß, von den üblichen Vortragsformulierungen des Tagungsblocks („Sprachvarietäten in ...") abzuweichen und meine Ausführungen unter das Thema „Sprachsituation in Norddeutschland" zu stellen. Sie

ist geprägt durch eine vitale Mehrsprachigkeit, die nicht selten verkannt oder unterschätzt wird, z.B. wenn man unseren Raum als dialektfrei bezeichnet, oder wenn – wie in einem aktuellen Heft des „Sprachdienstes" nachzulesen – dem Friesischen und dem Niederdeutschen der baldige Sprachtod vorhergesagt wird.[1]

Ich erläutere erstens, was ich unter „Sprachsituation" verstehe (1), beschreibe zweitens die an ihr beteiligten Sprachen (2), bestimme in einem dritten Abschnitt ihr Verhältnis zueinander (3), gehe viertens auf das kulturelle Umfeld ein (4) und schließe mit einer kurzen Zusammenfassung (5).

1. Die Sprachsituation

Der aus der sowjetischen Soziolinguistik stammende Terminus, russisch *jazykovaja situacija* (Vinogradov 1990, S. 616f.), wird in der Sprachwissenschaft häufig benutzt, aber kaum definiert.[2] Dafür scheint seine Durchsichtigkeit verantwortlich zu sein. Die allgemeinste Bestimmung von Sprachsituation ist der Bezug auf die „Gesamtheit der Existenzformen (sowie Stilformen) einer Sprache oder einer Gesamtheit von Sprachen in ihrer territorialen und sozialen Wechselbeziehung in den Grenzen bestimmter geographischer Regionen oder administrativ-politischer Gebilde" (Vinogradov 1990, S. 616, aus dem Russischen übersetzt). Im besonderen wird die Sprachsituation durch quantitative und qualitative Merkmale bestimmt. Zu den quantitativen Merkmalen gehören die Zahl der beteiligten Sprachen (ein- oder mehrsprachige Situation), die Anzahl der Sprachträger und der von den Sprachen bedienten Kommunikationsbereiche. Zu den qualitativen Merkmalen zählen das Verwandtschaftsverhältnis der Sprachen (genetisch-strukturell ähnlich - unähnlich), ihre Status (gleichwertig - ungleichwertig) und ihre Verwendungsfähigkeiten (unbeschränkt - beschränkt). Außerdem treten noch subjektive Bewertungsmerkmale hinzu, die für die Sprachloyalität verantwortlich sind.

Die norddeutsche Sprachsituation ist geprägt durch eine Mehrsprachigkeit „unähnlicher" Sprachen mit „ungleichwertigem" Status, aber prinzipiell unbeschränktem Verwendungsumfang. Für ihre Bewertung spielt das kulturelle Umfeld eine ausschlaggebende Rolle.

---

[1] Sprachdienst 6 (1995), S. 202.

[2] Aber Scharnhorst (1978); Semenjuk (1985, bes. S. 1451).

2. Die Sprachen

Was als Norddeutschland gilt, soll sprachgeographisch bestimmt werden, und zwar als der nördlich der Ürdinger Linie gelegene Teil Deutschlands. Die auffälligste dialektale Sprachform ist hier das Niederdeutsche.[3] Nicht behandeln werde ich die norddeutschen Umgangssprachen, weil sie Aktionsformen der regional markierten Standardsprache sind und nicht als „Zweitsprache" des Norddeutschen gelten können.[4]

Nicht behandeln werde ich ihrer speziellen Problematik wegen Sondersprachen. Schließlich behandle ich auch nicht die Sprachen von in Norddeutschland lebenden Ausländern (ihr Anteil an der Wohnbevölkerung in den „niederdeutschen Kernländern" Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern beträgt 4,08 %)[5] , weil dieses Thema meinen Beitrag überfordern würde.

Das Niederdeutsche verfügt als Folge beharrlicher Ausbaubemühungen über standardähnliche Formen, die Dialekten sonst nicht eigen sind. Bei den beiden friesischen Varietäten, dem Saterfriesischen und dem Nordfriesischen, sind gleichfalls erfolgreiche Ansätze zur Überwindung des Dialektstatus zu beobachten, im Saterfriesischen schwächer als im Nordfriesischen, das sich derzeit sogar mehrere „Schulsprachen" leistet (was wiederum ein Beweis der Relativität dieses Sprachausbaus ist).

Entscheidend ist für das Friesische und das Niederdeutsche, daß beide Sprachen keine ausschließlichen Verwendungsweisen haben, in jedem Bereich untereinander oder mit der Standardsprache konkurrieren. Das hat vor allem im „Mehrsprachenland Schleswig-Holstein" ein kompliziertes Sprachennebeneinander zur Folge. Im schleswigschen Landesteil gibt es an der Westküste und den davor gelegenen Inseln das Festlandnordfriesische (von Ockholm bis Niebüll) und das Inselnordfriesische (auf Helgoland, Sylt, Föhr, Amrum). In Grenznähe (genauer in dem grenznahen Dreieck Flensburg-Bredstedt-Süderlügum) ist bei der dänischen Minderheit das Reichsdänische verbreitet, im Abschnitt Flensburg-Leck-Süderlügum die südjütische Mundart, das Plattdänische.[6]

---

[3] Wer das Niederdeutsche bei einer Darstellung der „Sprachen Europas" übergeht, zieht sich unweigerlich Kritik aus dem kulturellen Umfeld zu, vgl. Dieter Bellmanns Rezension von Harald Haarmann, Soziologie und Politik der Sprachen Europas (1975), in: Quickborn 66 (1976), S. 63f.

[4] Kettner (1988). Zu den Verhältnissen im ostniederdeutschen Sprachraum siehe Schönfeld (1986).

[5] Stand vom 31.12.1994 laut „Welt am Sonntag" vom 10.3.1996, S. 29.

[6] Vgl. Hansen/Johannesen/Runge/Steensen (1993).

Das Saterfriesische, ein Ostfriesisch, hält sich in einigen ehemals wenig zugänglichen Ortschaften im Nordwesten das Landkreises Cloppenburg („Oldenburger Saterland").

Eine Ahnung von der Vielgestaltigkeit der norddeutschen Sprachvarietäten zeigt die anliegende Karte. In 34 Orten habe ich nach dem 6. Wenkersatz vier Variablen kartiert: die monophthongische oder diphtongische Entwicklung von mnd. *ê*[2] (*hêt* 'heiß') (siehe DSA-Karte 16) und *ô*[1] (*Kôken* 'Kuchen') (siehe SA-Karte *Kuch*[*en*] geordnet nach dem mhd. Stammsilbenvokalismus), die palatale [ʃ*v*] oder alveolare [*sv*] Aussprache des konsonantischen *sw*-Anlauts („schwarz") und die Präteritumform *war*. Die hier nur angedeutete Arealität vermittelt auch einen Eindruck von den Substanzunterschieden. Aber wichtiger als das ist für die Skizzierung der norddeutschen Sprachsituation die Kommunikativität der betreffenden Sprachen, hängt doch daran ihre Zukunft. Voraussetzung für den kommunikativen Einsatz von Sprachen ist ihre Beherrschung bei einer genügend großen Zahl von Sprechern, so daß ausreichende Gesprächspartner vorhanden sind. Nun gibt es hinsichtlich der Sprachfähigkeiten in Norddeutschland und darüber hinaus Aussagen, die fast Allgemeingültigkeit beanspruchen. Danach sind es ältere Leute aus dem ländlichen Milieu mit niedrigerem Schulabschluß und oft männlichen Geschlechts, die den idealen Sprecher des Niederdeutschen und des Friesischen abgeben.[7] Das mit Zahlen zu belegen, wäre nicht sehr spannend und würde anderes, Kennzeichnenderes zu kurz kommen lassen. Dazu gehören die dialektstarken und dialektschwachen Gebiete. Zunächst zum Niederdeutschen. Stark bedrängt und teilweise bereits verdrängt ist das Niederdeutsche im Märkisch-Brandenburgischen (den Kreisen Potsdam und Oranienburg), wo die alte mittelmärkische Mundart kaum noch anzutreffen ist.[8] „Allgemeines Verständigungsmittel im täglichen mündlichen Verkehr ist nicht mehr die Mundart, sondern eine überregionale, weitgehend vom Berlinischen geprägte Umgangssprache" (Wiese 1993,

---

[7] Dem ist vergleichbar, was in der niederländischen Dialektologie als N.O.R.M. bezeichnet wird: *N*iet mobiele, *O*udere *R*urale *M*annen, siehe Hoppenbrouwers, C. (1990).

[8] „Mitarbeiter des BBW konnten ... bei Mundartaufnahmen in den Jahren 1960/61 in den Berlin unmittelbar benachbarten Kreisen Potsdam und Oranienburg keine älteren Sprecher mehr finden, die die alte mittelmärkische Mundart noch beherrschten. Eine Feststellung ..., daß die niederdeutsche Mundart des Barnim ausgestorben sei, kann nur bestätigt werden" (Wiese 1993, S. 542).

S. 41).[9] Nachhaltige mundartliche Verfallserscheinungen gibt es auch am unteren Niederrhein (dem Kleverländischen). Hier ist der Dialekt als Muttersprache verschwunden (Macha 1993, S. 614). Ähnliches wird über das Niederdeutsche aus dem hessischen Nordwesten (zwischen Korbach und Hofgeismar) berichtet.[10]

Der Dialektabbau in den Randbereichen des Niederdeutschen ist nicht zu übersehen, und doch gibt es immer wieder überraschende Befunde. So haben jüngste Untersuchungen im Elbostfälischen eine nicht erwartete Dialektstabilität aufgezeigt; nicht erwartet weil es sich um eine ostfälische Dialektlandschaft handelt, die zudem jahrzehntelang einer dialektfeindlichen Kulturpolitik ausgesetzt gewesen ist.[11] Erhebungen mit der gesamten erwachsenen Einwohnerschaft in 12 Dörfern nordwestlich von Magdeburg (mehr als 2.000 Personen) haben eine gute bis sehr gute aktive Dialektkompetenz bei fast 43 % der Befragten erbracht, die ebenso qualifizierte passive Kompetenz beläuft sich dort auf 65 %.[12] Diese genauen Befragungen bestätigen ältere Beobachtungen aus der Magdeburger Börde, wo „der nd. Dialekt ... noch immer vorhanden ist und häufig verwendet wird, trotz der Nähe einer Großstadt ..., trotz der Nachbarschaft des md. Dialektgebietes" (Schönfeld 1991, S. 195).

Die Untersuchungen in Sachsen-Anhalt zeigen also Kompetenzwerte, die in der Nähe von denjenigen für ländliche Gemeinden im niederdeutschen Gebiet der alten Bundesrepublik liegen. Hier haben in einer Repräsentativstudie von 1984 66 % von sich behauptet, sie sprechen gut bis sehr gut Niederdeutsch, 84 % haben sich dieses Niveau im Verstehen zugesprochen.[13] Als traditionell dialektstarke Regionen konnten in der erwähnten

---

[9] Folgerichtig konzentriert sich die derzeit laufende Befragung zum Sprachgebrauch im Land Brandenburg nicht auf den Dialekt, sondern auf die Umgangssprache (Brief von Prof. Dr. J. Gessinger, Potsdam, vom 15.8.1995 an mich).

[10] „... daß im niederdeutschen und niederhessischen Bereich Dialektgebrauch bei den Kindern fast verschwunden ist" (Dingeldein 1989, S. 55).

[11] „In Mecklenburg wurde das Niederdeutsche und seine Verwendung durch die Behörden stärker gefördert, durch Medien, Presse und Rundfunk. Im Magdeburger Gebiet wurde das behindert ..., wenn sich beispielsweise Zirkel, die sich mit Niederdeutsch beschäftigten, in Schulen bildeten, dann stellten sich die Bezirksbehörden im Bezirk Magdeburg bzw. im alten Land Sachsen-Anhalt dagegen. Eine Förderung fehlte vollständig" (Helmut Schönfeld in Speckmann (1991, S. 208); (vgl. noch Föllner (1995, bes. S. 44); Bunners (1990, bes. S. 142)).

[12] Föllner (Hg.) (1995); Stellmacher/Föllner (1995).

[13] Stellmacher (1987, S. 29).

Studie Schleswig-Holstein (47 % sprechen sehr gut/gut Niederdeutsch) und das nördliche Niedersachsen (50 % sprechen sehr gut/gut Niederdeutsch) bestätigt werden.[14] Für Mecklenburg-Vorpommern liegen vergleichbare Zahlen nicht vor. Hier wird eine Dialektkenntnis von 16-26 % angenommen.[15] Hochrechnungen kleinräumiger Befragungen in Vorpommern ergeben, daß der „Anteil derjenigen, die (das Niederdeutsche) täglich oder häufig sprechen, schwankt von vielleicht 10 % in den größeren Städten, etwa 30 % in ländlichen Gemeinden und Kleinstädten bis etwa zu 80 % in wenigen Reliktgebieten" (Herrmann-Winter 1995, S. 186).

Über die Vitalität des Saterfriesischen gibt es bisher nur Schätzwerte. Dem versuche ich derzeit mit einer Befragung von 10 % der in der Gemeinde Saterland lebenden erwachsenen Personen zu begegnen. Bei den bisher 751 Aufnahmen haben 82 % der Befragten angegeben, niederdeutsch zu sprechen, aber nur 40 % haben das auch für das Saterfriesische bestätigt. Die Nachfrage, ob sie in der zurückliegenden Woche ein Gespräch auf saterfriesisch geführt hätten, hat von den 40 % knapp die Hälfte mit „ja" beantwortet.

Für das Nordfriesische sind die auffallende dialektale Zersplitterung und die geringen Sprecherzahlen kennzeichnend. Genaue Angaben fehlen, man schätzt die Zahl der aktiven Nordfriesischsprecher zwischen 6.000 und 10.000.[16] Bei diesem Forschungsstand ist es willkommen, wenn punktuell genaue Zählungen vorgenommen worden sind, wie in der 600-Seelen-Gemeinde Bargum in der Nordergoesharde an der Grenze zum dialektstarken Mooringer Gebiet. Gut 12 % der Bargumer ist auf die Sprachkompetenz hin befragt worden. Dabei entschieden sich 12,4 % für eine gute aktive friesische Kompetenz, 79,5 % für eine solche im Niederdeutschen, 4,1 % können gut Südjütisch sprechen und 5,5 % gut Reichsdänisch. Das Hochdeutsche wird von allen gut beherrscht; wem

---

[14] Ebda., Abb. 7. Zu den dialektstarken niederdeutschen Gebieten zählt traditionell Ostfriesland. Hier behauptet sich der Dialekt („Regionalsprache") auch im Berufsleben. So wird, wie eine Studie des Regionalen Pädagogischen Zentrums der Ostfriesischen Landschaft 1995 bei 495 Berufsschülern in Leer und Aurich ergeben hat, bes. in kundenorientierten Berufen (Einzelhandel) auf dem Land überwiegend niederdeutsch gesprochen. In handwerklichen Berufen ist die „Regionalsprache" die dominierende innerbetriebliche Umgangssprache.

[15] Löffler (1994, S. 143).

[16] Menke (1989, S. 61); Kõõp (1991, S. 76).

diese Feststellung überflüssig erscheint, sei gesagt, daß in der Gemeinde Bohmstedt bei Breklum „einige ältere Personen (angaben), Hochdeutsch lediglich 'ein wenig' sprechen zu können" (Kööp 1991, S. 73). Besonders gefährdet scheinen die Ortsmundarten zu sein, in Bargum sprechen schon etwas mehr das ausgebaute Mooringer Frasch als den „Basisdialekt" des Bargumer Friesisch.

Stabile Friesischgebiete sind das Ostermooringer Festlandsfriesisch und das Westföhringer Inselfriesisch. Sehr schwach vertreten ist das Nordfriesische nur noch in der Goesharde (in der Südergoesharde ist es 1980 ausgestorben) und der Karrharde sowie auf den Halligen, die heute nicht mehr zum nordfriesischen Sprachgebiet gerechnet werden können.

Für das Südjütische werden gegenwärtig „vielleicht 3.500" Sprecher angenommen (Menke 1989, S. 60). „Reinsprachig-plattdänische Dörfer" hat es südlich der Staatsgrenze schon 1937 nicht mehr gegeben (Selk 1986, S. 180). Der Rückgang des Südjütischen in der Erwachsensprache wird von P. Selk im Laufe eines halben Jahrhunderts auf ca. 50 % beziffert. Den Sprachwandel stellt er so vor. „Das Hochdeutsche als die Sprache der Erwachsenen mit den Kindern bricht in das zunächst reinsprachig dänische Dorf ein; diese Sprache schlägt sozusagen eine Bresche. Die plattdeutsche Schwester folgt ihr dann, das Gebiet sprachlich endgültig eindeutschend. Das Plattdeutsche folgt aber erst dann, wenn das Hochdeutsche bereits einen gewissen Einfluß gewonnen hat" (Selk 1986, S. 179). Diese Abfolge beim Sprachwandel unterscheidet sich von der Situation in Nordfriesland. Dort sind die friesischen Ortsdialekte zuerst vom Niederdeutschen bedrängt worden. Erst ab der Mitte unseres Jahrhunderts tritt die deutsche Standardsprache als direkter Konkurrent des Friesischen auf. Das Niederdeutsche ist im intergenerationellen Sprachenwechsel jetzt keine Gefahr mehr. Beide, Friesisch und Niederdeutsch, werden zu Verlierersprachen.

Bleibt noch ein Hinweis zum Reichsdänischen in Schleswig-Holstein. Die dänische Minderheit umfaßt nach eigenen Einschätzungen ca. 50.000 Menschen, die als Sprecher dieser Sprache in Frage kommen. Das Verhältnis zum Südjütischen ist locker, obwohl das Reichsdänische bestrebt ist, den historischen Anspruch der dänischen Volkssprache in Schleswig fortzusetzen. Die Plattdänischsprecher sehen im Reichsdänischen „nicht unbedingt ihre zugehörige Dach- und Hochsprache ... (mögliche Gründe: linguistischer Abstand, landfremde Sprache, geschichtliche Sonderstellung des alten Herzogtums)" (Menke 1989, S. 60).[17]

[17] Vgl. auch Wilts (1978), Søndergaard (1980), Menke (1996).

Von linguistischer Seite wird hervorgehoben, daß die zahlreichen Einmischungen aus dem Hoch- und dem Niederdeutschen das Südjütische zu einer „hybridisierten Varietät" haben werden lassen[18], was für den Weiterbestand dieser Sprache nicht ungefährlich ist.

Und schließlich die mitteldeutsche Sprachinsel im Harz. In den niedersächsischen Bergstädten Clausthal-Zellerfeld, Altenau, Wildemann, Lautenthal und Sankt Andreasberg (alle im Kreis Goslar) „gibt es zwar noch eine ganze Menge Leute, die die Sprache in Wort und Schrift verstehen, aber nur noch wenige, die sie sprechen, und ... noch weniger, die sie auch schreiben können. Zwar hat es immer wieder Bemühungen gegeben, diesen Verfall aufzuhalten, aber das zeigte stets nur vorübergehend Wirkung" (Astheimer 1993, S. 235).[19]

3. Das Mehrsprachigkeitsverhältnis

Zu den qualitativen Merkmalen einer Sprachsituation wird das gleichwertige bzw. ungleichwertige Verhältnis zwischen den beteiligten Sprachen gezählt. Dabei ist Gleichwertigkeit der Ausnahmefall. Schon der Umstand, daß sich eine Sprache expansiv, eine andere regressiv verhält, hat Funktionsverschiebungen zur Folge, die mit der Formel vom Sprachausbau und Sprachabbau erfaßt werden.

Das Niederdeutsche und das (Nord-)Friesische verzeichnen einen nicht auf die Nahbereiche beschränkten Verwendungsumfang. Er erstreckt sich quer über die Domänen des kommunikativen Nah- und Fernbereichs. Deshalb paßt zur norddeutschen Sprachsituation auch nicht das Diglossie-Konzept. An einigen niederdeutschen Texten (siehe Anlage) möchte ich das belegen.

Die zehn Textbeispiele lassen sich sechs Kommunikationsbereichen zurechnen, den Nahbereichen I und II sowie den Fernbereichen III, IV, V und VI.

Im einzelnen ergibt das diese Zuordnung:

I. Briefliche Benachrichtigung
Text 1, 2: Rundbrief, Vereinsnachricht

---

[18] Dyhr (1990).

[19] Im 18. Jahrhundert sind in Pommern (bei Pasewalk und Ueckermünde) und in Ostfalen (bei Braunschweig) westmitteldeutsche Kolonien entstanden, dazu Herrmann-Winter (1995, S. 183) und Karch (1978).

II.	Büropraxis
	Text 3: Gebrauchstext, hier formalisierte Kurzmitteilung für die Büropraxis
III.	Öffentliche Medien
	gedruckt: Text 4, 5: Zeitschrift (Editorial), Tageszeitung (Kolumne)
IV.	Öffentliche Medien
	elektronisch Text 6: Rundfunknachricht
V.	Sachprosa
	Text 7: wissenschaftlicher Text – Sprachwissenschaft (Dissertationsresümee)
	Text 8: wissenschaftlicher Text – Theologie
	Text 9: Verfassungstext (nichtamtliche Fassung)
VI.	Öffentliche Rede
	Text 10: Parlamentsdebattenbeitrag

Mit diesen Verwendungen erfüllt das Niederdeutsche Ausbaukriterien, wie sie H. Kloss für die Entwicklung einer „Sprachvariante ... zur selbständigen Einzelsprache" (Kloss 1987, S. 304) vorgegeben hat. Die Produzenten der Ausbautexte sind alles auch kompetente Standardsprecher. Sie erlauben sich die „Referenz auf ein zweites Sprachsystem, in dem (sie) inhaltliche und funktionale Eigenschaften besonderer Qualität (vermuten). Neben komischen Wirkungen (vgl. Text 10, D. St) wird dem ... Gebrauch (des Niederdeutschen) ... – im Sinne eines *metaphorical switching* – eine die soziale Situation der Sprecher verändernde Funktion unterlegt" (Kontaktaufnahme, Vertrautheit, Solidarisierung, Unterhaltung) (Diercks 1994, S. 232)). Es darf aber niemals übersehen werden, daß das Niederdeutsche seinen Verwendungsschwerpunkt nicht in den Ausbaudomänen, sondern im Reden über Persönliches und Alltägliches hat.

Deshalb kritisiert z.B. der im Kieler Landtag verabschiedete Landesplan Niederdeutsch, „daß dem Niederdeutschen in den Medien überwiegend eine Rolle zugewiesen wird, mit der das Niederdeutsche von den ernsteren Themen der Politik, der Berufswelt, der Bildung, der Geschichte und der Gesellschaft ausgeschlossen wird" (Schleswig-Holsteinischer Landtag. Landesplan Niederdeutsch, vorgelegt am 14.6.1993, beschlossen am 1.7.1994).

Die Texte in der Anlage stehen für ein code-switching als Ausdruck einer nicht domänenbegrenzten Zweisprachigkeit. Anders verhält es sich beim sog. code-mixing, das als alternierendes Sprechen nicht selten bei Norddeutschen zu beobachten ist, die dabei keine bestimmte Funktionsabsicht verfolgen und ihre Sprache nicht auszubauen beabsichtigen, z.B.

„Wi kamen hen, un de Karren is nich dor, *einfach nicht mehr da! Und das hatte der Dicke getan.* – Hei hett den Karren einfach nah dei anner Städ' weghaalt un hett uns nicks seggt. *Er hat uns gar nichts gesagt. Und wenn er ihn wegnimmt, muß er ihn auch wiederbringen.* – Hei möt em tau'n wenigsten wedder henstellen dor, wur hei em wegnahmen hett. Sonn' Aas! Un wi koenen säuken. – *Aber der soll uns mal wiederkommen, denn kann hei wat biläben*" (Dahl 1974, S. 386f.).

Die norddeutsche Sprachsituation ist in Gänze mit den Begriffen Bilingualismus und Diglossie nicht zu erfassen. Bilingual verhält sich der um Sprachausbau Bemühte nur scheinbar, was das häufig anzutreffende Verfahren des metaphorical switching als Diglossiemerkmal beweist (vgl. Anrede und Gruß in Text 1 und die Anrede in Text 10). Ungeachtet der Ausbautexte ist festzuhalten, daß das Niederdeutsche nirgends mehr einziges Verständigungsmittel ist, obwohl genau das die sicherste Gewähr für eine Fortexistenz der Sprache wäre.[20] Doch auch eine begrenzt eingesetzte Sprache kann überleben, wenn die Sprachgemeinschaft in ihr die Identifikationssprache (gegenüber einer „fremden" Funktionssprache) sieht, wie das zum Teil beim Friesischen der Fall ist. Um das zu prüfen, ist ein Blick auf das kulturelle Umfeld nötig.

4. Das (kulturelle) Umfeld

Hierbei handelt es sich um das „institutionelle Netzwerk aus Vereinen und Verbänden, Bühnen und Verlagen. Literaten-, Pastoren- und Lehrergruppen ..., das fast den ganzen Norden überzieht. Allerlei spartenspezifische Publikationsorgane, Tagungen, Gremien usw. gehören ebenfalls dazu, kurzum, die Branche verfügt über eine ziemlich feste organisatorische Struktur" (Schuppenhauer 1994, S. 7). Die „Branche" ist Ergebnis von Bemühungen um die Rettung des Niederdeutschen, die seit der Rezeption des Hochdeutschen in der sog. Übergangszeit (16./17. Jahrhundert) einsetzen und in zu- und abnehmender Intensität bis heute andauern. Dabei ist dem „Pro"-Niederdeutsch von Beginn an ein „Contra" entgegengehalten worden, so daß sich die jeweiligen Positionen in zwei Kommentarsträngen bündeln: „Der eine bezieht sich auf die Durchsetzung des (Hochdeutschen), von seiner kommunikativen Reichweite und seiner kognitiven Leistungsfähigkeit her argumentierend; der andere, vor dem Hintergrund der regional-kulturellen Identität, eröffnet das Thema der 'Modersprak' mit reicher Konsequenz" (Möhn 1988, S. 72). Da heißt es auf der einen Seite bedauernd, daß die „Heldensprache der Cimbern und Sachsen" „templisque ac curiis, imo ipsis pene domibus exulat", so

[20] Dazu Peeters (1991).

1691 aus dem Schleswigschen überliefert (Raupach 1984, S. 74f.). Auf der anderen Seite wird 50 Jahre später (1743) von einem Oldenburger Anonymus empfohlen, „daß es nützlich und möglich sey, die niedersächsische Sprache allmählich gar abzuschaffen" (Schulte Kemminghausen 1939, S. 63). Und ob Goethes Einschätzung des Niederdeutschen als „sanftes, behagliches Urdeutsch" in einer Rezension von Johann Heinrich Voß' „Lyrischen Gedichten" (1804)[21] ein Pro- oder Contra-Kommentar ist, hätte eine genauere Prüfung erst noch zu erweisen.

Mit dem Wiedererstarken der mundartlichen Literatur ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhält auch die niederdeutsche Bewegung Auftrieb und Einfluß. Der niederdeutsche Buchmarkt bietet z.B. 1991 mehr als 1.700 Titel an.[22] Auch die Schöpfung einer originellen Sprachform ist der breit entwickelten niederdeutschen Literatur zuzuschreiben: das Missingsch, das weniger natürliche Sprechsprache ist als eine Art von Stadtliteratur, vgl. Walter A. Kreyes Bremen-Buch „Was'n in Bremen so sacht un wo ein fein auf hören muß" (1973).

Ohne die niederdeutsche Bewegung nicht denkbar sind die zahlreichen Vereinsgründungen, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzen und bis heute andauern und für die Aufwertung des Niederdeutschen viel getan haben (und tun), z.B. der Plattdeutsche Centralverein (1867 in Berlin gegründet), der Verein für niederdeutsche Sprachforschung (1874 in Hamburg gegründet), die Dramatische Gesellschaft (heute Ohnsorg-Theater) (1902 in Hamburg gegründet), die Freie Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur (heute Quickborn-Vereinigung) (1904 in Hamburg gegründet), die Fehrs-Gilde (1916 in Hamburg gegründet), der Arbeitskreis für niederdeutsche Sprache und Dichtung „Bevensen-Tagung" (1948 in Bevensen gegründet), das Institut für niederdeutsche Sprache e.V. (1972 in Bremen gegründet), das Ostfälische Institut der DEUREGIO Ostfalen e.V. (1994 in Ummendorf/Bördekreis gegründet).[23] Auch die Dänischgesinnten in Schleswig haben sich in Vereinigungen, sog. Vortragsvereinen, die Strukturen für eine politische Interessenvertretung geschaffen.

---

[21] Goethe, Johann Wolfgang (1804, S. 278).

[22] Plattdeutsch im Buchhandel (PiB), hg. vom Institut für niederdeutsche Sprache. Bremen 6. Auflage 1991.

[23] Dazu Möhn (1978, bes. S. 8); Institut für niederdeutsche Sprache. 1972-1982, hg. vom Vorstand des Institut für niederdeutsche Sprache. Bremen 1982. Zur friesischen Bewegung und ihren Vereinsgründungen vgl. Steensen (1986).

Heute gibt es in Norddeutschland 16 Heimatbünde und Landschaftsverbände mit vielfältigen niederdeutschen Einrichtungen. Wie viele niederdeutsche Vereine es genau sind, vermochte selbst das wohlinformierte Bremer Institut für niederdeutsche Sprache nicht zu sagen. Niederdeutsche Theatergruppen soll es mehrere Tausend geben.

Die Zahl der Pastoren, die Niederdeutsch in ihrem Dienst verwenden, wird auf 700 geschätzt. Wie mächtig die Branche insgesamt ist, beweist ihr Einsatz für die Aufnahme des Niederdeutschen in die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen.[24] Von dem schlichten Appell („Proot doch Platt, schodt di dat?!") oder dem Stempelaufdruck bei der ausgehenden Post der schleswig-holsteinischen Ministerpräsidentin („An de Wöörd vun Menschen dörf nich röökt warrn", Art. 1 Grundgesetz) bis zum wirkungsmächtigen Lobbyismus erstrecken sich die Aktionen des niederdeutschen (kulturellen) Umfelds. Erfolgreicher Ausdruck dessen ist die Aufnahme der Pflege des Niederdeutschen in die Landesverfassung von Mecklenburg-Vorpommern (Artikel 16,2). Der Unterstützung des Friesischen als Identitätsmerkmal der friesischen Volksgruppe in Schleswig-Holstein dient der Artikel 5 der Landesverfassung (in der Fassung vom 13.6.1990); hier erfährt auch die dänische Minderheit verfassungsrechtlichen Schutz.

Aus dem (kulturellen) Umfeld wird den Zuständigen und denen, die sich für zuständig erklären, immer wieder die Frage gestellt, wie lange es das Niederdeutsche noch geben werde. Die Frage ist Ausdruck einer als existentiell empfundenen Bedrohung der Sprache und wohl auch eines Unterlegenheitsgefühls (gegenüber der Standardsprache). Ein Zeichen dafür sind die verbreiteten Humorpostulate des Niederdeutschen und das häufig begegnende metaphorical switching.[25] Antworten auf die Frage nach dem Weiterleben des Niederdeutschen fallen nicht selten wohltuend nüchtern aus und sind Ergebnis einer Distanz erkennenlassenden Sprachreflexion. So auch die Reaktion des kalenbergischen Autors Konrad Tegtmeier auf eine solche Frage: „*Un wenn de plattduitsche Sprake noch genaug Kraft in'er Wörtel hett und* (sic!) *wenn se bleben sall, denn blifft se ok. Et is gar nich so lichte, wat doot tau kregen, un wenn se eben doch verdammet is, unnertaugahn, denn is et eben vorbee, denn kann'n da ok nich viel giegen maken*" (Gespräche 1964, S. 122).

Wenn die niederdeutsche (und jede andere norddeutsche) Sprachform zum Untergang verdammt ist, dann ist nichts dagegen zu machen. So

[24] Speckmann (Hg.) (1991, S. 5); Wirrer (1993); Menge (1995).

[25] Zum regionenspezifischen Humor siehe Schröder (1995).

oder ähnlich wird es auch der Wissenschaftler sagen. Doch den Stand einer Sprache genau und umfassend festzulegen, bleibt seine Aufgabe. Eine Sprache gleich welchen Status wird nur dann überleben, wenn die Sprachgemeinschaft in ihr mehr als ein instrumentell-kommunikatives Mittel sieht. In dieser Hinsicht vermag das (kulturelle) Umfeld einiges zu bewegen, wie an vielen Beispielen aus unseren Tagen zu sehen ist. Die Wissenschaft wird also das Umfeld mit der gleichen Sorgfalt zu beobachten haben wie die sprachlichen Entwicklungen. Sie muß mögliche Übertreibungen, z.B. den Versuch einer „Ethnisierung" von Sprachformen, erkennen und davor warnen, denn wie der Volkskundler Konrad Köstlin zurecht feststellt, hat sich Sprache als Mittel der Ausgrenzung immer wieder tauglich machen lassen.[26]

5. Zusammenfassung

Die norddeutsche Sprachsituation ist durch Mehrsprachigkeit gekennzeichnet. Daran beteiligt sind neben der dominierenden deutschen Standardsprache das Niederdeutsche, Friesische und Dänische. Das Verhältnis dieser Sprachen zueinander wird durch ein diffuses sprachgeschichtliches Wissen („Mythos") und offenbare Substanzunterschiede („Abstand") außerordentlich kompliziert und ist mit den geläufigen Mehrsprachigkeitskennzeichnungen (Bilingualismus, Diglossie) nur unzureichend zu beschreiben. Da die Abstandsprachen Sprachen sind, die „väle Mundorden" haben (siehe das einleitende Zitat), ergibt sich sozusagen eine Diglossiesituation zweiter Ordnung.[27] Damit erweist sich die Sprachsituation in Norddeutschland als etwas Besonderes und rechtfertigt die Vorstellung auf einer IdS-Tagung zu den „Varietäten des Deutschen".

Literatur

Astheimer, Kurt (1993): Sprachinsel Oberharz. In: Niedersachsen 93, S. 235-237.

Blume, Herbert (1980): Zur funktionalen Konkurrenz von Ostfälisch, Nordniedersächsisch und Hochdeutsch im südlichen Ostfalen. In: ZGL 8, S. 314-327.

Bunners, Christian (1990): Die heutige Verwendung des Niederdeutschen in Kirchengemeinden in der DDR. In: Buske, N. (Hg.) (1990): Niederdeutsche Bibeltradition. Entwicklung und Gebrauch des Niederdeutschen in der Kirche. Berlin und Altenburg. S. 139-153.

Dahl, Eva-Sophie (1974): Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik.

[26] Köstlin (1995); auch Michelsen (1993, bes. S. 135ff.).

[27] Einen Einblick in diese Fragestellung gibt Blume (1980).

In: Aktuelle Probleme der Sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin. S. 339-387.

Diercks, Willy (1994): Niederdeutsch in der Stadt Schleswig. Zu Attitüden und zur Sprachverwendung. Stuttgart. (ZDL-Beiheft 86).

Dingeldein, Heinrich J. (1989): Das Mittelhessische. In: Hessisches. H. Friebertshäuser zum 60. Geburtstag am 21. März 1989. Marburg. S. 9-69.

Dyhr, Mogens (1990): Hybridisiertes Südjütisch. In: Kremer, L./Niebaum, H. (Hg.) (1990): Grenzdialekte. Studien zur Entwicklung kontinentalwestgermanischer Dialektkontinua. Hildesheim und Zürich. S. 25-47.

Feitsma, Anthonia (1995): Taal, minderheidstaal en dialekt. In: Cajot, J./Kremer, L./Niebaum, H. (Hg.) (1995): Lingua Theodisca. Festschrift für J. Goossens. Münster/Hamburg. S. 885-891.

Föllner, Ursula (1995): Niederdeutsch in Sachsen-Anhalt. In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 102, S. 44-49.

Föllner, Ursula (Hg.) (1995): Untersuchungen zum Niederdeutschen in Sachsen-Anhalt. Erste Ergebnisse eines Forschungsprojektes der Arbeitsstelle Niederdeutsch an der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg. Oschersleben. (Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg. Schriftenreihe der Arbeitsstelle Niederdeutsch 1).

Gespräche (1964): Gespräche mit plattdeutschen Autoren. Hg. von den Mitarbeitern des Niedersächsischen Wörterbuchs. Neumünster.

Goethe, Johann Wolfgang (1804): Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß. In: Jenaische Allgemeine Literaturzeitung Nr. 91, 92 vom 16., 17.4.1804. In: Weimarer Ausgabe (Sophienausgabe) Teil 1, Band 40. Weimar (1901). S. 263-283.

Hansen, Reimer/Johannesen, Peter Ivar/Runge, Johann/Steensen, Thomas (1993): Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzbereich. Landeszentrale für politische Bildung Schleswig-Holstein. Kiel. (Gegenwartsfragen 69).

Herrmann-Winter, Renate (1989): Frau Apotheker kaufte ihren Hut hochdeutsch. Prominente über Platt. Rostock.

Herrmann-Winter, Renate (1995): Sprache und Sprechen in Pommern. In: Niederdeutsches Jahrbuch 118, S. 165-187.

Hoppenbrouwers, C. (1990): Het Regiolect van dialect tot Algemeen Nederlands. Muiderberg.

Institut für niederdeutsche Sprache (1982). Hg. vom Vorstand des Instituts für niederdeutsche Sprache. Bremen.

Karch, Dieter (1978): Braunschweig-Veltenhof. Pfälzische Sprachinsel im Ostfälischen. Tübingen. (Phonai 11).

Kettner, Bernd-Ulrich (1988): Die norddeutsche Umgangssprache – eine neue Zweitsprache? In: Norddeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke. Leer. S. 95-113.

Kloss, Heinz (1987): Abstandsprache und Ausbausprache. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Hg.) (1987): Soziolinguistics – Soziolinguistik. Berlin und New York. S. 302-308. (HSK-Band 3.1.).

Kööp, Karl-Peter (1991): Sprachentwicklung und Sprachsituation in der Nordergoesharde. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bräist/Bredstedt.

Köstlin, Konrad (1995): Regionale Sprachen – Die Moderne als Deutung (Vortragsresümee). In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 102, S. 41.

Löffler, Heinrich (1994): Germanistische Soziolinguistik. 2. Auflage. Berlin.

Macha, Jürgen (1993): „Wie die alten sungen ...?" Generation und Sprache im Rheinland. In: Mattheier, K.J. u.a. (Hg.) (1993): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für W. Besch. Frankfurt/M. u.a. S. 601-618.

Menge, Heinz H. (1995): Rehabilitierung des Niederdeutschen. Erwartungen an die europäische Sprachenpolitik. In: ZGL 23, S. 33-52.

Menke, Hubertus (1989): Dialekte im Grenzraum. In: Bichel, I./Herold, D./Holm, V. (Hg.) (1989): Niederdeutsch im Unterricht an Gymnasien. Anregungen und Arbeitshilfen. Kiel. S. 60-63.

Menke, Hubertus (1996): 'Ich bin ein Däne und spreche deutsch'. Zur Sprachgeschichte und Sprachenpolitik im deutsch-dänischen Grenzraum. In: Marti, Roland (Hg.) (1996): Sprachenpolitik in Grenzregionen. Politique linguistique dans les régions frontalières. Language Policy in Border Regions. Polityka językowa na pograniczach. Saarbrücken. S. 137-161.

Michelsen, Friedrich W. (1993): Bilden die niederdeutschen Mundarten eine soziokulturelle Einheit? Anmerkungen zu einer aktuellen Frage. In: Niederdeutsches Wort 33, S. 125-137.

Möhn, Dieter (1978): Niederdeutsches Sprachleben in Hamburg während der letzten hundert Jahre. In: Quickborn 68, S. 2-15.

Möhn, Dieter (1988): Kommentare zur Zweisprachigkeit in der Geschichte des Niederdeutschen. In: Norddeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke. Leer. S. 71-83.

Peeters, Yvo J.D. (1991): Verfremdende Folgen einer allgemeinen Zweisprachigkeit für sprachliche Minderheiten. In: Quickborn 81, S. 124-128.

Raupach, Bernhard (1984): De Linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto. Von unbilliger Verachtung der plat-Teutschen Sprache (1704). Übersetzt von Sievert Graf Wedel. Bearbeitet von Wolfgang Lindow. Leer.

Scharnhorst, Jürgen (1978): Die Sprachsituation in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Sprachpflege 27, S. 1-6.

Schönfeld, Helmut (1986): Prozesse bei der Herausbildung regionaler Umgangssprachen im 19. und 20. Jahrhundert (am Beispiel der berlinisch-brandenburgischen Umgangssprache). In: Lösch, W. (Hg.) (1986): Umgangssprachen und Dialekte in der DDR. Jena. S. 162-175.

Schönfeld, Helmut (1991): Die niederdeutsche Sprache in den Ländern Sachsen-Anhalt und Brandenburg. In: Niederdeutsches Jahrbuch 114, S. 175-201.

Schröder, Martin (1995): „Derbe, aber bieder." Überlegungen zur Genese von Ethno- und Sprachstereotypen innerhalb des niederdeutschen Humordiskurses. In: Niederdeutsches Jahrbuch 118, S. 189-210.

Schulte Kemminghausen, Karl (1939): Mundart und Hochsprache in Norddeutschland. Neumünster.

Schuppenhauer, Claus (1994): Plattdeutsch als Auftrag. Das Institut für niederdeutsche Sprache. Versuch einer Zwischenbilanz. Leer.

Selk, Paul (1986): Die sprachlichen Verhältnisse im deutsch-dänischen Sprachgebiet südlich der Grenze. Eine statistisch-geographische Untersuchung. Hamburg (Korrigierter Nachdruck der Ausgaben von 1937 und 1940).

Semenjuk, N.N. (1985): Soziokulturelle Voraussetzungen des Neuhochdeutschen. In: Besch, W./Reichmann, O./Sonderegger, S. (Hg.) (1985): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin und New York. S. 1448-1466. (HSK - Band 2.2).

Søndergaard, Bent (1980): Vom Sprachenkampf zur sprachlichen Koexistenz im deutsch-dänischen Grenzraum. In: Nelde, P.H. (Hg.) (1980): Sprachkontakt und Sprachkonflikt. Wiesbaden. S. 297-305. (ZDL-Beiheft 32).

Speckmann, Rolf (Hg.) (1991): Niederdeutsch morgen. Perspektiven in Europa. Beiträge zum Kongreß des Instituts für niederdeutsche Sprache. Lüneburg 19.-21.10.1990. Leer.

Steensen, Thomas (1986): Die friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert (1879-1945). Neumünster.

Stellmacher, Dieter (1987): Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer.

Stellmacher, Dieter/Föllner, Ursula (1995): Die Mundarten in der DEUREGIO Ostfalen. Verbreitung, Wandel, Gebrauch. Mannheim. (Veröffentlichungen des Ostfälischen Instituts der DEUREGIO Ostfalen, Band 1).

Vinogradov, V.A. (1990): Jazykovaja situacija. In: Jarceva, V.N. (Hg.) (1990): Lingvističeskij enciklopedičeskij slovar. Moskva. S. 616f.

Wiese, Joachim (1993): Zu Problemen des Verhältnisses von Mundart und Umgangssprache in einem Dialektwörterbuch. Dargestellt am Brandenburg-Berlinisches Wörterbuch (BBW). In: Viereck, W. (Hg.) (1993): Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses. Bamberg 29.7.-4.8.1990. Band 2. Stuttgart. S. 542-552. (ZDL-Beiheft 75).

Wiese, Joachim (1993): Forschungen zur Sprachgeschichte im Land Brandenburg. In: Jahrbuch für brandenburgische Landeskunde 44, S. 34-42.

Wilts, Ommo (1978): Nordfriesisch, Hoch- und Niederdeutsch in Schleswig-Holstein. Zur Dynamik sprachlicher Entwicklungen in einem Mehrsprachenland. In: Ureland, P.S. (Hg.) (1978): Sprachkontakte im Nordseegebiet. Akten des 1. Symposions über Sprachkontakte in Europa. Mannheim 1977. Tübingen. S. 149-166.

Wirrer, Jan (1993): Die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen und das Niederdeutsche. In: Quickborn 83, S. 29-41.

Anlage:

– Textbeispiele –

1. Rundbrief (oldenburgische Sprachform und Standard)

Leeve Lü!

Wie auf unserer letzten Sitzung in Soltau besprochen, soll am ...
Ich bitte um baldige Rücksendung der anliegenden Karte.

Dat goh Jo good!

(Brief des Vorsitzenden der FG für hoch- und niederdeutsche Sprache des Niedersächsischen Heimatbundes vom 19.05.1988).

2. Vereinsnachricht (ostfälische Sprachform)

Inloadunge

Leeibe Fruinde,
weei kumet an 19. August 1995 in Obernfeld in Eichsfelle teheope in Hotel Gasthof „Museumskrug" Kirchgasse 1.
Vorrhäre dräpe weei üsch Klocke niegen in Gieboldehausen.
Up dä Parkstie'e an Slotte könnt weei dä Wogens afstellen.

(aus der Einladung zu einer Veranstaltung der Kommission für Plattdeutsche Sprache und Literatur der Arbeitsgemeinschaft Südniedersächsischer Heimatfreunde e.V. vom 1.8.1995).

3. Gebrauchstext (ostfriesische Sprachform)

Telefax

Dat is för

_____
_____
_____

Antahl/Antall Sieden _____
(mit dit Bladd) _____
Utkummst gifft Heer/Froo _____
Telefondörwahl _____

_____
_____
_____

4. Editorial (nordniedersächsische Sprachform)

De Koopmannsdeel in dat Museum für Hamburgische Geschichte weer bit up den letzten Platz besett, as wi an 12. Januar Fiete Michelsen den Quickborn-Pries övergeven hefft. Von Harten dankt wi den Huusherrn, Prof. Dr. Jörgen Bracker. In dit schöne Museum is de Quickborn ja al foken to Gast ween, un uns hett dat dor jümmers goot gefullen.

(Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Literatur. 85. Jg., Heft 1, 1995).

5. Zeitungskolumne (hamburgisches Niederdeutsch)

Clara Kramer vertellt
Dat frische Oof lacht uns allentalben an. Dat Woter löppt mi in'n Mund tosomen, wenn 'k öber den Markt gooh. Nu twee Rezepten, de so wunnerboor in disse scheune Sommertiet paßt.
Himbeercrem – Suurkirschcrem ...

(aus „Hamburger Abendblatt" vom 29.7.1995).

6. Rundfunknachricht (Medienplatt)

Bosnien-Ploon

De Weltsekerheitsroot hett de bosnischen Kriegsparteien opföddert, glieks wieder to verhanneln. Dat, wo se in Genf över enig worrn sünd, schall so fastkloppt warrn. De Ploon süht so ut, dat de Moslems un Kroaten 51 un de Serben 49 Perzent vun Bosnien kriegt. De bosnische Serbenscheff Radovan Karadzic meent, dat no Genf dat Door för den Freden nu open steiht.

(Hamburg-Welle, Nachrichten vom 9.9.1995, 8.30 Uhr).

7. Wissenschaftlicher Text (nordniedersächsische Sprachform)

Liekers dat Hochdüütsche en groten Influß op dat Plattdüütsche hett, sünd de mehrsten Wöör in mien Ünnersöken doch noch platt. Man en wichtigen Ünnerscheed is in de Spraak von de ölleren und (sic!) de jüngeren Lüüd fasttostellen: bruukt de ölleren Buern doch noch recht oft ole plattdüütsche Utdrück, so ward von de jungen Lüüd lever Wöör bruukt, de nich veel anners oder jüst so sünd as de hochdüütschen Utdrück.

Op lange Sicht ward dorüm de Spraak von de Wilster-Masch-
Buern jümmers neger an dat Hochdüütsche ranrücken, ok wenn
dat ene oder annere Woort plattdüütsch blieven ward.

(J. Ruge, Der landwirtschaftliche Fachwortschatz in der Wilstermarsch.
Generationsspezifische Untersuchungen zu seiner Entwicklung.
Hamburg 1995, S. 366).

8. Wissenschaftlicher Text (nordniedersächsische Sprachform)

Von 1525 an, as Joachim Slüter (ca. 1490-1532) in Rostock
dat ierste plattdüütsche Gesangbook (54 Leeder) bi Ludwig
Dietz drucken leet, bet 1989, as in de Evangelische Verlags-
anstalt Berlin/DDR dat Plattdüütsch Gesangbauk för Meckelunborg
un Vörpommern (72 Leeder) rutkaamen dä, hett dat een
lange Reeg Leederbööker för Kark un Huus geven. Alleen
J. Slüter sien tweete Book von 1531 (114 Leeder) is bet 1564
sößteihnmol opleggt worden; dat nee'e Rostocker Gesangbook
von 1577 (214 Leeder mit Noten) kööm bet 1651 gor op 24 Oplaagen.

(Nachwort zu „Dor kummt een Schipp." Plattdüütsch Gesangbook.
Hermannsburg 1991, S. 380).

9. Verfassungstext (mecklenburgische Sprachform)

(1) De Börgers un Börgerinnen von Mäkelborg-Vörpommern bekennen sick tau de Minschenrechte as den Grund von de staatliche Gemeinschaft, von Fräden un Gerechtigkeit.

(2) Dat Land Mäkelborg-Vörpommern is för de Minschen dor un möt so all' dei Minschen, dei in em läben oder sick ok blot in em uphollen, in ehr Wiert un Anseihn achten un in Schutz nähmen.

(3) De in dat Grundgesetz für die Bunnesrepublik Düütschland fastleggten Grundrechte un dei Rechte, dei ein as'n düütschen Staatsbörger hett, dei sünd ein tauhürig Deil von disse Verfatung un sei gellen as Recht genau so in Mäkelborg-Vörpommern.

(Vörlöpige Verfatung von dat Land Mäkelborg-Vörpommern, Artikel 5, hg. vom Landtag Mecklenburg-Vorpommern, Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Schwerin).

10. Parlamentsdebatte (nordniedersächsische Sprachform und Standard)
J. (FDP):
Frau Präsidentin, darf ich hier Platt snacken?
Vizepräsidentin G.:
Sie drof dat.

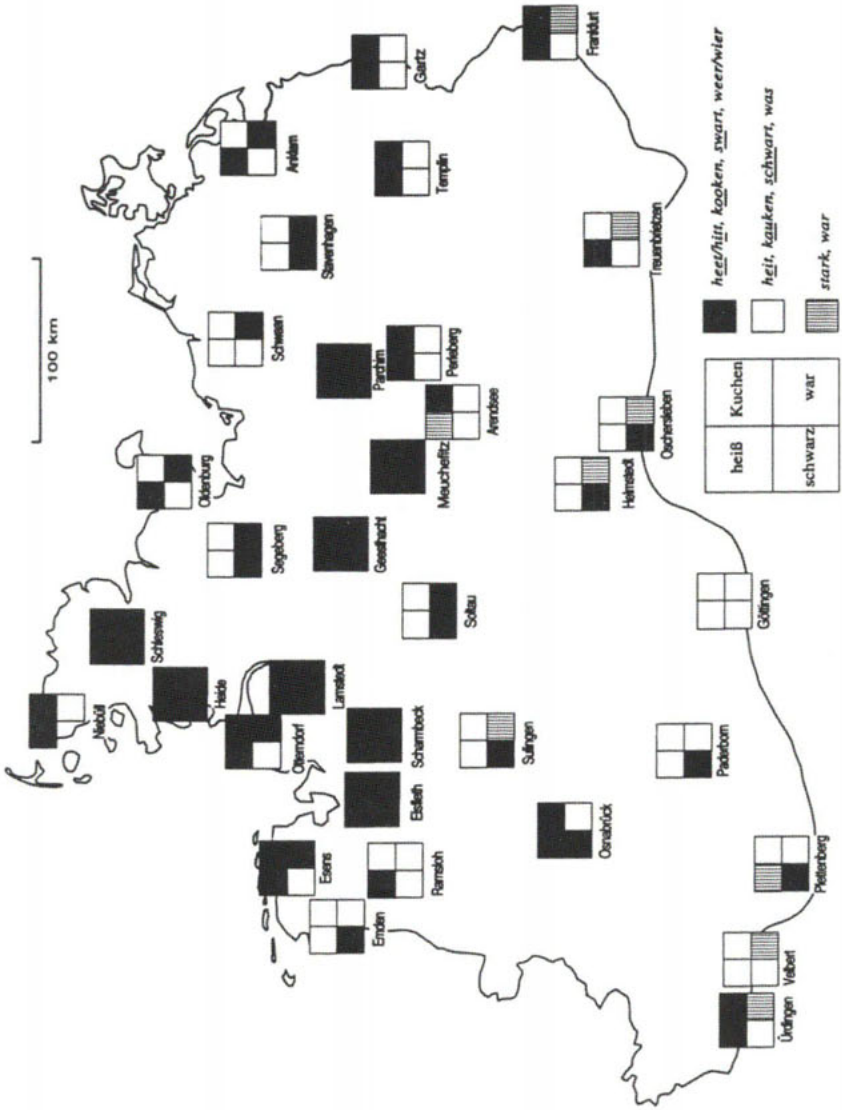
(Beifall)

J. (FDP):
Fro Präsidentin, Fronslüe un Kirls hier in'n Plenorsal un alln's wat uppe Tribüne tohopelopen is! Düsse Punkt awer denn wi nu snackt, befaht sick mit dat platte Land. In väle Dörper wat blos noch platt snackt un in de lütschen Städte künnt de meisten Lüe platt verstahn. Ower 60 Perzent in Norddütschland un in Neddersassen könnt platt verstahn, dat secht de Mikrozensuserhebung. Se künnt ower uk hochdütsch, un wer twee Spraken spräken kann, is keen Döskopp, glöwt dat man ...
Vizepräsidentin G.:
Herr J., Sie müßten einmal ein bißchen fixer schnacken!

(Heiterkeit.)

Die Redezeit ist abgelaufen.
J. (FDP):
Ick mut jo sergen, ick hebb mir (sic!) dor Gedanken awer makt, de wird jo uk fördert düsse Projekte. Interessant wör jo to wäten, woveel dat sünd un woveel fördert wurn is upp'n Lanne, wenn'n dat moll verglickt mit den Kulturverdrag von Hannober. Dat is sicher een groden Ünnerscheed.
(Beifall bei der FDP und der CDU) ...

(aus Protokoll des Niedersächsischen Landtags, 12. Wahlperiode, 84. Plenarsitzung am 10.6.1993).


100 km
Frankfurt
Gartz
Anklam
Templin
Stavenhagen
Treuenbrietzen
Schwaan
Parchim
Perleberg
Arendsee
Oschersleben
Meuchelfitz
Helmstedt
Oldenburg
Segeberg
Geesthacht
Soltau
Göttingen
Schleswig
Heide
Lamstedt
Nieböll
Otterndorf
Schambeck
Sulingen
Paderborn
Elsfleth
Osnabrück
Esens
Ramsloh
Emden
Plettenberg
Velbert
Ürdingen
heet/hitt, kooken, swart, weer/wier
heit, kauken, schwart, was
stark, war
heiß
Kuchen
schwarz
war

HEINRICH J. DINGELDEIN

Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland"
Gebrauch und Räumlichkeit

Abstract

Die traditionelle „mitteldeutsche" Dialektlandschaft zwischen dem niederdeutschen Norden und dem oberdeutschen Süden ist als in Auflösung begriffen zu deuten, wenn man den *alltäglichen* Gebrauch der Dialekte als Beurteilungskriterium einbezieht. In den verschiedenen Landschaften dieses Raums entwickeln sich – von situativen, sozialen und auch individuellen Parametern gelenkt – neue sprachliche Verwendungsmuster im Alltag, die von einem breiten Vordringen der Standardsprache im nördlichen Westmitteldeutschen und im angrenzenden westlichen Thüringen über die Herausbildung und vorherrschende Verwendung neuer substandardsprachlicher Varietäten in weiten Teilen Thüringens, Sachsens und der Ballungsgebiete entlang des Rheins bis zu einem verwendungsgesteuerten Nebeneinander von alten Dialekten und neuen Varietäten im südlichen Bereich des Westmitteldeutschen reichen. Diese aus punktuellen und kleinräumigen Untersuchungen gewonnenen Einsichten lassen einen umfassenden „Atlas der deutschen Alltagssprache" und einen „Varietätenzensus" als dringende Forschungsdesiderate erscheinen.

1. Einleitung

1.1 Zum Begriff „Mitteldeutschland"

„Mitte" definiert sich linear als halber Weg vom einen Extrem zum anderen und räumlich als Punkt, der den weitesten Abstand zum Rand aufweist. Infolge der Grenzverschiebung nach dem Zweiten Weltkrieg und durch die politischen Teilung Nachkriegsdeutschlands wurde der traditionelle Begriff von Deutschlands Mitte vage. Die Bezeichnungen „Westdeutschland", „Mitteldeutschland" und „Ostdeutschland" wurden darüber hinaus mit politischen Konnotationen versehen, die eine rein geographische Verwendung bis in die jüngste Zeit hinein kaum möglich machten. Die im gegebenen Rahmen intendierte „Mittigkeit" in bezug auf eine Nord-Süd-Erstreckung war im alltäglichen Sprachgebrauch fast vollständig überdeckt, und auch noch nach der Herstellung der deutschen Einheit bleibt das, was „Mitteldeutschland" ist, unscharf.[1]

[1] So reicht etwa das Sendegebiet des Mitteldeutschen Rundfunks bis zur nunmehrigen Ostgrenze Deutschlands, während der Ostdeutsche Rundfunk Brandenburg sein Sendegebiet nördlich davon hat.

In der deutschen Sprachwissenschaft wird das Adjektiv „mitteldeutsch" bekanntermaßen zur Kennzeichnung einer Gruppe von Dialekten benutzt, die bezüglich der hochdeutschen Lautverschiebung eine vermittelnde Rolle zwischen den südlichen „oberdeutschen" und den nördlichen „niederdeutschen" Dialekten einnehmen und mit den erstgenannten zusammen die größere Einheit der „hochdeutschen" Dialekte bilden (vgl. etwa Fleischer/Hartung/Schildt/Suchsland 1983, S. 410ff.). Wir wollen uns diesem auf den sprachlichen Nord-Süd-Gegensatz bezogenen Gebrauch anschließen und unter „Mitteldeutschland" diejenigen Gebiete innerhalb des heutigen Staatsgebiets begreifen, in denen nach den Daten des Deutschen Sprachatlasses von Georg Wenker (1927-1956, Karte 56) „mitteldeutsche" Dialekte gesprochen werden (oder um die Jahrhundertwende gesprochen wurden). Doch wird diese sprachgeographische Definition dann nicht allzu eng gefaßt, wenn die in diesem Raum liegenden politischen Territorien darüber hinausgreifen. In etwa umfaßt unser Gebiet die historischen Landschaften des Saarlandes, des Rheinlandes, der Pfalz, Hessens, Thüringens und Sachsens. „Mitteldeutschland" ist hier somit eine reine Hilfsbenennung, deren Legitimität in bezug auf die von den Dialekten abweichende Räumlichkeit der nicht-dialektalen Varietäten noch zu beweisen wäre. Die Setzung der Distanz signalisierenden Anführungszeichen im Titel erklärt sich aus diesen Zusammenhängen. Diese Zuordnung glauben wir dennoch mit gutem Grund vornehmen zu können: Herbert Wolf hat schon 1967 den Begriff „mitteldeutsch" einer eingehenden semantischen Analyse in historischer Sicht unterzogen und kommt nach Durcharbeitung reichhaltigen Quellenmaterials zu dem Schluß, daß „in der breiten Bedeutungsskala, die dem Wort mitteldeutsch eigen ist, [...] der sprachräumliche Begriff hinsichtlich des Alters und der semantischen Prädominanz die wichtigste Position ein[nimmt]" (Wolf 1967, S. 123).

1.2 Zum Begriff „Sprachvarietäten"

Es gehört zu den Übereinkünften in der germanistischen Linguistik, die deutsche Sprache insgesamt als die Summe all der sprachlichen Erscheinungsformen zu begreifen, die in Abhängigkeit von arealen, sozialen und verwendungsbezogenen Parametern realisiert werden. Als weitgehend akzeptiert gilt ein Modell sprachlicher Schichtung, an dessen einem Extrem die „Standardsprache" mit areal übergreifender Gültigkeit angesiedelt ist, am anderen Extrem eine schwer überschaubare Anzahl einzelörtlicher „Basisdialekte", die sich allerdings aufgrund innerer, meist lautstruktureller und historischer Zusammenhänge zu einer überschaubaren und damit benennbaren Zahl von Einheiten verbinden lassen. Zwischen diesen beiden Extremen werden weitere Stufungen gesehen, die mit Ter-

mini wie „Verkehrsdialekt", „Halbdialekt", „Stadtsprache", „Regiolekt", „Umgangssprache" usw. belegt worden sind. Günter Bellmann verwies auf die Zweidimensionalität des Begriffs „Dialekt" in der Dialektologie vor Georg Wenker mit seinem eindimensionalen Sprachatlas (Bellmann 1986). Bezüglich der Geltungsbreite des Terminus „Standardsprache" ist auf unterschiedliche Stilebenen hinzuweisen, die sich in Terminologisierungsversuchen wie „Hochsprache" und – hier in abweichender Bedeutung von der bereits erfolgten Erwähnung – „Umgangssprache" niederschlagen, aber auch auf den in ihr besonders entwickelten Wortschatz der fachsprachlichen Register. Es scheint mithin so, als ob sich das Varietätenspektrum des Deutschen in eine kaum zu überschauende Vielzahl von Einheiten auflösen läßt, die eine allgemein gültige vernünftige Klassifizierung erschwert, wenn nicht gar unnmöglich macht. Auch das dem skizzierten Stufenmodell entsprechende, in der germanistischen Sprachwissenschaft der DDR gebräuchlich gewesene und auf sowjetischen Konzeptionen beruhende Modell der „sprachlichen Existenzformen" (vgl. Hartung 1981, bes. S. 86ff.) löst dieses Dilemma nur scheinbar. Es unterscheidet als Extreme die „Literatursprache" und die „Mundarten" und definiert als einzige Zwischenstufe die Existenzform „Umgangssprache". Allen „Existenzformen" wird dann aber eine innere Varianz zugebilligt, der „Umgangssprache" die größte, so daß die Grenzziehungen zwischen den Existenzformen wiederum recht beliebig erscheinen. Vertreter dieses Konzepts räumen dann auch entsprechende Schwierigkeiten ein (Schönfeld/Pape 1981, S. 147).[2] Auch die Diskussionen um den „Neuen Substandard" in den letzten Jahren (Bellmann 1983, 1984, Veith 1986) belegen, wie unsicher wir uns in diesem Feld noch immer bewegen und wie nötig es wäre, zu terminologischen Übereinkünften zu kommen.

Im Kern stellt sich die Frage, ob es sich bei den nicht-basisdialektalen und nicht-standardsprachlichen Realisierungsformen um eigenständige sprachliche Systeme mit „langue"-Charakter oder um mehr oder minder willkürliche Mischungen dialektaler und standardsprachlicher Elemente handelt, ob also – um einen Begriff Werner H. Veiths (1968) aufzugreifen – die „umgangssprachliche Unsystematik" dominiert oder aber ein geordnetes grammatisches Nebeneinander mit eingeschränkter innerer Varianz besteht. Besonders spannend ist die Frage dort, wo die Basisdialekte schon nicht mehr zum rezenten Sprachregister zählen.

Geht man davon aus, daß sich die Stufung der deutschen Sprache zwischen Basisdialekt und normgerechter (oder allgemein akzeptier-

[2] Ausführungen zum unglücklich gewählten, weil zu sehr auf die Schriftlichkeit verweisenden Term „Literatursprache" und zu seinem Bezug zur „Standardsprache" möchte ich mir hier sparen.

ter) Standardsprache in den verschiedenen Teillandschaften ganz unterschiedlich darstellt, ist mit guten Gründen zu vermuten, daß es kein einheitliches Stufenmodell geben kann, das immer und überall gilt. Landschaften, in denen es (*noch*) keine gesprochene Standardsprache im sprachlichen Alltagsverkehr gibt, sind im ausgehenden 20. Jahrhundert ebenso zu belegen, wie solche, in denen es keine gesprochenen Dialekte *mehr* gibt.

Wenn im weiteren dem Titel gemäß explizit oder implizit von „Varietäten" die Rede ist, handelt es sich darum lediglich um sprachliche Einheiten, die in den konsultativ herangezogenen Arbeiten als real existierend angesehen worden sind, nicht jedoch um aus eigenen Analysen gewonnene und terminologisierte einheitliche definitorische Größen.

2. Neuere Ergebnisse der Varietätenforschung

Bei den im folgenden dargestellten Daten beschränke ich mich im wesentlichen auf solche, die seit den 1970er Jahren im angesprochenen Raum gesammelt und publiziert wurden. Ältere Arbeiten werden interpretativ nur dann herangezogen, wenn ihre Ergebnisse in jüngere Arbeiten eingeflossen sind oder wenn landschaftlich keine moderneren Untersuchungen vorliegen. Denn zwei Jahrzehnte sind in einer Zeit um sich greifender sprachlicher Neuorientierung eine lange Spanne. Immerhin beträgt der allein durch Mortalität verursachte Veränderungsfaktor pro Jahrzehnt ca. 10 Prozent, bei statistischen Aussagen zum Sprachgebrauch ein erheblicher Wert.[3]

Zunächst beziehe ich mich exemplarisch auf einige ortsbezogene Forschungsergebnisse, dann – in der Hauptsache – auf Aussagen zur Existenz der Varietäten in räumlicher Dimension, und zwar gegliedert nach Dialekten und sonstigen Erscheinungsformen.

2.1 Sprachverwendungsmuster

Über unser Gebiet sind in lockerer Streuung in einzelnen Orten Studien angefertigt worden, die quasi als „Tiefenbohrungen" das Flächenbild der Sprachvarietäten durch Einbindung in den sozialen und situativen Kontext ergänzen. Sie gehen alle davon aus, daß das Nebeneinander verschiedener Varietäten nicht strukturlos existiert, sondern daß die erwähnten Zusammenhänge zwischen sozialem Status, Sprechsituation und sprachlichen Verwendungsmustern wenigstens in überschaubaren geographischen

[3] So sind z.B. von 81 im Jahre 1976 für eine sprachsoziologische Untersuchung (Dingeldein 1977) repräsentativ ausgewählten Gewährspersonen eines Untersuchungsortes zwanzig Jahre später 16 nicht mehr am Leben.

Räumen mit einheitlichen Varietätenprofilen regelhaft beschrieben werden können. An herausragender Stelle aus dem uns interessierenden Zeitraum seit den 1970er Jahren sind zwei Unternehmen zu nennen:

(1) die komplexen Untersuchungen des von Werner Besch und anderen geleiteten Erp-Projektes des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande im ländlichen Raum mit Ergänzungen von Martin Kreymann und Helmut Lausberg aus jüngster Zeit (Besch 1981/1983, Kreymann 1994, Lausberg 1993) und

(2) das erst kürzlich mit vier gewichtigen Ergebnisbänden abgeschlossene Projekt des Instituts für deutsche Sprache im Stadtbereich Mannheim mit dem Titel „Kommunikation in der Stadt" (Kallmeyer 1994-1995), an dessen Anfang 1981 die Frühjahrstagung „Mehrsprachigkeit in der Stadtregion" stand (s. Bausch 1982).

Einzeluntersuchungen unterschiedlichen Umfangs liegen darüber hinaus vor aus den Städten Frankfurt am Main (Brinkmann to Broxten 1986), Mainz (Steiner 1994), Mannheim-Neckarau (Davis 1995), Köln (Macha 1991) und Kaiserslautern (Senft 1982) sowie aus verschiedenen kleineren Ortschaften oder Stadtteilen im Rheinland (Jünger-Geier 1989, Grömping 1990, Forstreuter 1993), in der Pfalz (Frank-Cyrus 1991), in Hessen (Dingeldein 1977, Bücher/Scraback 1981) und auch in Thüringen (Lösch 1993, Reinhold 1993, Reuter 1993, Wiegand 1993), in der Regel freilich mit eingeschränktem Untersuchungsspektrum, etwa auf das Geschlecht, eine Berufsgruppe oder auf nur zwei kontrastierte Kommunikationssituationen.[4] Leider sind Studien aus dem größten Teil des ostmitteldeutschen Bereichs rar und zum Teil schwer zugänglich.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Angemessenheit der unterschiedlichen Modelle der Studien zu diskutieren, die das mehr oder minder breite soziale Spektrum in den Untersuchungsorten oder -landschaften durch Klassenbildungen zu objektivieren versuchten. Angemerkt sei nur, daß das untersuchte Individuum immer wieder aus den theoretisch recht gut begründeten „Rahmenkonstruktionen" der Modelle herausfällt, daß, mit anderen Worten, die Aussagen über das Sprachverhalten definierter sozialer Gruppen in definierten Kommunikationssituationen beim realen Sprechen des Einzelnen ihre Grenzen finden. Denn das Individuum ist in der Gestaltung des Sprachverhaltens im Rahmen seiner erworbenen Sprechkompetenzen doch freier, als dies soziologische Modellbildungen

[4] Grammatische Studien im engeren Sinne ohne expliziten Bezug auf das Varietätenspektrum bzw. ohne analytisch gewonnene Aussagen zur sozialen und/oder situativen Relevanz der beschriebenen Varietät(en) sind hier nicht aufgeführt; vgl. zu diesen das Literaturverzeichnis.

vielleicht suggerieren mögen. Es verwundert darum auch nicht, daß in den neueren Studien dem Situationsaspekt mehr Raum eingeräumt wird als den in der frühen Soziolinguistik vorherrschenden sozialen Strukturbeschreibungen.

Ich will anhand der Ergebnisse der empirisch-analytischen Studien in Erp im Rheinland von Helmut Lausberg (1993) und Martin Kreymann (1994), in Mainz von Christiane Steiner (1994), in Frankfurt von Eva Brinkmann to Broxten (1986) und den Studien zur subjektiven Varietätenwahl in vier pfälzischen Dorfgemeinschaften von Karin M. Frank-Cyrus (1991) versuchen, die erkennbaren Tendenzen situationstypischen Sprachgebrauchs im westmitteldeutschen Bereich kurz zusammenzufassen. Für den Bereich des Ostmitteldeutschen lassen sich leider nur spärliche Aussagen aus einigen jüngeren Pilotstudien aus Thüringen gewinnen; sie beziehen sich eher auf den Dialektgebrauch im allgemeinen, eine hier interessierende situationsspezifische Bewertung unterbleibt. Daß ich das vierbändige Monumentalwerk über die Verhältnisse in den Mannheimer Stadtteilen (Kallmeyer 1994-1995) nicht näher betrachte, mag man mir nachsehen: Die ins einzelne gehenden, auf durchaus neuen theoretischen Konzepten beruhenden Untersuchungen könnten in diesem dem Überblick gewidmeten Zusammenhang nicht adäquat behandelt werden. Sie machen allerdings deutlich, daß die Datenlage insgesamt für allgemein gültige Aussagen zum Sprachgebrauch eigentlich noch nicht reif ist. Und sie lassen auch Zweifel aufkommen, ob sich die Vielgestaltigkeit der sprachlichen Wirklichkeit in einer multilektalen Gesellschaft überhaupt in geographischer Dimension modellieren läßt.

Helmut Lausberg hat aus dem Materialkorpus des zu Beginn der 1970er Jahre durchgeführten Erp-Projekts Tonbandaufzeichnungen von zwanzig Personen ausgewertet, die sich einmal in der Situation „ungezwungenes Gespräch mit Bekannten" und zum anderen in der Situation „Interview" befanden. Ihre Sprache wurde exemplarisch anhand einer zehn Einheiten umfassenden Liste lautlicher Variablen hinsichtlich ihrer Dialektalität bewertet. Im ersten Falle wurde eine relativ homogene dialektnahe Sprache ermittelt, im zweiten Falle jedoch eine „regionalsprachlich interferierte Hochsprache" mit „im Gesamtdurchschnitt noch 48% Dialektvarianten" (Lausberg 1993, S. 223f.). Zugleich stellte sich heraus, daß die Annäherung an die Lautung der Standardsprache in sehr unterschiedlichem Maße stattfindet, und zwar sowohl bezogen auf die einzelnen Sprecher als auch auf die beobachteten linguistischen Parameter. Die Ersetzungsregeln erwiesen sich zum Teil aus der sprachlichen Struktur selber, d.h. vor allem aus Artikulations- und Akzentverhältnissen begründet; es konnten obligatorisch der Standardsprache angepaßte, fakultativ an-

gepaßte und dialektstabile Merkmale unterschieden werden. Sprecherbezogen konnte Lausberg drei Gruppen unterscheiden: diejenigen, die relativ souverän zwischen den Varietäten wechseln konnten, diejenigen, die beide Varianten „mixten" und schließlich eine Gruppe konstanter Dialektsprecher. Dabei erwiesen sich die schulisch-berufliche Qualifikation und die Kommunikationsanforderungen in der Berufstätigkeit einerseits, das Alter und der schwer zu bestimmende Faktor des Sprachbewußtseins und der Sprachbewertung andererseits als maßgebend für den mehr oder weniger ausgeprägten Dialekt- bzw. Standardsprachegebrauch.

Die Studie von Martin Kreymann, die mit ähnlichem Verfahren das Sprachverhalten älterer Erper Männer mit dem von fünf in den 1960er und 1970er Jahren geborenen Töchtern zwanzig Jahre später vergleicht, schreibt in gewisser Weise diese Ergebnisse fort. Es zeigt sich, daß die degressive Entwicklung des Dialektgebrauchs anhält, daß im formelleren Gespräch in beiden Altersgruppen standardsprachenahe Varianten realisiert werden, daß es aber „nicht hinreichend ist, lediglich die Pole 'Standardsprache' und 'Basisdialekt' heranzuziehen". Kreymann konnte „verbreitet Substandardvarianten beobachten, die neueren sprachhistorischen Entwicklungen entstammen und so im Kontrast zur Standardsprache und den alten Basisdialekten stehen". Und er stellt fest, daß „für einige Variablen ein mehr oder weniger breiter Varianzbereich existiert, der von den Sprechern als regionaler Sprachusus akzeptiert wird" (Kreymann 1994, S. 295).

Überraschend sind die Übereinstimmungen der Ergebnisse im noch ländlichen, sich „urbanisierenden" Erp mit den von Christiane Steiner an einer relativ homogenen Gruppe von Postbediensteten in der Großstadt Mainz gewonnenen Daten. Auch sie weist eine Stufung zwischen der Dialektalität in Abhängigkeit von der Kommunikationssituation nach: Als objektive Faktoren des Wechselns zu standardnäheren Varianten macht sie die „Unbekanntheit des Gesprächspartners" und die „Formalität der Situation" aus (Steiner 1994, S. 109). Interessant ist besonders die Kontrastierung von Sprachdaten, die mit Fragebogen gewonnen wurden und die Kompetenz sowohl in der Standardsprache (oder was dafür gehalten wird) als auch im Dialekt objektivieren, und dem tatsächlichen Verhalten: Trotz vorhandener entwickelter Kompetenzen in der Standardsprache werden diese auch in formellen Situationen nicht voll aktiviert. Christiane Steiner erkennt darin wohl zu recht einen Ausdruck der ausgeprägten, sich in der Sprache niederschlagenden Ortsloyalität der Mainzer.

Einen anderen Ansatz verfolgte Eva Brinkmann to Broxten in Frankfurt. Sie erstellte zwei Textkorpora, einmal den Tonbandmitschnitt einer

Bürgerversammlung, dann ausführliche Interviews, um dem emotionalen Signalwert der Stadtmundart Frankfurts auf die Spur zu kommen. Mit einsichtigen Argumenten sieht sie vor allem in der Funktion „Identität" zu stiften, sich als den speziell auch in der Großstadt herausbildenden sozialen Beziehungsgeflechten zugehörig zu kennzeichnen, die hauptsächliche Rolle der noch verwendeten Mundart. Und sie kommt dann zu der interessanten Feststellung, daß „selbst geringe Unterschiede in der stadtmundartlichen Varietät gegenüber der Standardsprache [...] noch die gleiche Identitätsfunktion erfüllen [können], wie die traditionellen ortsgebundenen Dialekte, die sich ungleich stärker von der Standardsprache unterscheiden" (Brinkmann to Broxten 1986, S. 183f.). Meines Erachtens ein deutlicher Hinweis auf die Zukunftschancen neuer Substandard-Varietäten.

In der Studie von Karin M. Frank-Cyrus spielt die wirklich gesprochene Sprache nur eine untergeordnete Rolle. Statt dessen versucht sie mit ausgefeilten Methoden der empirischen Sozialforschung der subjektiven Varietätenwahl der Bewohner von vier, etwa 1000 Einwohner zählenden Pfälzer Dörfern mit gewachsener Ortsstruktur und Ortssprache auf die Spur zu kommen. Zwei Orte unterschieden sich deutlich hinsichtlich ihres Urbanisierungsgrades. Als zur Verfügung stehende Varietäten wurden die Standardsprache („Hochdeutsch") in ihrer regionalen Ausprägung, „pfälzische Umgangssprache" und der örtliche Dialekt vorgegeben. Insgesamt zeigt sich sozial – auch im Hinblick auf das Geschlecht – keine signifikant einheitliche Binnengliederung innerhalb der einzelnen Ortschaften, wohl aber hinsichtlich der „Situationalität" in verschiedenen Ortstypen. In „öffentlichen" und „formellen" Situationen werden nichtdialektale Varianten – wie zu erwarten war – überall bevorzugt.

Sie kommt zu einer Vier-Stufen-Hypothese der subjektiven Varietätenwahl in zeitlicher Abfolge nach dem Grad der Urbanisierung in einzelnen Siedlungen (Frank-Cyrus 1991, S. 165f.):

(1) Der historisch älteste Zustand, der heute kaum mehr anzutreffen ist: In einer sozial und sprachlich homogenen Ortschaft wird in allen denkbaren Situationen der Dialekt vorgezogen.

(2) In einer sprachlich noch relativ geschlossenen Kleingemeinde ländlichen Typs mit relativ großer Entfernung zur Stadt sind zwei voneinander weitgehend unabhängige Strukturen in der Varietätenwahl zu finden: Zum einen die dialektale Orientierung mit gleichzeitiger großer Distanz zur Hochsprache und zum anderen die Orientierung hin zur Wahl der Umgangssprache. Diesen Typ verkörpert ihr Untersuchungsort Obermoschel.

(3) In durchaus noch dialektal orientierten Ortschaften mit höherem Urbansierungsgrad und größerem Zuzug von außen konkurrieren Dialekt und Umgangssprache miteinander. Dabei stellen sie nicht alternative Wahlen sondern freie Variation dar. Erhalten ist aber noch der Kontrast in der Wahl der heimischen Mundart und der Hochsprache. Diesen Typ verkörpert ihr Untersuchungsort Weisenheim.

(4) Den modernsten Zustand verkörpern städtische Gemeinden mit nur noch dialektalen Randzonen. Hier liegt die subjektive Präferenz bei der Varietätenwahl eindeutig bei der Umgangssprache oder bei der Hochsprache, der Dialekt fällt weit zurück.

Wir wollen die Problematik der Subjektivität der Daten und die Vagheit des Begriffes „Umgangssprache" in dieser Untersuchung hier einfach so stehen lassen und uns lediglich die in den zitierten Hypothesen deutlich werdenden Entwicklungsoptionen in Siedlungseinheiten unterschiedlichen Typs vergegenwärtigen: Sie führt tendenziell zu einer Nivellierung des Sprachgebrauchs.

All das Referierte läßt wohl zusammenfassend den Schluß zu, daß die Verwendungsregeln in erster Linie *situationsgesteuert* und erst in zweiter Linie *sozialgesteuert* sind. Die soziale Herkunft entscheidet allein darüber, ob das zur Verfügung stehende Substandardregister noch das Element Basisdialekt enthält. Nur noch in besonders ortsloyalen eingesessenen Familien wird dieser weitervermittelt und die Ortsloyalität ist in den verschiedenen Regionen unterschiedlich ausgeprägt (vgl. Mattheier 1985). Der tägliche sprachliche Umgang entscheidet aber über die Routiniertheit in der einen oder anderen sonstigen Variante. Während sich die alten Dialekte nur schwer als Zweitsprache vollständig erlernen ließen, dürften, wenn nicht alles täuscht, die neuen Varietäten für die nachträgliche Aneignung offener sein.

Wir wollen nun einen noch weiter abstrahierenden Blick darauf werfen, wie sich das einzelörtlich Dargestellte in geographische Zusammenhänge einordnet.

2.2 Entwicklungen der Dialekte

Nach den Daten des Sprachatlasses des Deutschen Reichs, die in unserem Raum alle zwischen den Jahren 1879 und 1888 gesammelt worden sind (König 1978, S. 138), und den Analysen Peter Wiesingers (Wiesinger 1983) läßt sich das Mitteldeutsche auf der Ebene der Basisdialekte in folgende strukturell zusammengehörenden Dialektverbände gliedern (s. Abb. 4, S. 130): (1) das Mittelfränkische [B] – unterteilt in das Ripuarische des Kölner Raums [B_1] und das Moselfränkische entlang der Mosel

in Eifel, Hunsrück und Westerwald [B_2] –, (2) das Rheinfränkische in der Pfalz, Rhein- und Südhessen [C], (3) das Zentral- oder Mittelhessische nördlich des Mains zwischen Taunus, Westerwald und Vogelsberg [D], (4) das Nord- oder Niederhessische an Eder und unterer Fulda [E], (5) das Osthessische im weiteren historischen Kulturraum um die Stadt Fulda [F], (6) das Thüringische in Thüringen ohne seinen Südwesten [G] und (7) das Obersächsische in Sachsen und im südlichen Sachsen-Anhalt [H]. Hinzu kommt (8) die „Nordobersächsisch-Südmärkisch" genannte mitteldeutsche Übergangsmundart südlich Berlins auf niederdeutschem Substrat [I] und (9) das sich im niederländischen Sprachgebiet fortsetzende Niederfränkische am Niederrhein, das aber sonst meist dem Niederdeutschen zugeordnet wird [A]; auf beide will ich nur ganz am Rande eingehen. Zwischen den Kernräumen der genannten Dialekte bestehen mehr oder weniger breite Übergangsgebiete, beim Obersächsischen auch zum ausgehenden Schlesischen.

Diese Gliederung bezieht sich auf die sprachliche Wirklichkeit *vor* der Jahrhundertwende. Doch welchen Stellenwert haben die dieser Gliederung zugrunde gelegten Basisdialekte heute, mehr als hundert Jahre später? Befragungen von Meinungsforschungsinstituten, die in gewissen Abständen den Anteil an der Gesamtbevölkerung Westdeutschlands – nur dort waren bis vor wenigen Jahren solche Befragungen möglich – mit mehr oder weniger ausgeprägten Dialektkenntnissen herauszufinden versuchten, kommen in unserem Raum auf eine Bandbreite von zwei Dritteln bis zu drei Vierteln, regional sind aber auch Minimalwerte von weniger als die Hälfte belegt (vgl. Mattheier 1980a, S. 25ff., und die zusammenfassende Karte in Dingeldein 1981a, S. 24). Eine Umfrage von 1992 will hingegen sogar 81,1 % (mehr oder minder kompetente) Dialektsprecher im Westen der Bundesrepublik und 88,8 % in den Ostländern gezählt haben (zit. bei Mattheier 1994, S. 431). Solche Zahlen können, wenn sie auf einheitlicher Methodik beruhen, im Vergleichsverfahren über die Jahre zwar Hinweise geben, in welche Richtung sich das Sprachverhalten entwickelt, für wissenschaftliche Zwecke brauchbar sind sie aber nur bedingt: Es unterscheiden sich die Fragestellungen, z.B. fragt man einerseits nach nicht näher spezifizierten Dialektkenntnissen oder aber andererseits nach tatsächlichem Dialektgebrauch, die Repräsentativität ist unterschiedlich groß und der Dialektbegriff selbst bleibt häufig vage.

Weiter helfen uns hier Untersuchungen, die aus wissenschaftlichem Interesse von Sprachwissenschaftlern durchgeführt wurden, die ins Detail gehen und die vor allem die Methodik der Datengewinnung offenlegen. An erster Stelle will ich hier die Ergebnisse einer schriftlichen Umfrage nen-

nen, die die Abteilung Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn 1981/1982 durchgeführt hat. Jürgen Macha und andere haben über Anlage und einzelne Ergebnisse verschiedentlich berichtet. Über Gemeindeverwaltungen wurden Fragebögen an „Experten" verteilt, die als Kenner der örtlichen Verhältnisse u.a. Stellung beziehen sollten zur „prozentualen Verteilung von Platt und Hochsprache, zum situations- und gruppenspezifischen Sprachgebrauch, zum Prestige der einzelnen Sprachformen, zu momentan ablaufenden Sprachwandelprozessen u.a.m." (Macha 1986, S. 298). Abgefragt wurde die gesamte ehemalige preußische Rheinprovinz, mit ihren mitteldeutsch-ripuarischen und moselfränkischen, aber auch niederdeutsch-niederfränkischen Anteilen am Niederrhein. Daten liegen aus 696 Orten vor.

Ein Vergleich der Antworten auf die Frage, wieviel Prozent der Bevölkerung regelmäßig Platt sprechen, zeigt deutliche Diskrepanzen in den einzelnen Landesteilen (s. Abb.1). Im niederrheinischen Grenzraum zu den Niederlanden, vor allem aber im Bergischen Land, haben nur wenige der Antwortenden den Anteil der Dialektsprecher über der Hälfte gesehen, im Bergischen Land die Mehrheit sogar bei unter einem Viertel, hingegen im Raum Saar-Mosel eine überwältigende Mehrheit bei mehr als drei Vierteln. Projiziert man auf diese Daten die Antworten auf die Frage, welche Sprachform ein Kind aus einer im Ort eingesessenen Familie normalerweise zuerst lernt, wird ein klares Nord-Süd-Gefälle deutlich: Nur eine verschwindend geringe Zahl am Niederrhein und im Bergischen Land gibt noch Platt an, im Raum Saar-Mosel sind es aber noch weit mehr als die Hälfte. Es scheint so, als ob im nördlichen Bereich des Rheinlands die Dialekte über die Generationen rapide an Bedeutung verlieren, während im Süden eine gewisse Stabilität unterstellt werden kann. Einzelörtliche Studien, die Macha an anderer Stelle referiert, untermauern die Befunde und weisen das mittlere Rheinland als Übergangsgebiet aus (Macha 1993, S. 606ff.).

Diese Ergebnisse korrespondieren im auffallender Weise mit den Resultaten des „Hessischen Dialektzensus", einer Untersuchung, die drei Jahre später mit den Methoden der empirischen Sozialforschung im Land Hessen durchgeführt worden ist und Fragen zur sprachlichen Kompetenz, zum Anwendungsspektrum des Dialekts bzw. der Standardsprache und zur Bewertung beider enthielt (Friebertshäuser/Dingeldein 1989). Auch hier ist ein deutliches Nord-Süd-Gefälle auszumachen.

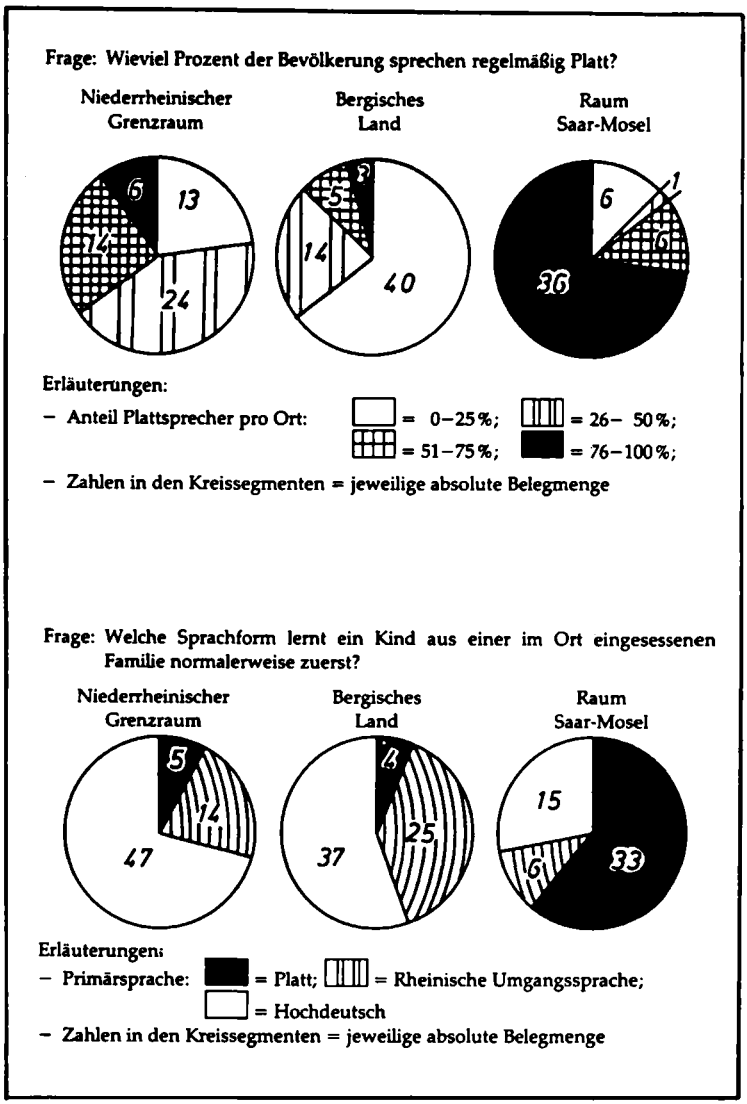


Abb. 1: Verbreitung und Weitergabe des Dialekts im Rheinland (nach Macha 1986, S. 303f.)

Bei einem durchschnittlichen Dialektsprecher-Anteil von etwas mehr als der Hälfte der deutschen Bevölkerung landesweit schwanken die Zahlen von etwa einem Drittel im niederhessischen Sprachraum um und südlich Kassels bis zu zwei Dritteln im Rhein-Main-Gebiet und Südhessen. Das kleine Gebiet mit niederdeutscher Sprache im äußersten Norden des Landes bildet mit etwa einem Viertel Dialektsprecher-Anteil das Schlußlicht (s. Abb. 2).

Spiegelt man die Angaben zur Dialektkompetenz nach dem Alter, so zeigt sich insgesamt eine degressive Tendenz, die sich jedoch in den verschiedenen Regionen ganz unterschiedlich äußert: Im niederhessischen Bereich ist über die Jahre eine stetige Abnahme von der Hälfte über ein Drittel bis zu einem Viertel bei den weniger als Dreißigjährigen zu beobachten. Im Osthessischen fallen die Werte rapide von zwei Dritteln auf etwa ein Viertel zwischen der mittleren und der jungen Generation. Im Mittelhessischen erscheint die Abnahme zunächst weniger dramatisch und in den südhessischen Regionen bleiben die Werte konstant bei zwei Dritteln. Zur Ergänzung: Im niederdeutschen Bereich fällt der Anteil der Dialektsprecher von etwa der Hälfte der Bevölkerung über damals 48 Jahre auf etwa ein Sechstel bei den Jüngeren (Friebertshäuser/Dingeldein 1989, Karte 3). Gleichzeitig sprechen nach eigenen Angaben fast alle Dialektsprecher in allen Regionen auch „Hochdeutsch", nur ein Zehntel verneint Kompetenzen in dieser Variante, bei der jüngsten erfragten Generation sind es regionenspezifisch zwischen 0 und 7 Prozent (Friebertshäuser/Dingeldein 1989, Karte 18).

Die Frage nach dem Sprachgebrauch der etwa Sechsjährigen (s. Abb. 2), die die Antworten in die nicht erfaßte jüngste Bevölkerungsgruppe verlängert, zeigt, daß nur noch ein Fünftel der erwachsenen Befragten um die Jahreswende 1984/85 meint, diese sprächen „vorwiegend Dialekt", im Süden immerhin fast ein Drittel, sonst aber überall weniger als ein Sechstel, im Norden und Osten sogar nur jeder Zehnte oder weniger. Im mittleren und südlichen Bereich wird jedoch in nennenswerter Zahl unterstellt, daß die Sechsjährigen Kompetenzen in beiden Varianten besitzen. Das ändert freilich nichts an der Tatsache, daß der Anteil der nicht mehr Dialekt Sprechenden nach Einschätzung der Befragten bei den Jüngsten zumindest in Mittel- und Nordhessen rapide zunimmt.

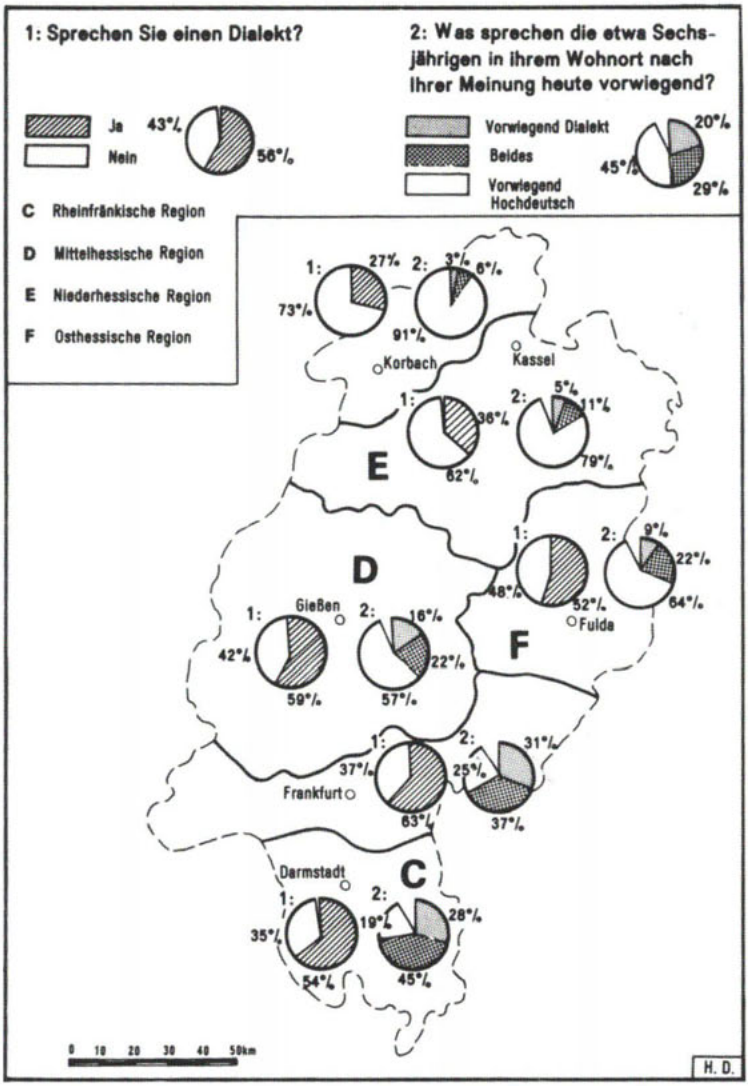


Abb. 2: Verbreitung des Dialekts in Hessen (nach Friebertshäuser/Dingeldein 1989, Karten 1 und 51)

Entsprechende systematisch gewonnene Daten aus den anderen Teilgebieten des Mitteldeutschen, also aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz im Westen und aus Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt im Osten, liegen aus jüngerer Zeit nicht vor. Allerdings erlauben einzelörtliche Untersuchungen und der zweidimensionale, von Günter Bellmann und seinen Mitarbeitern konzipierte „Mittelrheinische Sprachatlas" (Bellmann/Herrgen/Schmidt 1994ff.; vgl. auch Herrgen 1994) Rückschlüsse auf die Verhältnisse im linksrheinischen Rheinland-Pfalz. Auch zeigen uns einige ältere Studien Entwicklungstendenzen an, aus denen in Fortschreibung auf die heutige Lage geschlossen werden kann. Hier sind neben dialektgeographischen Arbeiten, die die „umgangssprachliche" Dimension miterfaßt haben (s.u.), vor allem die Daten von Karl Spangenberg zu erwähnen, die er vor nunmehr dreißig Jahren, also vor einer ganzen Generation, in etwa 40 thüringischen Orten zusammengetragen hat (Spangenberg 1969, 1986, 1990, 1994).

Zusammengefaßt kann man für die Gebiete des Moselfränkischen und des Rheinfränkischen in Rheinland-Pfalz und im Saarland eine ähnliche Entwicklung wie in den angrenzenden südlichen Gebieten des von Bonn aus untersuchten Rheinlandes bzw. des im „Hessischen Dialektzensus" erfaßten Süd- und Mittelhessen unterstellen: Bei tendenzieller Abnahme der Dialektsprecher in der jüngsten Generation weisen sie noch eine relativ feste Bindung an die regionalgeprägte Sprache auf.

Anders verhält es sich im ostmitteldeutschen Bereich. Spangenberg weist schon für die zweite Hälfte der 1960er Jahre einen rapiden und weit fortgeschrittenen Rückgang der Zahl der Mundartsprecher im zentralthüringischen Raum in der Generationenfolge nach (s. Abb. 3). Das Eichsfeld und das südliche Thüringen erweisen sich als beharrlicher, jedoch ist auch dort in der damals jüngsten, heute schon an der Schwelle von der mittleren zur älteren Generation stehenden Bevölkerungsgruppe ein massiver Einbruch bei der Zahl der Dialektsprecher zu beobachten. Zentralthüringen ist wohl heute so wie die meisten Städte des Landes „dialektfrei" (Spangenberg 1990, S. 115). Im Norden und Westen Thüringens beschränkt sich die Dialektkompetenz auf die älteren Generationen. Ein geographischer Anschluß an das benachbarte Nieder- und Osthessische mit ähnlichen Tendenzen scheint damit gegeben zu sein. Nur im Süden Thüringens mit z.T. oberdeutsch-ostfränkischen Dialekten bleibt eine nennenswerte Anzahl Dialektsprecher auch in der jüngeren Generation vor allem kleinerer Siedlungseinheiten erhalten, wie auch neuere Ortsuntersuchungen bestätigen (Lösch 1993, Reinhold 1993).

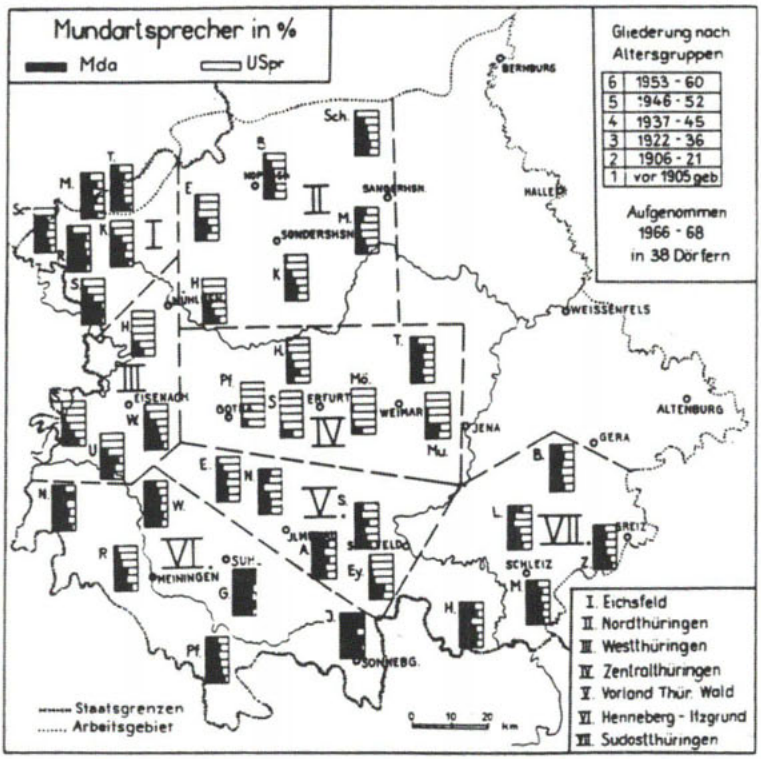


Abb. 3: Verbreitung des Dialekts in Thüringen (aus Spangenberg 1994, S. 524)

Für Ostthüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt fehlen entsprechende Daten, doch ist davon auszugehen, daß die Verhältnisse dort mit den referierten Daten aus dem nördlichen und mittleren Thüringen mit ernüchternd niedrigen Dialektsprecherzahlen in der jungen und mittleren Generation korrespondieren. Schon die in den 1950er und 60er Jahren in Thüringen und Sachsen von Peter von Polenz (1954), Rudolf Große (1953, 1955), Gunter Bergmann (1957), Helmut Protze (1957), Günter Bellmann (1961) Helmut Langner (1977) u.a. angefertigten Studien zur Dialektgeographie dieses Raumes haben ein Umsichgreifen nichtdialektaler Varianten beschrieben.

Horst Weber aus Leipzig faßte 1992 seine subjektiven Eindrücke, die freilich auf intensivem Umgang mit der Sprachlandschaft durch seine Tätigkeit am „Wörterbuch der obersächsischen Mundarten" beruhen, mit den

Worten zusammen: „Der größte Teil Sachsens kennt keine 'mundartliche Basis' mehr. Die sprachliche Grundschicht ist vielmehr die landschaftliche Umgangssprache [...]" (Weber 1994, S. 113). Er nimmt nur das Vogtland, das Westerzgebirge und die südliche Oberlausitz aus, die er als „mundartliche Reliktgebiete" bezeichnet. Es sind die Gebiete, die Gunter Bergmann (1990, S. 311) als Regionen mit „dialect in everyday use" kartiert hatte. Bergmann vermutet allerdings darüber hinaus auch im Norden und eingeschränkt in der Mitte noch gebietsweisen Dialektgebrauch, den mir Horst Weber auf Nachfrage allerdings nicht bestätigen wollte.

Mit einigen guten Gründen ist also zu vermuten, daß im gesamten ostmitteldeutschen Raum die alten Basisdialekte auf breiter Front zurückweichen, sich vielleicht da und dort in kleinen Siedlungseinheiten noch halten können, insgesamt aber die Ablösung der alten Raumgliederung der Dialekte durch eine neue sprachliche Raumstruktur zu erwarten oder bereits eingetreten ist. Das von Peter Wiesinger entworfene Raumbild der deutschen Dialekte dürfte mittlerweile schon größere basisdialektfreie Löcher auch außerhalb der großen Städte aufweisen.

2.3 Andere Erscheinungsformen im sprachlichen Alltag

Das Verschwinden des Alten führt zur Entstehung von Neuem. Doch welche Qualität hat das Neue? Wenn wir uns auf das eingangs angesprochene Modell der beiden Extreme – hier Dialekt, dort Standardsprache – beziehen, ist die Frage genauer zu fassen: Heißt der nachgewiesene Abschied vom Dialektgebrauch in weiten Gebieten Mitteldeutschlands zwangsläufig Annäherung an die Standardsprache oder gar Übergang zur Standardsprache im eigentlichen Sinne?

Die Untersuchung dieser Fragestellung ist wiederum in den verschiedenen Regionen Mitteldeutschlands in unterschiedlich intensiver Weise angegangen worden. Als sprach*geographisches* Thema, also als Versuch die areale Reichweite des Neuen zu kartieren und zu interpretieren, spielte sie bisher nur eine untergeordnete Rolle.

Interessante Einblicke in die Struktur der standardferneren Schichten des sprachlichen Spektrums im rheinfränkischen und südlichen moselfränkischen Bereich bieten wiederum die Daten des „Mittelrheinischen Sprachatlasses" und verschiedene Studien aus seinem Umfeld. Bei diesem Sprachatlasunternehmen wurde neben der traditionellen basisdialektalen Ebene, die durch betagte handwerklich-körperlich tätige ortsfeste Einwohner der Belegorte als Informanten repräsentiert wurde, auch eine zweite Ebene des Dialekts erfaßt, als deren Träger man handwerklich-

körperlich tätige jüngere Menschen mit größerer berufsbedingter Mobilität im Nahbereich ansieht.

Joachim Herrgen und Jürgen Erich Schmidt (1989) haben in einem ausgeklügelten Verfahren auf phonetischer Basis die Dialektalität beider Aufnahmestaffeln in 24 ausgewählten Orten als Abstand von der Standardsprache gemessen. Der Basisdialekt der Aufnahmestaffel 1 unterscheidet sich – wie zu erwarten war – im moselfränkischen Bereich stärker von der Standardsprache als im rheinfränkischen, und es besteht eine zusätzliche Gliederung innerhalb beider Dialektverbände. Ebenfalls den Erwartungen entsprechend wurde festgestellt, daß sich die Dialektalität in der zweiten Aufnahmestaffel durchgehend verringert hat, am stärksten dort, wo sie vorher am ausgeprägtesten war. Es wurden allerdings bei vereinzelten Paradigmen qualitative Entwicklungen konstatiert, die von standardsprachenäheren oder gar standardsprachekonformen Formen weg zu standardspracheferneren führten. Dabei glichen sich in der Regel kleinräumige Sonderentwicklungen großräumigeren Varianten, zum Teil auch den prestigeträchtigeren Formen der Großstadtdialekte an. Insgesamt ist aber auch in der zweiten Staffel noch ein hoher Dialektalitätsgrad festzustellen. Herrgen und Schmidt kommen zu dem Schluß, daß es sich in beiden Gebieten, dem mosel- und dem rheinfränkischen, um „Dialektabbau durch Dialektausgleich" handelt und daß „Ziel der Entwicklung [...] im Entstehen begriffene Regionaldialekte [sind]" (Herrgen/Schmidt 1989, S. 341).

Aus diesen Ausführungen ist wohl herauszulesen, daß im beobachteten Raum neue Varietäten mit festgefügter Struktur und deutlicher Dialektalität neben die alten, an die älteste Generation gebundenen Varianten treten. Welche sozialen Gruppen über die beobachtete hinaus allerdings Träger dieser „neuen Dialekte" sind, ist aufgrund der Anlage des „Mittelrheinischen Sprachatlasses" nicht zu erkennen.

Im nördlichen und auch im mittleren Rheinland, wo nach den referierten Daten eine starke Abwendung von den Dialekten zu beobachten ist, ist von entsprechenden Ausgleichstendenzen zu neuen Regionaldialekten weniger deutlich berichtet worden. Die oben gezeigten Antworten der Experten enthielten bei der Frage der Erstsprache der Kinder zwar die Antwortvorgabe „rheinische Umgangssprache", da deren grammatisch-struktureller „Gehalt" aber nicht definiert wurde und die Antworten gegenüber „Hochdeutsch" in deutlicher Minderheit waren, ist es wohl nicht gestattet, daraus unmittelbare Schlüsse auf die tatsächliche Existenz einer solchen zu ziehen. Allerdings scheint es so, als ob einzelne lautliche und lexikalische Elemente in einer neuen standardnahen Variante Eingang zumindest im Großraum Köln gefunden hätten. Darauf deuten

auch die referierten Daten aus Erp (Lausberg 1993, Kreymann 1994). Ein wichtiges Charakteristikum der mittelfränkischen Dialekte, die sich in der Satzmelodie niederschlagende sogenannte „rheinische Schärfung" oder „Akzentuierung" dürfte dabei eine erkennbare Rolle spielen (Froitzheim 1984, Lausberg 1993). Jürgen Macha meint darum auch in bezug auf das mittlere Rheinland, daß das, „was manchen Beobachtern als 'Tod der Mundart' erscheinen könnte, [...] sich bei Änderung der Wertmaßstäbe als eine 'Mundart-Metamorphose' [erweist]" (Macha 1993, S. 615).

Umfassender ist unser Wissen im hessischen Bereich, und zwar einerseits wiederum durch die Daten des „Hessischen Dialektzensus" (Friebertshäuser/Dingeldein 1989), andererseits aber auch durch die Ergebnisse des Projekts „Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen" (Friebertshäuser/Dingeldein 1988a, Dingeldein 1991), das zur Zeit durch eine entsprechende Aufnahme der „Alltagssprache der ländlichen Räume Hessens" ergänzt wird (s. Dingeldein 1993).

In Kenntnis der fehlenden Kompetenz bei den Befragten in bezug auf die wissenschaftlichen Bezeichnungen nicht-standardsprachlicher und nicht-dialektaler Varietäten hatten wir uns entschlossen, beim „Hessischen Dialektzensus" nur nach den Kenntnissen und nach dem Gebrauch von „Hochdeutsch" und „Dialekt" bzw. „Platt" zu fragen, die Qualität beider aber durch Zusatzfragen nach dem Einfluß des Dialekts auf das eigene „Hochdeutsch", aber auch individuell nach der Stellung des eigenen Dialekts in bezug auf die Standardsprache und nach Unterschieden zu den Dialekten in der näheren geographischen Nachbarschaft enger einzugrenzen. Die Ergebnisse machen deutlich: Dort, wo die Dialekte in breiter Front zurückweichen, also im Norden des Landes, existiert ein starkes Bewußtsein für die einzelörtliche Spezifik der Mundart, umgekehrt zeigt sich die Lebenskraft der Dialekte im Süden am deutlichsten, wo nach den Informantenangaben eher großräumigere regionale Varianten im Gebrauch sind (Friebertshäuser/Dingeldein 1989, Karte 11). Dem Befund kann die Eigeneinschätzung in bezug auf die Qualität des selbst gesprochenen „Hochdeutsch" an die Seite gestellt werden: Deutlich mehr Südhessen glauben, daß ihre Herkunft an der Sprache zu erkennen ist, als dies Nord-, Ost- und Mittelhessen tun (Friebertshäuser/Dingeldein, 1989, Karte 19).

Diesem „weichen" Datenmaterial zum Sprachgebrauch entspricht das Ergebnis der Auswertung der Belege des Projekts „Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen", einer Befragung zum alltags verwendeten Wortschatz bei der zwischen 1940 und 1960 geborenen Generation in Hessens Mittel- und Oberzentren. Sowohl die Analyse des lexikali-

schen Materials selbst in Bezug auf seine vorhandene oder fehlende Markiertheit in den standardsprachlichen Wörterbüchern des Deutschen als auch der in den Wörtern repräsentierte Lautstand lassen klar erkennen, daß die Tendenz der städtischen Alltagssprache und – wie ich aufgrund von Stichproben aus den laufenden Erhebungen des Parallelprojekts sagen kann – auch der *ländlichen* Alltagssprache in allen Landesteilen *in Richtung* Standardsprache geht. Doch dieser Prozeß läuft nicht überall brechungsfrei ab: Die Standardsprache konnte im Norden zwar fast alle Domänen besetzen, im Süden behaupten sich dagegen weithin dialektale oder doch dialektalere Elemente (Dingeldein 1991, S. 267ff.).

Zum Nebeneinander der unterschiedlichen Varianten ist zu sagen: Kein Belegort ist ohne von der Standardsprache abweichende Formen festgestellt worden. Es ergibt sich daraus eine polystratische Raumstruktur, die sich freilich im äußersten Norden mit einem Anteil der nicht standardsprachlichen Belege von klar unter 10 % einer monostratischen deutlich nähert. Für Hessen insgesamt kann damit zusammenfassend vermutet werden, daß der Norden künftig weitgehend dialektfrei und ohne ausgeprägte Substandardvarietät existieren wird, der Süden hingegen als Landschaft, in der „neue Dialekte" als regionale Ausgleichssprachen zunächst neben die alten Dialekte treten, um diese sukzessive abzulösen. Es scheint so, als ob die neuen Dialekte Südhessens eine relativ eigenständige Struktur aufweisen. Ihre innere Varianz, ihre „Unsystematik", ist wohl nicht größer als die innerhalb definierter zusammengehörender Dialektverbände; darauf verweist auch eine gewisse grammatische Beschreibungstradition, die bis ins letzte Jahrhundert zurückreicht (Vietor 1875, Rudolph 1928, Grund 1934, Dingeldein 1994). Wir glauben daher berechtigt zu sein, sie unter dem Namen „Neuhessisch" als Varietät zusammenfassend benennen zu können. Sie überdeckt weite Gebiete des nördlichen Rheinfränkischen und des Mittelhessischen. Parallel zu diesem Prozeß gewinnt die Standardsprache aber auch im Süden weiter an Gewicht.

Wenden wir uns dem ostmitteldeutschen Raum zu. Helmut Schönfeld (Schönfeld/Pape 1981, S. 166ff.) definiert hier vor dem Hintergrund des Existenzformenmodells und auf der Grundlage verschiedener regionaler Studien, die allerdings durchweg älter als zwanzig Jahre sind, vier Regionen unterschiedlicher „Umgangssprachen": 1. ein Gebiet mit „obersächsisch-ostthüringischer Umgangssprache", 2. ein Gebiet der Umgangssprache Südwestthüringens, 3. ein Gebiet der Umgangssprache Westthüringens und 4. ein Gebiet der „lausitzischen Umgangssprache".

Als konstitutive Merkmale der obersächsisch-ostthüringischen Umgangssprache, die sich deutlich von der „Literatursprache" abhebt, führt er

u.a. neben der Intonation an: den Zusammenfall der stimmhaften und stimmlosen Plosive [b, p', d, t', g, k'] in schwach aspirierten stimmlosen [b, d, g], die Stimmlosigkeit von [s] und [j], die bilabiale Aussprache von [w], die Entrundung von [u, o, ü, ö, oi], die Öffnung des *e*-Lautes vor *r* und die Verdumpfung des langen [a:]. Hinzu kommen lexikalische Schibboleths. Im nordobersächsischen Bereich (mit niederdeutschem Substrat) und im Vogtland gibt es gewisse Abweichungen. – Die auf oberdeutschen Dialekten basierende Umgangssprache Südwestthüringens sieht er noch im Prozeß der Herausbildung, sie unterscheidet sich prosodisch deutlich von den ostmitteldeutschen Umgangssprachen und ist (noch?) literatursprachenah (vgl. die Einschätzung bei Lösch 1986, S. 127). – Ebenfalls als noch nicht ausgebildet und nahe an der „Literatursprache" stehend gilt bei Schönfeld die westthüringische Umgangssprache. Karl Spangenberg (1963, S. 72ff.) sieht sie allerdings als mündliche Form der Literatursprache selbst an mit nur wenigen regionalen Merkmalen, wie etwa der Konsonantenschwächung. – Von der obersächsichen Umgangssprache geprägt, aber vom slawisch-sorbischen Substrat beeinflußt, ist schließlich die auch „Neulausitzisch" genannte lausitzische Umgangssprache. Sie unterscheidet sich von der obersächsischen etwa durch die Sprachmelodie, Halblängen bei den Vokalen und durch das mehrfach gerollte alveolare *r*, hat aber, wie Bellmann schon Ende der 1950er Jahre feststellte, die Tendenz, sich in die obersächsische Umgangssprache einzugliedern.

Aufgrund der Erfahrungen in Hessen halte ich eine so klare und lückenlose Gliederung in regionale Umgangssprachen eher für unwahrscheinlich, ausschließen möchte ich sie aber dennoch nicht völlig. Läßt man eine gewisse lautlich-artikulatorische Varianz innerhalb des Definitionsbereichs der „Standardsprache" zu, Werner König (1989) hat sie für Westdeutschland empirisch belegt, könnte man in Westthüringen, vielleicht auch im sprachlich oberfränkischen Südwestthüringen, auch davon ausgehen, daß dort wie im nördlichen Hessen *keine* neue Substandardvarietät existiert.

2.4 Zusammenfassung

Alles bisher Referierte läßt mich den Mut fassen, zusammenfassend zu folgendem vorläufigen geographischen Schema des vermutlichen Vorhandenseins von „Sprachvarietäten" im mitteldeutschen Raum zu kommen, wobei auch die Entwicklungsrichtung mitberücksichtigt ist (s. Abb. 4):

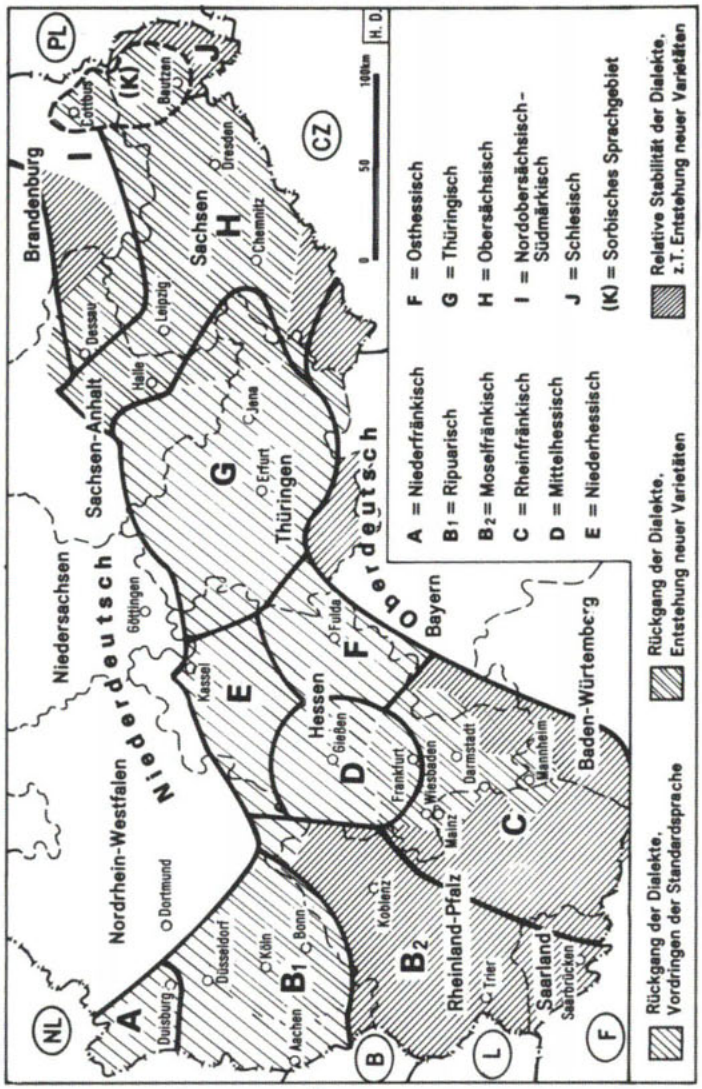


Abb. 4: Skizze zur Verbreitung und Entwicklung der Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland" (Schematische Umgrenzung der Dialekträume nach Wiesinger 1983).

(1) In allen Teilen Mitteldeutschlands ist ein tendenzielles Schwinden der Basisdialekte (zumindest in der jüngsten Generation) festzustellen. Im Norden des Westmitteldeutschen und im Ostmitteldeutschen ist dieser Prozeß am weitesten fortgeschritten, der „Dialekttod" ist dort für einige Dialektverbände absehbar oder sogar schon eingetreten.

(2) Im nördlichen Bereich des Westmitteldeutschen, also im nördlichen Rheinland und im nördlichen Hessen, sowie im westlichen Thüringen werden in der alltagssprachlichen Kommunikation zunehmend standardsprachliche oder sehr standardsprachenahe Varianten mit nur wenigen regionalen artikulatorischen und lexikalischen Elementen verwendet. Da Dialekt dort nur noch Sprache der älteren Generationen ist, können sich (nahezu) „substandardvarietätenfreie" Zonen entwickeln.

(3) Im mittleren und östlichen Thüringen und in Sachsen haben sich neue regionalsprachliche Varianten herausgebildet, die die Funktion der Dialekte als Sprache des Alltags weitestgehend abgelöst haben. Ähnliche Tendenzen sind im engeren Rhein-Main-Gebiet, eventuell auch im Rhein-Neckar-Raum und im mittleren Rheinland um Köln, also in Verdichtungsräumen und wohl auch sonst in städtischen Bereichen, zu beobachten. Der Abstand zur Standardsprache ist in Abhängigkeit von der Distanz der zugrundeliegenden Dialekte zu dieser unterschiedlich groß, ihre Qualifikation als „neue Dialekte" scheint gerechtfertigt, da sie 1. eigenständige strukturelle Merkmale aufweisen und 2. – wie die Ergebnisse des „Hessischen Dialektzensus" zeigen – auch in die Bewertungsmuster der alten Dialekte hineinwachsen. Sie überlagern teilweise mehrere alte Dialektverbände.

(4) In weiten Teilen des mosel- und rheinfränkischen Raums, also im südlichen Rheinland, dem Saarland, der Pfalz, Rhein- und Südhessens, existiert ein funktions-, teilweise auch sozialgesteuertes Nebeneinander alter Dialekte und aufkommender neuer Regionalvarietäten mit deutlicher dialektaler Prägung.

(5) Im gesamten Gebiet ist die standardsprachliche Kompetenz verbreitet, sozialgruppengebunden sind standardsprachliche Varianten in nennenswertem Maße überall auch als einzige Varietät im Gebrauch.

Interessant am Rande ist, daß sich die von Joachim Herrgen (1986) eingehend diskutierte sogenannte „Koronalisierung" , also die Entwicklung des *ich*-Lautes zu einem mit oder ohne Lippenrundung gesprochenen *sch*-Laut, im gesamten west- und ostmitteldeutschen Raum zu einem regionalsprachlichen Schibboleth der Substandardvarianten zu entwickeln scheint.

3. Perspektiven der Varietätenforschung

Welche Schlüsse sind aus dem Referierten für die im behandelten Raum empirisch arbeitenden Varietätenforscher, ich meine auch und vor allem die Zunft der Dialektologen, zu ziehen? Es zeigt, daß sich mit einer „Sprecherdialektologie" mehr erreichen läßt als mit der nüchternen Korrelation sprachlicher und außersprachlicher Daten. Die sich rapide umgestaltende moderne Gesellschaft macht es uns ohnehin schwer, so festgefügte Bindungsstrukturen in der Gesellschaft, man nenne sie Klassen, Schichten oder Gruppen, auszumachen, daß man von ihnen eine ähnlich durchschlagende Wirkung auf das Sprachverhalten erwarten könnte, wie dies den Grenzziehungen der deutschen Kleinstaaterei nach dem Dreißigjährigen Krieg und der mit ihr verbundenen Verkehrsgeographie in bezug auf die Herausbildung der Vielgestaltigkeit der „alten" deutschen Dialekte zugeschrieben wurde.

Dies sollte uns aber nicht davon abhalten, eine geographisch-kartographische Skizze zum aktuellen Zustand des gesprochenen Deutschen in Angriff zu nehmen. Neben den basisdialektbezogenen „Deutschen Sprachatlas" und die Vielzahl der regionalen Sprachatlanten, die sich ein- oder zweidimensional auf die Dialekte beziehen, sollte ein umfassender „Atlas der deutschen Alltagssprache" im ausgehenden 20. Jahrhundert treten – mit im Vergleich zum „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" von Jürgen Eichhoff (1977ff.) durch ländliche Belege mindestens verdoppelter Belegortdichte, zumindest drei Informanten pro Belegort, in großen Städten vielleicht mehr, und Schwergewicht auf der Phonetik und Morphologie bei den erhobenen Paradigmen. Mit ca. 4000 Informantenbefragungen wäre das Projekt bei einem geschickt gestalteten knappen Fragebuch in überschaubarer Zeit zu bewältigen. Regionale Ergänzungen könnten dieser Überblicksexploration ja folgen. Ein sprachgebietsweiter „Varietätenzensus" steht außerdem seit Jahren auf der Desideratenliste (s. Mattheier 1994). Regionale Pilotstudien gibt es zu beiden, und die Ergebnisse sind, wie die Erfahrung in Hessen zeigen, vielversprechend für eine Entwicklungsprognose der gesprochenen deutschen Sprache.

Literatur

Bausch, Karl-Heinz (Hg.) (1982): Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1981. Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart 56).

Bellmann, Günter (1961): Mundart und Umgangssprache in der Oberlausitz. Sprachgeographische und sprachgeschichtliche Untersuchungen zwischen Schwarzwasser und Lausitzer Neiße. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie 62).

Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen. (Reihe germanistische Linguistik 46). S. 105-130.

Bellmann, Günter (1985): Substandard als Regionalsprache. In: Stötzel, Georg (Hg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. Berlin/New York. Band 1. S. 211-218.

Bellmann, Günter (1986): Zweidimensionale Dialektologie. In: Bellmann, Günter (Hg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19). S. 1-55.

Bellmann, Günter (1995): Einführung in den Mittelrheinischen Sprachatlas. Tübingen.

Bellmann, Günter/Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (Bearb.) unter Mitarbeit von Drenda, Georg (1994ff.): Mittelrheinischer Sprachatlas. Band 1ff. Tübingen.

Bergmann, Gunter (1957): Das Vorerzgebirge. Mundart und Umgangssprache im Industriegebiet um Karl-Marx-Stadt-Zwickau. 2 Bände. Halle. (Mitteldeutsche Studien 27).

Bergmann, Gunter (1972): Soziolinguistische Aspekte der Dialektologie. In: Linguistische Arbeitsberichte 6, S. 74-78.

Bergmann, Gunter (1974): Sprachschichtung und Sprachwandel dargestellt an den Entwicklungen der Vokalphoneme im Gebiet um Karl-Marx-Stadt. In: Große, Rudolf/Neubert, Albrecht (Hg.): Beiträge zur Soziolinguistik. Halle/Saale. (Linguistische Studien). S. 84-98.

Bergmann, Gunter (1990): Upper Saxon. In: Russ, Charles V. J. (ed.): The Dialects of Modern German. A Linguistic Survey. London. S. 290-312.

Berthold, Hans (1969): Zur Syntax ostmitteldeutscher monologischer gehobener Umgangssprache. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 18, S. 561-564.

Besch, Werner (1972): Zur Untersuchung der Ausgleichsvorgänge in der gesprochenen Sprache. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 36, S. 292-299.

Besch, Werner (Hg.) (1981/1983): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt. Band 1: Ansätze zur Theorie und Methode. Band 2: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Bonn.

Bonner, Maria (1986): Umgangssprache in Neunkirchen. Eine Studie zur Sprachschichtenmischung. Saarbrücken. (Beiträge zur Sprache im Saarland 7).

Brinkmann to Broxten, Eva (1986): Stadtsprache – Stadtmundart. Studie zum Gebrauch und zur Funktion mundartnaher Sprachvarietäten in Frankfurt/Main. Tübingen. (Tübinger Beiträge zur Linguistik 289).

Bücher, Brunhilde/Scraback, Petra (1981): Situationstypische Mundartverwendung. Sprachverhalten auf dem Markt. In: Schanze, Rosemarie (Hg.): Sprache in Hessen. Gießen. (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 11/12). S. 207-234.

Davies, Winifred V. (1995): Linguistic Variation and Language Attitudes in Mannheim-Neckarau. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 91).

Debus, Friedhelm (1978): Stadt-Land-Beziehungen in der Sprachforschung. Theoretische Ansätze und Ergebnisse. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 97, S. 362-393.

Deutscher Sprachatlas (1927-1956). Auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs begonnen von Ferdinand Wrede, fortgesetzt von Walther Mitzka und Bernhard Martin. Marburg.

Dingeldein, Heinrich J. (1977): Grammatische und soziolinguistische Untersuchung einer dörflichen Sprachstruktur (Würzberg im Odenwald). Wiss. Hausarbeit (masch.). Marburg. [Vorhanden in der Bibliothek des Forschungsinstituts für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas", Marburg].

Dingeldein, Heinrich J. (1981a): Dialekte in Hessen. Begleitheft zur Ausstellung. Marburg. (Edition Hessen 1).

Dingeldein, Heinrich J. (1981b): Hessische sprachliche Landesforschung. Geschichte und Ergebnisse. In: Schanze, Rosemarie (Hg.): Sprache in Hessen. Gießen. (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 11/12). S. 56-108.

Dingeldein, Heinrich J. (1991): Studien zur Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Areale, stratische und diachron-kontrastive Analysen. Tübingen. (Hessische Sprachatlanten. Kleine Reihe 2).

Dingeldein, Heinrich J. (1992): Areale Lautstrukturen im Umbruch. Lautgeographische Aspekte der städtischen Alltagssprache in Hessen. In: Dingeldein, Heinrich J./Lauf, Raphaela (Hg.): Phonetik und Dialektologie. Joachim Göschel zum 60. Geburtstag. (Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 64). S. 102-126.

Dingeldein, Heinrich J. (1993): Alltagssprache der ländlichen Räume Hessens (ALRH). In: Akademiekalender der Hessischen Akademie der Forschung und Planung im ländlichen Raum. Band 2: 1994. Bad Karlshafen. S. 23-57.

Dingeldein, Heinrich J. (1994): Grundzüge einer Grammatik des Neuhessischen. In: Kohnen, Joseph/Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter (Hg.): Brücken schlagen ... Weit draußen auf eigenen Füßen. Festschrift für Fernand Hoffmann. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien. S. 273-309.

Eichhoff, Jürgen (1977ff.): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Band 1ff. Bern/München 1977ff.

Fleischer, Wolfgang/Hartung, Wolfdietrich/Schildt, Joachim/Suchsland, Peter (Hg.) (1983): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig.

Forstreuter, Cornelia (1993): Verlust und Wandel im mundartlichen Wortschatz. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung von Mundartsprechern dreier Generationen im Rhein-Sieg-Kreis. In: Volkskultur an Rhein und Maas 12, S. 3-10.

Frank-Cyrus, Karin M. (1991): Subjektive Varietätenwahl in pfälzischen Dorfgemeinschaften. Unter besonderer Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Dialektverwendung. Frankfurt am Main.

Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich J. (1988a): Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Graphisch-Computative Bearbeitung: Harald Händler und Wolfgang Putschke. Tübingen. (Hessische Sprachatlanten. Kleine Reihe 1).

Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich J. (1988b): Zur Struktur und Arealtypologie alltagssprachlicher Worträume in Hessen. In: Munske, Horst Haider/von Polenz, Peter/Reichmann, Oskar/Hildebrandt, Reiner (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zu seinem 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York. S. 628-646.

Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich J. (1989): Hessischer Dialektzensus. Statistischer Atlas zum Sprachgebrauch. Hergestellt mit Softwaresystemen von Harald Händler und Wolfgang Putschke. Tübingen. (Hessische Sprachatlanten. Kleine Reihe 3).

Froitzheim, Claudia (1984): Artikulationsnormen der Umgangssprache in Köln. Tübingen. (Continuum 2).

Gerritsen, Marinel (1985): Alters- und geschlechtsspezifische Sprachverwendung. In: Besch, Werner/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin. S. 79-108.

Grömping, Monika (1990): Dialekt und Standardsprache in einem Eifeldorf. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung in Mutscheid. In: Volkskultur an Rhein und Maas 9, S. 25-37.

Große, Rudolf (1953): Mundart und Umgangssprache im Meißnischen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 21, S. 240-249.

Große, Rudolf (1955): Die Meißnische Sprachlandschaft. Dialektgeographische Untersuchungen zur Obersächsischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. Halle. (Mitteldeutsche Studien 15).

Große, Rudolf (1990): Dialektologie und Soziolinguistik in der Theorie des Sprachwandels. In: Große, Rudolf (Hg.): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin. S. 27-38.

Große, Rudolf (1993): Regionale phonetisch-phonologische Entwicklungen in der jüngeren deutschen Sprachgeschichte und in der Gegenwartssprache als Objekte der Sprachkritik. In: Heringer, Hans Jürgen / Stötzel, Georg (Hg.): Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Berlin/New York. S. 325-332.

Große, Rudolf (1994): Der Einzelne in der sprachlichen Gemeinschaft. Berlin. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 134.2).

Grund, Heinrich (1934): Die Mundart von Pfungstadt und ihre sprachliche Schichtung. Heidelberg/Bühl i.B. (Bausteine zur Volkskunde und Religionskunde B).

Hartung, Wolfdietrich (1981): Sprachvariation und ihre linguistische Widerspiegelung. In: Kommunikation und Sprachvariation. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Wolfdietrich Hartung und Helmut Schönfeld. Berlin. (Reihe Sprache und Gesellschaft 17). S. 73-105.

Hasselbach, Karlheinz (1975): Tendenzen neuerer Mundartentwicklung. Eine sprachsoziologische Analyse jüngerer Erscheinungen in den Mundarten des zentralen Vogelsbergs. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 94, S. 94-114.

Henn, Beate (1978): Mundartinterferenzen. Am Beispiel des Nordwestpfälzischen. Wiesbaden. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte N.F. 24).

Herrgen, Joachim (1986): Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 9).

Herrgen, Joachim (1994): Kontrastive Dialektgeographie. In: Mattheier, Klaus J./Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Tübingen. S. 131-147.

Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. 2 Dialektalitätsbegriffe und die ihnen entsprechenden Meßverfahren. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52, S. 20-42.

Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (1986): Zentralisierung. Eine phonetisch-phonologische Untersuchung zu Konstanz und Wandel vokalischer Systeme. In: Bellmann, Günter (Hg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19). S. 56-100.

Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (1989): Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Putschke, Wolfgang/Veith, Werner/Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie 90). S. 304-346.

Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 78).

Jacob, Karlheinz (1992): Prestige und Stigma deutscher Dialektlandschaften. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 59, S. 167-182.

Jünger-Geier, Ursula (1989): Die Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg. Empirische Studie zur situativen Sprachverwendung im Bereich Dialekt – Hochsprache. Köln. (Rheinisches Archiv 126).

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1994-1995): Kommunikation in der Stadt. Teile 1-4. Berlin/New York. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 4.1-4.4).

Karch, Dieter (1975): Mannheim – Umgangssprache. Tübingen. (Monographien 8. Phonai. Deutsche Reihe 16).

Karch, Dieter (1975): Zur Morphologie der vorderpfälzischen Dialekte. Tübingen. (Phonai. Deutsche Reihe. Beih. 3).

Karch, Dieter (1988): Zur Umgangssprache im Raum Heidelberg – Kaiserslautern – Worms. Teil 1: Ergebnisse – Phonemik/Morphemik. Teil 2: Texte

aus Heidelberg, Kaiserslautern, Worms. Tübingen. (Monographien 20. 1/2. Phonai 35, 36).

Karch, Dieter (1990): Zur Morphologie im Pfälzischen. Dialekt – Umgangssprache – Standardprache. Tübingen. (Phonai. Beih. 6).

König, Werner (1978): dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München.

König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bände. Ismaning.

Kreymann, Martin (1994): Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes. Köln/Weimar/Wien. (Rheinisches Archiv 133).

Langner, Helmut (1969): Untersuchungen zur Mundart und zur Umgangssprache im Raum um Wittenberg. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 18, S. 355-359.

Langner, Helmut (1974): Sprachschichten und soziale Schichten. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 27, S. 93-104.

Langner, Helmut (1977): Untersuchungen zur Mundart und zur Umgangssprache im Raum um Wittenberg. Berlin. (Dialektologische Studien zur Sprachgeschichte und Sprachsoziologie 1).

Langner, Helmut (1979): Zur Wortgeographie der Mundart im Raum um Wittenberg. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 100, S. 338-409.

Lausberg, Helmut (1993): Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erftstadt-Erp. Köln/Weimar/Wien. (Rheinisches Archiv 130).

Loosen, Margret (1988): Mundartwandel an der Mosel. Untersuchungen zum Vokalismus der Mundart von Karden. In: Volkskultur an Rhein und Maas 7, S. 22-30.

Lösch. Wolfgang (1986): Merkmale der regionalen Umgangssprache in Südthüringen. In: Umgangssprachen und Dialekte in der DDR. Jena. (Wissenschaftliche Beiträge der Friedrich-Schiller-Universität Jena). S. 114-128.

Lösch, Wolfgang (1993): Zur gegenwärtigen Dialektsituation in Südthüringen. In: Lösch, Wolfgang (Hg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen. Heinz Rosenkranz zum 80. Geburtstag. Jena. S. 34-44.

Macha, Jürgen (1986): Dialekt und Standardsprache. Zur heutigen Situation im deutschen Grenzgebiet. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 50, S. 298-305.

Macha, Jürgen (1988): Zur sprachlichen Situation im heutigen Rheinland. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik 24, S. 98-109.

Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln.

Macha, Jürgen (1993): „Wie die alten sungen ... ? Generation und Sprache im Rheinland. In: Mattheier, Klaus J./Wegera, Klaus-Peter/Hoffmann, Walter/Macha, Jürgen/Solms, Hans-Joachim (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt am Main. S. 601-618.

Macha, Jürgen (1994): Nicht mehr Dialekt – sprachlicher Substandard in rheinischen Grundschulen. In: Klotz, Peter/Sieber, Peter (Hg.): Vielerlei Deutsch. Umgang mit Sprachvarietäten in der Schule. Stuttgart/Düsseldorf/Berlin/Leipzig. S. 140-150.

Macha, Jürgen/Weger, Thomas (1983): Mundart im Bewußtsein ihrer Sprecher. Eine explorative Studie am Beispiel des Bonner Raums. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 47, S. 265-301.

Mattheier, Klaus J. (1973): Funktionswandel der Mundart. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 37, S. 348-356.

Mattheier, Klaus J. (1980a): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Eine Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg.

Mattheier, Klaus J. (1980b): Sprachveränderungen im Rheinland. In: Ureland, P. Sture (Hg.): Sprachvariation und Sprachwandel. Probleme der Inter- und Intralinguistik. Akten des 3. Symposions über Sprachkontakt in Europa. Mannheim 1979. Tübingen. (Linguistische Arbeiten 92). S. 121-137.

Mattheier, Klaus J. (1985): Ortsloyalität als Steuerungsfaktor von Sprachgebrauch in örtlichen Sprachgemeinschaften. In: Besch, Werner (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin. S. 139-157.

Mattheier, Klaus J. (1986): Dialektverfall, Dialektabbau, Dialektveränderung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 16, S. 58-73.

Mattheier, Klaus J. (1987): Variabilität zwischen Dialekt und Standardsprache. In: Zeitschrift für Germanistik 8, S. 544-558.

Mattheier, Klaus J. (1994): Varietätenzensus. Über die Möglichkeit, die Verbreitung und Verwendung von Sprachvarietäten in Deutschland festzustellen. In: Mattheier, Klaus J./Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Tübingen. S. 413-442.

Polenz, Peter von (1954): Die altenburgische Sprachlandschaft. Untersuchungen zur ostthüringischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. Tübingen. (Mitteldeutsche Forschungen 1).

Post, Rudolf (1992): Pfälzisch. Einführung in eine Sprachlandschaft. 2. Aufl. Landau.

Protze, Helmut (1957): Das Westlausitzische und Ostmeißnische. Dialektgeographische Untersuchungen zur lausitzisch-obersächsischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. Halle. (Mitteldeutsche Studien 20).

Protze, Helmut (1990): Wortatlas der städtischen Umgangssprache der DDR. In: Große, Rudolf (Hg.): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin. S. 134-149.

Reinhold, Frank (1993): Zur Kenntnis des Ortsdialekts von Obergeißendorf/Kreis Greiz. In: Lösch, Wolfgang (Hg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen. Heinz Rosenkranz zum 80. Geburtstag. Jena. S. 53-71.

Reuter, Dieter (1993): Sprachliche Existenzformen in Truckenthal (Kreis Sonneberg). In: Lösch, Wolfgang (Hg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen. Heinz Rosenkranz zum 80. Geburtstag. Jena. S. 72-107.

Rosenkranz. Heinz (1963): Der Sprachwandel des Industriezeitalters im Thüringer Sprachraum. In: Sprachsoziologische Studien in Thüringen. Berlin. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 108.3). S. 5-51.

Rudolph, Otto (1928): Über die verschiedenen Abstufungen der Darmstädter Mundart. In: Hessische Blätter für Volkskunde 26, S. 10-17.

Schädlich, H.-J. (1973): Phonologische Studien zur Sprachschichtung. Berlin. (Linguistische Studien A 6).

Schlosser, Horst Dieter (1985): Dialektgebrauch in der Schule. Informationen – Bedingungen – Möglichkeiten. Mit Beiträgen von Barbara Frick/Herber, Stefan/Hilbert, Peter M. Alsbach. (Impulse 2).

Schmitt, Ernst H. (1986): Syn- und diachrone Untersuchungen zum Vokalismus von Nackenheim. In: Bellmann, Günter (Hg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19). S. 101-131.

Schmitt, Ernst Herbert (1992): Interdialektale Verstehbarkeit. Eine Untersuchung im Rhein- und Moselfränkischen. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 18).

Schönfeld, Helmut/Pape, Ruth (1981): Sprachliche Existenzformen. In: Sprachvariation und ihre linguistische Widerspiegelung. In: Kommunikation und Sprachvariation. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Wolfdietrich Hartung und Helmut Schönfeld. Berlin. (Reihe Sprache und Gesellschaft 17). S. 130-214.

Senft, Gunter (1982): Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterner Metallarbeiter. Untersuchungen zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung. Bern/Frankfurt am Main. (Arbeiten zur Sprachanalyse 2).

Sieburg, Heinz (1991): Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Anmerkungen zu einer empirischen Untersuchung von Geschwistern in der rheinischen Ortschaft Fritzdorf. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 55, S. 294-314.

Sieburg, Heinz (1992): Geschlechtstypischer Dialektgebrauch. Empirische Untersuchung verschiedengeschlechtlicher Geschwister in der Ortschaft Fritzdorf (Rhein-Sieg-Kreis). Köln/Weimar/Wien. (Rheinisches Archiv 129).

Smolka, Hans Henning (1984): Untersuchungen zur Umgangssprache in Nordhessen. Eine wortgeographische Studie. Marburg. (Deutsche Dialektographie 110).

Spangenberg, Karl (1963): Tendenzen volkssprachlicher Entwicklung in Thüringen. In: Sprachsoziologische Studien in Thüringen. Berlin. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 108.3). S. 53-85.

Spangenberg, Karl (1969): Statistik und Sprachwandel am Beispiel des Verfalls thüringischer Mundarten. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 18, S. 571-583.

Spangenberg, Karl (1985): Zur Erforschung des hennebergischen Sprachraums. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Jena 34, S. 21-35.

Spangenberg, Karl (1986): Untersuchungen zur Funktion, Geltung und Bewertung der Mundart in Thüringen. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 6, S. 234-245.

Spangenberg, Karl (1990): Sprachsituation und Sprechweisen in thüringischen Städten. In: Große, Rudolf (Hg.): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin. S. 114-119.

Spangenberg, Karl (1994): Determinanten für Funktion und Gestalt der Umgangssprache in Thüringen. In: Viereck, Wolfgang (Hg.): Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 29.7.-4.8.1990. Band 3: Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 76). S. 523-532.

Steger, Hugo (1990): Über Sprachvarietäten und Existenzformen der Sprache. In: Große, Rudolf (Hg.): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin. S. 39-50.

Steiner, Christiane (1994): Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19).

Steitz, Lothar (1981): Grammatik der Saarbrücker Mundart. Saarbrücken. (Beiträge zur Sprache im Saarland 2).

Vahle, Fritz (1978a): Sprache, Sprechtätigkeit und soziales Umfeld. Untersuchungen zur sprachlichen Interaktion in einer ländlichen Arbeiterwohngemeinde. Tübingen. (Reihe germanistische Linguistik 13).

Vahle, Fritz (1978b): Semantisch-pragmatische Varianz – Hessisch (unter besonderer Berücksichtigung des Dialekts von Salzböden) – Einheitsdeutsch. In: Ammon, Ulrich/Knoop, Ulrich/Radtke, Ingulf (Hg.): Grundlagen einer dialektorientierten Sprachdidaktik. Weinheim/Basel. S. 229-251.

Veith, Werner H. (1968): Zum Problem der umgangssprachlichen Unsystematik. In: Muttersprache 78, S. 370-376.

Veith, Werner H. (1986): Substandard unter dialektologischem Aspekt. Forschungen zur deutschen Sprachstatistik und Sprachkartographie. In: Holtus, Günter/Radtke, Edgar (Hg.): Sprachlicher Substandard. Tübingen. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 36). S. 187-217.

Vietor, Wilhelm (1875): Die rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau. Wiesbaden.

Weber, Horst (1990): Wortschatz der Mundarten im Existenzformenmodell. In: Große, Rudolf (Hg.): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin. S. 109-113.

Weber, Horst (1994): Sprachvarietäten und Schule in Sachsen. In: Klotz, Peter/Sieber, Peter (Hg.): Vielerlei Deutsch. Umgang mit Sprachvarietäten in der Schule. Stuttgart/Düsseldorf/Berlin/Leipzig. S. 110-123.

Wiegand, Susanne (1993): Gebrauch und Bewertung regionaler Sprachvarietäten bei Schülern in Thüringen. In: Lösch, Wolfgang (Hg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen. Heinz Rosenkranz zum 80. Geburtstag. Jena. S. 108-140.

Wiesinger, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Zweiter Halbband. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.2). S. 807-900.

Wolf, Herbert (1967): Mitteldeutsch – Philologische Grundlage und weitere Geltung des Begriffs. In: Zeitschrift für Mundartforschung 34, S. 101-123.

ARNO RUOFF

Sprachvarietäten in Süddeutschland

Abstract

Nach dialektologischer Theorie verwischen sich die örtlichen und regionalen Unterschiede zwischen den Mundarten immer mehr, wofür eine lange Reihe plausibler Begründungen genannt wird, und heimatfromme Städter beklagen den bevorstehenden Mundarttod.
Die Sprachwirklichkeit entspricht diesem Bilde nicht. Die irrtümlichen Erwartungen der Mundartentwicklung sind zum einen darin begründet, daß immer mehr Menschen auf dem Land mehrere Sprachvarietäten beherrschen, die sie je nach Situation benützen, in der Stadt also eine städtische, und zum anderen darin, daß immer weniger Dialektologen auf die Dörfer gehen, um dort die Selbstverständlichkeit des Mundartgebrauchs zu erleben.

Die Regularitäten des Sprachgebrauchs in Süddeutschland unterscheiden sich prinzipiell von denen in Nord- und Mitteldeutschland. Außer den örtlichen Grundmundarten finden wir mundartliche Regionalsprachen, landschaftliche Umgangssprachen und auch noch mundartlich gefärbte Standardsprachen. Diese Sprachvarietäten besetzen im Süden andere „Domänen", die Grundmundarten sind im Ganzen gesehen verbreiteter.

Es gab oft Dialektumfragen nach der Art: „Sprechen sie Dialekt? Ja/Nein/Etwas/Weiß nicht". Ihnen kommt kein hoher Erkenntniswert zu, wenn nicht erklärt wird, was mit Dialekt gemeint sei, und wenn nicht nach der Situation gefragt wird, in der der Dialekt gesprochen werde. Eine Allensbacher Umfrage aus dem Jahr 1980 hat diese Mängel behoben; aus ihr geht hervor, daß in Bayern Dreiviertel der Menschen im privaten Umgang Dialekt verwenden, bei der Arbeit noch fast die Hälfte, während in Norddeutschland bei Familie und Freundschaft etwa die Hälfte der Befragten Dialekt sprechen, bei der Arbeit nur noch ein Drittel. Während die Werte für das Schwäbische etwas geringer sind als für das Bayerische, zeigt sich im oberrheinischen Alemannisch ein noch stärkerer Dialektgebrauch als in Bayern.

Johannes Matthias Firmenich hat 1842 seine Sammlung von „Germaniens Völkerstimmen" herausgegeben, in der er alle deutschen Mundarten, aus literarischen Quellen, aber auch von einzelnen Forschern dem Munde des Volkes abgelauscht, vorstellt. Diese Sammlung, sagt er in der Vorrede, *„durfte ... umso weniger verzögert werden, als es dem Beobachter nicht entgehen kann, daß die Mundarten durch Schule, Kanzel, Militairdienst und andere Einwirkungen fast mit jedem Tage von ihren Eigenthümlich-*

keiten einbüßen und ... einer ... Zusammenschmelzung in die hochdeutsche oder Schrift-Sprache, wenn auch in einigen Gegenden mehr, in anderen weniger, unvermeidlich im Laufe der Zeit entgegengehen." Es war, sagt Firmenich, „die höchste, höchste Zeit, um die deutschen Mundarten noch einigermaßen in vollkommener Reinheit und Unvermischtheit ... sammeln zu können. Bei einigen Mundarten, die bereits aus dem Munde des jüngern Geschlechtes verschwunden waren, mußte 30 bis 40 Jahre hinaufgegangen werden, und glücklicherweise fanden sich noch alte ehrwürdige Greise, welche diese Mundarten ... mittheilen konnten."

Firmenichs alte ehrwürdige Greise leben nicht mehr, aber ihre Sprache lebt noch: Nach einhundertfünfzig Jahren sprechen jedenfalls die süddeutschen Greise heute noch genau so. Aber das unabänderliche baldige Absterben der Mundarten ist ein „Leidmotiv" der Dialektologie seit ihrem Beginn, und Firmenich darf als der Vater des Gedankens gelten, der inzwischen von Generationen theoretischer Dialektologen sehr oft wiederholt wurde, aber immer noch nicht richtig geworden ist. Es stimmt zwar, daß die Jungen nicht so sprechen wie die Alten, falsch ist nur das „nicht *mehr*", denn wenn die Jungen alt sind, dann reden sie wie die Alten. Jeder Mensch ändert im Laufe des Lebens sein Sprachgebaren, aber dieser individuelle Sprachwandel darf nicht als allgemeiner Sprachwandel mißverstanden werden. (Ausführlicher in Ruoff 1973, S. 47-57.)

Städter konstatieren, daß die Mundarten sich auflösen, weil sie die Leute vom Lande umgangssprachlich reden hören, und auch Dialektologen sind in der Regel Städter. Fast jeder Süddeutsche freilich ist in der Lage (und die Jungen noch mehr als die Alten), in wenigstens zweien der genannten Sprachvarietäten (Mundart, Regionalsprache, Umgangssprache, Standardsprache) zu reden und je nach Gesprächspartner, -situation, -domäne (zumeist unbewußt) vom einen zum anderen Sprachregister umzuschalten. Die Anpassung an die städtische Sprache ist oft genug beobachtet und beschrieben worden, seltener dagegen der durch die soziale Kontrolle der Dorfmitglieder ausgeübte und gern befolgte Zwang, im Dorf wieder sich der örtlichen Mundart bedienen zu müssen. Die örtlichen Grundmundarten werden deshalb etwas seltener gesprochen als früher, weil Jedes heute zunehmend häufiger in Situationen spricht, die nicht in der Mundart bestritten werden können, aber sie leben kräftig, und ihr Wandel hat seine eigenen Tendenzen und geht durchaus nicht in die Richtung der Standardsprache.

Die Sprachregister hat man „Sprachschichten" genannt oder (richtiger) „Sprachkreise" (Engel 1962), weil sie durch die unterschiedlich großen Geltungsbereiche ihrer Formen definiert sind, während „Schicht"

den unglücklichen falschen Zusammenhang mit Sozialschichten suggeriert (von Anfang der Dialektologie an mit der Benennung als Bauern-, Bürger-, Gebildetensprache). Andererseits ist das Schichtenmodell anschaulicher. Vor allem stellt es dar, daß das fiktive „Kontinuum" des Fundus der insgesamt vorhandenen sprachlichen Formen sich zu einigen diskreten Systemoiden verfestigt, eben zu den unterschiedlichen Sprachregistern, in denen Laute, Formen, Satzbau in enger Symbiose leben. Das bedeutet nun natürlich nicht, daß alle sprachlichen Zeichen von Register zu Register verändert sind, aber es bedeutet, daß die jedem Register eigenen Zeichen nicht willkürlich durch beliebige andere aus anderen Registern ersetzt werden können.

Man hört gelegentlich: „Frauenmundart ist anders". Für den phonetischen Bereich kann das nur bedeuten, daß bei Frauen die Domänen des Mundartgebrauchs andere sind. *Wenn* Frauen aber in Grundmundart sprechen, dann ist diese identisch mit derjenigen der Männer, diejenige der Alten identisch mit der der Jungen, die der Unterschicht mit der der Mittelschicht – jedenfalls im lautlichen Bereich! Unterschiede der Wortwahl, vollends syntaktische und stilistische Varianten sind kaum spürbar, obschon oft stark vorhanden. Die Wahl der einzelnen Formen unterliegt vielfältigen Bedingungen. In Landschaften mit nur wenigen Lautgrenzen zeigen sich oft massive lexikalische und besonders syntaktische Grenzen, so etwa zwischen dem Alemannischen des Bodenseegebiets und den vorarlbergischen Mundarten. Und die Frauen, die in der Phonetik nicht von der Männersprache abweichen, tun das drastisch in syntaktischen Bezügen: sie bilden kürzere Sätze, brauchen also mehr Satzkonjunktionen, verwenden aber weniger unterordnende Konjunktionen; sie verwenden nur halb so viele Präpositionen wie die Männer, aber häufiger verschiedene; bei ihnen ist der Konjunktiv üblicher als bei den Männern; sie sprechen weniger von sich als von „man"; sie haben ein anderes Arsenal von Einschränkungsformeln; sie geben nur ein viertel Mal so oft wie die Männer besonderen Ereignissen des Lebens eine genaue Datierung.

Andere soziologische Variablen prägen den Gebrauch von Syntax und Stil ebenso; in der Regel bestimmt nicht die eine oder andere von ihnen die Wahl der Form, vielmehr ist es ein ganzes Geflecht von Determinanten, das unser Sprechen bestimmt.

Sprachveränderungen gehen in allen Bereichen vor sich. Phonetisch-phonologische vollziehen sich in den einzelnen Landschaften aus unterschiedlichen Anlässen in unterschiedlicher Intensität. Man sagt den großen Städten nach, daß ihre Umgangssprache ausstrahle und die umgebenden Mundarten verändere. Das gilt in Süddeutschland aber nur für die allernächste Nachbarschaft, für eingemeindete Orte oder solche des

Busnahverkehrs. Eine andere Funktion aber kommt den Großstädten zu, nämlich: das Selbstbewußtsein ihres sprachlichen Großraums zu stärken, und damit deren Mundarten zu stabilisieren. München stützt das Mittelbairische, Stuttgart das Schwäbische, Mannheim stärkt den fränkischen Badenern den Rücken, Freiburg den alemannischen. Nürnberg gebiert und nährt ein nordbairisches Fränkisch. In Württemberg haben die Franken keine Hilfe: Heilbronn und Schwäbisch Hall sind längst zur schwäbischen Mundart übergegangen, aber trotzdem ist das fränkische Hohenlohische um Schwäbisch Hall des beharrsamste württembergische Dialektgebiet!

Die Mundarten Süddeutschlands haben unterschiedliche Gebrauchsbereiche. Schule, Kirche, Öffentlichkeit, Medien, Wissenschaft, Bühne gelten als Domänen der Standardsprache. Aber in Bayern ist in den Medien ein bairischer Anklang erlaubt bis erwünscht, in der Schule läßlich, bei Behörden selbstverständlich. Das gilt für Baden-Württemberg nicht: Im Freiburger Regierungspräsidium ist das Türschild „Do kannscht au alemannisch schwätza" gut gemeint, aber kaum befolgt. In Stuttgart empfände man ein solches Schild als Brüskierung: Als ob man nicht auch Hochdeutsch könnte! In Bayern stünde man einer derartigen Aufforderung völlig verständnislos gegenüber: Ja, wie denn sonst? Es wäre, als hinge an einem Restaurant eine Tafel: „Hier können Sie auch mit Messer und Gabel essen!"

Die süddeutschen Regionalsprachen zeigen unterschiedlich starke Anpassungstendenzen an ihr Zentrum, so die mittelschwäbische an die Stuttgarter Stadtsprache, die mittelbairische an die Sprache Münchens. In Baden-Württemberg herrscht aber eine völlige Toleranz der Mundarträume untereinander, während sich in Bayern ein bedeutendes Prestigegefälle zwischen den einzelnen Sprachräumen zeigt: Das Nordbairische gilt dem Mittelbaiern als Krankheit. Ein Münchner in der Oberpfalz behält selbstverständlich seine mittelbairische Umgangssprache bei, ein Oberpfälzer in München bemüht sich so schnell wie möglich um diese.

Bei der Arbeit sprechen die Hälfte der Befragten in Süddeutschland Mundart. Auf eine Eigentümlichkeit ist dabei hinzuweisen, die vielleicht verbreitetere Entsprechungen hat: Bei der Firma Daimler in Sindelfingen hat sich aus den nächst benachbarten Ortsmundarten eine Koinä herausgebildet, welche die ganze Belegschaft während der Arbeit spricht. Erstaunlich daran ist zum einen, daß minimale Differenzen zwischen eigener Mundart und dieser Arbeitssprache aufgegeben werden, obwohl sie die Verständigung nicht erschweren würden, und zum anderen, daß diese Werkssprache sich nicht an dem benachbarten Stuttgart orientiert, daß

vielmehr auch die Arbeiter des Stuttgarter Raums im Betrieb sich ihrer bedienen.

Neben den Mundarten her leben immer verbreiteter *Paramundarten*, Kunstsprachen, die durch ihre Mundartähnlichkeit Lokalkolorit suggerieren wollen. Ihr Charakteristikum ist ihr ausschließlich schriftlicher Gebrauch. Als Mittel der Anbiederung sind diese Mundarten beliebt in der Werbung: Die Kreissparkasse Tübingen ist „alleweil do für d' Leit", das Restaurant „s'Urige" inseriert „Schengaschbatza" und „Schbafergel", an denen auch ein Schwabe eine Weile herumrätseln muß. Die Medien haben die Mundarten entdeckt, so kommt die Tagungsstadt Mannheim zu ihrer neuen Hymne: „Mai Månnem!"

„Zeugnis für die völlige Kritiklosigkeit in Kenntnis und Behandlung der Mundart ist die bei uns neuerdings wieder furchtbar ins Kraut geschossene Dialektdichterei." Das stellte schon Hermann Fischer (1908, S. 9) fest. Mundartdichtung war freilich früher immer, heute noch überwiegend Spaß von Intellektuellen für Intellektuelle. Sie hat manche wunderschöne Blüte hervorgebracht, aber sie lebte und lebt in Württemberg ihr Eigenleben ohne Beeinflussung der Mundarten, oft auch ohne Beeinflussung durch die Mundarten. In Südbaden ist sie populärer, seit sie politische Eigenständigkeit gegen Stuttgart dokumentieren sollte. Bayerns Dialektliteratur ist beträchtlich umfangreicher und akzeptierter, das beginnt schon im bayerischen Schwaben, wo Mundartliteratur sogar volkläufig geworden ist. Sonst erfahren die Leute auf dem Land von Mundartdichtung wenig und sie nehmen diese Darbietungen wohl auch zunehmend gelassener hin. Nur wenn sie zu stark mit diesem Medium konfrontiert werden, wenn sie zu vielen falschen Formen begegnen, reagieren sie vielleicht gereizt.

Christian Ludwig Fecht erzählt in seinem Büchlein „Der Fußwanderer" (1824, S. 104-106), von Herrn Wachter, der mit seinem Sohn Otto vom Breisgau in die Schweiz wanderte:
Herr Wachter warf sich, um besser verstanden zu werden, oft in den Schweizerdialekt. Otto berstete heimlich fast vor Lachen, wenn er diese Karrikatur von Sprache an seinem Vater gewahrte. Wie unvollkommen es gelang, überzeugte sich Herr Wachter, als die Lorzer über seine Mundart sich den Kopf zerbrachen und ihn endlich für einen Tyroler erklärten. Er ließ erst auf dem Bremgartner Wege von diesen unglücklichen Versuchen, den Volksdialekt nachzuahmen, ab, weil ihn ein Zuger Bauer mit einem sehr zornigen Gesichte bedrohte. [...] Fast muß ich mich schämen, noch so wenig gewitzt zu seyn, sprach er zu Otto; was ist einem Volke heiliger, als seine Natur, seine Religion und seine Sprache? wehe dem, und dreimal wehe dem Fremden, der sie anzutasten scheint! sagte mir ja

selbst ein Oberländer über unsern allemannischen Dichter Hebel: wenn er ihn bekäme, er würde ihm Arm und Bein entzwei schlagen, weil er die Volkssprache in seinen allemannischen Gedichten verspottet habe; freilich eine große Mißkennung von Seiten der Bauern, aber doch ein warnender Fingerzeig, nicht die Volkssprache äffen zu wollen.

Uneingedenk solcher Warnungen wird auf dieser Schiene der Paramundart inzwischen auch die Kirche zur Mundartdomäne. Immer mehr Pfarrer bieten Mundartpredigten und Bibelübersetzungen an, und eine Gruppe evangelischer Geistlicher hat sehr lange an dieser mundartlichen Vaterunserfassung gearbeitet (Löwensteiner Brief 28, 1980, S. 29):

Liaber Vaddr em Hemml
guck dass de net en Dreck zoga wurschd
lass doch dai Keenigreich afange aafange
dass d' Leit ao deant, wa Du witt.
Gib os, wa mr heit zum Leabe brauchet.
Ond lesch älls aus, wa mr bei dir en dr Kreide hent;
Ao mir wellat andre ihre Schnitzer nemme nochtra.
Stell os net so arg uff d' Prob.
Ond: Halt os ao de Deifl vom Leib.
Dir g'hairt älls
Du kascht älls
vo Dir kommt älls
ond uff Di lauft älles no älleweil naus.
Jo sell wär!

Das gemahnt so schön an das Gespräch der Knechte beim Mist-Umsetzen in Ambros' Watzmann:

1. Knecht: *Gott hört âlls!*
2. Knecht: *Gott siacht âlls!*
Groß-Knecht: *Und Gott riacht âlls!*

Sonst ist die Bibelmundart meistens zum Davonlaufen. Vielleicht deshalb kam ein pfiffiger Pfaffe in Bamberg auf die Idee, einen Mundartgottesdienst mit Häftlingen in der St. Elisabeth-Kirche des Untersuchungsgefängnisses vorzunehmen. Dort ist jeder Fluchtweg abgeschnitten. Auch der katholischen Kirche steht inzwischen die „Mundart-Verkündigung" so nahe, daß der Passauer Bischof dem Pfarrer von Unterschmieding den Ortswechsel nahelegte wegen unüberbrückbarer Gegensätze zwischen seinen Gläubigen und ihm. Der hatte nämlich eine Waldlermesse mit der Begründung verboten „So spricht man nicht mit Gott!". Auch der Andachtsjodler während der Wandlung hatte ihm mißfallen. Und das, ob-

wohl Gott doch die Glaubensfestigkeit gefallen mußte, wenn es dort heißt: „Fest wia a oachana Baom steht mei Glaom!".

Ich rede ... vielen nicht nach dem Herzen; aber das kann mich nicht kümmern. Wir freuen uns mit Recht heimatlicher Eigentümlichkeit, wir freuen uns unserer Mundart als einer ehrwürdigen Volkssprache, aus der auch die Wissenschaft viel lernen kann und welche im Munde derjenigen, die sie vollkommen beherrschen und zu deren Bildungsstufe ihr Gebrauch paßt, eine eminente drastische Kraft haben kann. Aber es ist falsche, sentimentale Heimatliebe, es beruht auf Verkennung des Unterschieds der Gattungen, auf Überschätzung der Ausdrucksfähigkeit des Dialekts und auf Unterschätzung der großen Kulturmacht einer Schriftsprache, wenn man der Anwendung des Dialekts auch da das Wort redet, wo sein Gefäß zu eng für den Inhalt ist, der hineingegossen werden soll.
(Fischer 1891, S. 245.)

Nur einmal ging verschriftete Mundart von Mundartsprechern aus: In der „Regio" im Dreieck von Elsaß, Schweiz und Baden wurde die alemannische Mundart als Waffe im Kampf gegen die Kernkraftwerke genutzt. Das war das alemannische „Wir sind das Volk!", das die Protestierenden besonders eng zusammenschloß und desto stärkere Wirkung gegen außen und oben hatte.

Wie steht es nun aber mit den mundartlichen Varietäten in der Alltagssprache? Im öffentlichen Leben Stuttgarts gilt der Gebrauch der Mundarten nicht als fein, das „(honoratioren)schwäbische Trauma", das nach Rahn (1962) darin besteht, daß der Großstädter keine Bauernmundart mehr sprechen kann und will, andererseits die Standardsprache nur schwer erreicht, läßt in der Landeshauptstadt nur eine gebrochene Freude an der Mundart aufkommen. Sentimentalische Freude am Heimatlichen bietet dafür die Paramundart ebenso wie der Bollenhut der Kirnbacher Tracht, welcher Wahrzeichen der baden-württembergischen Fleischerinnung ist oder auch Begleiterinnen von Handelsdelegationen nach China behütet. Aber eine Dame von Welt würde ihn in Stuttgart nicht aufsetzen. Das ist in München anders. Tracht und Stadtmundart sind vom Sentimentalischen schon wieder in eine zweite Naivität zurückgewandelt. Tracht heißt „Landhausmode", und auch wer selbst zufällig kein Landhaus hat, kann am großstädtischen Lebensgefühl teilhaben durch den Countrylook. Dazu paßt auch das Einverständnis mit der dort viel stärker als sonst in Süddeutschland produzierten und perzipierten Mundartdichtung.

In den kleineren Städten und auf den Dörfern Süddeutschlands – und dort wohnen die meisten Einwohner – werden von den Einheimischen

aber Mundarten gesprochen, die sich von Region zu Region drastisch, oft aber auch noch von Dorf zu Dorf merklich unterscheiden. Man muß allerdings auf die Dörfer gehen, um das zu hören!

Für das erwartete Ableben der Mundarten gab es immer Gründe. Firmenich nannte die ältesten: Schule, Kanzel, Militärdienst. In der folgenden Generation war es vor allem die Eisenbahn, welche Menschen und Mundarten mischte, danach taten Flüchtlinge, Radio und Fernsehen das ihre. Dabei hat man einige wesentliche Bedingungen des Sprachwandels übersehen: 1. Jeder Sprachwandel setzt nach Mitzka (1928, S. 64f.) „Mehrwertgeltung" der Fremdform oder ihrer Sprecher voraus. Die Standardsprache hat aber auf dem Dorf kein höheres Prestige, und den Flüchtlingen der Nachkriegszeit fehlte das vollends: keine einzige ihrer sprachlichen Formen wurde irgendwo angenommen. 2. Sprachwandel setzt Sprechen voraus, nicht nur Hören: Die Medien der einseitigen Kommunikation unterstützen das Verständnis für die Standardsprache, aber sie verändern nicht die Mundarten. 3. Immer mehr Menschen werden durch immer häufigere Kontakte außerhalb ihres engsten Lebensbereichs immer fähiger, sich neben ihrer Mundart auch anderer Sprachregister bedienen zu können. Aber sie mischen die Register nicht.

Wie in den vergangenen Jahrhunderten gehen auch heute Veränderungen in den süddeutschen Mundarten vor sich. Besonders stark ist der lexikalische Wandel: Mit der radikalen Veränderung der Arbeitswelt gehen die Wörter für Dinge und Vorgänge ab, die es nicht mehr gibt: Wem der Dreschflegel nur noch die Bungalowwand schmückt, muß nicht mehr wissen, wozu er gebraucht wurde und wie er hieß. Für neue Arbeitsvorgänge bildet die Mundart oft neue Begriffe: „maschinen" oder „maschineren" für das Dreschen mit der Dreschmaschine, „Sonntagsgang" für den Leerlauf des Motors, „Bulldog" (Firmenname) für den Traktor; analog zur „Moste" (= Mosterei, Presse) wird die „Molke" (= Molkerei), später die „Milche" (= Milchsammelstelle) oder die „G'friere" (= Gemeinschafts-Tiefkühlanlage) gebildet. Oft übernimmt die Mundart mit den Dingen auch neue Termini aus der Umgangs- oder Standardsprache: beim schwäbischen „Bómbole" (Bonbon) ist weder Sache noch Wort genuin schwäbisch, vielmehr über die Oberschicht und ihre Sprache aus Frankreich entlehnt. Überhaupt fand auf dem Feld der Lexik wohl eh und je die größte gegenseitige Beeinflussung der Sprachregister statt, und auch am ehesten Beeinflussung durch weit abgelegene Mundarten: Das wienerische „eh" (= sowieso) ist über die südwestdeutsche Presse in die gesprochene Sprache gedrungen und inzwischen etabliert. Dafür hat das schwäbische „halt" (= eben, einmal) in norddeutscher Alltagssprache Eingang gefunden. Davon zu unterscheiden und für Sprachwandel-

beschreibungen nicht heranzuziehen ist eine bestimmte Sorte lexikalischer Belege: Modewörter der Werbung, die außer Verkäufern niemand spricht und die Exoten etwa der Speisekarten, die durch ihre Nennung die ganze Welt ins Gasthaus bringen: Faschiertes, Fisolen und Fredattensuppe kennt der alemannische Vorarlberger nicht, aber die Speisekarten dieses österreichischen Bundeslandes zeigen, daß man so nahe an Deutschland schon fast ganz in Wien ist und der Wiener Küche und Sprache teilhaftig werden kann.

Grußformeln zeigen kontrastierende Tendenzen: „Ade", „Bfiadi" (B'hüt di'), „Grüß di"' und „Servus" werden im Augenblick in Süddeutschland verstärkt benutzt als Signale der Zusammengehörigkeit; andererseits hat das"Tschüs" dem „Tschau" eben den Exotikrang abgelaufen. Dabei sind Grußmoden oft außerordentlich kurzlebig. Es wäre interessant festzustellen, wie oft schon „Tschau" den ersten Rang der Abschiedsgrüße innehatte. Jedenfalls belegt Wunderlich schon 1894 (S. 58), daß sich „in neuerer Zeit" (zum ersten Mal?) eine Grußformel aus der baierischen Imperativ-Form „Schau!" entwickelt habe, nämlich „T'schau T'schau".

Das weite Feld der Syntax bleibt bei der Beschreibung von Varietäten der gesprochenen Sprache meistens unberücksichtigt. Das liegt daran, daß es bisher kaum systematische Darstellungen der mundartlichen Verschiedenheiten in diesem Bereich gab, und auch daran, daß die oft gravierenden Unterschiede eher großräumigen Charakter haben und außer durch die geographische auch durch soziale und situative Bedingtheit geprägt sind. Die einschlägigen Untersuchungen der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland", die unter anderem in der Reihe *Idiomatica* niedergelegt sind, zeigen ein weites Spektrum von Sprachvarietäten; freilich können nur in seltenen Fällen Entwicklungen konstatiert werden (so etwa bei Gersbach 1982), da in der Regel historische Bezugspunkte fehlen.

Die süddeutsche Dialektologie hat sich von ihrem Anfang an um alle möglichen Veranlassungen für Sprachvariation gekümmert. Im Vordergrund standen natürlich die geographischen Bedingungen. Die Gründe für die alten Dialektgrenzen sind inzwischen genügend diskutiert: Naturhindernisse, Besiedlungsgrenzen, Territorialgrenzen, Verkehrsschranken. Die Mundarten haben sich danach gerichtet; heute gehen Entwicklungen aber über solche Grenzen oft hinweg, ja der Mundartwandel bedarf ihrer geradezu, denn praktisch nur an ihnen spielen sich Sprachveränderungen ab, allerdings in sehr unterschiedlicher Weise und Eile: Die neuhochdeutsche Diphthongierung, welche das „Alemannische" konstituiert, kommt auf dem Schwarzwaldkamm seit Jahrhunderten keinen Schritt weiter; in der Rottweiler Gegend wandert die Diphthongierungsgrenze in Jahrzehn-

ten Dorf für Dorf nach Süden; im Friedrichshafener Raum ergreift sie in wenigen Jahren ganze Landstriche, entsprechend dem unterschiedlichen Prestige des Schwäbischen.

Das Münchener Mittelbairische dringt teil- und stellenweise nach Norden vor und mit ihm standard*nähere* Formen: der *Esel* vertreibt den *Jasl*, der *Ofa* (Ofen) wird an die Stelle des *Uafm* gesetzt. Es sind aber nicht eigentlich die umgangssprachlichen oder standardsprachlichen Formen, die im Norden übernommen werden, sondern primär eben die benachbarten mittelbairischen, von Münchens Prestige gestützten. Das zeigt sich daran, daß eben auch standard*fremde* Formen, etwa solche der l-Vokalisierung, übernommen werden: das standardsprachliche nordbairische *Holz* weicht dem *Hoiz*, und *Soifa* (Seife) und *Schnäi* (Schnee) weichen *Soafa* und *Schnää*, die gewiß nicht standardnäher sind.

Das Stuttgarter Mittelschwäbische dringt teil- und stellenweise nach Norden vor und mit ihm fast nur standard*fremde* Formen: *Hous* statt *Haos* (Haus), *Schuier* statt *Schaier* (Scheuer), *broit* statt *brait* (breit). Umgekehrt ist das fränkische *secht* (sagt) entgegen der Standardsprache und entgegen allem Prestige schon zu Beginn unseres Jahrhunderts zur Form der Stuttgarter Stadtsprache geworden und es geblieben.

Die Anlässe für Laut- oder Formenwandel sind oft schwer zu erkennen, die Vorgänge selbst sind unterschiedlich: 1. Übernahme der Nachbarform – 2. Formenwucher – 3. Ausweichen auf eine Fremdform.

1. Gerade im Bodenseealemannischen lassen sich die Typen der Lautveränderung in den einzelnen Orten sehr gut in kurzer Zeit beobachten: In einem Wort Lautersatz von *Wi'* zu *Wei'* (Wein), dagegen Lautwandel von *Zit* zu *Zeit* oder *Hus* zu *Haus* entweder in mikroskopisch kleinen Schritten, einmal näher beim Monophthong, einmal näher beim Diphthong, oder im abwechselnden Gebrauch von Ausgangs- und Zielform. Beide Vorgänge kommen allein, häufiger aber kombiniert vor.

2. An der Grenze des alten Herzogtums Württemberg im Verlauf der fränkisch-alemannischen Sprachgrenze liegt Kürnbach, ehemals hessisch-württembergisches Kondominat. Dort hat die Ortsmundart für fast alle Laute eine ganze Reihe von Varianten, bis zu sieben Stück, die abwechselnd gebraucht werden.

3. Zwischen der alemannischen Aussprache *bru'* und dem schwäbischen *brao'* (braun) schiebt sich ein Gebiet der Standardform *braun*; im badischen Teil des Murgtals heißt der dort gebaute Mittelklassewagen *Benz* (denn Benz war Badener), im württembergischen Teil *Daimler* (denn

Daimler war Württemberger); im hin- und hergerissenen Grenzweiler Kirschbaumwasen heißt er *Mercedes*.

Oft fungiert das offene lange e als Zwischenform, etwa zwischen südbairischem *bäas* und *Schnäa* (böse, Schnee) und nordbairischem *bäis* und *Schnäi* als mittelbairisches *bääs* und *Schnää*. Zwischen fränkischem *Eisel* und schwäbischem *Esel* erscheint der *Äsel*, zwischen*Schtrempf* und *Schtrimpf* (Strümpfe) heißt es *Schträmpf*. Überhaupt halten es die Dialektsprecher nicht so genau wie die Dialektologen mit den Lautgesetzen: Über Jahrhunderte halten sich in einzelnen Ortsmundarten die Gegenformen von kurzem und langem Vokal in *schadda* (schaden) versus *Fada* (Faden), *Wagga* (Wagen) versus *saga* (sagen), *guut* und *Bluut* (gut, Blut) versus *Hutt* (Hut). Im ganzen nördlichen Elsaß hält sich fest der Gegensatz *Hüss* gegen *Müüs* (Haus, Maus).

In jüngster Zeit zeigen sich verstärkt neue Anlässe für Lautwandel, besonders an der „fränkisch-alemannischen Sprachgrenze": Waren es bisher *physische* Barrieren, welche den Verkehr hemmten und Sprachberührungen verhinderten oder verminderten (Gebirge und Sümpfe; Besiedlungsgrenzen; kirchliche und territoriale Abgrenzungen) so erscheinen heute verstärkt *psychische* Grenzen, Bewußtseinsgrenzen, Grenzen des Wir-Gefühls, Identifikationsgrenzen. Das ausgeprägteste Beispiel dafür ist die alte badisch-württembergische Landesgrenze zwischen Rhein und Neckar. Sie war erhalten geblieben als Regierungsbezirksgrenze, die Kreisgrenzen richteten sich nach ihr und natürlich die Gemeindegrenzen. Die Verwaltungsreform hat diese politische Grenze aufgehoben, vollständig aufgehoben, sogar heutige Gemeindegrenzen laufen darüber hinweg. Diese Grenze war nie eine ausgeprägte Sprachgrenze. Aber seit es sie als politische Grenze nicht mehr gibt, *wird* sie zur Sprachgrenze: Die alte, bis vor dreißig Jahren gültige b/w-Grenze *bleiba/bleiwa* (bleiben) stimmte ziemlich genau mit der Bistumsgrenze Konstanz-Speyer überein. Inzwischen verschiebt sie sich aber – wie viele andere Lautgrenzen in diesem Raum von Norden oder von Süden – auf die alte badisch-württembergische Grenze hin. Eigenartig an dieser Erscheinung ist, daß hier eine politische Grenze erst nach ihrem Erlöschen, daß also erst eine tote Grenze diesen Sog auslöst. Denn erst jetzt ist sie für das Bewußtsein der Sprachbenutzer richtig wichtig geworden: Gerade *weil* viele Formen als typisch fränkisch oder typisch schwäbisch (und das heißt dort soviel wie typisch badisch und typisch württembergisch) gelten, werden sie von beiden Seiten zu dieser Grenze zurückgedrängt. Nicht nur bewirkt positives Prestige Übernahme von Sprachformen, ebenso bewirkt negatives Prestige deren Ablehnung. Der Grund sitzt tief: Wieviel den Bürgern durch die Verwaltungsreformen an örtlicher und regionaler Identität genom-

men wurde – davon wissen Reformer zu wenig. „Heimat" hatte früher viele „Handhaben": die Dörfer hatten ein anderes Gesicht je nach ihrer Landschaft, der Hausbau war unterschiedlich, ebenso die Landwirtschaft; Nahrung, Kleidung, Sitte und Brauch unterschieden sich. Alle diese Differenzen sind heute fast aufgehoben. Nur der gemeinsame Besitz der gleichen Sprache wirkt noch als Heimatkriterium. Das gilt für die Ortsmundarten ebenso wie für Regionalsprachen. Mundart ist die Sprache der Nähe, der Vertrautheit, sie gibt Sicherheit und Geborgenheit. Sie ist zugleich das einfachste Mittel zur Identifikation wie zur Abgrenzung: Sie prägt und trägt das Wir-Bewußtsein: fast nur noch durch die Mundart sind wir andere als die anderen. Das läßt eine stetige Zunahme der psychischen Sprachgrenzen erwarten, aber ebenso den Erhalt der Mundarten in Süddeutschland.

Literatur

Ambros, W./Prokopetz, J./Tauchen, M.O. (1974): Der Watzmann ruft. Ein Rustikal in 8 Hörbildern. Schallplatte. Wien.

Engel, Ulrich (1962): Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche. In: Muttersprache, S. 298-307.

Fecht, Christian Ludwig (1824): Der Fußwanderer, oder: wie man reisen soll; in einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht. Heidelberg.

Fischer, Hermann (1891): Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, 1. Reihe. Tübingen.

Fischer, Hermann (1908): Einige Winke für Forschungen über schwäbische Mundarten. In: Korrespondenzblatt für die Höheren Schulen Württembergs, S. 81-98.

Gersbach, Bernhard (1982): Die Vergangenheitstempora in oberdeutscher gesprochener Spache. Formen, Vorkommen und Funktionen, untersucht an Tonbandaufnahmen aus Baden-Württemberg, Bayrisch-Schwaben und Vorarlberg. Tübingen. (= Idiomatica Bd. 9.).

Mitzka, Walther (1928): Sprachausgleich in den deutschen Mundarten bei Danzig. Königsberg.

Rahn, Fritz (1962): Der schwäbische Mensch und seine Mundart. Beiträge zum schwäbischen Problem. Stuttgart.

Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuschung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe „Idiomatica" mit einem Katelog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen. Tübingen. (= Idiomatica Bd. 1.)

Ruoff, Arno (Hg.) (1992): Die fränkisch-alemannische Sprachgrenze. Statik und Dynamik eines Übergangsgebiets, untersucht und dargestellt in einem Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Tübingen. (= Idiomatica Bd. 17/I u. II.)

Wunderlich, Hermann (1894): Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin.

Zehetner, Ludwig (1985): Das bairische Dialektbuch. Unter Mitarbeit von Ludwig M. Eichinger, Reinhard Rascher, Anthony Rowley und Christopher J. Wickham. München.

LUDWIG M. EICHINGER

Deutsch in weiter Ferne

Die Verbreitung der deutschen Sprache außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets: Deutsche Minderheiten

Abstract

Sprachinseln scheinen eine typische Form des Vorkommens des Deutschen außerhalb seines zusammenhängenden Verbreitungsgebietes zu sein. Als Sprachinseln gelten Gemeinschaften, die sich in vorstandardlichen und vornationalen Zeiten aus diesem Gebiet gelöst, aber eine attitudinale Rückbindung an die Herkunftskultur behalten haben. Diese Rückbindung sichert den Erhalt genetisch als deutsch anzusehender Varietäten in fremdsprachiger Umgebung. Wenn man den heutigen standardsprachlichen Zustand des Deutschen als Bezugspunkt für Form und Verwendung der Inselvarietäten nimmt, muß man genauer differenzieren, was bei ihnen „deutsch" heißt und sieht, daß diese Zuordnung nicht die zentrale Rolle spielt, die der Terminus Sprachinsel suggeriert.

1. Ist das *ein* Thema?

1.1 Einige Daten

Das Deutsche scheint eine weitverbreitete Sprache zu sein. In der Aufstellung, die Harald Haarmann (1993, S.57/58) von der Sprachverteilung in Europa gibt, heißt es, das Deutsche sei in 20 Staaten vertreten. Von seinen über 91 Millionen Sprechern befänden sich 76,5 Millionen in der Bundesrepublik Deutschland, 7,6 Millionen in Österreich, 4.1 Millionen in der Schweiz, 1,2 Millionen in Frankreich, 700.000 in Polen, 370.000 in Rumänien, 280.000 in Italien, in Ungarn 245.000, in der Tschechoslowakei 150.000 – sie wären vermutlich jetzt großenteils der tschechischen Republik zuzurechnen –, in Belgien 66.450, in Rußland über 800.000, den Niederlanden etwa 40.000, etwas weniger in der Ukraine, in Dänemark 20.000, 12.000 in Schweden, in Kroatien 11.000, den Baltischen Republiken nicht ganz 10.000 und schließlich 7.300 in Moldawien. Die Übersicht, welche Joachim Born und Sylvia Dickgießer (1989, S.15/16) bieten, fügt noch 18 außereuropäische Staaten dazu.

Im Vergleich dazu sehen die anderen langues fédératrices Europas, wie Claude Hagège das nennt, direkt simpel aus: Englisch (56.390.000) gibt es in Europa nur in Großbritannien und der Republik Irland, Französisch (58.119.600) zwar immerhin in 6 Ländern: aber ganz offenkundig nur

entlang der Grenzen der Republik Frankreich. England und Frankreich wären soweit für unsere Frage gar nicht einschlägig – das ist alles das zusammenhängende Sprachgebiet. Und wo das Englische und das Französische weltweit wirksam werden, handelt es sich um selbständig gewordene Sprachgebiete, die Standard und prinzipielle Geltung von den Zentren der Verwendung nehmen und dann weiterentwickeln können.

Die Verteilung des Deutschen scheint ein ganz spezifisches Bild zu haben. Man kann das an jenem Kriterium sehen, das Ulrich Ammon (1991) zum Leitmerkmal seiner Untergliederung macht, nämlich das der rechtlichen Anerkennung der Sprachgruppen der jeweiligen staatlichen Organisationseinheit. Die Frage danach ist eigentlich nur sinnvoll für die Bereiche, in denen staatliche Regelungsgewalt besteht, und für die Sprachformen, die in diesem Zusammenhang auftreten können – das ist in demokratischen Gesellschaften des westlichen Typs doch ein relativ begrenzter Raum und es ist andererseits eine standardsprachliche Form. Daher ist es mit dem offiziellen Status des Deutschen in einiger Entfernung vom zusammenhängenden deutschen Sprachgebiet nicht weit her. Die Ausbreitung des Deutschen außerhalb des zusammenhängenden Sprachgebiets hat in historischen Phasen ihren Grund, in denen die entsprechenden Voraussetzungen für das Deutsche noch nicht existierten. Ein immerhin denkbarer späterer Rückbezug auf das Deutsche, als es denn eine der großen europäischen nationalen Sprachen geworden war, scheint auch nicht vorgenommen worden zu sein. Daher müssen wir über „das Deutsche außerhalb seines zusammenhängenden Verbreitungsgebiets" entweder in so langen beschreibenden Termen reden, die in ihrer sprachlichen Form zu erkennen geben, daß der inhaltliche Zusammenhalt der bezeichneten Einzelfälle zumindest unklar ist, oder in verkürzenden Metaphern vom Typ „Sprachinseln". Gerade diese Methapher weist uns an, eine Interpretation des Außerhalb-Seins vorzunehmen, die Abstand und gegenzeitige Beziehung miteinander verbindet. Da diese Form „sprachlicher Exterritorialität" gerade beim Deutschen von Bedeutung zu sein scheint, wollen wir im folgenden sehen, was man aus ihr über das Deutsche lernen kann.

1.2 Geographische und soziale Räume

Von Standardsprachlichkeit und gefestiger europäischer Nationalstaatlichkeit war oben die Rede, als von der Verbreitung des Englischen und Französischen über ihren ursprünglichen Geltungsraum hinaus zu sprechen war. Der sprachliche Zustand und die gesellschaftliche Wertigkeit der jeweiligen Sprachform sind wesentliche Punkte für die heutige Einschätzung von Gemeinschaften, die nicht die Mehrheitssprache in ei-

ner politischen Organisationsform sprechen; das gilt natürlich auch, wenn sie deutsch sprechen oder eine Varietät benutzen, die dem Deutschen zuzurechnen ist. Das fällt schon bei jenen Arealen auf, die am Rande des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets liegen, so daß man sich fragen muß, wo sprachlich gesehen dieses eigentlich endet. Was heißt es, wenn Haarmann von den 1,2 Millionen Sprechern des Deutschen, die er für Frankreich ansetzt, schreibt, es handle sich um „Elsässer und Lothringer mit alemannischem Dialekt" (S. 58)? Zweifellos liegt dieser Aussage ein dialektologisch-sprachhistorischer Sprachbegriff zugrunde – abgesehen von der Ungenauigkeit der Zuordnung auf dieser Ebene. Man kann aber unter soziolinguistischem Blickwinkel nicht davon absehen, daß das Deutsche nicht einfach eine Klasse von historisch miteinander verwandten Varietäten ist. Vielmehr ist das Deutsche eine entwickelte westeuropäische Standardsprache mit einer voll durchgeführten funktionalen Differenzierung.[1] Das ist jener Zustand, der für das zusammenhängende deutsche Sprachgebiet charakteristisch ist. Der sprachliche Standard – einschließlich einer als gesellschaftlich angemessen angesehenen Varietätenverteilung – ist einer, wie er sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts theoretisch-pädagogisch stabililisiert und im Zuge der politisch-gesellschaftlichen Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert in den sich formenden und umformenden deutschsprachigen Staaten des zusammenhängenden Verbreitungsgebiets unserer Sprache herausgebildet hat. Dann ist z.B. schon der Fall des Elsaß kritisch; zwar wird dort unstrittig eine Sprachform gebraucht, die eine regional geprägte kulturelle Identität signalisiert, welche durch Kontinuität zur deutschsprachigen Nachbarschaft im anderen Staate gekennzeichnet ist, ohne daß diese Gemeinschaft damit in den deutschen Diskurs eingebunden wäre.[2] Die unmittelbare Nachbarschaft scheint aber als ein Kriterium zu gelten, das funktionale Reduktionen kompensiert; vermutlich würde man über das Elsaß als eines der Gebiete sprechen, in denen die deutsche Sprache vertreten sei.[3] Das hat sicher auch damit zu tun, daß das Elsaß gerade in der Phase der endgültigen Ausformung standardsprachlichen Gebrauchs noch mehrmals die Staatszugehörigkeit wechseln mußte – wenn diese

[1] Was z.B. Debus (1996, S. 5) Überdachungs-, Kultur-, Standard- oder Einheitssprache nennt.

[2] „Zwar hat das Elsaß regionale Besonderheiten bewahrt, aber dies ändert nichts daran, daß es sich heute als Teil Frankreichs verstanden wissen will und nicht mehr aus den Quellen deutscher Kulturtraditionen lebt. Das Sprachverhalten ist ein Indiz dafür" (von Thadden 1991, S. 497).

[3] Zu aktuellen Schwierigkeiten bei der Interpretation der elsässischen Lage siehe Eichinger (1994c, S. 47-50).

distanzierende Beschreibung der Kürze halber gewählt werden darf.[4] Soziolinguistisch muß man, um bei dieser Mehrsprachigkeit von einer Zusammensetzung von zwei distinkten Teilen sprechen zu können, zu komplizierten Konstruktionen greifen, welche einen Bewußtseinsbruch im Varietätenspektrum der Sprecher dieser Gebiete ansetzen. Dabei wäre es in solchen Fällen langanhaltender Konvivialität von Kulturen naheliegender, Kontakt und Mischung an den Rändern der Sprachgebiete als die normale Interaktion in kulturellen Kontaktbereichen darzustellen, die sich in den Rahmen gängiger diastratischer Variation einfügt.[5] Funktionale „Bewußtseinsbrüche" sind ja zweifellos auch bei sprachgenetischer Homogenität anzusetzen. Dabei werden natürlich in allen Arten von Gesellschaften die Brüche umso spürbarer, je öfter der einzelne potentielle Bruchgrenzen sprachlich überschreiten muß: die allgemeine gesellschaftliche Modernisierung erhöht sicherlich diese Quote. Sie mindert damit gleichzeitig die Natürlichkeit der Entscheidung, sich an die Traditionen der Sprachwahl in der jeweiligen Gemeinschaft anzuschließen. Die erhöhte soziale und geographische Mobilität, die Wandlung von einer ländlichen zu einer prinzipiell urbanen Gesellschaft mit der Übernahme von deren Idealen und ähnliches mehr machen es zunehmend zu einer individuellen bzw. subkulturspezifischen Entscheidung, eine von der Umgebungsgesellschaft distante Sprechweise durchzuhalten. Das heißt, die praktischen und physischen Kosten dieser Entscheidung werden dem einzelnen zugewiesen, der allenfalls von den Leuten mit parallelen Interessen darin unterstützt wird. Und bei weitem nicht bei allen Sprechern, welche die Zweisprachigkeit erleben, spielt diese Praxis dieselbe oder gar die zentrale Rolle für den Aufbau der eigenen Identität. Gesellschaftlich wirksam wird ein entsprechendes Bewußtsein von Zusammenhalt und „Gemeinschaft", das sich in der sprachlichen Wahl äußert, erst, wenn es die normalerweise wechselnden Solidaritäten unseres facettenreichen Alltagslebens überlagert – was zunehmend schwieriger wird.

Was hier an der Grenze des deutschen Sprachgebiets schon beginnt, ist noch deutlicher bei jenen Fällen, die ohne jeden Zweifel außerhalb des

---

[4] Diesem Tatbestand sind wohl eine Reihe von Ambivalenzen in der Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse im Elsaß und in Lothringen zuzurechnen. So berichtet z.B. Menge (1995, S. 38) davon, daß in Vorstudien zur Regional- und Minderheitensprachen-Charta des Europarats, in der es eigentlich nicht um Dialekte gehen soll, das Elsässische und Lothringische als deutsche Dialekte genannt werden.

[5] So wurde in Eichinger (1994c, S. 35) versucht, zu zeigen, wie erst die Art der Beschreibung aus normalen Interaktionen in typischen Kontaktbereichen wie dem Elsaß problematische Sonderfälle macht.

zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets liegen und deren Sprecher ein Idiom benutzen, das in relevanten Ausschnitten als eine Varietät des Deutschen beschrieben werden kann, den sogenannten Sprachinseln.[6]

2. Sprachinseln

2.1 Inseln?

Das Konzept der Sprachinsel trägt seine sprachgeographische Herkunft schon im Namen: der Name führt uns das Bild eines meerumspülten Eilands vor Augen – als das Äquivalent einer von einem fremden Element umgebenen Identität, welche mit Mühe und gegen alle Wahrscheinlichkeit ihren Bestand wahrt.[7] Dabei ist diese Insel von der gleichen Art wie ein irgendwie geartetes Festland. Der Bezug auf jenes Festland sichert die Identität der Insel. Es ist dies ein Bild mit klar erscheinenden Gegebenheiten – natürlichen Verhältnissen. Nun sind aber Sprechergemeinschaften einander nicht so fremd wie das Wasser und das Land – und weder Sprachen noch Sprechergemeinschaften naturhafte Einheiten. Wie kann man diese Insel-Metapher dann sinnvoll lesen? Drei Elemente der Insellage leiten die metaphorische Interpretation, nämlich die Konstitution durch eine Sprechergruppe mit einer *abgrenzbaren Sprache*, eine Vorstellung von *isolierter Lage*, welche ihren Erhalt sichert und eine Vorstellung der Trennung von einem *sprachlichen Festland*, welche die Art der sprachlichen Identität sichert. Dieser Festlandsbezug konkretisiert sich als ein historischer Herkunftsbezug, der sprachlich oder – allgemeiner – kommunikativ relevante Nachwirkungen haben soll.[8] Die Charakteristik als Insel stellt die Inselsprache gegen die *Umgebungssprache*. Dieses Inselkonzept wie auch der Festlandsbezug tragen die Spuren eines Denkens an sich, wie es den deutschen und östlichen, den eher ethnischen Nationalitätsbegriff geprägt hat.[9] So wird gerne angenommen, daß sich durch die in der Muttersprache festgewordenen Erfahrungen eine Art der Bindung konstituiert, welche das 18. Jahrhundert mit Herder national genannt hätte. Wenn auch Sprachen als Sprachen vergleichbar sind, so

---

[6] Vgl. dazu die dialektologisch-historisch orientierten Darstellungen von Hutterer (1982) und Wiesinger (1980); zum Versuch einer universalen Bestimmung s. Mattheier (1994a und b), zu einer soziolinguistischen Einordnung Löffler (1994, S. 72-76).

[7] Eine ähnliche Frage mit leicht anderem Ziel stellt Stölting-Richert (1994, S. 179).

[8] Zu den möglichen Minima dieser Nachwirkungen vgl. Mattheier (1994b, S. 108).

[9] Vgl. Edwards (1994, S. 130), le Rider (1994, S. 79).

binde der in der Einzelsprache sich ausprägende Sprachgeist die Nationen als kollektive Individuen enger aneinander.

Was bleibt von dieser Idee, wenn man das Verhältnis von Sprache und Denken sowie kultureller Erfahrung nicht so eindeutig festlegen, wenn man den vorhandenen Prägungen keine vorhistorische Existenz zubilligen will? Wir wollen dazu dem Terminus der Sprachinsel noch etwas nachgehen. Zentrale Bedeutungsbestandteile des Worts *Insel* gelten für *Sprachinsel* nur mit Einschränkungen. Das betrifft sogar die wichtigste Eigenschaft, nämlich die, von einem fremden Element umgeben zu sein. Im Bild entsprechen ja dem Land und dem Wasser zwei Sprachen. Das ist nun bei aller Bedeutung kultureller Differenz bei weitem kein so dramatischer Unterschied. Wenn die Kommunikation an solchen Stellen wirklich strikt abbricht, dann ist normalerweise die unterschiedliche Sprache nicht das Problem, sondern eher ein Symptom. Wenn eine Sprach-Gruppe diese Differenz so deutlich betont, erkennt sie den sozialsymbolischen Wert der eigenen bzw. der anderen, der fremden Sprache. Objektiv ist nicht mit einer harten Grenze, sondern mit Diffusion über eine allerdings mit einem gewissen Widerstand überwindbare Schwelle zu rechnen. Aber selbst eine solches weicheres Modell versteht den sozialen Handlungscharakter der Vorgänge nicht, die damit beschrieben werden sollen. Das Bild der Sprachinsel stammt aus einer Zeit, die von der naturhaften Qualität von Sprache ausgeht.[10] Für weite Phasen des 19. Jahrhunderts ist ja die Grenze der Sprache natürlich die Grenze der Nation: beide stellen eine strikte, ja möglicherweise eine Wesensschwelle dar. Dann stimmt das Bild auch eher: Dynamik geht allenfalls von den Wellen des Meeres aus, die gegen die Küste der Insel schlagen und damit die ethnische und nationale Identität bedrohen. Dagegen kennt das Aufeinandertreffen der Sprecher verschiedener Sprachen einerseits mehrere Quellen der Dynamik, die nicht alle in dieselbe Richtung wirken, und es bricht andrerseits die Küstenlinie der Sprache auf zu einer Reihe von Situationen, in denen interkultureller Kontakt geschehen kann. Trotz der an der Dialektgeographie orientierten Darstellungsweise ist es zudem offenbar das europäische Nebeneinander relativ hoch entwickelter Schrift- und Standardsprachen mit ihren organisatorisch festgelegten Geltungsgrenzen – also echter Konkurrenten –, das auf diesen Fall von Kontakt übertragen wird.[11] Bei realen Sprachinseln wirkt solch eine Interpretation weithin anachronistisch. Das Sprachinseldeutsch, prototypisch eine

[10] Diese Zusmmenhänge werden ausfürlich dokumentiert bei Krapf (1993, S. 103ff.).

[11] Auch Mattheier (1994b, S. 108) stellt fest, daß diese stillschweigende Voraussetzung eine falsche Sichtweise provoziert.

gesprochene Varietät, welche primär der intimen Kommunikation dient, muß durch die lange und grundlegende Trennung vom Herkunftssprachgebiet eine Menge von kulturellen Erfahrungen, die ja interaktionelle Erfahrungen sind, im Kontakt mit einer neuen Umgebung machen und zeigt einen außerordentlich beschränkten Rückbezug auf die Herkunftskultur. Da in typischen Sprachinseln der „Auszug" aus der Herkunftskultur in seinen Grund in einem Dissens von deren Hauptstrom hatte, bezieht man sich auch nicht auf die gesamte Ursprungskultur oder ihre repräsentativste Form zurück, sondern auf die der eigenen verwandten, von der Hauptkultur distanten Subkulturen. Das wiederum führt zu einer Fossilisierung der Kultur, soweit sie auf die Herkunft bezogen ist und aufgrund häufig damit verbundener antimoderner Tendenzen zu einem größeren symbolischen Abstand von der neuen Außenwelt. Diese Distantheit läßt sich innerhalb der möglicherweise durchaus attraktiven neuen Umgebungskulturen als eine Möglichkeit zum „Unter-sich-Bleiben" nutzen. Diese Überlegungen weisen darauf hin, daß die zunächst angedeutete scheinbar universale Bestimmung des Konzepts Sprachinsel offenbar ohne historische Einbindung nicht angemessen verstanden werden kann. Aus einer soziolinguistischen Sicht stellen Sprachinseln eine Art von sprachlichen Minderheiten dar, bei denen ganz besondere Umstände dazu geführt haben, daß sie nicht verschwunden sind.[12] Man kann versuchen, die Faktoren, welche dabei eine Rolle spielen, auf folgende Weise einzukreisen. Es gibt offenbar Minderheiten, die ganz von der Mehrheitssprachgemeinschaft umgeben sind und welche, bei denen das nicht der Fall ist; wir wollen diese Eigenschaft in der nachstehenden Tabelle mit der Merkmalsopposition [±ADJAZENZ] darstellen. Für beide Optionen gilt es festzustellen, ob – auf einer realen oder mentalen Landkarte – eine Bezugskultur vorhanden ist. Es kann als natürlich gelten, wenn beim Adjazenzfall ein Bezug zur verwandten und benachbarten Kultur besteht, wenn dagegen im Inklusionsfall eher Eigenständigkeit herrscht. Bei eingeschlossenen Minderheiten wäre das Fehlen solch eines Bezug also der nicht erklärungsbedürftige Normalfall, sein Vorhandensein die Ausnahme. Das würde erklären, warum solche Inseln leicht verschwinden. Vermutlich ist das aber ohnehin keine Ja/Nein-Entscheidung, sondern eine graduierende Abstufung.

Sprachinseln sind dann – unter dieser Dimension gesehen – Gebiete mit fehlender Adjazenz bei vorhandenem Bewußtsein der Rückbindung an die „Heimat" in einer Bezugskultur: die Isolation wird also durch diesen Referenzrahmen aufgebrochen. Wenn hier von Adjazenz gesprochen

[12] Vgl. Mattheier (1994b, S. 110/111).

MINDERHEIT/MINORITÄRES SPRACHGEBIET				
[+Adjazenz]			[-Adjazenz]	
+Bezugskultur >>>>>>>>>	-Bezugskultur >>>>>>>>>		-Bezugskultur <<<<<<<<<	+Bezugskultur <<<<<<<<<
Südtirol	*deutsche Schweiz*[13]	*Elsaß*	*Sorben Burgenländische Kroaten*	*Rußlanddeutsche Amish*
Bezugsminderheit	Adjazenzminderheit		Kleinsprachminderheit	Sprachinsel

wird, bedeutet das nicht, daß nun doch ein Modell strikt abgegrenzter Sprachgebiete gewählt würde. Es wird hier vielmehr versucht, Verdichtungen und Verdünnungen des kommunikativen Netzes zu beobachten, wobei in den Kernen jeweils distinkte kulturelle Merkmale vorherrschen. Zu diesen kulturellen Merkmalen gehört die Sprache. Was „im Kern" heißt, muß anhand der Funktionsverteilung sprachlicher Varietäten in der jeweiligen Gemeinschaft variieren. Diese Funktionsverteilung hängt nicht zuletzt davon ab, zu welcher diastratischen Differenzierung das jeweilige Idiom in der Lage ist, z.B. inwieweit schriftliche Kommunikation innerhalb des minoritären Idioms möglich ist. In modernen standardsprachlich geprägten Gesellschaften liegt in dieser Standardisierungsstufe ein kritischer Punkt der „Brauchbarkeit", der auch die Erfahrbarkeit der Alltagswelt entscheidend prägt. Es besteht logischerweise bereits ein Problem der Vergleichbarkeit, wenn ein kommunikatives System zu weit von dieser Normalerwartung einer europäischen Sprache abweicht.

2.2 Die interne Entwicklung

Das Konzept der Sprachinsel führt einen wie gesagt auf jenen Zweig des Denkens des 19. Jahrhunderts, in dem ein enger Zusammenhang von Nation, Volksgeist und Sprache betont wird. Bei den Sprachinseln

[13] Daß dieser Fall unter der Überschrift Minderheiten auftaucht, soll nicht weiter verwundern; da es der Zweck dieses Beitrags nicht ist, den Minderheitenbegriff insgesamt zu diskutieren, soll nicht weiter ausgeführt werden, warum hier eine Bestimmung für Minderheit gewählt wurde, die alle Instanzen des Gebrauchs des Deutschen umfaßt, die entweder politisch deutlich von einer Nicht-Mehrheits-Position geprägt ist, oder wo Verschiebungen gegenüber der Varietätenverteilung im Bereich des Deutschen als Mehrheitssprache – d.h. im zusammenhängenden deutschen Sprachgebiet – auftreten. Zumeist gilt zudem beides.

wird dieses Konzept aber auf Kommunikationsgemeinschaften angewendet, die nicht nur zu gänzlich unterschiedlichen Zeiten, sondern auch auf eine Weise entstanden sind, die von der sprach-nationalen Fundierung staatlicher Organisation völlig verschieden ist. Gemeinsam haben die üblichen Sprachinseln wohl nur, daß sie explizit von konstitutiven Merkmalen geprägt sind, die in Europa vor dem 19. Jahrhundert als zentrale Definitions- und Konfliktpunkte angesehen wurden. Für diese Zeiten gilt, daß die gemeinsame „natio", – die Abkunft, mit der die Sprache auch damals verbunden ist – durchaus zusammenhält, ohne daß daraus organisatorische Konsequenzen abzuleiten wären, die vom damals herrschenden Territorialstaatentyp nicht abzudecken gewesen wären.[14] Natürlich entsprechen sie bei dieser zeitlichen Einordnung nicht dem Muster an Sprachentwicklung, welche das standardsprachlich organisierte Mittel- und Westeuropa in nach-aufklärerischer Zeit prägt. Zu den Zeiten, als die Absprengungen von Sprachinseln geschahen, war von Standardsprachlichkeit, ja selbst von gesicherter Schriftsprachlichkeit nicht die Rede, auch nicht von gegenseitiger Verständlichkeit, sofern die gesprochenen Varietäten nicht besonders schulisch gebildeter Sprecher des Deutschen aufeinandertrafen. Wo das Varietätenspektrum des Deutschen in solchen Gemeinschaften auch normierte hochsprachliche Formen umfaßt, hat das eher mit anderen Gründen als mit nationalen zu tun, so z.B. mit religiösen.[15] Wenn sich damit zu diesen Zeiten bis weit in das 19. Jahrhundert hinein eine Gruppe abspaltet, so aus einer spezifischen religiösen und wirtschaftlichen 'Konstellation' und 'mit einer partikulären Ausprägung von Sprachgebrauch, den als Deutschsprachigkeit zu beschreiben schon ein relativ abstraktes Deutungsmuster darstellt, ein Deutungsmuster zudem, das erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Sichtweise auf solche Prozesse leiten sollte. Die Metaphorisierung solcher Erscheinungen im Terminus „deutsche Sprachinsel" sagt also mindestens ebensoviel über die Zeit, zu der er geprägt wurde, wie über die Erscheinungen, die er beschreiben soll. Das Konzept Sprachinsel, das zunächst wie ein geometrisches Muster aussieht, spiegelt aus der Sicht einer binnendeutschen Vereinheitlichung eine historische stereotype kulturelle Konstellation, die aus der Sicht der spät geeinten „Gemeinschaft" ein Phänomen aus der Zeit der Zersplitterung beschreibt, mit einem Terminus, der – via

[14] Im einzelnen erläutert sind diese Verhältnisse bei Wehler (1987, S. 45ff.), wo auch besonders deutlich wird, wie relativ hier die Kategorie der gemeinsamen Sprache ist, daß sie vor allem außerordentlich stark mit religiösen Unterscheidungen überlagert ist.

[15] So z.B. im Hinblick auf mennonitische Rußlanddeutsche Rosenberg (1994, S. 182).

Sprachgeist und Kulturnation – einen wesenhaften Zusammenhang zwischen auf den ersten Blick kontingenten Erscheinungen behauptet. Der eine der sinnnvollen Wege, mit dieser Konstellation umzugehen, ist, die Geschichte des Begriffs als Spiegel der Geschichte der damit gemeinten Phänomene in die Beschreibung aufzunehmen und als „Sprachinseln" nur das zu beschreiben, was hier eine typische Konstellation vornationaler Entwicklung im deutschen Sprachraum zu sein scheint. Dies scheint z.B. aufgrund des historischen, d.h. kontingenten und nicht auf einen allgemeinen Faktor „Religion" reduzierbaren Bezugs zwischen (asketischem) Protestantismus und deutscher Sprache ein Weg zu sein, der einen spezifischen Erkenntnisgewinn verspricht. Der Begriff Sprachinsel hat damit einen stereotyp geprägten Kern, der am deutlichsten zeigt, wie die früher in anderen Denkstilen eingebetteten Denkelemente wie „religiöse Dinstinktheit" einem neuen Denkstil zugeordnet werden, sich um ihn als einen neuen Attraktor sammeln. In dieser Beschränkung liegt andererseits die Chance, über ein Konzept der Familienähnlichkeit die Abgrenzung von und Verbindung zu ähnlichen Typen aufzuweisen, ohne von vornherein die kulturelle Bedingtheit und die Bedingtheit durch unterschiedliche Kommunikationstypen auszuschließen. Das heißt, man kann zum Beispiel die Frage behandeln, warum die Verwendung anderer Sprachen außerhalb ihres Zentralgebiets in ähnlicher oder ganz anderer Weise konzeptualisiert wird. Damit wird eine Klassifikation angestrebt, welche das Konzept Minderheit als eines der dritten Art beschreibt, das kulturspezifische Cluster bildet, in denen sich möglicherweise als universal anzusehende Kategorien in charakteristischer Weise konfigurieren – was beim Ausgehen von den universalen Kategorien wie eine Art Zufall erscheint.[16]

Die Bedingungen der Entstehung von Sprachinseln prägen auch ihre Entwicklungsmöglichkeiten, in ihren Eigenheiten wie in ihrer Bindung an die neue Umgebung einerseits, die Bezugskultur andererseits. Die Ideologeme und Kultureme, die den Charakter der Sprachinselgemeinschaft prägen, werden unter der Bedingung der Trennung von dem Kulturgebiet, aus dem sie stammen, und in Auseinandersetzung mit der Kon-

[16] Die Überlegungen Mattheiers (1994a, S. 333), der das, was man in der germanistischen Tradition Sprachinseln nennt, in universale soziolinguistische Konzepte einbettet, führen logischerweise dazu, den Terminus von seiner traditionellen Bindung zu lösen, was es natürlich schwer macht, über diese Konzeptualisierung als Teil der Rezeption des Phänomens Sprachinsel zu sprechen. Hier wird dagegen versucht, auch die wissenschaftliche Beschreibung, der das Sprachinselkonzept entstammt, als Teil dieses kulturellen Phänomens zu erfassen.

taktkultur eigenständig *weiterentwickelt*[17], andererseits werden in dieser Entwicklung bestimmte Elemente der Ausgangskultur *fossilisiert* und zwar häufig andere als in der weiteren Entwicklung der Herkunftskultur, zum dritten wird das als Merkmal der Außenidentität von der jeweiligen Umwelt *wahrgenommen*.[18] Am Beispiel der Rußlanddeutschen und ihren Schwierigkeiten bei der erneuten Konfrontation mit der Herkunftskultur werden die Folgen dieser unterschiedlichen Entwicklungen praktisch spürbar.[19] Sprachlich kann man das daran sehen, daß je nach Konstellation die eigene Sprache und ihre Varietäten, also die Hochsprache, der Dialekt usw. eine unterschiedliche sozialsymbolische Bedeutung bekommen.

3. Zu einem soziolinguistisch interessanten Sprachinselbegriff

3.1 Die Teile des Puzzles: Insel – Festland – Bewegung – Ziel

Die topologische Relation von Festland und Insel setzt also nur den Rahmen: Ein Bezugsraum, in dem die Ursprünge der Insel gesehen werden, und ein davon getrennter, in der Regel kleinerer Raum, der seine Sozialsymbolik auf diesen Raum bezieht und von einem anderen Raum umgeben wird, der sich kommunikativ von den beiden aufeinander bezogenen Räumen unterscheidet.[20]

Soziolinguistisch interessant sind Fragen danach, wofür denn eigentlich die vergleichbaren Symbolwelten in der Insel und im Bezugsraum stehen und warum denn die kleine Insel trotz des umgebenden großen und distinkten Meeres nicht verschwindet.[21] Sprachinsel ist damit der Name

---

[17] Wenn auch geprägt von den Bedingungen des Sprachtyps, die bestimmte Änderungen natürlicher erscheinen lassen als andere (vgl. Salmons 1994).

[18] So schreibt von Thadden (1991, S. 497) über die Rußlanddeutschen: „Nach zwei Jahrhunderten Abwesenheit von Deutschland haben sie bis in ihre Lebensgewohnheiten und ihr Sprachverhalten hinein alles das erhalten, was sie in den Augen ihrer russischen Mitbürger als Deutsche ausweist".

[19] Zum sprachlichen Teil der damit verbundenen Probleme vgl. Berend (1993).

[20] Zu recht weist Mattheier (1994a, S. 335/336) darauf hin, daß ein historischer Wechsel von Mehrheits- und Minderheitsverhältnissen die Beschreibung erschwert. Auf diese Frage soll hier nicht weiter eingegangen werden; viele Fälle der Erosion ehemaliger Mehrheit wären unter dem hier gewählten Blickwinkel wohl anders einzuordnen.

[21] Die Untersuchung dieser Frage als zentralen Bereichs einer modernen Sprachinselforschung umreißt Mattheier (1994a, S. 334).

für eine Hypothese, und zwar für die Hypothese, man könne unter Annahme der geschilderten topologischen Verhältnisse und einer Reihe relevanter kultureller Variablen die Analogien und Unterschiede einer Reihe ähnlich erscheinender Konstellationen erklären.

Was trennt nun in dieser Hinsicht den Typus Sprachinsel von ähnlichen sprachlich-topologischen Situationstypen? Ähnliche Typen wären z.B. relativ große eigenständige Sprachgemeinschaften wie etwa die Siebenbürger Sachsen mit ihrer historisch erklärbaren diastratischen Differenzierung. So alt ist sonst fast keine solche Ansiedlung, so groß auch nicht, und nicht so selbstbewußt gegenüber der Umgebung:[22] das sind gute Chancen dafür, daß etwas wirksam wird, was man in Anlehnung an die Physik das sprachliche Trägheitsgesetz nennen könnte. Es besagt, daß das gewohnte sprachliche Verhalten beibehalten wird, solange nicht die Furcht vor gesellschaftlichen Nachteilen oder die Hoffnung auf gesellschaftliche Vorteile zu Änderungen bewegen.[23] So machte dieses Gebiet vor allem im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit all die Entwicklungen zu einem schriftkulturellen Zustand hin mit, die auch das binnendeutsche Gebiet kennzeichneten, was sprachlich den Ausbau eines differenzierten Schulwesens oder die frühe Nutzung des Buchdrucks betrifft. Auch die Reformation entfaltete eigenständig ihre Wirkung. Das alles kommt daher, weil diese deutschsprachige Gesellschaft unter rechtlichen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen ihr „Funktionieren" aufnahm, die von Entwicklungen („Stadtrechte") im Deutschen Reich ihre Prägung bekamen. Analoge Interessen, eine differenzierte Sozialstruktur und eine ausreichende Größe ermöglichten einen ungestörten Kontakt mit dem Ursprungsgebiet, mit dem einen in der gesellschaftlichen Entwicklung mehr verband als mit der unmittelbaren Umgebung. Zudem war die Richtung dieser Entwicklung zukunftsweisend. Prekär wird dieser eigenständige Status bei kultureller Verwandtschaft dann logischerweise seit der Einbettung in national-ethnische Kontexte seit dem 19. Jahrhundert.

Auch das Deutsche als Rest des Randes des einstmals zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets, das auch in unmittelbarer Berührung zum binnendeutschen Raum stand, wie z.B. in der tschechischen Republik, wird man nicht als Sprachinsel bezeichnen wollen. Hier fehlt der Aspekt der in der historischen Entwicklung nach außen gerichteten Dynamik der neu entstandenen Kleingebiete. Man tut gut daran, hier einen Typ

---

[22] Vgl. Huemer (1994).

[23] Die nach wie vor wohl ausführlichste Beschreibung der Prozesse, die in solchen Zusammenhängen ablaufen, liefert Bourdieu (1993).

zu konstituieren, der diesen Unterschieden und dem daraus folgenden Selbstverständnis Rechnung trägt.[24]

Zu trennen wäre von den eigentlichen Sprachinseln dann auch noch die Folgen kolonialen Agierens Deutschlands in den verschiedenen Weltgegenden – wobei die Folgen in Südwestafrika/Namibia am deutlichsten sichtbar sind. Allein der Faktor der Kolonialisierung, wo ja nicht einfach eine deutsch sprechende Gruppe emigriert, der vorhandene nationale Hintergrund, die Tatsache, daß hier Standardsprachlichkeit exportiert wird, daß auch Sprachverbreitung als koloniale Sprache intendiert ist, widersprechen dem, was für das Konzept Sprachinsel zentral ist.

Letztlich ist eigentlich auch der Hauptteil der zumeist wirtschaftlich bedingten Emigration im 19. und 20. Jahrhundert, die vor allem in die USA, zu einem Teil aber z.B. auch nach Australien führte, allenfalls am Rande mit dem Sprachinselkonzept zu assoziieren: hier ist von Anfang an davon auszugehen, daß der Abbau oder der Verlust des sprachlichen Varietätenspektrums im Deutschen einkalkuliert wurde, allenfalls für eine gewisse Signalisierung von Ethnizität und spezifischer Kultursymbolik blieb hier auf die Dauer Platz. Wenn Sprachliches erhalten blieb, wären das wohl die Fälle, wo es wirklich um die Sprache, das Deutsche als Teil einer kulturellen Identitätsmarkierung ging.

Wie kommt es nun zu den stereotypen Sprachinseln, wo sich solch ein Punkt auf der Sprachenkarte, der von einem zentralen Gebiet abgesprungen ist, nicht auflöst, sondern die Differenz aufrechterhält und lediglich an den Rändern des kommunikativen Netzwerkes leicht diffundiert? Daß hier das sprachlich distante „deutsche" Kommunikationssystem soweit wie möglich aufrechterhalten wird, obwohl es eigentlich zunächst bei der Entstehung um das Deutsche als irgendwie positive Identifiaktionsmarkierung gar nicht geht, das wird zur Differentia specifica gerade in typischen Einwandererländern, wo das Verschwinden der fremden Sprache, zumindest aber die Überfärbung, binnen kurzem der Normalfall ist. Solch ein retardierender Effekt tritt natürlich ein, wenn die verlagerte Gruppe im Niemandsland landet, d.h., wenn in der nach dem gesellschaftlichen Entwicklungszustand erreichbaren kommunikativen Umgebung einfach

[24] Aus der Charakterisierung dieser Typen wird noch einmal deutlich, daß die oben zum Einstieg gewählte Schematisierung eine der Einfachheit halber gewählte Reduktion auf eine Dimension enthält, welche allein nicht in der Lage ist, die in der letzte Zeile des Schemas angegebenen Typen zu identifizieren.

kein Kommunikationspartner da ist.[25] Das ist über lange Jahrhunderte der Fall bei den klassischen Sprachinseln der Dialektologie, die durch ihre extreme kommunikative Abgeschlossenheit überlebt haben.[26] In neuerer Zeit hat sich das geändert und infolgedessen greift auch die Assimilation hier stärker um sich. Ihre Lage wird aber andererseits durch kontinuierliche wirtschaftliche Bindungen zum deutschsprachigen Raum stabilisiert. Schon daß das möglich ist, macht sie eigentlich zu weniger typischen Sprachinseln.

Eine prototypische Sprachinsel ist räumlich wie in der Identitätsdistanz soweit vom binnensprachlichen Gebiet entfernt, daß eine Aufnahme von direktem Kontakt zum Binnenland nur schwer möglich, in vielen Fällen auch aus sprachlichen und ideologischen Gründen schwer vorstellbar ist. Beides trifft für die besonders introvertierten Typen der Sprachinseln, wie z.B. die Amish der älteren Ordnung in den USA, zu. Die Identität des Deutschseins hat dort nichts mit kulturellen Charakteristika des jetzigen binnendeutschen Sprachgebiets zu tun. Es kann sich aus der Existenz solch eines Gebiets nicht stärken. Deutschsein ist auch nicht ein ethnisch nationales Symbol, allenfalls die Lingua franca einer religiösen In-Group. Vielleicht gehört zur prototypischen Sprachinsel sogar, daß sie sich zwar auf eine europäische Schrift- und Kultursprache bezieht, aber in einem problematischen Verhältnis zur standard- und schriftsprachlichen Realisierung dieser Sprache heutzutage steht. Das legt auch die Art der Dissoziierung der religiösen Gruppen in der Ursprungsgemeinschaft nahe, die gegen die bildungsbürgerliche Standardisierungstendenz der eigenen „Oberschichten" gerichtet war.[27] Das macht Siebenbürgen zu einem kritischen Fall einer Sprachinsel, das macht aber auch nachvollziehbar, warum die deutschsprachige Stadtbevölkerung in Rußland wenig Neigung zur Inselbildung zeigt.

Schon vorkulturell ist die Sprachinsel ein Subtyp der angesetzten topologischen Konstellation, weil ihm eine bestimmte Art von *Dynamik* innewohnt, die man ihm auch noch ansieht. Durch einen Druck oder einen Sog wird eine Gruppe aus dem Zusammenhang einer Binnenkultur gelöst und in anderssprachiges Gebiet eingestreut. Schon an der Grenze zum Kulturellen ist, daß die verwendete Sprache und weitere kulturelle

---

[25] Die peruanische Sprachinsel, von der Schabus (1994, S. 222) berichtet, scheint ein solcher Fall zu sein.

[26] Hornung (1994) liefert in verschiedenen der dort versammelten Beiträge den Beleg dafür.

[27] Die Prozesse, die dabei historisch abliefen, sind bei Enninger (1993) ausführlich geschildert.

Zeichen nicht nur Distinktheit signalisieren, sondern eine *Distinktheit*, die den Verweis auf das Bild einer *Herkunftskultur* in sich trägt. Dabei reicht es nicht hin, eine allgemeine Art von Heritage-Bezug zu seiner Vergangenheit zu haben, wie ihn in Einwanderungsgesellschaften fast jede Bevölkerungsgruppe aufweist, ohne daß damit überindividuelle Konsequenzen verbunden wären.[28]

Wir haben bisher nur von Ausgangskultur und Inselgemeinschaft gesprochen: man muß aber auch Annahmen zu typischen *Umgebungen* von Sprachinseln machen. Die zu einem bestimmten Zeitpunkt neu in eine Gegend kommenden Bewohner der Sprachinsel verändern das kommunikative Gefüge in der betreffenden Region bzw. politischen Organisationsform. Wenn bei solch einer Aktion letztlich Sprachinseln herauskommen, ist das ein Signal dafür, daß die aufnehmende Struktur aus irgendeinem Grund weich genug war, um diese Veränderung ertragen zu können, ohne dabei in ihrer eigenen Identität unerträglich gefährdet zu sein. Das heißt, unser Bild von den ausgesprengten Partikeln eines Gebiets muß ergänzt werden durch das Gegenbild einer *aufnahmefähigen Struktur*.

So sind die Sprachinseln durch ihre europäische Herkunft zu einer bestimmten Zeit und durch die Regularitäten gekennzeichnet, wie in den Zielkulturen mit abweichenden kulturellen Merkmalen umgegangen wird. Nicht umsonst sind die prototypischen Sprachinseln dadurch gekennzeichnet, daß die kulturelle Distanz ein Merkmal war, das in der Ansiedlungssituation positiv bewertet wurde. Das gilt für die religiösen Sprachinseln der Amish in Pennsylvania z.B. aufgrund der Tatsache, daß William Penn aus Gründen religiöser Freiheit genau nach solch einem Typ von Ansiedlern suchte, das gilt aber auch für die bäuerlichen und handwerklichen Ansiedlungen in Osteuropa, wo gewisse zivilisatorische Vorzüge mit der kulturellen Markierung als deutsch verbunden waren. Die Gewährung von rechtlichen Privilegien ist das offizielle Symbol für solch einen Status.

Unter diesen Voraussetzungen lassen sich prototypische Konstellationen erkennen, welche unser Konzept von Sprachinsel prägen.

3.2 Was macht Prototypen unter den Sprachinseln?

Prototypische Sprachinseln sind *absolut klein* und von dem viel *größeren* Gebiet einer anderssprachigen Kommunikationsgemeinschaft umgeben, die unter gesellschaftlichem Aspekt meist als eine Art *Mehrheit* gese-

[28] Vgl. Clyne (1994, S. 117); zu Problemen entsprechender revivals Edwards (1994, S. 111).

hen wird. Das Gebiet der Sprachinsel wird als geographisch kohärent verstanden, selbst wenn es sich um verstreute Einzelsiedlungen handelt; die *Kohärenz* ist eher eine der kommunikativen Netzwerke. Die kommunikative Distinktheit der Sprachinsel-Gemeinschaften speist sich aus bestimmten historischen Bedingungen: die typischen Sprachinselminderheiten stützen sich auf Gruppen, die durch eine *vormoderne Struktur der Binnenkommunikation* gekennzeichnet sind.[29] Es sind das vorzüglich Gruppen, die auch innerhalb der Ursprungsgesellschaft nicht die Emanzipation und die Modernisierung der Volkssprache trugen.[30] Damit hat die schriftsprachliche Form des Deutschen für sie einen prekären Charakter bzw. den ganz spezifischen Platz einer rituellen Sprachform, die auch heutzutage von vielen Angehörigen nicht im eigentlichen Sinne verstanden wird. Nicht zu trennen ist diese Eigenschaft einer *geringen diastratischen Differenzierung* von zentralen *wirtschaftlichen* Merkmalen, nämlich einer im wesentlichen handwerklich-bäuerlichen Grundlage. Fleiß und Erfolg in solchen beruflichen Bereichen sind häufig wesentliche Merkmale einer „deutschen" Identität in Sprachinseln, und zwar sowohl in der Selbst- wie in der Fremdzuschreibung. Solch ein Bewußtsein der Besonderheit und Distinktheit wird natürlich dadurch gestärkt, daß die Sprachinselgruppen häufig unter herausgehobenen rechtlichen Bedingungen einwanderten. Ein wesentlicher *historischen* Faktor, der die Ausprägung der Sprachinseln förderte, ist ein ganz spezifischer Bezug auf religiöse Typen der Selbstdefinition. Man kann die Wirkung dieses Faktors nicht zuletzt an den Veränderungen in den rußlanddeutschen Dörfern in Sibirien feststellen, die sich ergaben, als bei den Umsiedlungen nach 1940 Gruppen unterschiedlicher Herkunft und Selbsteinschätzung zusammengesiedelt wurden.[31] Diese Einbindung in wirtschaftspraktische und religiöse Zusammenhänge andrerseits weist darauf hin, daß die Differenz der Kulturen, welche sich in Ausmaß und Ausgestaltung der kommunikativen Netzwerke zeigt, durch die *gesamte kulturelle Symbolik* geleistet wird.[32] Die praktischen Verständigungsgrenzen, welche sie setzt, geben der Sprache aber nach wie vor einen besonderen Platz,

---

[29] S. Stölting-Richert (1994, S. 180): „Minderheiten, auf die das Bild einer Insel angewendet werden kann, bedürfen demnach vornationalstaatlicher Existenzbedingungen und einer primär religiösen oder ethnischen Motiviertheit".

[30] Zur Dissoziierung dieses Typs von Gemeinschaften vgl. Wolff (1993), Enninger (1993).

[31] Zusammenfassend s. Rosenberg (1993).

[32] Diese kulturellen Zusammenhänge werden für die Amish-people z.B. in Vossen (1994) beschrieben.

der es erlaubt, von „Sprachinseln" zu sprechen. *Sprachlich* ist der Inseldialekt am deutlichsten gekennzeichnet durch eine gesprochene *Nähe-Varietät*, die den Distanz-Bemühungen der Gemeinschaft nach außen durch die Signalisierung von Zusammenhang nach innen am besten dient. Dazu paßt die rituelle Beschränkung der Hoch-Varietäten. Diesen Beschränkungen der minoritären Idiome entspricht dann die Neigung oder gar die Notwendigkeit, kommunikative Hürden, die durch diese enge Begrenzung der kommunikativen Reichweite entstehen, mit Hilfe der soziolinguistisch neutralen umgebenden Umgangs- und Standardvarietät zu lösen.[33] Die Öffnung des Varietätenspektrums in diese Richtung fällt den Gemeinschaften unterschiedlich schwer oder leicht, je nachdem für wie wesentlich die symbolische Distanzierung von einer Außenwelt gehalten wird.

Der Term „Sprache" in dem Terminus „Sprachinsel" hat damit eine ganz eigene Bedeutung: Wenn wir als die deutsche Sprache jene westmitteleuropäische Sprache einer aufgeklärt-modernen Schriftkultur verstehen, ist zumindest die prototypische Sprachinsel nicht in diesem Sinn *deutschsprachig*. Als deutschsprachig läßt sie sich in zwei anderen Hinsichten beschreiben: durch ihre Herkunftsorientierung lassen sich die Idiome, welche in der Inselsituation als Distinktheitsmerkmale genutzt werden, auf eine bestimmte *historische Sprachform* beziehen. Hier wird dann relevant, daß es sich um Zeiten und um soziale Gruppen handelt, für die weder eine schrift- noch gar eine standardsprachliche Ausbauphase angenommen werden kann. Daher läßt sich außer der Zeitstufe auch eine *regiolektale* Zuordnung angeben.

Unmittelbar kulturell ist dieses Sprachinselkonzept, sofern es spezifische Zeiten und spezifische Weisen der Abspaltung kennt. Es ist dies zum einen die *Frühphase mittelalterlicher Ansiedlung*, die sich natürlich nur an den Seiten des deutschsprachigen Raums zeigen konnte, an dem sich die Besiedlungs- und Sprachräume noch nicht stabilisiert hatten, also nach Süden und im Prinzip auch nach Osten. Dabei geht es in dieser Phase im Osten eher um eine Erweiterung des deutschen Siedlungsgebiets, so daß dabei kaum das entsteht, was man jetzt eine Sprachinsel nennen würde.[34]

---

[33] Zur sprachlichen Entwicklung s. exemplarisch Huffines (1994).

[34] Vgl. dazu Eichinger (1994b); neuere sprachenpolitische Arbeiten betonen die Bedeutung dieser sprachlichen Ausdehnung für das Deutsche: so spricht Hagège (1994, S. 55f.) ein Kapitel lang über „L'allemand et l'appel de l'Est", während le Rider (1994, S.34/35) den „Mythos vom deutschen Ostdrang" durch ein differenzierteres Bild dieses historischen Kulturkontakts ersetzen möchte.

Die prototypischen Sprachinseln dieser Phase sind die alpinen Einsprengsel im südlichen Vorfeld des Deutschen, denen die Sprachforschung spätestens seit der Zeit Beachtung schenkt, seit „alt" wissenschaftlich gleichbedeutend wurde mit „altehrwürdig".[35] Gerade unlängst wurde das dialektologische Interesse an der Erforschung dieser Sprachformen als einer Art dialektaler Fossilien in einer Publikation mit dem Titel „Die deutschen Sprachinseln in den Südalpen. Mundart und Volkstum" ausführlich dargelegt. In den Beiträgen überwiegt das Bedauern darüber, daß diese Inseln allmählich kommunikativ eingeebnet würden: Der zunehmende Druck einer Fremdsprache mache aus einer kleinen Gruppe von Sprechern eines historisch als Deutsch zu bezeichnenden Idioms Sprecher einerseits eines immer altertümlicheren Deutsch und andrerseits Sprecher einer Mischsprache, die aber, da Mischsprachen instabil seien, wieder in zwei Sprachen zerfallen werde (s. Hornung 1994, S. 10). Welche historische und welche systematische Position nimmt eine Analyse ein, die so spricht? Es wird geschildert, wie sich eine Kommunikationsgemeinschaft stark ländlicher Struktur an die Standardsprachlichkeit in einer Umgebung annähert, die eine andere Nationalsprache hat, als es die wäre, welche historisch der gesprochenen Varietät dieser Insel entspräche. Diesen historischen Blick reflektiert auch ein Terminus wie „dachlose Außenmundart", d.h., trotz seines gängigen Gebrauchs in soziolinguistischen Kontexten zielt er nicht auf den synchronen Gebrauch und Wert von Varietäten, sondern eher auf den attitudinalen Reflex seiner historischen Zuordnung. Nun zeigt aber auch die Dokumentation der Entwicklung geschriebener Varietäten in diesem Umfeld, daß die verschriftete Form bereits seit langem eine Art Kontaktsprache darstellt.[36] In neuerer Zeit kommt hinzu, daß nach der Festigung der west- und mitteleuropäischen Schriftsprachen nur noch unter sehr speziellen Bedingungen mit der Entstehung von neuen schriftsprachlichen Varietäten in diesem Raum zu rechnen ist. Auf der anderen Seite ist es vor dem Hintergrund der anzunehmenden Entwicklung schwierig zu verstehen, was es heißen soll, die Sprache sei altertümlicher geworden. Das stimmt natürlich nur, wenn man die Entwicklungsrichtung und -geschwindigkeit des Deutschen innerhalb seines zusammenhängenden Verbreitungsgebiets als Maß heranzieht. Nun ist aber gängiger Bestandteil der Selbst- und der Fremd-

[35] S. zum Aufkommen dieser Gedanken in der spätaufklärerischen Sprachwissenschaft die „Entdeckung" dieser Sprachinseln durch C.F.Fulda (s. Eichinger 1994a).

[36] Die Ausführungen von Tyroller (1994) deuten zumindest am Ende an, daß die Folgen des Kontakts auch in den gesprochenen Varietäten sehr viel weiter gehen, als das die dialektologisch basierten Beschreibungen sichtbar machen können.

einschätzung dieser Insel-Gemeinschaften, daß man dem Deutschen zugehöre. Über die Selbsteinschätzung braucht man nicht zu diskutieren, man kann bei ihr und mehr noch bei der Fremdeinschätzung fragen, was sie reflektiert. Die Fremdeinschätzung hatte zweifellos ihren Grund in der Reflexion auf ursprüngliche Zusammenhänge, wie sie die Sprachwissenschaft vor allem seit dem frühen 19. Jahrhundert aufwies. Eine besonders alte Form des Bairischen trat hier den Forschern vor Augen. Man konnte daneben noch wahrnehmen die Beständigkeit des Kontakts mit dem deutschen Sprachraum, wie er sich durch Nachbarschafts- und Geschäftskontakte mit den deutschsprachigen Nachbarn ergab. So sind eigentlich die Bewohner jener Sprachinseln der Beleg dafür, daß die Landesherren bei ihren Siedlungen zu dieser Zeit die Sprache nicht als das relevanteste Kriterium ansahen, auch, daß die nachkommenden politischen Herren die Bewohner dieser Gebiete sprachlich in Ruhe gelassen haben.[37]

Was hier als punktuelles Einsprengsel in einem dünnbesiedelten Gebiet erscheint, zeugt davon, daß an der Südseite des zusammenhängenden Sprachgebiets eine gewisse Offenheit herrschte, die ein sprachliches Ausgreifen ermöglichte. Der heutige Sprachgebrauch läßt sich allenfalls über Umwege als deutschsprachig, ja auch nur schwerlich als minoritär beschreiben – wenn das etwas anderes heißen soll als daß eine kleine Gruppe für die interne Kommunikation eine von der Umgebung partiell distante Sprachform benutzt. Die Zuordnung als ‚deutschsprachig' fällt uns also aus zwei Gründen schwer: zum einen ist es schwer, zum Zeitpunkt der Entstehung das zusammenhängende deutschsprachige Gebiet zu umreissen, zum zweiten ist es problematisch, die synchron jetzt erkennbaren Formen als Deutsch zu beschreiben. Allerdings findet auf der attitudinalen Lage eine Zuordnung zum Deutschen statt. Hier liegt also ein *historischer* und *attitudinal* begründeter Typ von deutschsprachiger Minderheit vor.[38] Es erscheint nicht überraschend, wenn diese Typen nunmehr, so-

[37] Edwards (1994, S. 130) faßt zusammen: „Before the Romantic era, local languages and dialects may not have been well thought of, much less glorified and defended but, equally, there were often few systematic attempts to impose the language of the dominant upon subordinate or conquered populations [...] So the historian Clark observed, generally, that: 'when a country was governed by a limited ruling class, it did not matter much what language the masses spoke, as long as they kept their place' ".

[38] Vgl. Stehl (1994, S. 144): „[...] die Identität von sprachlichen Minderheiten, die im Konvergenzprozeß ihre materialsprachliche Autonomie verlieren, bleibt dennoch „unter der Decke" in den Diskurstraditionen erhalten. Die regionale Umgrenzung dieser Gemeinschaften orientiert sich im wesentlichen an ehemaligen Dialekten der Minderheitensprache [...]; der kulturelle

fern sie juristisch anerkannt werden, eher als regionale Kulturen ohne großen Bezug auf das deutsche Sprachgebiet gefördert werden.

Vielleicht legen die letzten Ausführungen ja nur nahe, daß die deutschsprachigen Minderheiten außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets, die wir Sprachinseln nennen, dadurch gekennzeichnet sind, daß die Modernisierung des kommunikativen Netzwerks von vorstandardsprachlichen Verhältnissen ausgeht, wobei die vorhandene gesprochene Varietät wegen ihres erkennbaren Kontrasts als Intimvarietät nach innen, als Distanzvarietät nach außen eingesetzt wird – soweit Distanz erwünscht ist, bzw. ihre Aufhebung im Sinne des Trägheitsgesetzes nicht nahegelegt wird.

Dieser Effekt zeigt sich auch in jenen Gebieten, welche der zweiten Phase der Sprachinselbildung entstammen. Es ist das jene Phase der Neuzeit vom Ende des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, wo wirtschaftliche Probleme und vor allem religiöse Sezessionen und die anschließende gesellschaftliche Diskriminierung dazu führten, daß einzelne Gruppen auswanderten. Bei den religiös motivierten Emigranten handelt es sich bekanntlich vor allem um anti-hierarchische protestantische Denominationen, die sich unter Berufung auf die Selbstbescheidungsregeln der biblischen Schriften in vielerlei Hinsicht von der institutionalisiert christlichen und mehr noch von der aufgeklärt-modernen Welt der Eitelkeiten absetzten. Als ein Paradebeispiel können die Amish people genannt werden, die Ende des 17. Jahrhunderts der Anwerbung William Penns folgten, und bis heute als Gemeinschaft überlebt haben: Sie sind ja die paradigmatischen Sprecher jenes „Deitsch", das die englischsprachige Umgebung bezeichnenderweise „Pennsylvania Dutch" nennt.[39] Inwiefern sind die Amischen deutschsprachig? Der Kern der Distanzsprache läßt sich unschwer auf die Pfalz als die letzte Etappe vor der Emigration zurückbeziehen, so manche Alemannismen mag man auch finden; wo der Siedlungzufall oder die Siedlungstradition es so wollte, mag man diese Differenzen auch heute noch sehen. Ansonsten bilden sich natürlich auch in solchen Gemeinschaften neue kommunikative Trennlinien und Übergänge. Nun betrifft das im Fall der Amish auch die Frage, wie weit

---

Diskurszusammenhang bleibt also einerseits räumlich umgrenzt und behält andererseits selbst mit minimalen sprachlichen Standarddivergenzen ausreichende Markierung zur wechselseitigen Erkennung und Wiedererkennung innerhalb der Sprachengemeinschaft und deren Abgrenzung nach außen."

[39] Vgl. dazu etwa Hostetler (1993, S. 241ff.) oder Vossen (1994, S. 136/37); die Ausführungen bei diesen beiden Autoren bieten allerdings eine im Hinblick auf die Sozialsymbolik vorgenommene Vereinfachung des sprachlichen Befundes; schon zur Bezeichnung „Dutch" s. genauer Debus (1996, S. 23).

es sinnvoll ist, dies als ein Problem dialektologischer Beschreibung des Deutschen zu behandeln.[40] Es scheint ja beim sprachlichen Verhalten wie bei den anderen kulturellen Signalen dieser Gemeinschaften gar nicht grundsätzlich um die Frage des Deutschen zu gehen, sondern um einen Sprachgebrauch, der geeignet ist, genügend Distanz zur Welt auszuweisen.[41]

Im Rahmen einer Untersuchung in anderem Zusammenhang konnte diesen Fragen in einigen Stichproben nachgegangen werden.[42] Das Untersuchungsgebiet war das Big Valley westlich von Harrisburgh in Pennsylvania. Dieses Tal ist aus dem Grund soziolinguistisch besonders interessant, weil hier eine Reihe unterschiedlich strikter Unterarten von Amish leben, bis hin zu den an das amische Spektrum anschließenden Mennoniten, wenn man das so nennen will.[43] Es ist offenkundig, daß in allen Unterarten Sprachformen der Distanz auftreten, die kommunikativ unzulänglich mit code switching, Transferenz und Entlehnung zwischen Deutsch und Englisch beschrieben sind.[44] Freilich ist auch erkennbar, daß weniger strikte Denominationen auch geringere sprachliche Distanz zur Umwelt erkennen lassen. Dabei spielt auch das Hochdeutsche als religiöse Sprache eine gewisse Rolle, die gelegentlich zu bestimmten Verwirrungen führt. Die Verwendung dieser rituellen Sprache in den religiösen Zusammenhängen gilt offenbar als zentrales Symbol des Amish-Seins, das färbt auch darauf ab, daß man automatisch an dieser Stelle auch die Grenze des Deutschgebrauchs ingesamt setzt, was objektiv nicht stimmt. Wenn dieses Problem bewußt wird, daß auch Leute Deutsch/„Deitsch" sprechen, die nicht in religiösem Zusammenhang das Hochdeutsche gebrauchen, erscheint es den Sprechern als unlösbar. Es gibt also ein deutsches Bewußtsein, das vor allem als Symbolwert für eine Lebensweise steht,

---

[40] Zu einer moderneren Behandlung s. Louden (1994).

[41] Stölting-Richert (1994, S. 188) spricht von „Nationalkonfession".

[42] Es ging zentral um die Erprobung von Befragungstechniken im Rahmen des Projekts „field manual Sprachinseln", das Mattheier (1994b) vorgestellt hat; an dem Aufenthalt beteiligt waren Joachim Raith und Doris Kupferschmidt: beiden habe ich dafür zu danken, daß ich die Erkenntnisse aus diesem Aufenthalt verwenden darf. An dieser Stelle sei einer Reihe von Diplomandinnen und Diplomanden an der Universität Passau gedankt, die mich mit neuesten und nicht leicht zugänglichen Daten zu verschiedensten deutschsprachigen Gemeinschaften versorgt haben.

[43] Zu den Untergliederungen cf. Kauffman (1991, S. 372ff.).

[44] Die derzeit schwer zu beurteilende Stellung der verwendeten Varietäten wird von Raith (1994) diskutiert.

die ein eigenständiges Leben unabhängig von jeglicher Obrigkeit erlaubt. Die Sprachform aber auch z.B. das Höflichkeitsverhalten variieren sehr stark in Abhängigkeit von der relativen Zurückgezogenheit. Ein Extrem stellte ein Bischof der Nebraska-Amish, der strengsten Unterabteilung, dar, der uns in einem Gespräch zwischen Scheunentor und Angel letztlich erlaubte, am sonntäglichen Gottesdienst seiner Gemeinde teilzunehmen: In absichtlich schlecht artikulierter Sprache, an uns vorbeisehend und neben uns hinspuckend. Diese Zeichen absoluter Unabhängigkeit von der Welt werden unweigerlich zum sozial irritierenden Gestus. Auf der anderen Seite des Spektrums dieser Gemeinschaften bemüht sich ein Beachey-Amisch, der ganz nahe an den Menonniten steht, und von den strengeren Amish kaum mehr als solcher wahrgenommen wird, seine schwankende Identität auch durch einen expliziteren Gebrauch sogar des gelesen gelernten Hochdeutschen zu stützen. Das vielleicht eindrucksvollste Beispiel umgangssprachlicher Normalität in diesem Kontext schien uns ein älteres Nebraska-Amish-Paar zu liefern, das, den Kontakt offenbar nicht fürchtend, und die Distanz wahrend, eine Varietät sprach, die einer eigenständigen Beschreibung bedarf.

Was an dieses Skizze deutlich geworden sein mag, ist, daß DEUTSCH hier auf zwei Ebenen Symbolfunktion hat, die nur sehr vermittelt mit der Zugehörigkeit zur deutschen Sprachgemeinschaft zu tun haben: Es ist die religiöse Bindung und die Distanz zur Welt, die als ererbt betrachtet und daher in einer mit der historischen Herkunft verbundenen Sprachform signalisiert wird. Man müßte nun andere Typen von Sprachinseln – etwa die Rußlanddeutschen, wo es nicht so ausschließlich um Religion geht und wo später das Nationalitätenkonzept des russischen Staates greift, oder die ungarndeutsche Minderheit theresianischen und josephinischen Erbes, die oft vom fernen Schein des deutschen in der k.u.k.-Monarchie profitierten – heranziehen, um zu einer weiteren Differenzierung des typischen Feldes der deutschen Sprachinsel zu kommen.

4. Was folgt daraus?

Sprachinseln sind offenkundig Gemeinschaften, die sich über das Etikett Deutsch auf ein Charakteristikum ihrer Identität beziehen. Praktisch ist es wichtig, welche Einschätzung von Seiten der Sprecher des Deutschen im zusammenhängenden Sprachgebiet dieser Selbsteinschätzung der Sprachgruppe entspricht. Damit ist natürlich nicht eine wissenschaftliche Beschreibung der dialektologisch-sprachhistorischen Züge und einer entsprechenden Nähe zum oder Ferne vom Gegenwartsdeutschen gemeint, vielmehr geht es um die Bilder im öffentlichen Bewußtsein unserer

Kultur. Diesem Unterschied wird in der üblichen Diskussion nicht immer hinreichend Rechnung getragen.

Wie weit historische Bindungen in der Gegenwart tragen, ist schwierig geworden, seit unter dem Einfluß der Individualisierung unserer Gesellschaft völlig unklar ist, welchen Wert über die Beobachtung des Sprachgebrauchs hinaus es hat, daß sich jemand im zusammenhängenden deutschen Sprachgebiet als Deutscher versteht. Die Individual-Soziologie hebt hervor, daß bei der Freiheit zur Wahl der eigenen Identität in unserer Gesellschaft im Prinzip auch die Sprache ein kontingentes Merkmal sei. Denn wir lebten in einer Gesellschaft, deren Mitglieder letztlich nur durch die an die Grundrechte gebundenen rechtlichen Explikationen notwendig aneinander gebunden seien.[45] Sollte dieses Konzept zutreffen, ist auch der Bezug auf historische Bindungen eine individuelle Wahl, deren gesellschaftliche Bindungskraft fraglich ist.

Daß diese Frage praktisch bedeutsam sein kann, mag die im Frühjahr 1996 aufgekommene Diskussion um die Aussiedler-Politik belegen. Dabei geht es übrigens gar nicht um die Frage, was „deutschsprachig" heißt – wir haben gesehen, daß das Bild dieser Gemeinschaften vor der Zeit geprägt wurde, als der zentrale Streit in Gesellschaften um ethnische und staatliche Zugehörigkeit ging – sondern um die Frage, ob mehrheitlich davon ausgegangen wird, daß z.B. durch die Tatsache, daß das stalinistische System die Rußlanddeutschen wegen ihres Status als Deutsche schlecht behandelte, diese Gruppe qualifiziere, um sie in bevorzugter Weise mit dem Minoritätenschutz der Demokratien westlicher Prägung in Verbindung zu bringen.[46] Es geht also um die grundsätzliche Frage, ob es in liberalen Demokratien westlichen Musters Gewährung bzw. Einschränkungen von Minderheitenschutz aus anderen als universalen Gründen geben kann, ob es also ein akzeptables Argument ist, wenn Charles Taylor sagt, nicht alle Demokratien hätten in diesem Punkt dem US-amerikanischen Muster zu folgen:

> „There are other societies where the fusion between patriotism and free institutions is not so total as in the United States, whose defining political culture has always been centered on free institutions. There are also modern democratic societies where patriotism centers on a national culture, which in many cases has come to incorporate free institutions, but which is also defined in terms of some language or history" (Taylor 1995, S. 203).

---

[45] S. Beck/Beck-Gernsheim (1994).

[46] Vgl. Sartori (1992, S. 326ff.).

Charles Taylor ist Kanadier und denkt natürlich an seinen Staat mit seinen Bezugskulturen. Die Frage, ob man unsere Gesellschaft auch von solchen Bindungen bestimmt sieht, oder wie oben angedeutet, nur über negative Freiheit definiert[47], hat erhebliche Folgen dafür, ob das lange Thema meines Beitrags wirklich *ein* Thema ist.

Literatur

Ulrich, Ammon (1991): Die internationale Stellung der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Berend, Nina (1993): Sprachdrill oder kommunikative Integration. In: Eichinger/Raith (Hg.) (1993), S. 149-160.

Berend, Nina/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1994): Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Born, Joachim/Dickgießer, Sylvia (1989): Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick der Forschung für 27 Länder. Mannheim: IdS.

Bourdieu, Pierre (1993): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 6. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brunkhorst, Hauke (1994): Demokratie und Differenz. Vom klassischen zum modernen Begriff des Politischen. Frankfurt am Main: Fischer.

Clyne, Michael (1994): What can we learn from Sprachinseln?: Some observations on „Australian German". In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 105-122.

Debus, Friedhelm (1996): Von Dünkirchen bis Königsberg. Ansätze und Versuche zur Bildung einr niederdeutschen Einheitssprache. Hamburg/Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Edwards, John (1994): Multilingualism. London: Routledge.

Eichinger, Ludwig M. (1994a): Friedrich Karl Fulda. In: Brekle, Herbert E./Dobnig-Jülch, Edeltraud/Höller, Hans-Jürgen/Weiß, Helmut (Hg.) (1994): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibung ihrer Werke. Band 3: F-G. Tübingen: Niemeyer. S. 173-192.

Eichinger, Ludwig M. (1994b): Deutsch in Osteuropa. In: Vanderhauwaert, M./Grauwe, L. De (Hg.) (1994): Deutsch in Osteuropa. Ein Tagungsbericht. Gent: Provinciale Hogeschool voor Vertalers er Tolken. S. 7-25.

Eichinger, Ludwig M. (1994c): Sprachliche Kosten-Nutzen-Rechnungen und die Stabilität mehrsprachiger Gemeinschaften. Überlegungen zum Status sprachlicher Minderheiten in Staaten West- und Mitteleuropas. In: Helfrich/Riehl (Hg.) (1994), S. 31-54.

[47] Vgl. Brunkhorst (1994, S. 165): „Politisch ist negative Freiheit die Erlaubnis, zu tun, was das Gesetz nicht verbietet".

Eichinger, Ludwig M./Raith, Joachim (Hg.) (1993): Sprachkontakte. Konstanten und Variablen. Bochum: Brockmeyer.

Enninger, Werner (1993): Zu Genese, Umbau und Abbau von sprachlicher und sozio-religiöser Distinktheit. Der Fall der Schweizer Täufer vom 16. bis 19. Jh. in der Schweiz und im Gebiet des heutigen Frankreich. In: Eichinger/Raith (Hg.) (1993), S. 59-76.

Haarmann, Harald (1993): Die Sprachenwelt Europas. Geschichte und Zukunft der Sprachnationen zwischen Atlantik und Ural. Darmstadt: WBG.

Hagège, Claude (1994): La souffle de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe. Nouvelle édition. Paris: Odile Jacob.

Helfrich, Uta/Riehl, Claudia Maria (Hg.) (1994): Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance. Wilhelmsfeld: G. Egert Verlag.

Hornung, Maria (Hg.) (1994): Die deutschen Sprachinseln in den Südalpen. Mundarten und Volkstum. Hildesheim/Zürich/New York: Olms. (= Germanistische Linguistik S. 124-125).

Hornung, Maria (1994): Grundsätzliches zur Sprachforschung in den mehrsprachigen Gebieten Oberitaliens und Sloweniens. In: Hornung (Hg.) (1994), S. 9-16.

Hostetler, John A. (1993): Amish Society. 4. Aufl. Baltimore und London: The John Hopkins University Press.

Huemer, Gudrun (1995): Die Situation der deutschsprachigen Minderheit in Rumänien. In: Wodak/de Cillia (Hg.) (1995), S. 285-290.

Huffines, Marion Lois (1994): Directionality of Language Influence: The Case of Pennsylvania German and English. In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 47-58

Hutterer, Claus Jürgen (1982): Sprachinselforschung als Prüfstand für dialektologische Arbeitsprinzipien. In: Werner Besch u.a. (Hg.), Dialektologie. 1. Hbbd. Berlin/New York: de Gruyter. S. 178-189.

Kauffman, S. Duane (1991): Mifflin County Amish and Mennonite Story. 1791-1991. Belleville, Pa.: Mifflin County Mennonite Historical Society.

Krapf, Veronika (1993): Sprache als Organismus. Metaphern – Ein Schlüssel zu Jacob Grimms Sprachauffassung. Kassel: Brüder-Grimm-Gesellschaft.

Rider, Jacques Le (1994): Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes. Wien: Deuticke.

Löffler, Heinrich (1994): Germanistische Soziolinguistik. 2. Aufl. Berlin: E. Schmidt.

Louden, Mark. L. (1994): Syntactic Change in Multilingual Speech Islands. In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 73-91

Mattheier, Klaus J. (1994a): Theorie der Sprachinsel. Voraussetzung und Strukturierungen. In: Berend/Mattheier (1994), S. 333-348.

Mattheier, Klaus J. (1994b): Sprachinseln und Sprachenminderheiten. In: Helfrich/Riehl (Hg.) (1994), S. 103-114.

Menge, Heinz H. (1995): Rehabilitierung des Niederdeutschen. Erwartungen an die europäische Sprachenpolitik. In: ZGL 23, S. 2-32.

Raith, Joachim (1987): Sprachgemeinschaft. In: Ammon, Ulrich/Mattheier, Klaus J./Dittmar, Norbert (Hg.): Sociolinguistics. 1. Hbbd. Berlin/New York: de Gruyter. S. 200-208.

Raith, Joachim (1994): Is Pennsylvania German Still a Palatine-based Dialect of German. In: Dow, James R./Enninger, Werner/Raith, Joachim (Hg.) (1994): Old and New World Anabaptists. Studies on the Language, Culture, Society and Health of the Amish and Mennonites. Essen: Department of English. S. 33-49.

Rosenberg, Peter (1993): Sprache, Identität und Sprachgemeinschaft bei den Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion. In: Eichinger/Raith (Hg.) (1993), S. 113-148.

Rosenberg, Peter (1994): Varietätenkontakt und Varietätenausgleich bei den Rußlanddeutschen: Orientierungen für eine moderne Sprachinselforschung. In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 123-164.

Salmons, Joseph (1994): Naturalness and Morphological Change in Texas German. In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 59-72.

Sartori, Giovanni (1992): Demokratietheorie. Darmstadt: WBG.

Schabus, Wilfried (1994): Beobachtungen zu Sprachkontakt, Varietätenausgleich, Sprachloyalität und Sprachwechsel in Pozuzo (Peru) und bei den „Landlern" in Siebenbürgen. In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 221-262.

Stehl, Thomas (1994): Français régional, italiano regionale, neue Dialekte des Standards: Minderheiten und ihre Identität im Zeitenwandel und im Sprachenwechsel. In: Helfrich/Riehl (Hg.) (1994), S. 127-148.

Stölting-Richert, Wilfried (1994): Glaube und Sprache: Die Rolle der Konfession bei sprachsoziologischen Wandlungen in deutschen Sprachinseln. In: Berend/Mattheier (Hg.) (1994), S. 179-192.

Taylor, Charles (1995): Philosophical Arguments. Cambridge/Mass: Harvard University Press.

Thadden, Rudolf von (1991): Aufbau nationaler Identität. Deutschland und Frankreich im Vergleich. In: Giesen, Bernhard (Hg.) (1991): Nationale und kulturelle Identität. 2.Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 493-512.

Tyroller, Hans (1994): Die Mundart von Lusern. In: Hornung (Hg.) (1994), S. 109-144.

Wiesinger, Peter (1980): Deutsche Sprachinseln. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer. S. 491-500.

Vossen, Joachim (1994): Die Amischen Alter Ordnung in Lancaster County, Pennsylvania. Religions- und wirtschaftsgeographische Signifikanz einer religiösen Gruppe im Kräftefeld der amerikanischen Gesellschaft. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Wehler, Hans-Ulrich (1987): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 1700-1815. München: Hanser.

Wiesinger, Peter (1980): Deutsche Sprachinseln. In: Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer, S. 491-500.

Wodak, Ruth/Cillia, Rudolf de (Hg.) (1995): Sprachenpolitik in Mittel- und Osteuropa. Wien: Passagen Verlag.

Wolff, Michèle (1993): Zur sprachlichen Assimilation der Mennoniten im Elsaß und im Pays de Montbéliard im 20. Jahrhundert. In: Eichinger/Raith (Hg.) (1993), S. 77-98.

JURGEN EICHHOFF

Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen": Neue Wege, neue Erkenntnisse

Abstract

Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" war das erste großräumig angelegte Forschungsunternehmen zur deutschen Wortgeographie, das sich von der Bindung an die polaren Varietäten Dialekt und Standardsprache freigemacht und Sprache in jenem Bereich dokumentiert hat, der die heute wichtigste Existenzform der gesprochenen Sprache darstellt: in der Umgangssprache. Im Anschluß an den Wortatlas erschienene Arbeiten werden in diesem Beitrag referiert und ergänzt, wobei Grenzbildungen in der umgangssprachlichen Lexik, aber auch in der Phonologie und Morphologie im Mittelpunkt stehen. Das Verhältnis der Umgangssprachen zu den Dialekten auf der einen und der Standardsprache auf der anderen Seite sowie die landschaftliche Synonymik bei Begriffen der modernen Welt, mit Ausblicken auf die sprachschöpferische Leistung der Umgangssprachen, bilden weitere Schwerpunkte.

Obwohl Walter Henzen schon vor fast einem halben Jahrhundert darauf hingewiesen hat, daß „für gewöhnlich von den hundert und mehr Millionen Deutschen kaum ein Drittel Mundart, sozusagen niemand die Schrift- oder Hochsprache und alle übrigen diese Zwischenstufe", nämlich „die Umgangssprache" sprechen[1] , hat erst die jüngere, auf die Verwendung von Sprache im sozialen Kontext zielende Linguistik diesem Bereich verstärkte Aufmerksamkeit zukommen lassen. Der Grund für die lange Vernachlässigung dieser heute zweifellos wichtigsten Erscheinungsform der gesprochenen deutschen Sprache ist nicht zuletzt der Umstand, daß das sprachliche Geschehen in diesem Bereich stark variiert. Je nach Situation und Gesprächspartner kann es auf dialektale Elemente zurückgreifen oder genuin Standardsprachliches heranziehen, ganz zu schweigen von einem zum Teil ausgesprochenen Hang zur Neuschöpfung. Umfassende Darstellungen der Varietät „Umgangssprache" haben deshalb bisher nur auf einzelörtlicher und kleinregionaler Ebene erfolgreich durchgeführt werden können.[2] Allein für den Teilbereich der Lexik liegt mit dem „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" (WDU) eine das Ge-

[1] Henzen (1954, S. 19f.); „Deutsche" hat Henzen gewiß im Sinne von „Deutschsprachige" gemeint.

[2] Literaturangaben bei Munske (1983, S. 1002). Siehe jetzt auch Kallmeyer (1994).

samtgebiet der deutschen Sprache weitgehend übergreifende Dokumentation vor.

Auf der Grundlage des WDU sind mehrere Arbeiten erschienen, die umgangssprachliche Erscheinungen teils in neue historische Zusammenhänge einordnen, teils sie für die Aufdeckung von Entwicklungstendenzen im Bereich der Gegenwartssprache fruchtbar machen. Diese Arbeiten werden im folgenden referiert und ergänzt, wobei es hauptsächlich um Grenzbildungen in der umgangssprachlichen Lexik, aber auch in der Phonologie und Morphologie geht. Weitere Kapitel gelten dem Verhältnis der umgangssprachlichen Lexik zur Lexik der Dialekte auf der einen, der Standardsprache auf der anderen Seite. Daß lexikalische Varianten nicht nur aus alten Zeiten auf uns gekommen sind, sondern auch heute noch entstehen, zeigt das abschließende Kapitel. Einleitend wird das umgangssprachliche Stufenmodell präzisiert, das im ersten Band des WDU verwendet worden ist, um die Aufgliederung des umgangssprachlichen Bereichs in regionale Varietäten zu illustrieren.

1. Das umgangssprachliche Stufenmodell

Der Terminus *Umgangssprache* wird in der Sprachwissenschaft mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet.[3] Im Zusammenhang unserer Darstellung verstehen wir unter Umgangssprachen (unter bewußter Verwendung des Plurals) zunächst regionaltypische sprachliche Varietäten, die je nach Region in einem spezifischen Bereich des Spektrums zwischen den kleinräumig gegliederten Dialekten und der übergreifenden Standardsprache ihren Platz haben. An welcher Stelle dieses Spektrums die jeweilige regionale Umgangssprache lokalisiert ist, d.h., ob sie diesen oder jener nähersteht, beruht auf historischen Entwicklungen. Im Norden des deutschen Sprachgebiets sind die Umgangssprachen aus der Vorform der heutigen Standardsprache, der neuhochdeutschen Schriftsprache, entstanden, die hier zunächst als geschriebene Sprache Aufnahme fand, dann aber auch mündlich in formellen Situationen und als Mittel der überregionalen Kommunikation das Niederdeutsche mehr und mehr ablöste. Das Niederdeutsche spielt heute nur noch als Dialekt eine bescheidene und weiter abnehmende Rolle. Als sprachliches Substrat macht es sich aber in den norddeutschen Umgangssprachen durch die Färbung bestimmter Vokale, in der Realisierung bestimmter Konsonantenverbindungen, gelegentlich in der Syntax und nicht zuletzt im Wortschatz geltend. In Süddeutschland sind die Umgangssprachen dagegen nicht

[3] Zur Forschungslage siehe Munske (1983, S. 1002); zur Forschungsgeschichte Bichel (1973) und Radtke (1973).

„gesunkene Hochsprache."[4] Vielmehr leiten sich hier die städtischen Umgangssprachen von Dialekten her, die in ihrem Umland vielfach noch lebendig sind. Der Unterschied zu den Dialekten ist ein gradueller, nicht wie im Norden ein qualitativer. In den Städten Österreichs ist die Situation nach Wiesinger[5] „diffizil". Neben den Dialekten (vor allem in der Form der moderneren „Verkehrsdialekte") wird von der jüngeren Generation und in den Städten mehr und mehr „Umgangssprache" verwendet.[6] Darunter versteht man in Österreich ein „Ausgleichsprodukt" zwischen den Dialekten und der Standardsprache, das allerdings der Standardsprache nähersteht und von den Dialekten durch einen „auffällige[n] Einschnitt" getrennt ist.[7] Insofern kann man von einer Situation ähnlich der in Norddeutschland sprechen, wobei den unterschiedlichen Ausprägungen der Umgangssprache dann im wesentlichen nur die jeweils unterschiedlichen dialektalen Einflüsse zugrunde lägen. In den Städten der Schweiz, Südtirols und Luxemburgs werden dagegen im täglichen Umgang uneingeschränkt Sprachformen verwendet, die sich nicht als distinkte sprachliche Schicht selbständig gemacht haben. Ihnen steht nicht nur nach dem Verständnis der Sprecher, sondern auch bei Anlegung wissenschaftlicher Maßstäbe die Bezeichnung „Dialekt"[8] zu. Umgangssprachen im Sinne einer Definition, die von einer *Zwischenform* zwischen den Dialekten und der Standardsprache ausgehen, gibt es hier folglich nicht.

---

[4] Moser (1960, S. 227 u. 231). Nach den obigen Ausführungen wäre genauer von „gesunkener Schriftsprache" zu sprechen.

[5] Wiesinger (1980, S. 181).

[6] Wiesinger (1980, S. 183). Einer Umfrage des Germanistischen Instituts der Universität Wien vom Jahre 1984-85 zufolge verwendet die Bevölkerung der Mittelschicht je etwa zur Hälfte Dialekt und „Umgangssprache"; in mittleren und größeren Städten war das Verhältnis sogar 63 Prozent „Umgangssprache" bei nur 32 Prozent Dialekt (und 5 Prozent Standardsprache): Wiesinger (1989, S. 445-47).

[7] Wiesinger 1980, S. 183.

[8] Strukturlinguistisch definiert von Goossens (1977, S. 21) als „der als Ausdrucksweise eines Ortes zu betrachtende, auf lokale Verwendung zielende Komplex von Sprechweisen, bei dem zur Aufhebung der Differenzen zum hochsprachlichen System, im Vergleich zu den anderen am gleichen Ort vorkommenden Sprechweisen dieser Sprachgemeinschaft, eine maximale Anzahl von Regeln notwendig ist." In Luxemburg ist der Dialekt inzwischen in den Stand einer „indominanten Nationalsprache" erhoben worden (Hoffmann 1979, S. 134; vgl. auch S. 41ff.).

Die von Nord nach Süd gestufte Abfolge der regionaltypischen Umgangssprachen ist in Abbildung 1 veranschaulicht. In diesem Modell, das zunächst für phonologische und morphologische Erscheinungen gilt, wird u.a. sichtbar, daß im Norden die Stufen großräumiger sind als im Süden, wo sich die Kleinräumigkeit der Dialekte in den aus ihnen hervorgegangenen Umgangssprachen widerspiegelt.

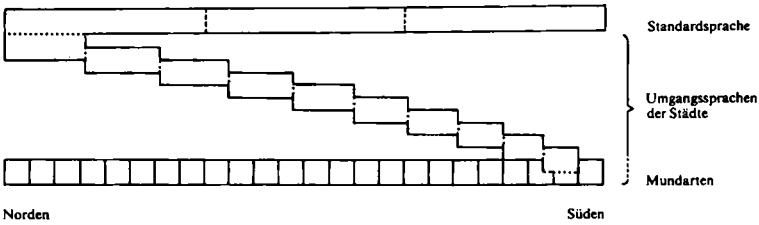


Abb. 1: Schematische Anordnung der Umgangssprachen zwischen Standardsprache und Mundarten.

Die Abbildung unterscheidet sich in einem nicht unwesentlichen Punkt von jener, die in der Einleitung zum ersten Band des WDU abgedruckt ist. Dort ist ein Abstand angedeutet zwischen der Stufe der norddeutschen Umgangssprache, die der Standardsprache am nächsten steht, und dieser selbst. Inzwischen ist der Trend zum alltäglichen Gebrauch standardnäherer Sprachformen fortgeschritten. Wichtiger noch: mit dem Begriff „*Standardsprache*" ist die strenge Norm, die ehemals mit dem Begriff „*Hochsprache*" sich verband, gelockert worden. Die Aussprachenorm der Standardssprache ist zur „Gebrauchsnorm" geworden und orientiert sich nicht mehr an den Bedürfnissen von Bühne und Rednerpult, sondern an der „Sprechwirklichkeit."[9] Im Bereich der Lexik haben die standardsprachlichen Wörterbücher mehr und mehr (auch unter Auswertung der Karten des WDU) regionales Wortgut aufgenommen und damit dem Prinzip eines regionalen Standards zur Anerkennung verholfen. Für eine nicht geringe Zahl von Sprechern ist die Standardsprache bereits gewohnheitsmäßig die Sprache des täglichen Umgangs geworden, vor allem in Norddeutschland. Der *kollektive* Sprachgebrauch des täglichen Umgangs[10] liegt aber auch hier unterhalb der standardsprachlichen Normen. Die revidierte Abbildung sucht der Entwicklung gerecht

[9] Vorwort der Dudenredaktion zu Mangold (1990, S. 5).

[10] „quasi die Schnittmenge der sprachlichen Realisierungen in alltäglichen Situationen" nach Friebertshäuser/Dingeldein (1985, S. 45).

zu werden, indem sie die Bereiche „norddeutsche Umgangssprache" und „Standardsprache" aneinanderrückt und durch die Punktierung der trennenden Linie das Bestehen zahlreicher Gemeinsamkeiten und fließender Übergänge andeutet. Auch die Übergänge zwischen den einzelnen Stufen der regionaltypischen Umgangssprachen sind durch punktierte Linien markiert. Damit ist ausgedrückt, daß es sich bei den Umgangssprachen nicht um scharf voneinander abgehobene Varietäten handelt, sondern eher um ein gestuftes Kontinuum. Für Österreich stellt unsere Skizze den insgesamt (noch) überwiegenden Sprachgebrauch, die Verwendung des Dialekts, dar und reflektiert nicht die Umbrüche, die sich im Sprachgebrauch der jüngeren Generation und in den Städten abzeichnen.

2. Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen"

Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" beruht auf einer umfassenden Erhebung, die die Bundesrepublik Deutschland in den Grenzen von 1949-1989, die damals noch bestehende Deutsche Demokratische Republik, Österreich sowie die deutschsprachigen Teile der Schweiz und Italiens (Südtirol) einschloß. Eine erste Befragung während der Jahre 1971-1976 umfaßte 402 Orte und resultierte in den zwei ersten Bänden[11] mit insgesamt 108 Wortkarten. Eine anschließende zweite Umfrage, durchgeführt im wesentlichen in den Jahren 1977-1987, fügte einen Ort in Südtirol sowie die Stadt Luxemburg hinzu und erbrachte Material für zwei weitere Bände, von denen der erste mit 62 Wortkarten im Jahre 1993[12] publiziert wurde. Ein abschließender vierter Band, der voraussichtlich 57 Wortkarten enthalten wird, erscheint 1997. Der Band 2 enthält einen Anhang von 17, der Band 4 einen von voraussichtlich 22 Karten, auf denen die areale Verbreitung phonologischer, morphologischer und syntaktischer Varianten in den Umgangssprachen dargestellt ist.

---

[11] Eichhoff (1977), Eichhoff (1978). – Die Karten der beiden ersten Bände sind über die Bandgrenze hinweg fortlaufend numeriert. In den Bänden 3 und 4 wird jeweils eine neue Numerierung angefangen; die Karten sind dann mit „Bandzahl – Kartennummer" (z.B. 3-12 für Karte 12 im dritten Band) identifiziert. Diese Methode wird im folgenden für die beiden ersten Bände nachträglich eingeführt. Die erste Zahl gibt also jeweils die Bandzahl, die zweite die Kartennummer an, auch bei Band 2, wo die Zählung der Karten erst mit 55 beginnt.

[12] Eichhoff (1993).

Ziel der Erhebung war es, den im deutschen Sprachgebiet in alltäglichen Situationen üblicherweise verwendeten Wortschatz zu erfassen.[13] In Anbetracht der skizzierten geographischen Stufung der in alltäglichen Situationen üblicherweise gesprochenen Varietäten galt es, einen Bruch zu vollziehen zu den hergebrachten Ansätzen wortgeographischer Forschung, die sich ausschließlich auf die polaren Varietäten des Deutschen, die Dialekte auf der einen und die Standardsprache auf der anderen Seite bezogen hatte.[14] Man war davon ausgegangen, daß die sprachliche Varietät konstant gehalten werden müsse, damit die Variable „Raum" die gewünschten landschaftlichen Varianten (Heteronyme) hervorbringen konnte. Der Forschungsansatz des WDU ist demgegenüber ein pragmalinguistischer. Selbstverständlich ist auch hier der räumliche Aspekt variabel. Als Konstante ist jedoch die sprachliche Verwendungsweise („Sprache im täglichen Umgang") gesetzt. Um Elemente welcher Varietät es sich bei dem erhobenen Wortgut dann handelt, ist erst sekundär von Bedeutung und gegebenenfalls durch linguistische Kriterien zu ermitteln. Bei großräumigen Erhebungen wie dieser werden die Elemente sprachlicher Verwendungsweise mit großer Wahrscheinlichkeit unterschiedlichen sprachlichen Varietäten angehören.[15] Bei unserer

---

[13] Bei der Konzeption des Projekts spielten u.a. die Nöte des Deutschunterrichts im Ausland eine Rolle. Wer im Ausland Deutsch gelernt hat, trifft im deutschen Sprachgebiet regionalen Wortgebrauch an, auf den der Unterricht nicht vorbereitet hat und den der Außenstehende auch nicht wie jemand, der im deutschen Sprachgebiet aufgewachsen ist, als regional oder stilistisch motiviert zu interpretieren vermag. Auch in der deutschsprachigen Literatur treten die regionalen Varianten für den Deutschlernenden oft irritierend in Erscheinung (Eichhoff 1972), wobei die Wörterbücher nur bruchstückhafte und auf veralteten oder ungeeigneten Quellen (z.B. den Dialekten) beruhende Hilfe boten (Niebaum 1984, Eichhoff 1988).

[14] Kretschmer (1918), Mitzka/Schmitt (1951-80). Die Beschränkung war durch das Forschungsinteresse der Exploratoren motiviert. Mitzka ging es vor allem um sprachhistorisch auswertbares Material, das in den altertümlicheren Dialektformen am ehesten bewahrt ist. Kretschmer sah seine Aufgabe in der interpretierenden Bestandsaufnahme mit dem Ziel zu zeigen, daß „die hochdeutsche Gemeinsprache [...] im Wortschatz nicht zur vollen Einheitlichkeit vorgedrungen" (S. 2) ist. Beiden Unternehmungen ist der Nachteil gemein, daß die Varietäten, aus denen sie ihr Material schöpften, in weiten Bereichen des Untersuchungsgebiets nur von einem geringeren Anteil der Gesamtbevölkerung in alltäglichen Situationen tatsächlich verwendet wurden.

[15] Vgl. Dingeldein (1991, S. 110-11).

Frage nach dem „üblichen", d.h. kollektiven Wortgebrauch[16] städtischer Bevölkerungen jüngeren Alters darf davon ausgegangen werden, daß im Gebiet der heutigen Bundesrepublik der Wortgebrauch in der jeweiligen Varietät „Umgangssprache" erhoben worden ist. In der Schweiz und in Südtirol, zum Teil auch in Österreich, handelt es sich dagegen um den Wortgebrauch in der Varietät „Dialekt"[17].

Schon Walter Henzen[18] ist zu der Erkenntnis gelangt, daß sich die Umgangssprachen „am leichtesten [...] umschreiben, aber am schwersten [...] beschreiben" lassen. Das gilt auch weiterhin. Die dargestellte horizontale (geographische, diatopische) Gliederung kreuzt sich mit vielfältigen Faktoren, die im aktuellen Sprachgebrauch vertikal gerichtet sind und zur Bildung von Ebenen und Nischen innerhalb der Umgangssprachen führen. Zu diesen Faktoren gehören vor allem der Gebrauch der Sprache in unterschiedlichen soziokulturellen Gruppen (diastratische Faktoren), in unterschiedlichen Generationen von Sprechern (diaphasische Faktoren) und in unterschiedlich gewerteten sozialen Interaktionen (diasituative Faktoren). Jedoch sind davon eher die lautlichen, weniger die den Gegenstand des Atlasprojekts bildenden lexikalischen Komponenten der Sprache betroffen. Lautliche Erscheinungen werden auf den Karten des WDU im allgemeinen lediglich in linguistisch markanten und geographisch relevanten Fällen berücksichtigt. Gegenstand des Darstellungsinteresses sind sie nur auf den Karten der Anhänge in den Bänden 2 und 4.

3. Nord/Süd-Gliederung in der umgangssprachlichen Lexik

Bei einer großen Zahl der Karten des WDU springt ins Auge, daß das deutsche Sprachgebiet sich in einen nördlichen und einen südlichen Bereich teilt, wobei jeder Bereich durch ein oder mehrere landschaftliche Synonyme (Heteronyme) repräsentiert sein kann. Von diesem Befund ausgehend, bezeichnen Munske (1983) und Durrell (1989) die bisherige,

---

[16] Die Gewährspersonen wurden bewußt nach dem üblichen Sprachgebrauch am Ort, nicht nach ihrem eigenen Sprachgebrauch gefragt.

[17] Der Terminus *Umgangssprachen* im Titel des WDU ist also im Sinne von 'Sprachverwendungsweise' zu verstehen. Vgl. auch Bichel (1973 passim, bes. S. 365-69). – Dingeldein (1991, bes. S. 38) hat die Verwendung der Bezeichnung *Umgangssprache* sowohl für eine sprachliche Varietät wie auch als Verwendungsweise mit guten Gründen bemängelt; jedoch gibt die von ihm im Anschluß an Porzig (s. Bichel 1973, S. 368) für letztere gewählte Bezeichung *Alltagssprache* zu neuen Mißverständnissen Anlaß.

[18] Henzen (1954, S. 21).

auf Dialektunterschieden beruhende Gliederung des Deutschen in die Bereiche Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch als für das Sprachbewußtsein der Gegenwart nicht mehr relevant. Während Munske als erster die großräumige Zweiteilung des Sprachgebiets im Bereich der Umgangssprachen in die Diskussion einbringt, stellt Durrell sie in größere, das Sprachbewußtsein und die sprachlichen Entwicklungstendenzen einbeziehende Zusammenhänge. Insgesamt wird damit die Raumteilung des Deutschen auf neue Grundlagen gestellt. Munske [19] diagnostiziert eine Nord/Süd-Gliederung bei mehr als der Hälfte der 54 Karten des ersten Bandes.[20] Indem er die auf den Punkt-Symbolkarten erkennbaren Flächen gleichen Wortgebrauchs durch Linien voneinder scheidet, macht er die „dominierende Zweiteilung" des deutschen Sprachgebiets mit Hilfe einer kombinierten Isoglossenkarte sichtbar.[21] Auf ihr vereinigen sich 16 Isoglossen zwischen den Städten Hof im Osten und Fulda im Westen zu einem Bündel, das sich dann allerdings nach Nordwesten und nach Südwesten auffächert. Munske schließt seinen Beitrag mit der Feststellung: „Aufgrund der verbreiteten Kenntnis diatopischer Varianten der umgangssprachlichen Lexik (wegen ihrer Verwendung in der überregionalen Kommunikation) ist deren regionaler Symptomwert erheblich größer, als dies für dialektale Lexik gilt. Dem umgangssprachlichen Wortschatz kommt deshalb vergleichsweise größere Bedeutung für die Konstitution umgangssprachlicher Sprachräume zu."[22]

Durrell setzt die Scheide zwischen dem nördlichen und dem südlichen umgangssprachlichen Areal, die in der Nähe des Mains verläuft, mit der hergebrachten Vorstellung einer die deutsche Kulturlandschaft durchzie-

---

[19] Munske (1983, S. 1013-15).

[20] Nur der erste Band lag Munske zur Zeit der Abfassung seines Beitrags vor.

[21] Munske (1983, S. 1014). Sowohl Munske wie dann auch Durrell (1989, S. 102) sind sich der Problematik des Vorgehens bewußt. Den Karten des WDU wird hier eine Funktion aufgebürdet, die zu übernehmen sie von den methodischen Voraussetzungen ihrer Erarbeitung her nicht geschaffen worden sind. Die örtlichen Eintragungen, die sich auf Angaben von jeweils nur ein oder zwei Gewährspersonen stützen, können nicht in jedem einzelnen Fall hundertprozentig zuverlässig sein. Die Karten sind *flächengetreu*, das heißt, sie erlauben das Identifizieren von Arealen gleichen Wortgebrauchs. Das Ziehen von Isoglossen geht jedoch von der Annahme *ortsgetreuen* Belegmaterials aus. Die im folgenden abgebildeten Karten, seien es Isoglossenkarten oder die auf Isoglossenbündeln beruhenden Wabenkarten, sind deshalb nur mit dem Vorbehalt zu sehen, daß die Menge der Belege etwaige Ungenauigkeiten in Einzelfällen relativiert.

[22] Munske (1983, S. 1015).

henden sog. „Mainlinie" in Beziehung. In dieser Bezeichnung verfestigt sich der Umstand, daß „in der mythologischen Geographie Deutschlands [...] ungefähr im Bereich des Maintals eine Grenze wahrgenommen wird zwischen Gebieten, die ein Nord- bzw. Süddeutscher in schwerlich näher zu spezifizierender Hinsicht als 'heimisch' bzw. 'fremd' empfindet."[23] Als Hintergrund sieht Durrell die politischen Konstellationen des 19. Jahrhunderts, in dem jahrzehntelang die preußischen und österreichischen Interessen in diesem Gebiet aufeinanderstießen, bis schließlich von 1866 bis 1871 die Südgrenze Sachsens, Thüringens, des preußisch gewordenen Nassau und der Rheinprovinz zugleich die Südgrenze des von Preußen beherrschten Norddeutschen Bundes wurde.

Durrell stellt die Frage, ob sich für eine so ausgeprägte Vorstellung von Gegensätzen, wie sie sich in dem Begriff „Mainlinie" niedergeschlagen hat, nicht auch in der Sprache eine Stütze finden müsse. In der mundartlichen Lautgeographie, die die Basis der traditionellen Einteilung in Mundarträume bildet, läßt sich an dieser Stelle eine signifikante Grenze jedoch nicht festellen. Zwar verläuft in der Nähe des Mains die Lautverschiebungsgrenze, die in dem Wort *Apfel* unverschobenes *p* im Norden von *pf* im Süden trennt. Sie liegt im Osten innerhalb des Thüringischen ein beträchtliches Stück nördlich des Mains, um den Fluß nach dem zweiten Drittel seines Verlaufs in Nord/Süd-Richtung zu überqueren, bevor sie in wiederum eher ost/westlicher Richtung nördlich von Karlsruhe den Rhein erreicht. Es ist die südlichste der Verschiebungslinien, sieht man von *k/kch* im Alemannischen ab. In der Sprachwissenschaft ist ihr deshalb ein besonderer Status zugesprochen worden als Trennungslinie zwischen dem „Oberdeutsch" genannten Raum im Süden, wo die Lautverschiebung voll durchgeführt wurde, und der nördlich sich anschließenden „mitteldeutschen" Übergangszone. Detailuntersuchungen haben jedoch gezeigt, daß diese Grenze im Gefüge der mundartlichen Raumgliederung recht isoliert dasteht. Durrell sieht sich „zu dem Schluß gezwungen, daß für die Raumgliederung der deutschen Mundarten die Mainlinie unbedeutend ist."[24] Die wesentlichen mundartlichen Lautgrenzen liegen beträchtlich weiter nördlich, vor allem die für die Mundartgliederung bedeutendste, die *ik/ich*-Linie, die den Gegensatz zwischen den hochdeutschen und den niederdeutschen Mundarten markiert.

Auch in der Wortgeographie der deutschen Mundarten herrscht eine Nord/Süd-Gliederung vor. Von den 115 Karten des „Deutschen Wortatlas", die markante Gliederungen aufweisen, tritt nach Hildebrandt (1983)

[23] Durrell (1989, S. 89).

[24] Durrell (1989, S. 94).

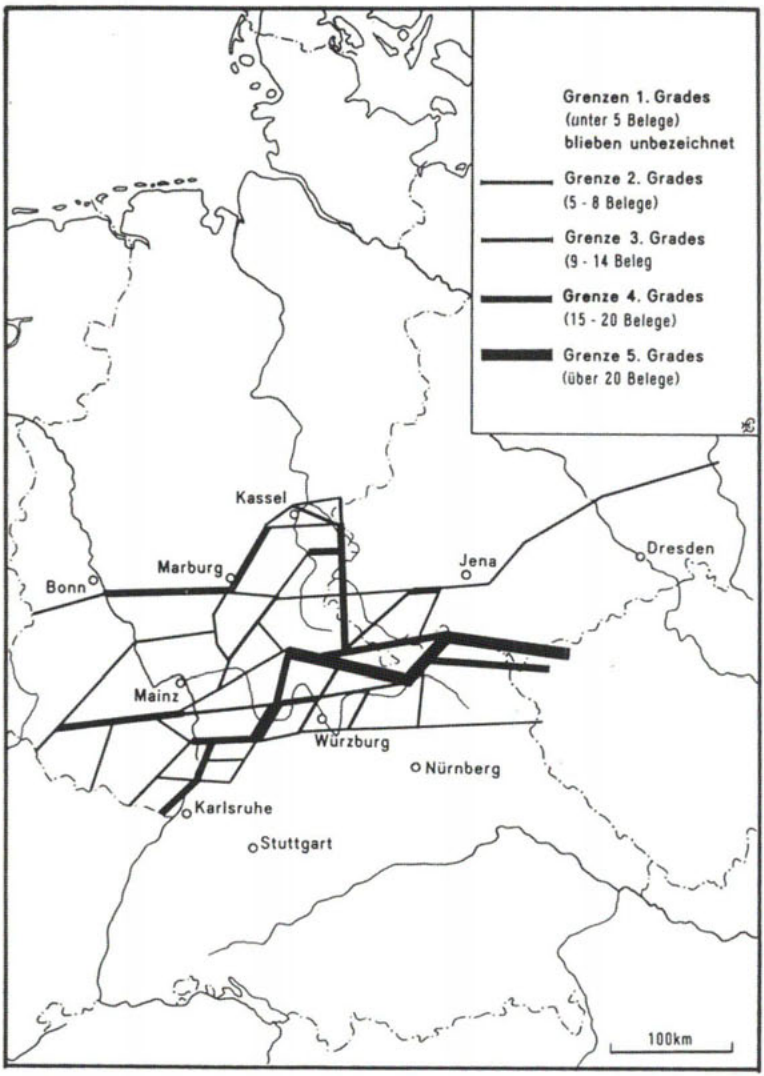


Abb. 2: Kombinationskarte zu Nord/Süd-Gegensätzen in der umgangssprachlichen Lexik auf der Grundlage von 71 Karten des WDU (Bd. 1-2), nach Durrell (1989).

auf nicht weniger als 77 dieses Muster mehr oder weniger ausgeprägt in Erscheinung. Die Grenzen zwischen den nördlichen und den südlichen Heteronymen verlaufen jedoch wiederum überwiegend viel weiter nördlich, in der Nähe der hochdeutsch/niederdeutschen Dialektgrenze. Somit bestätigt die dialektale Wortgeographie die „große Bedeutung der hochdeutsch/niederdeutschen Grenze für die dialektale Strukturierung des deutschen Sprachraums"[25] , sie liefert aber keine Stütze für eine sprachliche Untermauerung der Mainlinie.

Diese sprachliche Untermauerung findet Durrell in der Lexik der Umgangssprachen. Unter den 125 Karten der Bände 1 und 2 des WDU zählt er nicht weniger als 92, die eine Nord/Süd-Gliederung aufweisen; von den 108 Wortkarten sind es 80.[26] Bei 71[27] der 92 Karten mit Nord/Süd-Gliederung lassen sich die Geltungsbereiche der Varianten „ohne allzu grobe Vereinfachung" (S. 102) in Form von Isoglossen darstellen. Zu einer vereinfachten Wabenkarte kombiniert, ergeben sie die Karte Abb. 2.

Nach dieser Karte verläuft die bei weitem vorherrschende Scheidelinie zwischen nördlichen und südlichen Formen zunächst entlang der thüringisch-fränkischen Grenze etwas nördlich des Mains, um sich dann in drei Haupt- und mehrere Nebenlinien aufzugliedern. Trotzdem, die Lagerung ist eindeutig: „Wir können [...] zu dem Schluß kommen, daß für die Umgangssprache als heute wichtigste Existenzform der gesprochenen deutschen Sprache eine räumliche Nord/Süd-Gliederung im Bereich der Lexis konstatiert werden kann, die bei aller begrifflichen Ungenauigkeit nicht weit von dem entfernt liegt, was durch die populäre 'Mainlinie' angedeutet wird."[28]

Die Karten des dritten und des noch nicht erschienenen vierten Bandes bestärken Durrells Befund. Verhältnismäßig viel weniger von ihnen weisen allerdings die klar umgrenzten Gebiete auf, die in den beiden ersten Bänden vorherrschen. Auf zahlreichen Karten machen ausgedehnte Mischgebiete das Ziehen von Isoglossen unmöglich. Aber immerhin wei-

---

[25] Durrell (1989, S. 97).

[26] Durrell (1989, S. 101) nennt die Zahl 81. Jedoch sind in der Auflistung der Karten, auf denen ein nördliches Lexem mehreren südlichen gegenübersteht, nur 23 genannt statt der 24, von denen im Text die Rede ist.

[27] 65 Wortkarten und 6 phonologische bzw. morphologische Karten. Die Zahl ergibt sich aus der Zählung der von Durrell (1989, S. 102, Anm. 5) identifizierten Karten. Der Text spricht von nur insgesamt 70 Karten.

[28] Durrell (1989, S. 104f.).

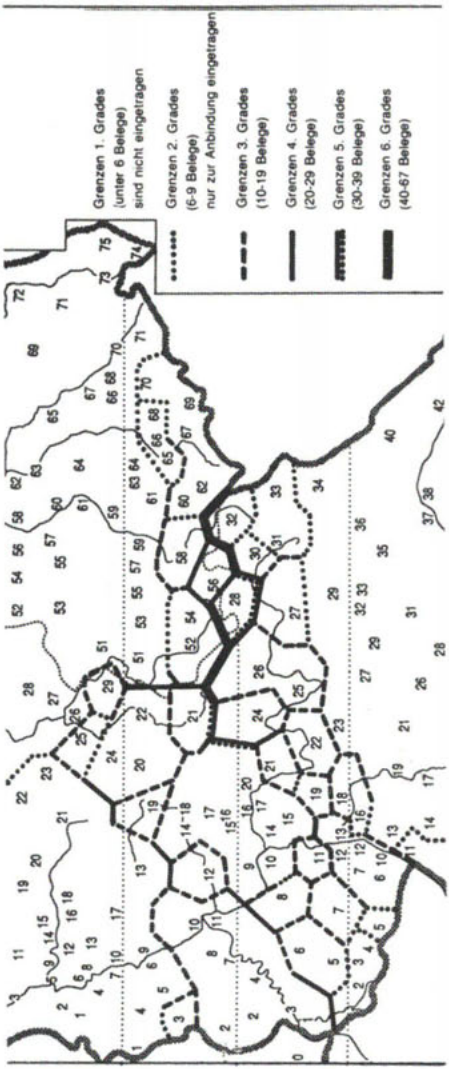


Abb. 3: Kombinationskarte zu Nord/Süd-Gegensätzen in der umgangssprachlichen Lexik auf der Grundlage von 111 Wortkarten des WDU.

sen von den 119 Wortkarten dieser Bände 42 ein zumindest teilweises nord/südliches Gliederungsmuster mit Übergängen in der Nähe des Mains auf.[29] Auf der Basis der 65 von Durrell aus den Bänden 1 und 2 herangezogenen Wortkarten plus vier weiterer Karten, die Durrell nicht heranzieht[30], plus der 42 Karten aus den Bänden 3 und 4 ergibt sich die (vereinfachte) Wabenkarte Abb. 3.

Auf dieser Karte sind Grenzen, die sich aus weniger als sechs Beleggrenzen zusammensetzen, fortgelassen. Grenzen zweiten Grades sind nur eingetragen, um höherrangige Grenzen, die andernfalls ins Leere laufen würden, zu verbinden oder an die Sprach- bzw. Kartengrenze zu führen.

Die um etwa zwei Drittel größere Zahl der Wortkarten ergibt ein Bild, das im wesentlichen mit dem von Durrell eruierten übereinstimmt, jedoch in Details abweicht. Auch auf der präzisierten Karte ist die Scheidelinie in ihrem östlichen Teil am ausgeprägtesten. Auf 58 der 111 herangezogenen Karten verläuft das Isoglossenbündel in dem Bereich der ehemaligen deutsch/deutschen Grenze zwischen Bayern und Thüringen zwischen Hof (F32) und Plauen (E62); zwischen Hof und Saalfeld (E58) sind es 63. Nimmt man die südlich um Hof (zwischen Hof und Marktredwitz, F33) herumschwenkenden Isoglossen hinzu, so erhöht sich die Zahl um weitere 18. Die Linie teilt sich nach Westen zu, wobei in Sonneberg (E56) der Wortgebrauch zum Teil mehr mit dem Süden, in Coburg (F28) zum Teil mehr mit dem Norden übereinstimmt. Das Teilstück westlich der beiden Städte weist dann mit 67 Belegen den größten Kontrast überhaupt auf, um sich vor Fulda (E21) in mehrere Stränge aufzuspalten. Der nach Norden und darauf nach Westen schwenkende Strang schließt Eschwege (D29) und Kassel (D25), aber nicht Hannoversch-Münden (D26) und Göttingen (D27) ein. Hier verläuft unsere Grenze also auf eine kurze Strecke im Bereich der hochdeutsch/niederdeutschen

---

[29] Auf einigen (wenigen) Karten gibt es mehr als nur eine in der Nähe des Mains verlaufende Bezeichnungsgrenze, z.B. bei der Karte 2-93 'der Rotkohl', wo sowohl die Grenze zwischen *Rotkohl* im Norden und dem südlich anschließenden *Rotkraut* wie auch die Grenze zwischen *Rotkraut* und der den ganzen Süden einnehmenden Form *Blaukraut* heranzuziehen wäre. In manchen Fällen von geographischer Auffächerung ist ebenfalls von zwei in unserem Zusammenhang relevanten Linien auszugehen. Das Kriterium „[einem] Nord- bzw. Süddeutsche[n] [...] 'heimisch' bzw. 'fremd" ' (Durrell 1989, S. 89) ist ohnehin aufzugeben. Den allermeisten Norddeutschen wird die Bezeichnung *Rodonkuchen* für den Napfkuchen (Karte 2-60) gewiß „fremd" vorkommen (und „tief süddeutsch"). Dennoch muß das Verbreitungsgebiet dieser Bezeichnung dem Norden zugeschlagen werden. „Südlich" ist die Bezeichnung *Guglhupf*, die im Norden zumindest bekannt ist.

[30] Es handelt sich um die Karten 2-59, 2-66, 2-79, 2-100.

Dialektgrenze. Marburg (E19) stellt sich im Gegensatz zu Durrells Befund überwiegend zum Süden. Die Grenze im Bereich der Hunsrückschranke ist mit etwa 20 Belegen stärker ausgeprägt als bei Durrell, wohingegen die bei Durrell zwischen Mainz (F10) und Worms (F11) beginnende und nach Westen sich erstreckende Linie auf der präzisierten Karte weniger stark in Erscheinung tritt und sich nach Südwesten zu überhaupt deutlich abschwächt. Die Mehrzahl der vor Fulda nach Süden sich wendenden Beleggrenzen überschreitet den Main nicht südlich von Aschaffenburg (F21), sondern zwischen Gemünden (F24) und Würzburg (F25) und verläuft dann unterhalb von Wertheim (F22) in Richtung Westen. Die Beleggrenze den Rhein hinauf westlich von Bruchsal (G13) und Karlsruhe (G11) ist nicht so stark ausgeprägt und überschreitet den Rhein nicht.

In einem „Schlußbemerkungen" genannten Kapitel seines Beitrags (S. 105-07) deutet Durrell an, daß die politischen und kulturellen Raumbildungen des 19. Jahrhunderts überhaupt erst zu einer auch sprachlichen Ausprägung der „Mainlinie" geführt haben. Gerda Grober-Glück spricht bei ihrer Untersuchung der von Berlin ausgehenden metaphorischen Wendungen in der Umgangssprache von der Mainlinie als geradezu einer „Hemmstelle"[31] , die sich der Ausbreitung von Norden kommender sprachlicher Neuerungen entgegenstellt. Nicht weniger wichtig ist Durrells Beobachtung, daß nördlich dieser Linie umgangssprachlich überwiegend diejenigen lexikalischen Varianten anzutreffen sind, die innerhalb der Standardsprache den höheren Rang einnehmen.[32] Offenbar habe man es im Bereich der Maingrenze mit einer „jäher abfallenden Stelle entlang der [...] graduellen Abstufung" der umgangssprachlichen Varietäten (siehe Abb.1) zu tun. An dieser Bruchstelle scheidet sich das deutsche Sprachgebiet in zwei Areale, in denen „die gängigste Sprachform [...] durch ihr je anderes Verhältnis zur hochsprachlichen Norm charakterisiert werden kann" (S. 107). Diese in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Erkenntnis, von Durrell zunächst noch mit Vorsicht formuliert, wird durch die Karten des dritten und vierten Wortatlas-Bandes bekräftig. Es gilt, sie durch örtliche und kleinregionale Studien beiderseits der „sprachlichen Mainlinie" für größere Bereiche der umgangssprachlichen Grammatik zu verifizieren.

---

[31] Grober-Glück (1975, S. 361).

[32] Zu Rangabstufungen innerhalb der Lexik der Standardsprache siehe Eichhoff (1988).

4. Nord/Süd-Gliederung in der umgangssprachlichen Phonologie und Morphologie

Bei den Erhebungen des Belegmaterials und bei der Herstellung der Karten des WDU ging es vor allem um die Darstellung von Worttypen. Lautliche Erscheinungen sind auf den Karten in der Regel nur berücksichtigt, wenn sie gebietsweise verbreitet sind. Ein kursorischer Durchblick erweist rasch, daß solche Erscheinungen praktisch ausschließlich im Süden des Untersuchungsgebiets auftreten.

Bei den Erhebungen sind jedoch markante Nord/Süd-Unterschiede in der Lautung und Grammatik (die sich in der Regel als südliche Abweichungen von der standardsprachlichen Norm darstellen) auch separat aufgenommen worden. Sie sind zum Teil im Anhang zu Band 2 veröffentlicht. Der Anhang zu Band 4 wird weitere Beispiele bringen. Durrell (1989) hatte sechs der Karten des Anhangs von Band 2 dem Belegmaterial, das der Karte Abb.2 zugrunde liegt, zugeschlagen.[33] Für unsere präzisierte Karte Abb.3 sind sie nicht berücksichtigt worden. Sie werden stattdessen mit drei weiteren Karten aus dem Anhang von Band 2, einer Karte aus Band 3 und elf Karten aus dem Anhang von Band 4 zu der Karte Abb.4 zusammengefaßt.[34]

Es ist offensichtlich, daß auf dieser Karte die relevanten Linien genau dort Unterschiede in der Phonologie und Morphologie markieren, wo die Karte Abb.3 Unterschiede im Wortgebrauch scheidet. Auch bei den Lauten und Formen ist das Isoglossenbündel im Bereich der alten bayrisch/thüringischen Grenze nördlich des oberen Mains am ausgeprägtesten. Im größten Teil dieses östlichen Drittels bilden sie mit acht bis dreizehn Belegen eine Grenze 4. Grades. Auch hier findet sich die Teilung in einen Strang nördlich um Sonneberg (E56) und einen anderen südlich um Coburg (F28) herum. (Zwischen diesen beiden Städten sind die Unterschiede mit vier Belegen verhältnismäßig gering.) Die Grenze nördlich von Lahn und Mosel ist etwas stärker ausgeprägt als die im Bereich der Hunsrückschranke. Durchschnittlich liegen die Grenzlinien wohl um ein geringes weiter nördlich als bei der Lexik. Sie liegen aber immer noch zentriert dort, wo Durrell aufgrund des lexikalischen Befundes die „sprachliche Mainlinie" angesetzt hat. Ebenso wie bei der Lexik sind bei den Lauten und Formen die nördlichen Formen vorwiegend die, die als standardsprachlich zu gelten haben. Die südlichen gehören einer

---

[33] Durrell (1989, S. 102, Anm. 5).

[34] Es handelt sich um die Karten 2-112–13, 2-116, 2-118, 2-120–21, 2-123–25, 3-54, 4-58–59, 4-62, 4-66–67, 4-73–77, 4-79.

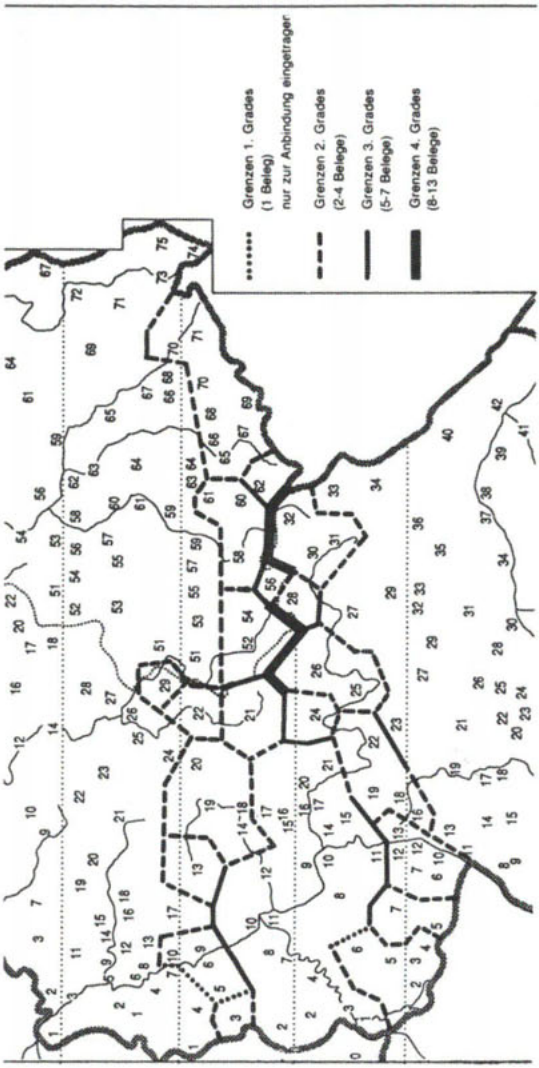


Abb. 4: Kombinationskarte zu Nord/Süd-Gegensaätzen in der umgangssprachlichen Phonologie und Morphologie auf der Grundlage von 21 Karten des WDU.

höchstens regionalen Norm an, überwiegend aber sind sie als dialektal zu bezeichnen.[35] Auch in der Phonologie und Morphologie liegt im Bereich des Mains also eine Linie, die ein nördliches, der Standardsprache näherstehendes sprachliches Großareal von einem südlichen Großareal trennt, in dem dialektale Formen vorherrschen. Und auch das phonologische und morphologische Belegmaterial zwingt dazu, auf der Abbildung 1 eine die „Mainlinie" repräsentierende „etwas jäher abfallende Stelle" anzusetzen.

5. Wortgrenzen und politische Grenzen

Die für den WDU abgefragten Begriffe konzentrierten sich auf solche, für die auf dem Gebiet der Bundesrepublik und der DDR großflächig vorkommende landschaftliche Bezeichnungsvarianten zu erwarten waren. Nur für Österreich oder die Schweiz geltende und mit den politischen Grenzen zusammenfallende Besonderheiten des Wortgebrauchs finden ihren Platz sinnvollerweise in Wörterbüchern, nicht in arbeitsaufwendigen Sprachatlanten. Würden diese Besonderheiten dennoch in eine Kombinationskarte eingetragen, so ergäbe sich entlang der deutsch/österreichischen und der deutsch/schweizerischen Grenze ein umfangreiches Linienbündel. Politische Grenzen sind eben auch für Kommunikationsgemeinschaften und damit Sprachräume formativ.

Auf den Karten des WDU zeigt sich Übereinstimmung von politischer Grenze und Wortgrenze bei den Bezeichnungen für das Vormittagsfrühstück am Arbeitsplatz (Karte 1-36), für das im Bairischen *Brotzeit* und im deutschen Teil des Alemannischen *Vesper* gilt. Das Verbreitungsgebiet beider Bezeichnungen endet an der schweizerischen bzw. österreichischen Grenze. Jenseits der Grenze gilt in Österreich *Jause*, in der Schweiz *Znüni*. Letzteres kommt auch im ehemals zur Schweiz gehörigen Vorarlberg vor. Jedoch hat die Zugehörigkeit zum österreichischen Staatsgebiet inzwischen schon dazu geführt, daß *Jause* in drei der vier vorarlbergischen Belegorte ebenfalls als „üblich" bezeichnet wurde. Ein Aussterben von *Znüni* im Vorarlberg und damit ein Zusammenfall von Wortgrenze und Staatsgrenze ist abzusehen. Ein solcher Zusammenfall findet sich wiederum bei der Bezeichnung *Halbmittag*, das in Südtirol, und nur hier, verwendet wird.

---

[35] Zum Beispiel das Diminutivsuffix, Karte 3-54. Die nördlichen Formen *ein bißchen, ein bißje* sind standardsprachlich oder stehen der Standardsprache nahe. Die südlichen Formen, *ein bissl, ein bissle* sind deutlich dialektal. Standardsprachliches *-lein* kommt in den Umgangssprachen bei diesem Wort nicht vor, übrigens auch nicht als Diminutivsuffix bei *Haus*, vgl. Karte 2-121.

5.1 Die deutsch/österreichische Grenze als Wortgrenze

Obwohl die Feststellung von Wortgrenzen entlang der deutsch/österreichischen Grenze nicht Ziel der Abfragungen für den WDU war, tritt diese Grenze auf einer Vielzahl der Karten zumindest in Teilbereichen in Erscheinung. Die politische Grenze ist Grenze zwischen den Bezeichnungen (typisiert) *sich erkälten/sich verkälten* auf dem Gebiet der Bundesrepublik und dem österreichischen Heteronym *sich verkühlen* (Karte 1-6), zwischen *Bulldog* und *Traktor* (Karte 1-12), *Schreiner* und *Tischler* (Karte 1-20), *Kamin* und *Rauchfang*, (Karte 1-23, die westlichen Bereiche Österreichs ausgeschlossen; ähnlich *Kaminkehrer* und *Rauchfangkehrer*, Karte 1-22), *Gang* und *Vorraum, Vorzimmer* (Karte 1-25, die westlichen Bereiche ausgeschlossen), *Pinte, Beize* und *Beisel* (Karte 1-32), *Schusser* und *Kugel, Kugerl* (Karte 1-50), *Seil, Springseil* und *Springschnur* (Karte 1-51), *Negerkuß, Mohrenkopf* und *Schwedenbombe* (Karte 2-62), *Bonbon, Guatl* und *Zuckerle* (Karte 2-63), *Fleischküchle, Fleischpflanzl* und *Fleischlaberl* (Karte 2-65), *Putzlumpen, Hadern* und *Fetzen* (Karte 2-80), *Schnake, Staunze* und *Gelse* (Karte 2-101), *Mäuserl* und *das närrische Bein, das damische Aderle* (Karte 3-6 'der Musikantenknochen'), *Geldbeutel* und *Geldtasche* (Karte 3-15), *Häuslehupfen, Kastlhupfen* und *Tempelhupfen* (Karte 3-27 'Himmel und Hölle'), *Karussell* und *Ringelspiel* (Karte 3-29, die westlichen Bereiche ausgeschlossen), *Federmäppchen* und *Federpennal* (Karte 3-32), *sich schicken* und *sich tummeln, sich schleinen* (Karte 3-42 'sich beeilen'), *Hausschuhe, Pantoffeln* und *Patschen, Schlapfen* (Karte 4-8), *Mülltonne* und *Müllkübel, Mistkübel* (Karte 4-17), *Hörndl* und *Kipferl, Kipfl* (Karte 4-21), *Pfann(en)kuchen* und *Omelett, Palatschinke* (Karte 4-24), *Hackfleisch* und *Faschiertes* (Karte 4-34), *Bierfilzl* und *Biertatz(er)l* (Karte 4-44; *Bierdeckel* streut), *Blumenkohl* und *Karfiol* (Karte 4-49), *Rosenkohl* und *Sprossenkohl, Kohlsprossen* (Karte 4-50), *Aprikose* und *Marille* (Karte 4-53) – um nur die deutlichsten Beispiele zu nennen.

Diese umgangssprachlichen Wortgrenzen sind allerdings zum Teil das Ergebnis eines erst auf dieser sprachlichen Ebene ganz durchgeführten komplementären territorialen Ausgleichs. Damit ist ein Prozeß gemeint, bei dem Bezeichnungen, die innerhalb einer größeren Kommunikationsgemeinschaft nur von einer Minderheit verwendet werden, in der Regel weiter zurückgehen und schließlich aussterben. Auf basisdialektaler Ebene reicht nach Scheuringer (1995) das Gebiet zum Beispiel von *Schreiner* über die politische Grenze hinweg nach Oberösterreich hinein, während umgekehrt das in den Umgangssprachen (und Dialekten) Österreichs herrschende Heteronym *Tischler* im äußersten Osten Niederbayerns basisdialektal in einem zehn bis zwanzig Kilometer breiten Streifen auf die

deutsche Seite hinüberreicht. Hier spiegeln sich historische Grenzverschiebungen, die im Laufe der Zeit auf den höheren sprachlichen Ebenen eine Art „sprachliche[r] Bereinigung der Staatsgrenze" (Scheuringer) zur Folge hatten.

5.2 Die deutsch/schweizerische Grenze als Wortgrenze

Auch die deutsch/schweizerische Grenze markiert in vielen Fällen Bezeichnungsunterschiede. Völlige Übereinstimmung herrscht dabei nicht nur bei Bezeichnungen, die durch administrative Verfügung gestützt sind (schweiz. *Führerausweis*, dt. *Führerschein*, Karte 3-48), sondern auch bei Begriffen jungen Ursprungs wie schweiz. *Poulet*, dt. *Brathähnchen* (Karte 4-34; die aus dem Dialekt stammende Bezeichnung *Güggeli* streut beiderseits der Grenze), und *Panaschee*, dt. *Radler* (Karte 4-40 'Mischgetränk aus Bier und Limonade'). Die meisten mit der politischen Grenze übereinstimmenden umgangssprachlichen Bezeichnungsgrenzen betreffen jedoch durchaus auch älteres Wortgut: *Estrich* gegenüber *Bühne, Speicher* (Karte 1-24 'der Dachboden'), *viertel 6* gegenüber *dreiviertel 6* (Karte 1-39), *Schläckstängel* gegenüber *Lutscher* (Karte 2-64), *Bitzgi* gegenüber *(Apfel-)Butzen* (Karte 2-97), *Narrebeinli* gegenüber *Musikantenknochen, Mäusle* (Karte 3-6), *Portemonnaie* gegenüber *Geldbeutel* (Karte 3-15; letztere Bezeichnung gilt nur in Süddeutschland), *Velofahrer* gegenüber *Radfahrer* (Karte 3-17), *Nuggi* gegenüger *Schnuller* (Karte 3-23), *Etui* gegenüber *Mäpple* (Karte 3-32 'das Federmäppchen'), *krampfen* gegenüber *schuften* (Karte 3-49), *Garette* gegenüber *Schubkarren* (Karte 3-50), *Ni(i)del, Niidle* gegenüber *Rahm* (Karte 4-28; *Rahm* streut auch in der Schweiz). Es kann an dieser Stelle nicht untersucht werden, wie alt dieser Zusammenfall von Wortgrenze und Staatsgrenze in jedem Fall ist. Möglicherweise handelt es sich auch hier um das Übergreifen der (in der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaft) mehrheitlich verwendeten Bezeichnung auf das Gebiet der minderheitlich verwendeten Bezeichnung im Zuge des komplementären territorialen Ausgleichs. Es fällt jedoch auf, daß in nicht wenigen Fällen als schweizerisch zu bezeichnende Besonderheiten in das südliche Baden-Württemberg hineinreichen, besonders die Städte Lörrach und Waldshut einschließend: *Maitli* gegenüber *Mädle* (Karte 1-2), *lu(e)g!* gegenüber *guck!* (Karte 1-8), *wischen* gegenüber *kehren* (Karte 1-16 'fegen'), *Znüni* gegenüber *Vesper* (Karte 1-35 'das Vormittagsfrühstück'), *grüezi* gegenüber *grüß Gott* (Karte 1-47 'Gruß beim Betreten eines Geschäfts'), *Weggli* gegenüber *Weck(en)* (Karte 2-59), *Härdöpfelstock* gegenüber *Kartoffelbrei* (Karte 2-67), *Zündhölzli* gegenüber *Streichholz* (Karte 2-75), *Zapfe* gegenüber *Korken* (Karte 2-76), *Schulsack, Schultheek* gegenüber *Schulranzen* (Karte 2-88), *pressieren* gegenüber *sich beeilen* (Karte 3-42), *Finken* gegenüber *Schlappen, Haus-*

schuhe (Karte 4-8), *Nastuch* gegenüber *Taschentuch* (Karte 4-9), *Omelett(e)* gegenüber *Pfannkuchen* (Karte 4-24) und *Gschwellti* gegenüber *Pellkartoffeln* (Karte 4-46). In den dialektnahen Umgangssprachen dieser Gebiete wirkt sich die Grenze zwischen den hochalemannischen und den niederalemannischen Dialekten aus, die auch kulturell eine Rolle spielt und etwa dreißig Kilometer nördlich der politischen Grenze verläuft. Es ist jedoch abzusehen, daß auch hier Wortgrenzen und nationale Grenzen einander angleichen werden. Dies vor allem aufgrund des Umstandes, daß in Deutschland die Umgangssprachen sich zunehmend der Standardsprache nähern, während die Schweiz in der alltäglichen Kommunikation bei der Verwendung des Dialekts beharrt.

5.3 Die deutsch/deutsche Grenze von 1945-1989 als Wortgrenze

Die Aufnahmen für den WDU waren abgeschlossen, bevor im Jahre 1990 die formelle Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands vollzogen wurde. Wenn, wie das Beispiel der deutsch/österreichischen und der deutsch/schweizerischen Grenze zeigt, die politische Grenze die Bildung sprachlicher Grenzen zur Folge hat, wird man fragen wollen, in welchem Umfang sich auch die deutsch/deutsche Grenze sprachlich schon ausgewirkt hatte.

Bekanntlich ist der Streit um die „sprachliche Teilung" auf beiden Seiten mit wechselnden, zumeist ideologisch gefärbten Argumenten geführt worden.[36] Es ging dabei vor allem um Neuwörter, aber auch um Bedeutungsentwicklungen von Wörtern, die die Zugehörigkeit der beiden deutschen Staaten zu unterschiedlichen politischen Systemen widerspiegelten. Der neutrale Wortschatz war nur wenig betroffen. Aber auch hier stand die sprachliche Entwicklung nicht still. Mit der Einführung neuer Sachen kamen neue Bezeichnungen. Gebrauchsgegenstände aus Kunststoff zum Beispiel: In der Bundesrepublik bürgerte sich dafür nach und nach die aus englisch *plastics* entlehnte Bezeichnung *das Plastik* ein, in der DDR *der Plast*, daraus später die in die Funktion des Singulars übergetretene Pluralform *die Plaste*.[37] Neu waren auch die Bluejeans, für die im Norden der Bundesrepublik zunächst *Nietenhose*, in der DDR *Niethose* gebräuchlich wurde, bevor es dann überall nur noch *Jeans* hieß. Die *Kombine* und der *Mähdrescher* sowie das *Brathähnchen* und der *Broiler* kommen noch hinzu.

---

[36] Im Überblick zuletzt noch, mit Bibliographie, Russ (1994, S. 100-120).

[37] Dazu ausführlicher Eichhoff (1980, S. 163-66).

Größer war die Zahl der Begriffe, bei denen die Grenzen unterschiedlichen Wortgebrauchs nicht, genauer gesagt: noch nicht mit der Grenze zwischen den beiden Staaten übereinstimmten. Hätte die Grenze noch zwei oder drei Generationen länger Bestand gehabt, so wäre es gewiß auch hier zu weitgehendem komplementärem territorialem Ausgleich gekommen. Die Abbildung 5 vereinigt die 14 vom WDU erfaßten

Beispiele zu einer Kombinationskarte.[38] Im Süden, von der deutsch/tschechischen Grenze bis auf die Höhe von Göttingen (D27), fallen auf dieser Karte die Wortgrenzen überwiegend mit der politischen Grenze zusammen. Dann teilt sich das Isoglossenbündel in einen östlichen und einen westlichen Strang. Der östliche Strang (7 Belege) läuft weiterhin entlang der Staatsgrenze, der westliche (4 Belege) führt jedoch an dem Industriegebiet zwischen Goslar (C18) und Wolfsburg (C21) westlich vorbei. Die Elbe zwischen Wittenberge (B55) und Lauenburg (B23) bildet mit drei Belegen[39] eine nur schwache Grenze. Mehrere Beleggrenzen verlaufen hier weiter östlich innerhalb des Gebietes der ehemaligen DDR und signalisieren damit noch die enge Bindung dieses Landstriches an den westlich anschließenden Hamburger Raum. Erst östlich von Lübeck vereinigen sich die Stränge wieder. Man darf gespannt darauf sein, wie sich die Sprachverhältnisse in diesem Gebiet nach der Wiedervereinigung entwickeln. Manche Bezeichnungen, darunter der *Broiler*, werden verschwinden. *Alster(wasser)* und *Radler* greifen nach vorläufigen Beobachtungen rasch auf die jeweils angrenzenden Gebiete der neuen Bundesländer über. Eine umfasserendere Antwort muß späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

---

[38] In dieser Karte sind die Beispiele *Nietenhose/Niethose* (Karte 2-86) und *Führerschein/Fahrerlaubnis* (Karte 3-48) nicht enthalten, weil die Gegensätze schon vor der Wiedervereinigung nicht mehr vorhanden waren. Dazu Eichhoff (1978, S. 25), und Eichhoff (1993, S. 32). – Protze (1990, S. 142) sieht komplementären territorialen Ausgleich auch bei *Senf* gegenüber *Mostert* als möglich an. Seine Karte (S. 141) stützt diese Ansicht. Sie beruht jedoch auf Aufnahmen auch aus kleineren Orten, in denen der alltägliche Sprachgebrauch möglicherweise stärker bei konservativen Formen beharrt. Unsere Karte (2-71), die das sprachliche Verhalten in den größeren und gewiß trendsetzenden Städten wiedergibt, dokumentiert ein deutliches Überwiegen von *Senf* auch auf dem Gebiet der DDR.

[39] Es handelt sich um die Grenzen auf den Karten 2-77 'das Plastik', 4-20 'die belegte Brotscheibe', und 4-34 'das Brathähnchen'.

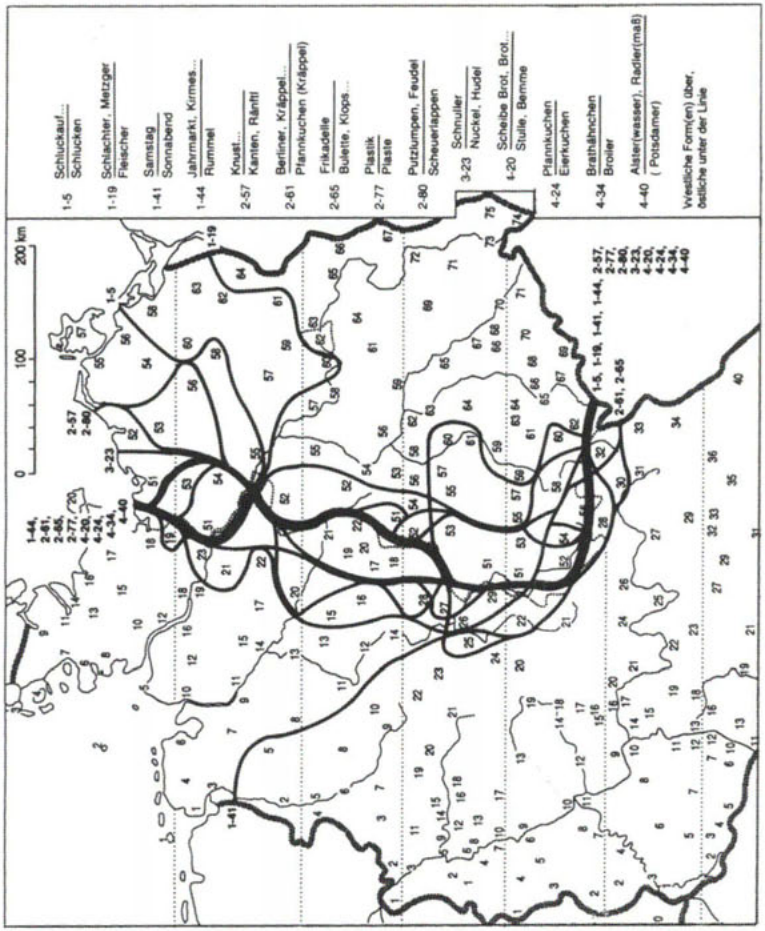


Abb. 5: Kombinationskarte zu Ost/West-Gegensätzen i der umgangssprachlichen Lexik im Bereich der deutsch/deutschen Grenze 1945-1989, auf der Grundlage von 14 Karten des WDU.

6. Lexikalische Varianten der Umgangssprachen in ihrem Verhältnis zur dialektalen Lexik

Das für den WDU systematisch über das gesamte deutsche Sprachgebiet erhobene Material erlaubt es nunmehr erstmals, aus der vergleichenden Untersuchung umgangssprachlicher und dialektaler Wortareale Schlüsse hinsichtlich sprachlicher Entwicklungen zu ziehen. Allerdings müssen im Norden bzw. Süden die unterschiedlichen Voraussetzungen zu unterschiedlichen Problemstellungen führen. Nur im Norden, im Bereich der niederdeutschen und zum Teil noch mitteldeutschen Dialekte, besteht zwischen diesen und den (hochdeutschen) regionalen Umgangssprachen der qualitative Unterschied, der Sprachentwicklungen großräumig sichtbar machen kann. Im Süden schafft der WDU eher neue Voraussetzungen für die Untersuchung von Stadtsprachen gegenüber Landmundarten, noch weiter südlich, in der Schweiz, lassen sich mit Hilfe der WDU-Karten diachronische Vergleiche mit früheren Dialektaufnahmen durchführen.

6.1 Zur Herkunft lexikalischer Varianten in den Umgangssprachen Norddeutschlands

Jan Goossens (1979) hat, von den Karten des WDU ausgehend, die Frage nach der Herkunft (endogen oder exogen) des umgangssprachlichen Wortschatzes im Geltungsbereich des Niederdeutschen gestellt. Aufgrund von 24 Begriffen, die sowohl im WDU (Band 1 und 2) wie auch im „Deutschen Wortatlas" (DWA) behandelt sind und deshalb den Vergleich ermöglichen, trifft er die Feststellung, daß erstens, immer „wenn (fast) der gesamte niederdeutsche Mundartraum nur über einen einzigen Ausdruck verfügt, [...] dieser in verhochdeutschter Gestalt auch Bestandteil der norddeutschen Umgangssprache geworden" ist (S. 46). Beispiele sind die Bezeichnungen *Junge, kneifen, fegen, Klempner, Streichholz, Meerrettich, Rotkohl, Ziege* und *Mücke*.

Ohne daß der Nachweis an dieser Stelle im einzelnen geführt werden kann, dürften aus den Bänden 3 und 4 die folgenden drei Bezeichnungen in dieselbe Kategorie fallen:

Alltag (zu erschließen aus der Karte 3-40 'am Wochentag/wochentags'). Die Bezeichnung *Alltag* gilt in den Umgangssprachen bis an die Westgrenze und die Grenze zu Dänemark, wo in den Mundarten *Werkeltag* und ähnliche Bezeichnungen gelten.

auswringen (Karte 4-15). Dieses Wort, in seinem ersten Teil verhochdeutscht aus niederdeutsch *utwringen*, nimmt trotz Bewahrung des ty-

pisch niederdeutschen *wr-*[40] heute fast die gesamte nördliche Hälfte des deutschen Sprachgebiets ein. Die mundartlich im Süden des westlichen Niederdeutschen gültige Form *utdrücken* ist in den Umgangssprachen nicht mehr vertreten. Schon auf der DWA-Karte reicht das Wort in starker mundartlicher Aufsplitterung und z.T. in Konkurrenz mit anderen Formen bis an die Mosel, wo sich südlich *ausdrehen* anschließt. Die Mosel ist auch in den heutigen Umgangssprachen die Scheide zwischen *ausdrehen* im Süden und dem jetzt einheitlich als *auswringen* erscheinenden nördlichen Heteronym. Wir haben hier einen der seltenen Fälle, wo ein Wort mit erkennbar niederdeutscher Lautung trotz vorhandener „hochdeutscher" landschaftlicher Synonyme (*ausdrehen*, *auswinden* und *ausringen*) standardsprachlich den höchsten Rang einnimmt.

Goossens' Regel ist nicht ohne Ausnahme. Das niederdeutsche Wort für den Topf, *Pott*, ist trotz seiner Verbreitung über praktisch das gesamte niederdeutsche Sprachgebiet hinweg (mit Ausnahme eines von Süden über Berlin hinausreichenden Keils) nicht in die norddeutschen Umgangssprachen aufgenommen worden. Obwohl der WDU (Karte 4-12) den Begriff als Bezeichnung für ein Gefäß für Milch, der DWA dagegen als 'irdener Topf' abgefragt hat, sind die Karten vergleichbar. Der Grund für die Zurückweisung des niederdeutschen Wortes dürfte in der lautlich „unmöglichen" Form zu suchen sein, die die Übertragung ins Hochdeutsche zur Folge hätte. Stattdessen ist im gesamten niederdeutschen Raum, soweit nicht (möglicherweise sachlich unterschiedene) Bezeichnungen wie *Kanne* und *Krug* auftreten, umgangssprachlich die aus dem Ostmitteldeutschen stammende, heute standardsprachliche Form *Topf* vertreten.

Als zweites untersucht Goossens Fälle, in denen der niederdeutsche Mundartraum zwei großräumige Heteronyme aufweist. In diesen Fällen ist zu beobachten, daß Dialektwörter, die nur im westlichen Teil des Gebiets vorkommen, „nicht den Status der Umgangssprache erreichen oder [...] es schwer [haben], diesen Status zu behalten" (S. 49). Sie werden durch Bezeichnungen aus den östlichen und südöstlichen Bereichen zurückgedrängt. Beispiele für expandierende Bezeichnungen sind *pfeifen*, *heute morgen*, *Samstag* und bedingt auch *Tischler*.

Aus den Bänden 3 und 4 treten hinzu:
Peitsche (Karte 3-51). Die westniederdeutsche Bezeichnung *S(ch)weep* u.ä. galt in den meisten Mundarten zur Zeit der Aufnahmen für den DWA nur noch neben *Pietsch*, der aus dem Sorbischen zunächst ins Ost-

[40] Die schwierige Lautverbindung wird, auch in den Dialekten, von den Sprechern z.T. durch *fr-* ersetzt.

mitteldeutsche übernommenen Bezeichnung. In den Umgangssprachen ist das Wort vollkommen verschwunden.

Pilz (Karte 4-48). Die in den westniederdeutschen Mundarten verbreitete, aber auch die nördlichen Dialekte des ostniederdeutschen Raums einnehmende Bezeichnung *Poggenstaul* ist als umgangssprachliche Form nicht mehr gemeldet worden. Der ausgefallene Charakter der Metapher („Krötenstuhl") dürfte seiner Aufnahme ins Hochdeutsche Schwierigkeiten entgegengesetzt haben. Das Ersatzwort hat wiederum im Ostmitteldeutschen seinen Ursprung; die Allgemeinbezeichnung im Süden ist bekanntlich *Schwamm*.

Abschließend diskutiert Goossens fünf Fälle, in denen die niederdeutsche Dialektlandschaft in mehrere Wortgebiete aufgeteilt ist. Die entsprechenden Karten des WDU sind 'das Mädchen' (1-2), 'die Schaufel' (1-14), 'die Rinde der Brotscheibe' (2-56), 'der Schnürsenkel' (2-87) und 'die Möhre' (2-89). Mit Ausnahme der Karte 'Mädchen' weisen hier auch die Umgangssprachen in Norddeutschland mehrere Gebiete auf, z.B. *Schippe* bzw. *Schüppe* im westlichen und östlichen Bereich neben *Schaufel* im zentralen norddeutschen Raum auf Karte 1-14. Diesen Fällen entsprechen aus Band 3 die Karte 'der Schnuller' und aus Band 4 die Karte 'die Sahne'.

Karte 3-23 'der Schnuller'. In den niederdeutschen Mundarten herrscht die Bezeichnung *Lutscher* in einem breiten nördlichen Streifen vor, während im südwestlichen Niederdeutschen *Sauger* und im südöstlichen *Nuckel* gelten. Letztere Bezeichnung reicht aus dem südlich angrenzenden Ostmitteldeutschen herein, in dessen Südteil sich wiederum mehrere kleinräumige Bezeichnungen, vor allem *Huttel*, finden. Nördlich des *Nuckel*-Gebiets zur Ostseeküste hin streut *Titt* stark ein. Zwischen den Erhebungen für den DWA und denen für den WDU ist an die Stelle des gefüllten Stoffbeutelchens, das dem Kind zum Saugen gegeben wurde, der Gummisauger getreten. Damit ist auch die Bezeichnungslandschaft grundlegend bereinigt worden. Im gesamten westniederdeutschen Raum, aber hinab bis an die Schweizer Grenze gilt jetzt in den Umgangssprachen fast ganz einheitlich *Schnuller*. Die einzige konkurrierende Bezeichnung ist *Nuckel*, die nicht nur den Süden des ostmitteldeutschen Gebiets erobert hat, sondern auch den gesamten ostniederdeutschen Raum bis an die Ostseeküste. Es war geradezu ein Kennwort der DDR geworden. Die Bezeichnung *Schnuller* ist in den Dialekten im Schwäbischen, Ostfränkischen und Nordbairischen, aber immer in Konkurrenz mit anderen Bezeichnungen, verbreitet. In den hochdeutschen Umgangssprachen muß sie rasch den Rhein hinauf und an der Westgrenze entlang vorgestoßen sein, unterstützt möglicherweise durch den kommerziellen Vertrieb des

nun industriell hergestellten Produkts. Offenbar wurde eine Bezeichnung gebraucht, die sich von der des alten Saugers mit hinreichender Deutlichkeit unterschied.

Karte 4-28 'die Sahne'. Der größte Teil des niederdeutschen Mundartraums teilt mit dem Süden die Bezeichnung *Rahm*. Sie kommt auch in den norddeutschen Umgangssprachen vor, ist jedoch insgesamt seltener als die aus dem Ostmitteldeutschen vorstoßende Bezeichnung *Sahne*. Überraschend ist das Beharrungsvermögen der kleinräumig verbreiteten mundartlichen Bezeichnungen *Schmant* und *Flott*. Beide sind auch in den Umgangssprachen vertreten, wenngleich letzteres nur viermal um Braunschweig gebucht wurde. *Schmant* findet sich umgangsprachlich im Westfälischen, Moselfränkischen und im Nordhessischen, z.T. in kompakten Gebieten. Möglicherweise macht sich der Umstand geltend, daß in der Auseinandersetzung zwischen dem hier leicht mundartlich klingenden *Rahm* und dem noch nicht akzeptierten *Sahne* die Bezeichnung *Schmant* als Ausweichform sich behaupten kann.

Insgesamt bestätigt die Mehrzahl der Beispiele aus den Bänden 3 und 4 Goossens' Folgerung, daß die Umgangssprachen in Norddeutschland

> „ihr Wortgut meistens aus den niederdeutschen Mundarten übernommen [haben]. Je großräumiger der Dialektausdruck, um so besser seine Chancen in der Umgangssprache. Ostniederdeutsche Wörter setzen sich leichter durch als westniederdeutsche [...]. Von den angrenzenden mitteldeutschen Bereichen hat zweifellos das Obersächsische den stärksten Einfluß auf die Herausbildung des norddeutschen umgangssprachlichen Wortschatzes gehabt." (S. 50f.)

6.2 Varianten der umgangssprachlichen Lexik in ihrem Verhältnis zum Dialekt im mittleren und südlichen Teil des Sprachgebiets

Zum Verhältnis zwischen den Umgangssprachen und Dialekten im mittel- und süddeutschen Raum liegen noch keine die Wortatlaskarten vergleichend auswertenden Arbeiten vor. Im folgenden seien einige Beobachtungen formuliert, die Ausgangspunkt weiterreichender Untersuchungen sein könnten.

Im mitteldeutschen Raum verwischt sich die qualitative Trennung zwischen den Dialekten und den Umgangssprachen, die die sprachlichen Verhältnisse im Norden bestimmt. Wie die Abbildung 1 illustriert, stehen hier die Umgangssprachen den Dialekten näher, Übergänge zwischen beiden erfolgen leichter. So finden sich in den Umgangssprachen des mitteldeutschen Raumes Formen mit unverschobenem *p* oder *t*, die im Norden gemieden bzw. als dialektal sanktioniert würden. Ein Beispiel ist die Bezeichnung *kneipen* u.ä. mit unverschobenem *p*, die auf der Karte 1-10

'kneifen' vom Obersächsischen über das Thüringische bis ins nördliche Hessen hinein streut. Daß es sich hier nicht um mundartliche Irrläufer, sondern um legitime, den Umgangssprachen zuzurechnende Formen handelt, wird durch die Aufnahme von *kneipen* als Stichwort in die Duden-Bände[41] sozusagen sprachamtlich bestätigt.

Auf derselben Karte zieht sich von Basel das Rheintal hinauf die Variante *pfetzen*. Sie geht in einer Linie westlich von Karlsruhe, Heidelberg und Michelstadt dann in die Form *petzen* über – übrigens der einzige Fall, wo auf den Karten des WDU eine Lautverschiebungsgrenze wenigstens teilweise sichtbar wird. Auch hier hat sich die Duden-Redaktion entschlossen, das umgangssprachliche Wort mit mundartlicher Lautung (mit der Verbreitungsangabe „westmitteldeutsch") in die Wörterbücher aufzunehmen.[42]

Unverschobenes *t* findet sich in der Bezeichnung *Schnute* für den Ausguß der Kaffeekanne (Karte 2-78), die am unteren Rhein recht kompakt vorkommt. Die Wörterbücher kennen das Wort nur in den Bedeutungen 'Mund, besonders eines Kindes' und 'Gesichtsausdruck, der Verdrossenheit, Enttäuschung, Beleidigtsein o.ä. ausdrückt'.[43] Die Form mit Standardlautung, *Schnauze*, ist im Obersächsischen verbreitet, streut aber auch über die Mainlinie hinweg in den süddeutschen Raum.

In der Schweiz ist auch in den Städten die Mundart Sprache des täglichen Umgangs. Die Karten des WDU können hier allenfalls dazu dienen, zum Vergleich mit den nunmehr fast ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Aufnahmen für den „Sprachatlas der deutschen Schweiz" herangezogen zu werden. Ein Beispiel: Auf der Karte 'kneifen' verzeichnet der WDU für die östliche Schweiz *chlübe*, für den westlichen Teil der deutschsprachigen Schweiz *chlemme*, im Zentrum *chlimse* und *chnüüble*, für das Wallis *zwengge*. Genau diese Bezeichnungen finden sich in eben den Gebieten auf der entsprechenden Karte des „Sprachatlas der deutschen Schweiz".[44] Sogar die „fremde" Form *petzen* in Basel wird dort

[41] Z.B. Duden Deutsches Universalwörterbuch (1989, s.v).

[42] Duden Deutsches Universalwörterbuch (1989, s.v). – Auch das weit weniger verbreitete *pfetzen* ist vertreten, mit der Verbreitungsangabe „landschaftlich". Möglicherweise brauchte man das Wort, um das verbreitetere *petzen* als seine „Nebenform" kennzeichnen zu können. Die mittelfränkische Variante *pitschen* ist der Aufnahme nicht für würdig befunden worden.

[43] Duden Deutsches Universalwörterbuch (1989, s.v).

[44] Hotzenköcherle (1962-, Bd. IV, Karte 92).

bestätigt. Ob die Übereinstimmung stets so vollkommen ist und wo im einzelnen Verschiebungen stattgefunden haben, werden Studien an umfangreicherem Material zeigen müssen.

7. Norddeutsche umgangssprachliche Lexik in ihrem Verhältnis zur Standardsprache

Bei der Vorstellung des umgangssprachlichen Stufenmodells (Abb.1) im ersten Band des WDU wurde darauf hingewiesen, daß die für die Laute und Formen gültige Vorstellung: „Im Norden der Standardsprache näher, im Süden ferner" nicht unbedingt auch für den Wortgebrauch zutrifft.[45] Auch der Norden kennt regional begrenzte, zum Teil (aber nicht in jedem Fall) aus den niederdeutschen Dialekten stammende Bezeichnungen wie *Trecker* (Karte 1-12 'der Traktor'), *Mostrich* (Karte 2-71 'der Senf'), *Wurzel* (Karte 2-89 'die Möhre'), *Bickbeere* (Karte 2-96 'die Heidelbeere'), *klönen* (Karte 3-9 'sich unterhalten'), die dem Standarddeutschen nicht oder nur unter Vorbehalten wie „landschaftlich" angehören und von Sprechern mit ausgeprägtem Sprachempfinden in formellen Situationen oder bei der Kommunikation mit Personen aus anderen Teilen des deutschen Sprachgebiets gemieden werden.

Gunter Müller (1980) hat in einer komputergestützten Untersuchung die Frage zu beantworten versucht, ob die Distanz zwischen lexikalischem Standard und umgangssprachlicher Lexik im norddeutschen Sprachraum regional differenziert ist, d.h., ob es Gegenden gibt, in denen die lexikalische Komponente der Umgangssprache mehr standardsprachlich akzeptiertes Wortgut enthält als in anderen. Zu diesem Zweck wählte er 67 für eine derartige Untersuchung geeignete Karten aus den beiden ersten Bänden des WDU aus und errechnete für jeden der 201 Orte in den Zonen A bis E der WDU-Grundkarte einen Faktor, der sich aus der Klassifikation der gemeldeten Formen als „regional", „umgangssprachlich" usw. oder auch deren Fehlen in dem Wörterbuch von Wahrig ergibt. Durch Schwarzfärbung eines dem Faktor entsprechenden Kreissektors und dessen Eintragung in die WDU-Grundkarte läßt sich das „Distanzprofil" (der Grad des Abstands von der standardsprachlichen Idealnorm) zunächst für jeden Ort, dann auch für ganze Gegenden erkennen. Im Blick auf den Gesamtraum wird dieses Distanzprofil „überraschend deutlich von großlandschaftlichen Unterschieden" geprägt:

---

[45] Eichhoff (1977, S. 11).

> „Unübersehbar ist das generell höhere Abweichungsniveau des Westens gegenüber dem Osten, noch ausgeprägter sind die starken Abweichungen des mitteldeutschen Südens (Zone E), vor allem im Vergleich mit den Zonen B und C im aktuellen bzw. historischen Geltungsbereich niederdeutscher Mundarten. Innerhalb des niederdeutschen Sprachraums ist ein Ansteigen des Abweichungsniveaus wiederum nach Norden hin (Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Ostfriesland) offenkundig." (S. 122)

Auffällig ist, daß innerhalb des niederdeutschen Sprachraums der Osten eine geringere lexikalische Distanz zum Standarddeutschen aufweist als der Westen. Diese geringere Distanz stellt Müller auch im südlich anschließenden ostmitteldeutschen Raum fest und untermauert damit die schon von Goossens[46] aufgestellte These von diesem Gebiet als dem Einfallstor für ostmitteldeutsch-standardsprachliches Wortgut in den westniederdeutschen Raum.

8. Die moderne Welt in der umgangssprachlichen Wortgeographie

Die auf die Erfassung geographischer Differenzierungen im Wortschatz angelegten Erhebungen von Kretschmer (1918) und Mitzka/Schmitt (1951-80) erwecken den Eindruck, als müßten die Begriffe, deren Bezeichnungen geographisch variieren, wie diese selbst aus historischen Zeiten auf uns gekommen sein. Keiner der 332 mehr oder weniger ausführlichen Wortartikel Kretschmers behandelt moderne Wörter.

Bei der Zusammenstellung des Fragebogens für den WDU wurde Wert darauf gelegt, gerade auch modernes Sachgut zu berücksichtigen, wenn sich irgend Anzeichen für geographische Bezeichnungsgliederung fanden. Das Ergebnis sind insgesamt 17 Wortkarten:

'der Traktor' (Karte 1-12)
'der Negerkuß (Gebäck)' (Karte 2-62)
'Getränk, gemischt aus Bier und Limonade' (Karte 2-73, revidiert als Karte 4-40)
'das Plastik' (Karte 2-77)
'die Blue Jeans' (Karte 2-86)
'der Radfahrer' (Karte 3-17)
'Fußball spielen' (Karte 3-30)
'der Führerschein' (Karte 3-48)
'der Aufzug' (Karte 4-4)
'das Brathähnchen' (Karte 4-36)
'das Brathähnchen (scherzhaft)' (Karte 4-37)

---

[46] Siehe Abschnitt 6.1.

'die Limonade' (Karte 4-38)
'das Erfrischungsgetränk aus Cola und Limonade' (Karte 4-39)
'Mischgetränke mit Bier' (Karte 4-41)
'Mischgetränke mit Wein oder Apfelwein' (Karte 4-42)
'der Muckefuck' (Karte 4-43)
'die Pampelmuse' (Karte 4-52)

Neun dieser Begriffe werden im folgenden unter zwei Fragestellungen erörtert: (1), Die Rolle von Amts-, Fach- und Sondersprachen bei der Genese geographischer Differenzierungen im neuzeitlichen Wortschatz, und (2), Sprachschöpfung als Quelle regionalen Wortgebrauchs.[47]

Vier Begriffe verdanken ihre Existenz der modernen Verwaltung und Technik: der Führerschein, der Aufzug, der Traktor und das Plastik. Die zugehörigen Bezeichnungen sind überwiegend künstliche Bildungen oder Entlehnungen aus dem Englischen. Sie dürften zunächst einem geschrieben-fachsprachlichen Bereich angehört haben, aus dem sie dann in die gesprochenen Umgangssprachen gelangt sind. Bezeichnungen für das Dokument, das zum Führen eines Kraftfahrzeug berechtigt, wurden von Behörden auf nationalstaatlicher Ebene festgelegt. Die Bezeichnungsgrenzen fallen deshalb mit nationalen oder administrativen Grenzen zusammen. Die alte Bundesrepublik und Österreich behielten in der Nachkriegszeit die Bezeichnung *Führerschein* bei. In der DDR war zwecks Meidung des politisch verfemten Bestimmungswortes die Bezeichnung *Fahrerlaubnis* eingeführt worden. Unsere Wortkarte zeigt im wesentlichen diesen Zustand. Die *Führerschein*-Meldungen aus diesem Gebiet sind teils Zeugnisse für das inoffizielle Weiterbestehen der Bezeichnung, teils das Ergebnis eines Verwaltungsaktes aus dem Jahr 1982, durch den die Bezeichnung *Führerschein* auch in der DDR wieder eingeführt wurde. In der deutschsprachigen Schweiz ist *Führerausweis* die amtliche Bezeichnung, im Wallis allerdings *Permis* im Einklang mit der französischsprachigen Verwaltung dieses Kantons. In Südtirol gilt *Patent*, die Übersetzung von *patento* aus der ursprünglich ganz italienischen Amtssprache.

Neben der amtlichen Bezeichnung gibt es in der Schweiz die in unseren Abfragungen sogar häufiger belegte Variante *Fahrausweis*. Sie wird mir von Gewährspersonen als „inoffizielle Zweitform" beschrieben – offensichtlich eine Schöpfung der „Umgangssprache" (wiewohl hier in der Form des Dialekts), die kurze und bildhafte Ausdrücke bevorzugt.

---

[47] Vgl. zum Folgenden z.T. schon Eichhoff (1980).

Nur zufällig sind auf die Frage nach dem Dokument scherzhafte Bezeichnungen eingegangen, besonders häufig aus der DDR, wo die fast ausschließlich indirekte Befragung manche Gewährsperson zu längerem Nachdenken veranlaßt haben mag. Nicht weniger als 16 mal wird hier *die Fleppen* (im Süden *die Fleppe*) gemeldet. Im Westen liegt *Lappen* auf derselben sprachlichen Ebene, ist aber nur neunmal gemeldet worden.

Für den Aufzug ist das Lehnwort *Lift* die älteste Bezeichnung; sie ist mit der Sache aus dem englischen Sprachgebiet gekommen. *Lift* gilt heute uneingeschränkt in der Schweiz, überwiegt in Österreich und streut im übrigen Gebiet, vor allem in Bayern. *Aufzug*, die Übersetzung des älteren Fremdwortes, dürfte ursprünglich (wie auch heute noch) fachsprachlich gewesen sein. In den Umgangssprachen ist das Wort im Westmittel- und Süddeutschen verbreitet und streut in Österreich. Es zieht sich sich aber auch entlang der Ems bis zur Nordsee. Im übrigen norddeutschen Raum und im gesamten Osten gilt *Fahrstuhl*. Bei dieser eigenständigen, bildhaften Bezeichnung haben wir es wieder mit einer Schöpfung der Umgangssprache zu tun, die von Hamburg oder Berlin ihren Ausgang genommen haben dürfte.

Die Bezeichnung *Traktor* für die landwirtschaftliche Zugmaschine ist unter späterer Angleichung an die deutsche Rechtschreibung um die Wende zum 20. Jahrhundert ebenfalls aus dem Englischen entlehnt. Sie gilt uneingeschränkt nur in Österreich, in Südtirol und, mit der Betonung auf der zweiten Silbe, in der Schweiz. Streumeldungen finden sich im Südwesten den Rhein hinab sowie, stärker, in der DDR, letzteres als Folge politisch motivierten Amtsgebrauchs.[48] Das übrige norddeutsche Gebiet hat die Bezeichnung *Trecker*, die wohl nicht eine Übersetzung ins Niederdeutsche darstellt, sondern eine norddeutsch-umgangssprachliche, volksetymologische Umbildung des zunächst mündlich übernommenen, lautähnlichen englischen Wortes.[49] Die im süddeutschen Raum vorherrschende Bezeichnung *Bulldog* ist trotz ihrer Bildhaftigkeit eine Schöpfung der Industrie. Unter diesem Namen brachte die Firma Lanz in Mannheim im Jahre 1921 ihren Rohöltraktor auf den Markt. Bereits 1925 tritt der ursprüngliche Markenname für landwirtschaftliche Zugmaschinen verallgemeinert auf.

Für den Kunststoff wurde nach dem Krieg in der Bundesrepublik die auf engl. *plastics* beruhende Bildung (*der*, später *das*) *Plastik* eingeführt. In

---

[48] Eichhoff (1980, S. 159).

[49] Aussprache ['trɛkter]. Man vergleiche denselben Vorgang bei *Keks* aus engl. *cakes*.

die Sprache der DDR fand gleichzeitig *der Plast*, ebenfalls nach dem engl. Wort, aber mit dem Umweg über das Russische Eingang. Die fachsprachlich überwiegend im Plural verwendete Bezeichnung faßte der gemeine Mann als Singular auf. Die Wortkarte zeigt für die gesamte DDR fast ausschließlich *die Plaste* zu einer Zeit, als die Wörterbücher noch auf *der Plast* bestanden. Erst nach Erscheinen des WDU hat *Plaste, f.* dann auch allgemein in die Wörterbücher der DDR Eingang gefunden.

Die bisherigen Fälle zusammenfassend ist festzustellen, daß in der modernen Zeit entstandene geographische Synonyme in Amtsstuben und Fachsprachen ihren Ursprung haben. Da es sich um Begriffe handelt, die in der modernen Welt eine wichtige Rolle spielen, gingen die Bezeichnungen auch in die Umgangssprachen ein. Jedesmal haben die Umgangssprachen aber zumindest regional entweder durch Modifikation oder durch Neuschöpfung eigene Bezeichnungen hervorgebracht.

Zu der Gruppe mit Bezeichnungen amtlichen oder fachsprachlichen Ursprungs gehört der Begriff 'Brathähnchen' nur insofern, als die in der DDR übliche Bezeichnung *Broiler* aus dem Amerikanischen Englisch in die Fachsprache der industriellen Hühnermästung gelangte und dann als amtliche Bezeichnung des Handels auch in die Umgangssprachen kam. Im Gegensatz zu den obigen Fällen hat der Volksmund dieses griffige und einprägsame Wort nicht mehr verändert.

Die Bezeichnungen für „die blaue, eng anliegende und mit Nieten beschlagene, aus Amerika zu uns gekommene Hose" (so der Text des Fragebogens für den WDU) stellen sich hierher, weil die älteste der Bezeichnungen, *Blue Jeans*,[50] wie *Lift*, *Traktor* und *Plastik* mit der Sache aus dem Englischen gekommen ist. Im Falle von *Blue Jeans* liegt jedoch keine fachsprachliche Vermittlung vor, sondern das, was Leonard Bloomfield[51] „intimate borrowing" genannt hat. Dabei handelt es sich um Entlehnung in einer Kontaktsituation, in der zwei Sprachen bei miteinander lebenden und kommunizierenden Gruppen (oft in der Form der Diglossie) existieren. Ein solcher Kontakt hat offenbar während der Nachkriegsjahre im Bereich der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands bestanden, wobei auf deutscher Seite speziell Jugendliche Sache und Wort aufgenommen haben. Aus diesem sondersprachlichen Bereich ist die Bezeichnung dann Teil der Umgangssprachen und auch der Standardsprache geworden.

---

[50] Das aus engl. *blue jeans* entlehnte Wort wurde zunächst auf dem zweiten, später, wie im amerikanischen Englisch, auf der ersten Silbe betont und zusammen geschrieben.

[51] Bloomfield (1933, S. 461-75).

Die inzwischen historische Karte zeigt *Blue Jeans* oder *Jeans* im gesamten Südteil des Sprachgebiets. Außerhalb der amerikanischen Besatzungszone gilt dagegen im Norden *Nietenhose*, auf dem Gebiet der DDR *Niethose*, zwei Lehnschöpfungen also, die unabhängig von der englischen Bezeichnung deskriptiv von der Sache ausgehen und daher wahrscheinlich umgangssprachliche Bildungen sind. Der Vollständigkeit halber wäre noch *Levis* zu nennen, deutlich ein Produkt des Gegenteils von „intimate borrowing", nämlich „cultural borrowing",[52] dessen Medium das bedruckte Papier ist. Nur so ist die im Deutschen übliche Aussprache ['lɛVɪS] zu erklären, die kein Amerikaner erkennt, weil seine Aussprache ['li:vaɪZ] lautet.

Das Vermögen, schöpferisch mit Sprache umzugehen, war in der älteren Literatur den Dialekten zugesprochen worden. Es sind aber offenbar nicht die Dialekte *per se*, als Varietäten, denen diese Fähigkeit zukommt, sondern sie findet sich in jeder in lebendigem Gebrauch stehenden Varietät. Gerda Grober-Glück (1975) hat das am Beispiel der Berliner Umgangssprache eindrucksvoll gezeigt. Unter den Karten des WDU sind mehrere mit weiteren Beispielen, wobei sich in fast allen Fällen städtische Umgangssprachen als Quellen erweisen.

Die Mode, Bier mit Limonade zu verdünnen, dürfte um die Jahrhundertwende aus England zu uns gekommen sein, im Zuge der Anglomanie, die uns auch *Keks, Beefsteak* und *Pullover* gebracht hat. Die englische Bezeichnung *shandygaff* wurde nicht mit übernommen. Stattdessen hat jede der drei großen deutschen Städte, in denen die Mode Eingang fand, dem Getränk eine regional motivierte Bezeichnung gegeben. In Hamburg kam man auf *Alsterwasser* (später auch verkürzt zu *Alster*) nach dem örtlichen Binnensee, dessen wohl leicht gefärbtes Wasser die Vergleichsbasis abgab. In Berlin entschied sich der Volksmund für *Potsdamer*, vielleicht zunächst eine Ortsschelte. In München ist die ursprüngliche Bezeichnung *(die) Radlermaß* (verkürzt *der Radler*). Die traditionelle Bezeichnung für den einen Liter fassenden Bierkrug wurde also näher definiert durch die süddeutsche Bezeichnung für den Radfahrer. Damit können wir auch den Zeitpunkt der Entstehung der Bezeichnung näher bestimmen. Das Wort *Fahrrad* kam Ende des 19. Jahrhunderts für *Veloziped* in Gebrauch. Der erste Beleg für *Radlermaß* im Archiv des Bairischen Wörterbuchs stammt aus der Zeit um 1920.[53]

---

[52] Bloomfield (1933, S. 444-60).

[53] Eichhoff (1980, S. 160).

Die Wortkarte zeigt, daß sich, offenbar mit der Sache, die Bezeichnung *Alsterwasser* von Hamburg aus über den Norden, die Bezeichnung *Radlermaß* über den Süden der alten Bundesrepublik ausgebreitet hatte. Zwischen beiden lag zur Zeit der Erhebung noch eine breite Leerzone. Jedoch berichteten zahlreiche Gewährspersonen am Südrand der Verbreitung von *Alsterwasser/Alster* und am Nordrand der Verbreitung von *Radlermaß/Radler*, daß Sache und Bezeichnungen gerade erst aufgekommen seien. Die beiden Bezeichnungen rückten also aufeinander zu mit der Aussicht, gerade im Gebiet der „Mainlinie" aufeinanderzutreffen. Die Sache ist deshalb bei der zweiten Erhebung noch einmal abgefragt worden, und tatsächlich hat sich die Ausbreitung aufeinander zu fortgesetzt. Die zweite Befragung hat aber auch eine andere Tendenz der Umgangssprache ins Licht gerückt: die zum kurzen Ausdruck. Während bei der ersten Abfragung noch fast ausschließlich *Alsterwasser* gemeldet wurde, tritt jetzt daneben deutlich *Alster* in Erscheinung. Die Form herrscht, wenn ich recht sehe, auch bereits auf den Getränkekarten in Restaurants vor.

Daß es heute die Umgangssprachen sind und nicht die Mundarten, die die Sprache schöpferisch bereichern, geht aus der kuriosen Eintragung *Alsterwater* im Hamburgischen Wörterbuch[54] hervor. Ein Besuch im Archiv des Wörterbuchs ergab, daß es keinen einzigen Beleg für diese Form gab, wohl aber für *Alsterwasser,* mit dem Vermerk „seit 1926" und „bis jetzt nur hochdeutsch gehört".[55]

Die Wortkarte enthält weitere Belege für volkssprachliche Benennung, darunter *Fliegerbier* (wohl aus der Kriegszeit, als die Flieger sich beim Alkoholkonsum zurückhalten mußten) und *Ententeich* (nach der Farbe?).

Neuschöpfung zeigt sich auch bei den Bezeichnungen für das beliebt gewordene Erfrischungsgetränk aus Cola und Limonade. Hier scheint sich die Bezeichnung *Spezi* durchzusetzen, die den gesamten Süden der Bundesrepublik einnimmt, auch Südtirol, nicht aber die Schweiz und von Österreich nur die westliche Hälfte. Am Ostrand der alten Bundesrepublik zog sich die Bezeichnung bis nach Schleswig-Holstein hinauf, wo sie schon weite Verbreitung gefunden hat.

Der westliche Teil des Sprachgebiets hat zwischen Rhein und Mosel sowie im Ruhrgebiet die Bezeichnung *kalter Kaffee*, die auch die Ems hinauf gilt und im übrigen im gesamten Norden streut. Zwischen den beiden Gebieten mit *kalter Kaffee* liegt mit dem Zentrum in der Eifel ein Gebiet mit *Diesel*, das nordostwärts in Einzelbelegen bis über die

---

[54] Scheel (1956-, s.v).

[55] Eichhoff (1980, S. 161).

Weser hinweg streut. Um Bremen bis nach Ostfriesland hinein findet sich die Bezeichnung *Moorwasser*. Alle Bezeichnungen zeigen umgangssprachliches Gepräge. Aufgrund seiner Verbreitung zögert man, als Ausgangspunkt der Bezeichnung *Moorwasser* Bremen zu vermuten, zumal das Wort eher einer kleinstädtischen Vorstellungswelt entspricht. *Kalter Kaffee* schmeckt nach Ruhrgebiet, jedoch ist das Gebiet, das in der Pfalz zwischen Mosel und Rhein besonders kompakt ist, vom Ruhrgebiet weit entfernt. Zudem liegt dazwischen ein Gebiet mit der Bezeichnung *Diesel*, gewiß ebenfalls aufgrund der Farbe so genannt und wiederum ein Bild eher aus der Vorstellungswelt eines modernen Bauern. Man möchte also den vorsichtigen Schluß ziehen, daß auch kleine Städte und das Land als Ausgangspunkt sprachlicher Neuerungen in Betracht zu ziehen sind.

Abschließend seien *Gummiadler* und *Flattermann*, die scherzhaften Bezeichnungen für das Brathähnchen, genannt. Erstere Bezeichnung war typisch für das Gebiet der DDR sowie für Schleswig-Holstein, streut aber auch im übrigen Bundesgebiet und um die deutsch/schweizerische Grenze. *Gummiadler* ist seltener und beschränkt sich fast ganz auf Orte nördlich der Mainlinie. Besonders häufig ist das Wort aus dem Ruhrgebiet gemeldet. Da hier auch andere Bildungen auf *-mann* beheimatet sind, dürfte die Bezeichnung hier ihren Ursprung haben. Sollte *Flattermann* eine DDR-typische Bildung sein, fällt es schwer, seine Verbreitung in der alten Bundesrepublik zu erklären.

9. Schlußbemerkung

In den fast zwanzig Jahren seit Erscheinen des ersten Bandes des „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" ist das darin veröffentlichte Sprachmaterial in vielfältiger Weise übernommen und ausgewertet worden: in Wörterbüchern, Enzyklopädien, Schulbüchern, sogar Kochbüchern und natürlich wissenschaftlichen Untersuchungen. Wichtiger noch sind die methodischen Anregungen. die von dem Werk ausgegangen sind. In dem leider noch unveröffentlichten „Wortatlas zur städtischen Umgangssprache der DDR" von Helmut Protze hat er seine erste großräumige Nachfolge gefunden. Einen entschiedenen Schritt weiter geht Heinrich J. Dingeldein mit seinen „Studien zur Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen", einem Werk, in dem die Mehrdimensionalität des alltäglichen Sprachgeschehens zum Gegenstand der Analyse gemacht wird und in dessen Kartenteil es zum ersten Mal wirklich gelingt, durch graphische Mittel die Mehrdimensionalität auf der Sprachkarte sichtbar zu machen.

Durch den Zugriff auf die Umgangssprachen hat die Areallinguistik nicht nur an Relevanz gewonnen, sondern sich auch ein auf Dauer fruchtbares Arbeitsfeld gesichert.

Literatur

Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1983): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York.

Bichel, Ulf (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen. (Hermaea, 32).

Bloomfield, Leonard (1933): Language. New York.

Deutscher Wortatlas: s. Mitzka/Schmitt (1951-80).

Dingeldein, Heinrich J. (1991): Studien zur Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Areale, stratische und diachron-kontrastive Analysen. Tübingen. (Hessische Sprachatlanten, Kleine Reihe, 2).

Duden Deutsches Universalwörterbuch (1989): Hg. [...] unter der Leitung von Günther Drosdowski. 2. Aufl. Mannheim/Wien/Zürich.

Durrell, Martin (1989): Die „Mainlinie" als sprachliche Grenze. In: Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Hg. von Wolfgang Putschke/Werner Veith/Peter Wiesinger. Marburg, S. 89-109.

Eichhoff, Jürgen (1972): Geographische Varianten des deutschen Wortschatzes im Untericht der Mittel- und Oberstufe. In: Die Unterrrichtspraxis 5, S. 111-26.

Eichhoff, Jürgen (1976): Zu den Unterschieden und Differenzierungstendenzen im „neutralen" Wortbestand der Bundesrepublik und der DDR. In: Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses; Cambridge 1975 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Serie A, Bd. II, Nr. 2), S. 95-104.

Eichhoff, Jürgen (1977): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd.1. Bern/München.

Eichhoff, Jürgen (1978): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd.2. Bern/München.

Eichhoff, Jürgen (1980): Zu einigen im 20. Jahrhundert entstandenen geographischen Unterschieden des Wortgebrauchs in der deutschen Sprache. In: Hildebrandt, Reiner/Friebertshäuser, Hans (Hg.): Sprache und Brauchtum. Bernhard Martin zum 90. Geburtstag. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie, 100). S. 154-78.

Eichhoff, Jürgen (1988): Die Wertung landschaftlicher Bezeichnungsvarianten in der deutschen Standardsprache. In: Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Hg. von Horst Haider Munske/Peter von Polenz/Oskar Reichmann/Reiner Hildebrandt. Berlin/New York, S. 511-24.

Eichhoff, Jürgen (1993): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd.3. München/New Providence/London/Paris.

Friebertshäuser, Hans/Dingeldein, Heinrich J. (1985): Wortgeographie der städtischen Alltagssprache. Ein Forschungsprojekt zum aktuellen Sprachgebrauch in Hessen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52, S. 43-52.

Goossens, Jan (1979): Zum Verhältnis von mundartlichem und umgangssprachlichem Wortschatz in Niederdeutschland. In: Gedenkschrift für Heinrich Wesche. Hg. von Wolfgang Kramer/Ulrich Scheuermann/Dieter Stellmacher. Neumünster, S. 39-51.

Grober-Glück, Gerda (1975): Berlin als Innovationszentrum von metaphorischen Wendungen der Umgangssprache. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 94, S. 321-67.

Henzen, Walter (1954): Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. 2. Aufl. Bern.

Hildebrandt, Reiner (1983): Typologie der arealen lexikalischen Gliederung deutscher Dialekte aufgrund des Deutschen Wortatlasses. In: Besch/Knoop/Putschke/Wiegand (1983), S. 1331-67.

Hoffmann, Fernand (1979): Sprachen in Luxemburg; Sprachwissenschaftliche und literarhistorische Beschreibung einer Triglossie-Situation. Wiesbaden. (Deutsche Sprache in Europa und Übersee, 6).

Hotzenköcherle, Rudolf (Hg.) (1962-): Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bd.1- (bisher 7 Bde). Bern.

Kallmeyer, Werner, Hg. (1994): Kommunikation in der Stadt. Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. 4 Teile. Berlin/New York (Schriften des Instituts für deutsche Sprache, 4.1-4).

Kretschmer, Paul (1918): Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen. (Nachdruck 1969).

Mangold, Max (1990): Duden Aussprachewörterbuch: Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. 3. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.

Mitzka, Walther/(ab Bd.5) Schmitt, Ludwig Erich (Hg.) (1951-80): Deutscher Wortatlas. 22 Bde. Gießen.

Moser, Hugo (1960): „Umgangssprache". Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 27, S. 215-32.

Müller, Gunter (1980): Hochsprachliche lexikalische Norm und umgangssprachlicher Wortschatz im nördlichen Teil Deutschlands. In: Niederdeutsches Wort 20, S. 111-30.

Munske, Horst Haider (1983): Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung. In: Besch/Knoop/Putschke/Wiegand (1983), S. 1002-18.

Niebaum, Hermann (1984): Die lexikalische Behandlung des landschaftsgebundenen Wortschatzes in den Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. In: Germanistische Linguistik 1-3/83. Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie IV. Hildesheim. S. 310-60.

Protze, Helmut (1990): Wortatlas zur städtischen Umgangssprache der DDR. In: Grosse, Rudolf (Hg.): Sprache in der sozialen und kulturellen Entwick-

lung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings. Berlin, S. 134-49.

Radtke, Ingulf (1973): Die Umgangssprache. Ein weiterhin ungeklärtes Problem der Sprachwissenschaft. In: Muttersprache 83, S. 161-71.

Rossipal, Hans (1972): Kretschmers „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache" aus heutiger Sicht. In: Moderna Språk 66, S. 243-58.

Scheel, Käthe (1956-): Hamburgisches Wörterbuch. Hamburg.

Scheuringer, Hermann (1995): Regionale Variation im Deutschen als Dialektalitätsgeographie. In: Dialectologica et Geolinguistica 3 (im Druck).

Sprachatlas der deutschen Schweiz: s. Hotzenköcherle (1962-).

Wahrig, Gerhard (1970): Deutsches Wörterbuch. Gütersloh. (Ungekürzte Sonderausgabe von Gerhard Wahrig: Das große deutsche Wörterbuch. Gütersloh 1966).

Wiesinger, Peter (1980): „Sprache", „Dialekt" und „Mundart" als sachliches und terminologisches Problem. In: Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts". Hg. von Joachim Göschel/Pavle Ivić/Kurt Kehr. Wiesbaden (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, N.F., 26).

Wiesinger, Peter (1989): The Central and Southern Bavarian Dialects in Bavaria and Austria. In: Russ, Charles V.J. (Hg.): The Dialects of Modern German; A Linguistic Survey. Stanford, S. 438-519.

Zabrotzki, Ludwik (1970): Kommunikative Gemeinschaften und Sprachgemeinschaften. In: Folia Linguistica 4, S. 2-23.

MATTHIAS WERMKE

Umgangssprachliches im standardsprachlichen Wörterbuch des Deutschen

Abstract

Der Beitrag versucht zunächst, den linguistischen Beschreibungsgegenstand *Umgangssprache* auf der Grundlage der neueren Forschungen hierzu näher zu spezifizieren. Es geht dabei um die Frage, welche sprachlichen Erscheinungen als *umgangssprachlich* bewertet werden und wie *Umgangssprache* allgemein definiert wird. Daraus resultiert die Feststellung, daß hierüber in der Forschung kein Konsens besteht und der Terminus *Umgangssprache* durchaus mehrdeutig verwendet wird. Dieser Tatbestand wirkt sich unmittelbar auf die lexikographische Praxis aus. Hier fehlt es an einem klaren Konzept der zu differenzierenden Stilschichten, hier mangelt es auch an einheitlichen Markierungskriterien und an einer einheitlichen Markierungspraxis. Divergenzen werden erklärt als Folge zwangsläufig empirischer, auf dem Sprachgefühl des einzelnen Lexikographen beruhender Zuordnungen. Am Beispiel des Deutschen Universalwörterbuches und anderer allgemeiner Wörterbücher des Gegenwartsdeutschs wird gezeigt, welche umgangssprachlichen Elemente im Wörterbuch überhaupt behandelt werden und welche Schwierigkeiten es insbesondere im Hinblick auf die regionale Gebundenheit umgangssprachlicher lexikalischer Einheiten gibt.

1. Umgangssprache als Gegenstand wissenschaftlicher Beschreibung

Eine klar umrissene Vorstellung davon, was unter *Umgangssprache* eigentlich zu verstehen ist, scheint es bei vielen Sprachteilhabern nicht zu geben. Jedenfalls löst die dahingehende Frage bei den meisten der hierzu Befragten sichtliche Irritation aus. Entsprechend vorsichtig sind die Antworten: *Umgangssprache? Das ist so, wie wir halt reden;* oder: *So reden wir, wenn wir einander verstehen wollen*; sehr häufig wird der Bezug zum Dialekt hergestellt: *Umgangssprache? Wenn wir Dialekt sprechen, dann ist das Umgangssprache.*

Sicherlich sind solche Spontanbefragungen nicht repräsentativ. Sie geben aber immerhin ein Indiz dafür, daß der so geläufige Begriff *Umgangssprache* offenbar nicht leicht einzugrenzen ist. Das gilt für die Laien, das gilt aber auch in der Linguistik, wo er ebenfalls keineswegs fest umrissen ist. Es fehlt eine einheitliche und allgemein anerkannte Definition. Es fehlt eine eindeutige Abgrenzung des Untersuchungsgegenstandes. Unklar ist, ob das, was mit dem „vorwissenschaftlichen Terminus" (Bichel 1980, S. 379) *Umgangssprache* bezeichnet wird, als eigene Varietät des Deut-

schen zu werten ist, oder ob es sich dabei eher um ein Phänomen des Stils handelt. Diese Unentschiedenheit kann sich auf die lexikographische Praxis auswirken und führt zum Beispiel dazu, daß ein bestimmtes Lexem im einen Wörterbuch als *landschaftlich* markiert ist (so. z. B. „ruschelig" im Rechtschreibduden), im anderen aber als *umgangssprachlich* (so im einbändigen Deutschen Wörterbuch von Wahrig).

Beim Vergleich der unterschiedlichen Definitionsansätze kristallisieren sich immerhin vier Hauptkriterien heraus, durch die *Umgangssprache* im allgemeinen bestimmt wird. Es sind dies das Kriterium der Mündlichkeit, das Kriterium der sozialen Gebundenheit, das Kriterium der räumlichen Gebundenheit und das Kriterium der stilistischen Gebundenheit.

1.1 Das Kriterium der Mündlichkeit

Was die *Umgangssprache* nach vielfach vertretener Ansicht besonders auszeichnet, ist ihre funktionale Beschränkung auf den mündlichen Gebrauch. Dies bestätigt auch die eingangs zitierte Umfrage. Herbert E. Wiegand faßt den neueren Forschungsstand zusammen und sagt, es bestehe Einigkeit darüber, daß „Umgangssprachen Sprechsprachen" seien und meistens als „Interferenzvarianten" aufgefaßt würden, „die auf allen sprachlichen Ebenen aus anderen Varietäten (wie Fachsprachen, Berufssprachen, speziellen Gruppensprachen und Dialekten) und aus der zugehörigen Leitvarietät übernehmen" (Wiegand 1989, S. 2202).

Bei Rosemarie Lühr ist *Umgangssprache* „die mündliche Sprachverwendung im Wechsel mit einem oder mehreren Gesprächspartnern" bzw. „die Varietät (sämtliche für eine Region, Gruppe oder Situation typische Varianten) einer Sprache, die im Gespräch, in mündlicher Kommunikation, typisch ist" (Lühr 1990, S. 242).

Ähnlich Ulf Bichel. Er unterscheidet „primäre Umgangssprache" als „Sprachvarietät in Gruppen mit unmittelbarem persönlichen Kontakt" – das bedeutet Face-to-face-Kommunikation und demzufolge in aller Regel Mündlichkeit – und „sekundäre Umgangssprache" als „Sprachvarietät, die im Zwischengruppenverkehr üblich ist" (Bichel 1980, S. 381). Offen bleibt, inwieweit im letzten Falle ggfs. auch an Schriftlichkeit zu denken wäre.

Nach Lewandowski ist *Umgangssprache* „die unvorbereitet-spontane Rede von Sprechern der Standardsprache bei direkter nicht-offizieller Kommunikation" bzw. „die städtische und ländliche Alltagsrede" (Lewandowski 1976, S. 853). Wichtig hierbei ist, daß *Umgangssprache* als eine besondere gesprochene Form der Standardsprache gilt, wobei eine situative Komponente in den Vordergrund tritt – „nicht-offizielle Kom-

munikation" –, die bei der Beantwortung der Frage, wie man Umgangssprachliches im Wörterbuch behandeln könnte, von Bedeutung sein kann.

Die allgemeinen Nachschlagewerke und die Wörterbücher greifen diese Definitionen auf. Mündlichkeit ist das hervorstechende Merkmal, wenn die Brockhaus-Enzyklopädie *Umgangssprache* bestimmt als „Sprache, die im täglichen Umgang mit anderen Menschen verwendet wird (Alltagssprache)" bzw. als „nachlässige, saloppe bis derbe Ausdrucksweise" bzw. als „Sprache, in der eine Gruppe miteinander umgeht, sich unterhält" (BE 22, S. 593). Im Deutschen Wörterbuch von Brockhaus-Wahrig gilt *Umgangssprache* als „Sprache, die im täglichen Umgang (= gesellschaftlicher Verkehr) gesprochen wird", als „Sprachebene zwischen Hochsprache und Mundart, die bei nichtöffentlicher Kommunikation verwendet wird" (BW 1984, Bd. 6, S. 366). Das Große Wörterbuch der deutschen Sprache (GWB) und das Deutsche Universalwörterbuch (DDUW) definieren *Umgangssprache* schließlich (1a) als „Sprache, wie sie im täglichen Umgang mit anderen Menschen verwendet wird; zwischen Hochsprache und Mundart stehende, von regionalen, soziologischen, gruppenspezifischen Gegebenheiten beeinflußte Sprachschicht" bzw. (1b) als „nachlässige, saloppe bis derbe Ausdrucksweise; Slang" und (2) auch als „Sprache, in der eine Gruppe miteinander umgeht, sich unterhält" (GWB ^{2}1995, S. 3521 u. DDUW ^{2}1989, S. 1598).

Gegen diesen ausschließlichen Primat der Mündlichkeit hat sich Hugo Steger gewandt und kritisiert, daß „die Forschung entschieden zu kurz" greife, „wenn sie den Bereich der Alltagskommunikation als einzigen funktionalen Bereich" ansehe, „in dem die Umgangssprache eingesetzt" werde „und etwas leisten" müsse (Steger 1984, S. 225). Er bemerkt, daß sie nicht nur „in gesprochener, sondern auch in geschriebener Form" vorkomme (a.a.O., S. 257). Dies läßt sich an Hand von Textbelegen nachweisen, und zwar gerade an solchen, in denen nichtgesprochene Sprache zitiert wird. So liest man im „Spiegel", Heft 46/1975 zum Beispiel „Oder sie aalten sich in Miami-Beach im lauen Atlantik ..." (a.a.O., S. 149). In der „Welt" vom 20.7.1965 ist „Jeder bimste sich ein, was er aufgeschnappt hat" belegt (a.a.O., S. 7), und in der „Neuen Zürcher Zeitung" gibt es am 9.12.1982 für die Schweizerischen Bundesbahnen „nur eine Möglichkeit, aus dem Schlamassel herauszukommen ..." (a.a.O., S. 27). Willy Brandt schließlich konnte „die kaltschnäuzige Art nicht leicht vergessen, mit der gewisse Verbandsvertreter [seine] Warnungen vom Tisch fegten" (W. Brandt, Begegnungen und Einsichten 1976, S. 582). „[sich] aalen", „[sich] einbimsen", „Schlamassel" und „kaltschnäuzig" sind im DDUW alle als *umgangssprachlich* markiert. So übrigens auch im Rechtschreibduden, dem Deutschen Wörterbuch von Brockhaus-Wahrig und

anderen gegenwartssprachlichen Wörterbüchern des Deutschen. Sämtliche Belege stammen aus der Sprachkartei der Dudenredaktion.

1.2 Das Kriterium der sozialen Gebundenheit

Daß *Umgangssprache* auch als gruppenspezifisches Phänomen betrachtet wird, klang in den zitierten Definitionen bereits an. Im Hinblick auf ihre soziale Gebundenheit setzt sich heute jedoch mehr und mehr die von Ingo Reiffenstein schon 1968 konstatierte Einsicht durch, daß *Umgangssprache* „sozial-indifferent" sei, d.h. – wie Hugo Steger ergänzt – daß sie „von fast allen gesellschaftlichen Gruppen/Schichten/Klassen der deutschsprachigen Gesellschaften im Rahmen situationstypischer Normen benutzt" wird (Steger 1984, S. 259). *Umgangssprache*, so könnte man auch ein wenig salopp sagen, ist heute „salonfähig". Nicht von ungefähr spielt sie in den Wörterbüchern eine gewisse Rolle, was bei Sprachpuristen durchaus auf Kritik stößt. Ihr Gebrauch ist eher situationsbedingt und weniger gruppenspezifisch. Umgangssprachensprecher sind wir alle.

1.3 Das Kriterium der räumlichen Gebundenheit

Die Einordnung der *Umgangssprache* in das Varietätenspektrum des Deutschen ist nicht einfach. Für sie gilt, daß sie „keine klar abgrenzbare Sprachvarietät" ist (Wolski 1995, S. 348). So bezeichnet der Terminus *Umgangssprache* eben auch „den großen und heterogenen Bereich von Sprachvarietäten zwischen Hochsprache/Standardsprache einerseits und kleinräumig gebundenen Dialekten andererseits" (Bußmann 1990, S. 814). Sie wird aufgefaßt als eine Art von „Ausgleichsvarietät zwischen Hochsprache und Dialekt, die zwar deutlich regionale Färbung, jedoch keine extremen Dialektismen aufweist" (ebenda). Ähnlich definiert schon Ingulf Radtke 1973. Bei ihm ist *Umgangssprache* die „gesprochene deutsche Sprache ..., die überregional gesprochen und verstanden wird, nicht fachgebunden (Fachsprache) und nicht verhüllend (Sondersprache) ist, aber durchaus landschaftliche Züge (etwa in den Intonationsverhältnissen) aufweisen kann" (Radtke 1973, S. 170). Das Zugeständnis einer „regionalen Färbung" oder „landschaftlicher Züge" ist prinzipiell etwas anderes, als die in der jüngeren Forschung vermehrt vertretene Ansicht, daß *Umgangssprache* auch eine regionale Beschränkung habe. So bemerkt Helmut Henne im Hinblick auf die Markierung *umgangssprachlich* im Wörterbuch, sie signalisiere, daß der solchermaßen markierte Wortschatz „unterhalb der normalen Stilschicht" liege und „oft nur regionale Geltung" habe (Henne in Duden Bd. 4, 1995, S. 586). Entsprechend die Bedeutungsangabe in seiner Bearbeitung des Deut-

schen Wörterbuchs von Hermann Paul, wo unter (2) *Umgangssprache* definiert wird als „sprachliche Existenzform zwischen Hochsprache und Mundart mit regionaler Geltung" (Henne 1989, S. 823). Auch Ulf Bichel verweist auf „areal fixierbare umgangssprachliche Erscheinungen" (Bichel 1980, S. 382), und Hugo Steger faßt *Umgangssprache* als einen „dritten Varietätentypus, der kommunikativ eine regionale Reichweite besitzt" (Steger 1984, S. 251) auf. Nicht von ungefähr hat sich – auch darauf weist er hin – der Begriff der „regionalen Umgangssprache" eingebürgert.

1.4 Das Kriterium der stilistischen Gebundenheit

Schließlich wird der Terminus *Umgangssprache* auch als „Bezeichnung einer Stilschicht, die für informellere, private Situationen angemessener erscheint als die eher auf formelle Situationskontexte beschränkt bleibende Hochsprache" (Bußmann 1990, S. 814) verwendet. Bei Henne war vom „unterhalb der normalen Stilschicht liegenden Wortschatz" die Rede (s. o.). Im Gegensatz zum Stil als bewußt geformter Sprache (vgl. hierzu: Bichel 1973, S. 333), wird *Umgangssprache* als „ungeformte (d. h. ungewählte, unbekümmerte, ungepflegte oder nachlässige) Sprache" dargestellt (Bichel, ebenda). *Umgangssprachlich* ist all das, was als „schriftsprachlich nicht ganz korrekt" zu werten ist (Bichel 1973, S. 159).

Man kann also festhalten: *Umgangssprache* gilt heute zum Teil noch immer als ein Phänomen vorwiegend der gesprochenen Sprache. Sie wird aber – gegen die Meinung der älteren Forschung – nicht nur von Vertretern bestimmter sozialer Gruppen verwendet, sondern von Mitgliedern aller gesellschaftlichen Gruppen und Schichten in Abhängigkeit vom Kommunikationskontext. *Umgangssprache* kann regional geprägt sein und hat zum Teil areal fixierte Verbreitung; demzufolge ist also nicht die *Umgangssprache*, sondern eine unbestimmte Menge von *Umgangssprachen* anzusetzen, was ihre Beschreibung zusätzlich erschwert. *Umgangssprachliches* gilt noch vielfach in eher offiziellen Kommunikationskontexten als anstößig, von der Standardnorm negativ abweichend. Als besondere Charakteristika der *Umgangssprache* nennt Rosemarie Lühr zusammenfassend auf der Ebene der Syntax „die Neigung zu kurzen Sätzen, zur Nebenordnung, zum Einschub von Interjektionen und zu Freiheiten des Satzbaus...", im Bereich der Phonologie „Kontraktionen ... und weitere Lässigkeiten der Aussprache" und im Bereich der Lexik „der Gebrauch von Allerweltswörtern wie *machen, tun, Ding*" (Lühr 1990, S. 242). Steger weist zusätzlich darauf hin, daß „standardsprachliche Tabubereiche ... entsprechend der tatsächlichen Bedeutung solcher Felder für die allgemeine Lebenspraxis und auf Grund des breiteren Nor-

menspektrums der Benutzergruppen der Umgangssprache in der Lexik der Umgangssprache reich ausgebildet" seien (Steger 1984, S. 253). Nicht zu vergessen sind schließlich ganz allgemein Verstöße gegen die normativen Regeln, wie zum Beispiel der Gebrauch des Dativs bei *wegen* oder fehlende Inversion in der Satzstellung nach *weil*. Dem Thema dieses Beitrags entsprechend, wird im folgenden nur der lexikalische Aspekt näher betrachtet werden.

2. Die Dokumentation umgangssprachlicher Lexik im allgemeinsprachlichen Wörterbuch

2.1 Die Differenzierung von Stilschichten

Die allgemeinsprachlichen Wörterbücher des Deutschen machen es sich zur Aufgabe, „die deutsche Sprache in ihrer ganzen Vielschichtigkeit zu dokumentieren", wie es zum Beispiel im Vorwort des Großen Wörterbuches der deutschen Sprache heißt (GWB ^{2}1993, Vorwort), bzw. „die Vielfalt der deutschen Sprache darzustellen und zu beschreiben", wie im Brockhaus-Wahrig nachzulesen ist (BW 1980, S. 5). Dieser Anspruch zwingt dazu, neben dem standardsprachlichen Wortschatz auch areale Varianten, fach- und sondersprachliches Wortgut und eben auch derartige lexikalische Einheiten zu berücksichtigen, die eine „unmittelbare Auffälligkeit" (Hausmann 1989, S. 649) haben. Eine solche Auffälligkeit ergibt sich, so Ludwig (1995, S. 297) „durch ein gegenüber der Normalität abweichendes Merkmal, das der sprachlichen Einheit wie ein Etikett anhaftet." Daß es die Aufgabe der Lexikographie ist, diese zusätzlichen Merkmale im Wörterbuch auszuweisen, ist unumstritten. Umstritten ist allerdings, wie dieses am sinnvollsten geschieht.

Zunächst besteht das Problem, daß es innerhalb der Lexikographie hinsichtlich der pragmatischen Markierungen kein einheitliches Beschreibungsinventar gibt (vgl. dazu Ludwig 1991, S. 221). Hinzu kommt, daß in den Wörterbucheinleitungen aus linguistischer Sicht oft keine dezidierten oder nur unscharfe Aussagen zur Bedeutung verwendeter Marker gemacht werden. Dies ist in der Wörterbuchkritik verschiedentlich bemängelt worden (vgl. z. B. Hausmann 1989, S. 650; Ludwig 1995, S. 294 f.). Die Kritik richtet sich vor allem auch gegen das Fehlen expliziter Angaben zum Gebrauch des Markers *ugs.*, der in der Wörterbuchpraxis im allgemeinen zu den stilistischen Bewertungen gerechnet wird. Nun kann man aber durchaus unterschiedlicher Meinung darüber sein, ob es in einem Gebrauchswörterbuch generell nötig ist, ein Modell der angesetzten Stilschichten zu entwerfen und darzustellen. Es ist auch mehr als fraglich, ob Wörterbuchbenutzungshinweise oder Wörterbucheinleitungen der rechte Ort sind, ggfs. entsprechende Abgrenzungen zu an-

deren Auszeichnungsmodellen vorzunehmen, was dann durchaus nötig wäre. Die Erfahrung zeigt, daß die Mehrzahl der Wörterbuchbenutzer offensichtlich keinen Anstoß an der herkömmlichen Auszeichnungspraxis nimmt. Es sind diesbezüglich jedenfalls kaum Reaktionen zu verzeichnen, und wenn, dann beziehen sie sich meistens auf diatopische Auszeichnungen und nicht auf stilistische. Man darf annehmen, daß diese offenkundige Akzeptanz daher rührt, daß Marker wie *dichterisch, salopp, vulgär* u. a. und natürlich auch Fachbereichsangaben wie *Eisenbahnwesen, Kunstwissenschaft, Handwerk* und viele andere selbstsprechend genug sind, um ihre Auszeichnungsfunktion erfüllen zu können. Hier gibt es seitens der Metalexikographie Anforderungen, die über das hinausgehen, was im Alltagsgebrauch als nötig empfunden wird. Nichtsdestotrotz sollte in den Wörterbucheinleitungen die Bedeutung der verwendeten Marker erläutert werden, was ja aber in der Regel durchaus geschieht.

Die Auszeichnung *ugs.* ist auch hinsichtlich ihrer Verwendung in Wörterbüchern mehrdeutig. Da kein einheitliches Konzept dessen, was als *Umgangssprache* zu beschreiben ist, vorliegt, müssen die „gegenwartsbezogenen Wörterbücher zwischen den verschiedenen Begriffen von 'Umgangssprache' vermitteln" (Henne 1988, S. 820). Nach Henne verweisen „Umgangssprache und das Adjektiv umgangssprachlich auf eine Stilschicht der Gemeinsprache; eine regionale Kennzeichnung auf lexikalische Lücken der Gemeinsprache, die durch Umgangssprachen gefüllt werden" (Henne, ebenda). Dennoch berühren sich beide Markierungen in vielen Fällen. In Wörterbüchern wird schließlich auch nur regional verbreiteten Lexemen ein Stilniveau *umgangssprachlich* zugeordnet. Beispiele hierzu aus dem DDUW sind die Lemmata „Hudeler" (*landsch. ugs.*), „Modder" (*nordd. ugs.*) und „unterschlupfen" (*südd. ugs.*). Wenn man aber *Umgangssprache* wie Henne als Stilschicht der Gemeinsprache auffaßt, dann wäre zu überlegen, ob es nicht sinnvoll sein könnte, für vergleichbare Phänomene bei arealen Varietäten des Deutschen zur besseren Unterscheidung eigene Marker zu setzen. Daß dies die Auszeichnung in der Praxis und ggfs. auch die Wörterbuchbenutzung nicht einfacher machen würde, ist einleuchtend.

Nun bleibt aber gelegentlich vage, was eigentlich unter einer Stilschicht – auch der Begriff Stilebene taucht auf – und ggfs. unter Stilfärbung zu verstehen ist. Einige Wörterbücher verzichten ganz auf eine Erläuterung der durchaus zahlreich vorhandenen stilistischen Bewertungen, was in jüngerer Zeit in der Metalexikographie besonders von Klaus-Dieter Ludwig kritisiert wurde. Wenn sich die Lexikographie mit dem Begriff des Stils bzw. der Stilschicht einerseits schwertut, so ist andererseits dennoch festzuhalten, daß diesbezügliche Benutzerhinweise doch relativ ge-

nau den kommunikativen Verwendungsrahmen der mit einer bestimmten Angabe markierten Lemmata beschreiben und damit tatsächlich das leisten, worum es bei stilistischen Markierungen eigentlich geht. Stilistische Angaben haben nicht nur dokumentative Funktion, sondern sind als stark komprimierte Wortverwendungsanleitungen aufzufassen. Wenn im DDUW „Mistvieh", „Säufer" oder „Schweinerei" als *derb* ausgezeichnet sind, dann nicht deshalb, weil diese Wörter an sich derb wären, sondern weil sie in bestimmten Kommunikationskontexten vermieden werden sollten. So heißt es zum Beispiel in den Vorbemerkungen zur „Anlage und zum Artikelaufbau" im DDUW zu den mit *geh.* (= gehoben) ausgezeichneten Wörtern, daß sie „bei feierlichen Anlässen und gelegentlich in der Literatur v e r w e n d e t" (Herv. vom Verf.) werden (DDUW [2]1989, S. 9). Ähnliches gilt in bezug auf die *Umgangssprache*, zu der es heißt, daß sie „im alltäglichen, besonders im familiär-vertraulichen, mündlichen Verkehr der Menschen untereinander üblich" sei „und in Briefen verwendet" werde (ebenda). Problematisch ist bei diesen Ausführungen allein, daß auch hier die Vorstellung eines Schichtenmodells durchscheint, wenn es vom bildungssprachlichen, gehobenen und dichterischen Wortgut heißt, es stehe „oberhalb" der normalsprachlichen Wörter, während die *Umgangssprache* etc. „unterhalb" der normalsprachlichen Stilschicht stehe. Angesichts der Sprachwirklichkeit, in der umgangssprachliches Wortgut auch in offiziellen Kommunikationssituationen weniger und weniger stigmatisiert ist – man vergleiche die oben zitierten Belege –, und auch angesichts der Tatsache, daß keine klare Vorstellung davon besteht, was eigentlich eine Stilschicht ist und wie sie sich von anderen abgrenzen läßt, wäre zu überlegen, ob ein solches Modell zur Beschreibung eben dieser Sprachwirklichkeit noch genügt.

So schlägt Klaus-Dieter Ludwig neuerdings vor, statt von Stilschichten bzw. Stilebenen und zusätzlichen Stilfärbungen von der „kommunikativen Prädisposition" der Lexeme auszugehen. Eine lexikalische Einheit ist prädisponiert, wenn sie nur „in bestimmten Bereichen der Kommunikation gebraucht wird" (Ludwig 1995, S. 297). „Lexikalische Einheiten, die dieselbe kommunikative Prädisposition aufweisen, gehören dann zur selben kommunikativen Prädispositionsebene", die den „allgemeinen Bereich der Kommunikation" angibt, „in dem die entsprechende lexikalische Einheit vorwiegend gebraucht werden kann" (Ludwig, ebenda). Eine lexikalische Einheit, die keine Auffälligkeit im Sinne Hausmanns zeigt, wäre demnach neutral; sie hätte im Wörterbuch eine Nullmarkierung, womit dem Wörterbuchbenutzer angezeigt ist, daß er sie in den meisten Kommunikationskontexten verwenden kann. Davon abgehoben wären dann bei Ludwig solche Einheiten, die „über neutral", und solche, die „unter neutral" bewertet sind. Damit schlägt er hinsichtlich der situationsspe-

zifischen Auszeichnungen in Wörterbüchern zunächst ein dreistufiges Grobmodell vor, für dessen unterste Stufe er jedoch zu erwägen gibt, diese „zu differenzieren in 'umgangssprachlich' bzw. 'ungezwungen' und 'derb'" (Ludwig 1995, S. 297f.). Gegenüber dem – zugegebenermaßen etablierten, dafür aber mehrdeutigen – Etikett *umgangssprachlich* hätte die Markierung *ungezwungen* den Vorteil, daß sie sich eindeutiger auf den Kommunikationsrahmen beziehen ließe. Bei *derb* ist dies allerdings schon nicht mehr der Fall. Außerdem muß angemerkt werden, daß die vorgeschlagenen Werte *über neutral* – *neutral* – *unter neutral* für den durchschnittlichen Wörterbuchbenutzer sehr abstrakt sind und deshalb ggfs. als Markierungen im Gebrauchswörterbuch nicht geeignet sind.

Aber auch Ludwig bleibt bei seinem Vorschlag dem traditionellen Stufenmodell verhaftet. Wenn sein Ansatz insgesamt weniger, dafür aber vielleicht besser abgrenzbare Stufen hat, dann mag dies die lexikographische Auszeichnungspraxis zwar erleichtern. Es wird aber nicht dem bereits erwähnten Tatbestand gerecht, daß das, was im allgemeinen als *umgangssprachlich* charakterisiert wird, heute in weiten Kommunikationsbereichen anzutreffen ist, die vormals eher von der Standardsprache besetzt waren. Sein Ansatz führt letztlich nicht wirklich weg vom herkömmlichen hierarchischen Modell der Stilschichten, die auf einer Skala von *dichterisch* bis hinunter zu *vulgär* angesiedelt sind und entsprechend bewertet werden. Wenn man von der kommunikativen Prädisposition der Wörter ausgeht, dann sollte man nicht kommunikative Prädispositionsebenen, sondern kommunikative Prädispositionsbereiche ansetzen, womit ein wertfreier Begriff gewählt wäre, der eher deren Nebeneinander ausdrückt als deren hierarchische Stufung. Man könnte dann die ebenfalls wertende Dreigliederung *neutral* – *über neutral* – *unter neutral* ersetzen durch die Drias *allgemeinverwendbar* – und folglich mit Nullmarkierung im Wörterbuch – *literarisch* und *ungezwungen*. Der kommunikative Prädispositionsbereich allgemeinverwendbarer Wörter könnte das herkömmlich als *bildungssprachlich* ausgewiesene Wortgut teilweise mit einschließen, zu einem anderen Teil ließe es sich wohl auch den Fachsprachen zuordnen. Entsprechende Tendenzen sind in den Wörterbüchern schon deutlich zu erkennen. Als Beispiele aus dem Deutschen Universalwörterbuch seien nur die Fälle „abundant" (*bildungsspr., Wissenschaftsspr.*), "Abusus" *(bildungsspr., auch Med.)*, „akkumulieren" (*bildungsspr., Fachspr.*) und „divergierend" (*bildungsspr., Math.*) genannt. In anderen Fällen darf sicherlich wegen des heute allgemein relativ hohen Bildungsniveaus Nullmarkierung stehen. Auch hierfür gibt es Beispiele. Das DDUW zeichnet Lemmata wie „adäquat", „äquivalent", „hineinprojizieren", „pornographisch", „rudimentär" u. v. a. konsequent als *bildungssprachlich* aus. Der Rechtschreibduden ver-

zichtet ganz bewußt darauf. Für *literarische* Kontexte prädisponiert könnte auch das als *gehoben* apostrophierte Wortgut, das „bei feierlichen Anlässen und gelegentlich auch in der Literatur" verwendet wird (DDUW [2]1989, S. 9), gelten und natürlich das *dichterische*, das in der Gegenwartssprache ohnehin weitgehend veraltet ist und im Rechtschreibduden, soweit es überhaupt ausgezeichnet ist, schon jetzt als *gehoben* markiert ist. Die Auszeichnung *ungezwungen* könnte all denjenigen Lemmata beigestellt werden, die in inoffiziellen, aber auch in offiziellen Kommunikationskontexten in ungezwungenem Sprachgebrauch verwendet werden bzw. verwendet werden können. Bei diesem Ansatz würde sich die Anzahl der unterschiedlichen stilistischen Markierungen in gewisser Weise reduzieren. Eine Reduzierung der stilistischen Marker auf nur drei wird letztlich aber nicht möglich sein, und dies schon deshalb nicht, weil derbes oder vulgäres Wortgut in einem Drei-Stufen-Modell nicht wirklich einzuordnen ist. Allerdings würde bei Ludwig und in der vorgeführten Modifizierung seines Modells der unscharfe Begriff *Umgangssprache* und damit „das unselige ugs." (Wolski 1995, S. 354) obsolet werden. Die Markierung *ungezwungen* könnte auch ohne weiteres zu diatopischen Angaben hinzutreten, wenn sich dies als notwendig erweisen sollte.

Während Klaus-Dieter Ludwig letztlich für eine Reduzierung der stilistischen Auszeichnungen eintritt, plädiert Ulrich Püschel für ein „offenes Beschreibungsvokabular, das auch Ad-hoc-Beschreibungen zuläßt" (Püschel 1989, S. 698). Nun kann man Püschel zwar darin zustimmen, daß „die Nuancen im Wortgebrauch" eigentlich „umfassend und detailliert beschrieben werden" müßten (Püschel, ebenda). Aber sein Postulat, „der Hang zur ökonomischen Beschreibungsform" dürfe „nicht zu meist nichtssagenden Einwort-Kommentaren führen" (Püschel, ebenda), steht in einem deutlichen Gegensatz zu den Bedingungen und Anforderungen eines allgemeinen Gebrauchswörterbuches, zumal wenn es sich vorwiegend als Bedeutungswörterbuch versteht. Hier kann nur mit Hilfe stilistischer oder gebrauchsspezifischer Markierungen ein Hinweis auf den tendenziellen Gebrauchsrahmen eines Wortes gegeben werden, eine Art stark verkürzter Handlungsanweisung zum richtigen Sprachgebrauch, wie es weiter oben schon angedeutet wurde. Oder man müßte die Anzahl der im Wörterbuch verzeichneten Lemmata deutlich verringern, was aber meistens mit den Erwartungen der Benutzer kollidiert.

2.2 Markierungskriterien und Markierungspraxis

Es gibt in der Lexikographie keinen Konsens darüber, wieviele und welche Stilschichten oder Stilebenen sinnvollerweise eigentlich im Wörter-

buch anzusetzen sind. Außerdem fällt auf, daß „die Zuordnung diastratischer Markierungen zu Wörtern bzw. einzelnen Verwendungsweisen lexikalischer Einheiten" zum Teil „erheblich" schwankt (Ludwig 1995, S. 289). Daraus kann man aber nun gerade nicht ableiten, daß es generell an Markierungskriterien fehle, auch wenn solche vielleicht nicht in jedem Wörterbuch befriedigend beschrieben sein mögen. Auch bei der stilistischen Bewertung lexikalischer Einheiten gilt, was man als ein Zusammenspiel einer objektiven und einer subjektiven „Bestimmung" – um diesen Begriff aus der Biologie heranzuziehen – beschreiben könnte. Die „objektive Bestimmung" erfolgt auf der Grundlage des Belegmaterials, das nicht nur gesammelt wird, um die bloße Existenz einer lexikalischen Einheit nachzuweisen. Einzelbeleganalyse und Belegvergleich, auch die Berücksichtigung der Textsorte, der ein bestimmter Quellentext zuzuordnen ist, ergeben oft auch Hinweise auf den stilistischen Wert der Einheit. Zur „objektiven Bestimmung" tritt die „subjektive" hinzu. Sie beruht auf dem intuitiven Wissen des kompetenten Sprechers um die „durch das Normbewußtsein der Sprachgesellschaft gezogenen Grenzen zwischen Umgangssprache und gesprochener Standardsprache" (Steger 1984, S. 268). Wo Beleganalyse und Belegvergleich zur stilistischen Bestimmung einer Einheit nicht ausreichen, können entsprechende Zuordnungen oftmals nur durch „subjektive Bestimmung" erfolgen, wenn man einmal den Vergleich mit anderen Wörterbüchern unberücksichtigt läßt. Nun sind sprachliche Kompetenz und Sprachgefühl allerdings keine fixen Größen. Sie unterscheiden sich von Wörterbuchbearbeiter zu Wörterbuchbearbeiter, hängen von unterschiedlichen Faktoren ab wie Alter, Ausbildung, sozialer Zugehörigkeit und auch von regionaler Gebundenheit, wie Helmut Henne im Hinblick auf die stilschichtenspezifische Beurteilung von lexikalischen Einheiten im Vergleich zwischen ostdeutschen und westdeutschen Wörterbüchern feststellt (vgl. hierzu Henne 1988, S. 821). Auch das Normenbewußtsein verändert sich selbstverständlich, was sich gerade an der ganz unterschiedlichen Bewertung des zeitgenössischen Sprachgebrauchs in den Medien zeigt. Voneinander abweichende Markierungen sind also verständlich. Hausmann gesteht zu, daß selbst dann, „wenn ... die Markierung zwischen zwei Wörterbüchern in 40 % der Fälle variiert", dies „kein Argument für Verzicht auf Markierung" sei (Hausmann 1989, S. 650).

3. Umgangssprachliche Lexik im Deutschen Universalwörterbuch

3.1 Die Auszeichnung *ugs.*

Die pragmatische Angabe *umgangssprachlich (ugs.)* steht im DDUW in rund 11.100 Fällen. Sie bezieht sich

a) auf das Stichwort selbst	~ 3.900	aalen, Betriebsnudel, kaltschnäuzig, löchern, Lulatsch, Irrsinnshitze, Pferdenatur, rausgehen, Schlamassel, verrammeln u. a.
b) auf einzelne Lesarten, Kontextbedeutungen oder feste Wendungen	~ 6.800	alt (1a: nicht alt werden [nicht lange bleiben ...]) Holz (1:...viel Holz [eine große Menge von etw.]) Kummer (b: Schwierigkeit, mit der man nicht fertig wird]) Pelz (3: *jmdm. auf den P. rücken etc. [jmdm. mit einem Anliegen o. ä. zusetzen ...]) u. a.
c) auf morphologische Angaben	30	a, A, anhauen, Beige, brauchen, Dorn, durchhauen, Einback, Joghurt, Junge u. a.

In der Mehrzahl der Fälle bezieht sich die Angabe *ugs.* auf Lesarten einzelner Lemmata. Wörter der Allgemeinsprache finden eine umgangssprachliche Umdeutung, die im Lexikon verzeichnet wird.

Wo sich die Angabe *ugs.* auf morphologische Kommentare bezieht, sind in der Regel Besonderheiten der Flexion (1) oder des Artikelgebrauchs (2) betroffen.

Beispiele zu (1): **a, A** ... das; - (ugs.: -s), - (ugs.: -s) ...
Beige, das; - (ugs.: -s) ...
Dorn, der; -[e]s, -en (ugs. auch: Dörner) ...

anhauen <unr. V.; hieb/(ugs.:) haute an, hat angehauen>...

Beispiel zu (2) **Joghurt,** ... (ugs. u. österr., bes. wiener.) auch: die; -s -[s] ...

Gelegentlich erfolgen auch Anmerkungen zur Syntax, so unter „brauchen (4)":

> ... er braucht heute nicht zu arbeiten/(ugs. auch ohne „zu":) braucht heute nicht arbeiten

Bei phonetischen Kommentaren findet sich der Marker *ugs.* nicht, was sich auch dadurch erklärt, daß das ausgewertete Quellenkorpus praktisch ausschließlich schriftliche Quellen umfaßt. Gesprochene Sprache scheint nur über ihre Verschriftung auf, wenn zum Beispiel in der Literatur mündliche Rede zitiert wird.

In vielen Fällen steht die pragmatische Angabe *ugs.* jedoch nicht isoliert. Sie ist vielmehr häufig kombiniert mit Diafrequenzangaben und/oder diaevaluativen und/oder diatopischen Markern. In Tabelle 1 sind nur solche Fälle mit Anzahl der Fundstellen und Beispiellemmata aufgeführt, in denen sich die komplexe Angabe auf das Lemma bezieht. Im Hinblick auf die pragmatische Angabe wurden nur die Buchstaben A – K durchsucht. Weitere Kombinationen können also auftreten, hätten dann aber mit großer Wahrscheinlichkeit als Einzelfälle zu gelten.

Markierung	**Anzahl**	**Beispiellemmata**
auch ugs.	2	aua, Streicheleinheit
häufig ugs.	1	-mann
sonst ugs. scherzh.	6	Gockel, Rempler, hieven
ugs. abwertend od. gutmütig	1	Jäckel
ugs. auch scherzh.	1	jawoll
ugs., auch abwertend	1	Sozi
ugs., bes. Sport Jargon	1	tricksen
ugs. emotional	132	durchschleppen, klatschnaß, klapperdürr, pesen, ratzekahl, Traumfrau
ugs. emotional verstärkend	108	blitzsauber, Bombenform, Heidengeld, Klassefußball, Riesenhunger, stocksauer
ugs., fam.	2	abknabbern, Zuckerpuppe
ugs., häufig abwertend	1	Gewese
ugs. iron.	2	museumsreif, oberschlau
ugs.(,) leicht abwertend	9	Allerweltsgesicht, Allerweltsgeschmack, Operetten-, Plüsch, Feld-Wald-und-Wiesen-,

		Nullachtfünfzehn, Schlafstadt
ugs., meist abwertend	25	Baulöwe, eindrillen, Gestotter, Hampelei, Kleinkram, Kocherei, muffelig, treudeutsch
ugs., meist scherzh.	1	Lustmolch
ugs.(,/;) oft abwertend	14	einpauken, Fachsimpelei, Freßsack, säbeln, Schnippelei, nachplappern, Wichtigtuer, wichtigtuerisch, schniegeln, Schussel
ugs., oft scherzh.	14	bemopsen, Fränkli, Fressalien, Gesichtskontrolle, Junggesellenwirtschaft
ugs.(,/;) oft scherzh. od. abwertend	4	Oma, Opa, Kintopp
ugs., oft scherzh. od. leicht abwertend	1	Landratte
ugs. scherzh.	219	Apparillo, Ballettratte, beduseln, beurgrunzen, erblonden, Jubelgreis, Storchbein
ugs. scherzh. abwertend	1	Flachlandtiroler
ugs. scherzh.(,) oft abwertend	3	Kilometerfresser, Flimmerkiste, Iwan
ugs.(,) selten	4	beschwipsen, Hintere, mörderlich, überwiegen, [der Brief wiegt über]
ugs.(,/;) seltener	4	hineinrasseln, Hinterste, Lapperei, nachtun
ugs. spött(isch)	12	Bierbauch, Biereifer, ehrpusselig, Hintertupfingen, Kleinkleckersdorf, Pomadenhengst
ugs., spöttisch abwertend	1	Hasenfuß
ugs. übertreibend	1	ohrenbetäubend
ugs. veraltend	2	Eckensteher, Franzmann, Jägersmann, Jubelperser, Mannsleute, Tippfräulein
ugs. veraltend scherzh.	2	Künstlermähne, Poussierstengel
ugs. verhüll.	4	Engelmacherin, Hundertfünf-

		undsiebziger, Scheibenkleister
ugs. verhüll. scherzh.	1	Allerwerteste
ugs. zum Ausdruck ...	1	basta
veraltet, noch ugs. scherzh.	1	Festivität
veraltend, sonst ugs. scherzh.	2	Schulmeister, Schulmeisterei
veraltet ugs. abwertend	1	Itzig

Tabelle 1: Kombinationsvarianten von *ugs.* mit diahistorischen, diaevaluativen und Diafrequenzangaben

Nur auf Lesarten beziehen sich die kombinatorischen Angaben

bes. ugs.	früher ugs. verhüll.	Jargon ugs.
meist ugs. scherzh.	oft ugs.	oft ugs. abwertend
ugs. drohend	ugs. emotional bekräftigend	ugs. gelegentlich abwertend
ugs. intensivierend	ugs., leicht abwertend, verhüll.	ugs., oft scherzh. od. iron.
ugs. meist iron.	ugs., meist iron. abwertend	veraltend, noch ugs.
ugs. scherzh. verhüll.	ugs. verstärkend	

Nach diesem Verzeichnis gibt es im DDUW 58 Kombinationsmöglichkeiten des Markers *ugs.* mit diahistorischen, diaevaluativen und Diafrequenzangaben. Gemessen an der Gesamtzahl der Fundstellen, in denen sich *ugs.* auf das Lemma bezieht (~ 3.900), handelt es sich überwiegend um Einzelfälle. Einigermaße prominent sind nur die Kombinationen

ugs. scherzh.	219
ugs. emotional	132
ugs. emotional verstärkend	108
ugs., meist abwertend	25
ugs. veraltend	24
ugs., oft scherzh.	14
ugs. spöttisch	12

Alle anderen Kombinationen treten nur vereinzelt auf. Die Auszeichnungspraxis führt gelegentlich zu gewissen vordergründigen Inkonsequenzen. So gelten z. B. die Lemmata „klapperdürr", „klitschnaß" und „Traumfrau" als *ugs. emotional*, wohingegen „blitzsauber", „Bombenform" und „Riesenhunger", die nach demselben Wortbildungsmuster gebildet sind, mit *ugs. emotional verstärkend* ausgezeichnet sind. Ähnliches gilt für „Schnippelei", das als *ugs., oft abwertend* apostrophiert wird, und „Hampelei", das *ugs., meist abwertend* sein soll. Solche Divergenzen sind in der Regel auf die unterschiedliche Beleglage zurückzuführen. Insofern können sie durchaus begründet sein.

3.2 Umgangssprache und regionale Gebundenheit

Mit diatopischen Markern steht die pragmatische Angabe *ugs.* im DDUW in 31 Kombinationen (bezogen auf das Lemma, Tabelle 2):

Markierung	Anzahl	Beispiellemmata
bayr., österr. ugs.	25	Binkel, Grant, Herzbinkerl, mollert, Radi, Schlapfen, Watsche
bes. berlin. ugs.	1	mittenmang
bes. österr. ugs.	5	allweil, durchwegs, Genierer, Katzelmacher, Wichtigmacher
bes. nordd. ugs. abwertend	2	Nöler, Nölerei
bes. schweiz. ugs.	1	salü
bes. südd., österr. ugs.	3	Lackel, Postler, pumpern
bes. südd., österr. ugs. abwertend	1	Lackel
bes. südd., sonst ugs. scherzh.	1	Gockel
landsch., bes. nordd. ugs.	2	quackeln, Rummelplatz
landsch., bes. nordd. ugs. abwertend	1	Salm
landsch. ugs.	35	Hudeler, hudeln, krengeln, Murkel, pullen, rappelig, runksen, Schnäppchen, Simpel, Torkel, trapsen
landsch. ugs. abwertend.	4	murkelig, Ruschel, ruschelig, ruscheln
landsch., österr. ugs.	1	nackert
landsch., ugs. veraltend	1	Destille
veraltet, noch landsch. ugs.	1	Hudel
nordd. ugs.	23	Buttje, Modder, muddeln, pruschen, pulen, quesen, sabbeln, tüterig, zackerieren
nordd. ugs. abwertend	6	nölen, nölig, prünen, Quasse, quassig, Sabbel
österr. ugs.	142	Dutte, Hatscher, kiefeln, Patscherl, Pracker, Schraufen
österr. ugs. abwertend	12	blad, Blade, böhmakeln,

		Kepplerin, packeln
österr. ugs., sonst veraltet	1	ausdeutschen
österr., ugs. scherzh.	1	Alpendollar
ostmd., südd., österr. ugs.	2	hintergehen, hinterbringen
schweiz. ugs.	6	geschupft, Klaus, nigelnagelneu, Pöstler, Töff
südd. ugs.	3	herumtun, strenzen, unterschlupfen
südd., österr. ugs.	35	aufschnaufen, bissel, Buschen, Busserl, drausbringen, Grantigkeit, Hascherl
ugs., bes. berlin.	1	Steppke
ugs., bes. nordd.	1	abbleiben
ugs., bes. ostmd.	1	behumpsen
ugs., bes. sächsisch scherzh.	1	Blümchenkaffee
ugs., bes. südd.	1	radeln
ugs., bes. südd., österr.	3	Kraxelei, kraxeln, Mannsbild

Tabelle 2: Kombinationsvarianten von *ugs.* mit diatopischen Markern im DDUW

Regionale Gebundenheit umgangssprachlicher lexikalischer Einheiten wird in den Standardwörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache angezeigt, gemessen am dokumentierten Ausschnitt aus dem Gesamtwortschatz allerdings nur in einem bescheidenen Maße. Immer bezogen auf das Lemma selbst und nicht auf einzelne Lesarten sind im DDUW 323 Einträge als *areal fixiert* und zusätzlich als *umgangssprachlich* ausgezeichnet. Das sind knapp 0,27 %. Nur bezogen auf die als *umgangssprachlich* markierten Lemmata sind es knapp 8,3 %, dabei sind auch diejenigen Fälle berücksichtigt, die Austriazismen und Helvetismen betreffen. Als Kommentare zu Lesarten kommen, dies sei der Vollständigkeit halber ergänzt, die Kombinationsvarianten *berlin. ugs.; ugs., bes. bayr.; ugs. landsch.* und *ugs. scherzh., bes. nordd.* hinzu.

Vergleicht man nun unterschiedliche Wörterbücher, ist festzustellen, daß auch hinsichtlich der Dokumentation regionaler Gebundenheit umgangssprachlicher Lexik Divergenzen auftreten. Zur Unsicherheit im Hinblick auf die gebrauchs- oder situationsspezifische Markierung tritt hier die Unsicherheit im Hinblick auf die areale Verbreitung einzelner Lexeme hinzu. Dies zeigt die Übersicht in Tabelle 3 an Hand einiger Beispiele (Ø = Nullmarkierung; "-" steht für fehlenden Eintrag im Wörterbuch).

Lemma	DDUW	GWB	Duden 1	BW	W	WdG	HWdG
abbleiben	ugs., bes. nordd.	ugs., bes. nordd.	–	umg.	umg.	norddt. umg.	landsch.
behumpsen	ugs., bes. ostmd.	ugs., bes. ostmd.	ostmitteldt.	umg.; bes. ostmitteld.	ostmitteldt.	landsch., *bes.* mitteldt.	–
Destille	landsch., ugs. veraltend	landsch., ugs. veraltend	ugs. veraltend	abwertend	umg.	landsch. umg. abwertend	–
Gockel	bes. südd., sonst ugs. scherzh.	bes. südd., sonst ugs. scherzh.	bes. südd.;	bes. süddt.; a. umg.; scherzh.	bes. süddt.	umg. scherzh.	umg. scherzh.
herumtun	südd. ugs.	südd. ugs.	–	umg.	umg.; süddt.	–	–
Hudel	veraltet, noch landsch. ugs.	landsch. ugs., sonst veraltet	landsch.	Ø	–	–	–
Hudeler	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	umg. –	–	landsch. salopp abwertend	– –
hudeln	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	1) landsch., schweiz.	Ø	landsch. salopp abwertend	–

krengeln	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	–	Ø	–	–
mitten-mang	bes. berlin. ugs.	norddt., bes. berlin. ugs.	nordd.	norddt., bes. berlin.	norddt. umg.	norddt. umg.	norddt. umg.
Modder	nordd. ugs.	nordd. ugs.	nordd.	norddt.	norddt.	norddt. umg.	norddt. umg.
muddeln	nordd. ugs.	nordd. ugs.	–	mitteldt.; norddt.	mitteldt.; norddt.	–	–
Murkel	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	landsch.	–	–	–
murkelig	landsch. ugs. abwertend	landsch. ugs. abwertend	landsch.	–	–	–	–
nölen	nordd. ugs. abwertend	nordd. ugs. abwertend	nordd.	bes. norddt.; abwertend	norddt.	norddt. salopp	–
Nöler	bes. nordd. ugs. abwertend	bes. nordd. ugs. abwertend	–	bes. norddt.; abwertend	–	norddt. salopp	–
Nölerei	bes. nordd. ugs. abwertend	bes. nordd. ugs. abwertend	–	bes. norddt.; abwertend	–	–	–
pruschen	nordd. ugs.	nordd. ugs.	–	niederdt.	–	norddt.	norddt. umg.
pulen	nordd. ugs.	nordd. ugs.	–	norddt.	norddt.	norddt. umg.	norddt. umg.

pullern	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	landsch.	umg.	salopp derb	(rn.) Kinder-sprache
quackeln	landsch., bes. nordd. ugs.	landsch., bes. nordd.	landsch.,	landsch.,	–	–	–
quesen	nordd. ugs.	nordd. ugs.	nordd.	norddt.	norddt.	–	–
rappelig	landsch. ugs.	landsch. ugs.	ugs.	umg.	umg.	salopp	umg.
Rummel-platz	landsch., bes. nordd.	landsch., bes. nordd.	ugs.	landsch.; bes. norddt.	umg.	salopp	landsch.
runksen	landsch. ugs.	landsch. ugs.	ugs.	umg.	umg.	landsch. umg.	–
Ruschel	landsch. ugs. abwer-tend	landsch. ugs. abwer-tend	landsch.	landsch.; abwertend	umg.; abwertend	–	–
ruschelig	landsch. ugs. abwer-tend	landsch. ugs. abwer-tend	landsch.	landsch.; abwertend	umg.	–	–
ruscheln	landsch. ugs. abwer-tend	landsch. ugs. abwer-tend	landsch.	landsch.; abwertend	umg.	–	–
sabbeln	nordd. ugs.	nordd. ugs.	nordd.	landsch.	umg.	landsch. *bes.* norddt.	–

Salm	landsch., bes. nordd. ugs. abwertend	landsch., bes. nordd. ugs. abwertend	ugs.	landsch.; bes. norddt.; abwertend	selten; umg.; abwertend	salopp abwertend	umg.
Schnäppchen	landsch. ugs.	ugs.	ugs.	rhein.	umg.	–	–
Simpel	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	umg.	umg. abwertend	abwertend	–
Steppke	ugs., bes. berlin.	ugs., bes. berlin.	ugs., bes. berlin.	bes. berlin.	umg.; bes. berlin.	umg. scherzh., *bes.* berlin.	bes. berlin.
strenzen	südd. ugs.	südd. ugs.	südd. ugs.	landsch.	–	–	–
Torkel	landsch. ugs.	landsch. ugs.	landsch.	landsch.	süddt.	landsch. umg.	–
trapsen	landsch. ugs.	landsch. ugs.	ugs.	umg.	–	–	–
tüterig	nordd. ugs.	nordd. ugs.	–	–	–	–	–
unterschlupfen	südd. ugs.	südd. ugs.	südd. ugs.	süddt.	–	süddt.	–
zackerieren	nordd. ugs.	nordd. ugs.	–	–	–	–	–

Tabelle 3: Dokumentation regionaler Gebundenheit umgangssprachlicher Lexik im Wörterbuchvergleich

Bei der näheren Analyse dieser Aufstellung zeigt sich, daß zum Beispiel das Stichwort „Rummelplatz" im DDUW und im GWB als *landschaftl.* (d. h., das areale Geltungsgebiet läßt sich nicht näher eingrenzen), *bes. nordd. ugs.* ausgezeichnet ist, wobei nicht ganz eindeutig erkennbar ist, ob sich das Etikett *ugs.* nur auf *nordd.* oder auch auf *landsch.* bezieht. Der Rechtschreibduden (Duden 1) reduziert diese Angabe auf den Marker *ugs.* und verzichtet darauf, den räumlichen Geltungsbereich von „Rummelplatz" auszuweisen. „Rummelplatz" wird damit zu einem Wort der Allgemeinsprache. Brockhaus-Wahrig zeichnet das Lexem als *landsch.; bes. norddt.* aus, ohne daß eine stilistische Wertung erfolgt. Das einbändige Wahrig-Wörterbuch steht zum Rechtschreibduden und beschränkt sich ebenfalls auf das Etikett *umg.* Auffällig sind auch die Abweichungen zwischen dem Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (WdG) und dem Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (HWdG). Im ersten ist „Rummelplatz" *salopp,* im zweiten *landsch.*

In anderen Fällen sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Wörterbüchern weniger markant. DDUW und GWB zeichnen das Lemma „rappelig" als *landsch. ugs.* aus, während Duden 1, Brockhaus-Wahrig, der einbändige Wahrig und das HWdG einheitlich die Markierung *umgangssprachlich* aufweisen. Nur das WdG durchbricht die Reihe, indem es den Marker *salopp* setzt. Insgesamt ist bei den untersuchten Lemmata festzustellen, daß die Abweichungen bei kombinierten diatopischen und stilistischen Angaben doch relativ gering sind. In vielen Fälle beruhen sie allein darauf, daß die bei der diatopischen Angabe stehende stilistische einmal entfällt oder auch umgekehrt. „Murkel" (= kleines Kind) gilt im DDUW und GWB zum Beispiel als *landsch. ugs.*, während es Duden 1 und Brockhaus-Wahrig nur als *landsch.* markieren. Umgekehrt bei „Schnäppchen". Während das DDUW das Stichwort noch als *landsch. ugs.* auszeichnet, schlagen es GWB, Duden1 und das einbändige Wahrig-Wörterbuch einhellig der *Umgangssprache* zu. Dies entspricht dem heutigen Sprachgebrauch, soweit er durch die Dudenkartei belegt ist. Hier finden sich Belege aus dem „Spiegel" (32/1989, S. 91), dem „Mannheimer Morgen" (13.12.1985, S. 29), der „ADAC motorwelt" (z. B. 11/1986, S. 24), einer der auflagenstärksten Zeitschriften im deutschsprachigen Raum mit entsprechend flächendeckender Verbreitung, aus der „Welt" (26.7.1977, S. 20), der „Süddeutschen Zeitung" (11.12.1981, S. 174) und dem „Flensburger Tageblatt" (Ostern 1984, S. 20), neben denen die Belege aus dem „Kölner Wochenspiegel" (2.1.1985, o. S.) und der ebenfalls in Köln erscheinenden Zeitschrift „Express" (12.5.1984, S. 11) kaum auffallen. Die Beleglage spricht also nicht für eine räumlich begrenzte Verbreitung dieses Wortes. Insofern

stellt die Auszeichnung *rhein.* im Brockhaus-Wahrig einen Ausreißer dar. Sie wird dem tatsächlichen Sprachgebrauch nicht mehr gerecht.

Wie erklären sich nun derartige Abweichungen? Zum einen ist es bei einem Wörterbuchvergleich nicht ganz unwichtig, die Erscheinungsjahre der verglichenen Wörterbücher zu berücksichtigen. So liegt zwischen dem Erscheinen des letzten Bandes des Deutschen Wörterbuches von Brockhaus-Wahrig und dem Erscheinen des letzten Bandes der zweiten Auflage des Großen Wörterbuchs der deutschen Sprache über ein Jahrzehnt, was gerade hinsichtlich der rasanten Entwicklungen innerhalb des Wortschatzes eine nicht unerhebliche Zeit ist. Zum anderen hängt die Etikettierung der Wörterbucheinträge von der schon oben erwähnten sprachlichen Kompetenz der unterschiedlichen Wörterbuchbearbeiter ab, die zum Teil auch von individuellen, außersprachlichen Faktoren bestimmt ist. Hier hilft in der Praxis zwar die Abstimmung im Bearbeiterkreis in gewisser Weise aus dem Dilemma; echte Klarheit ist aber nicht zu erreichen. Klaus-Dieter Ludwig geht in diesem Punkt sogar soweit zu sagen, daß es gerade in bezug auf die „stilistische Bewertung und Kennzeichnung von lexikalischen Einheiten im Wörterbuch" keine „endgültige, alle Wörterbuchbenutzer und Linguisten befriedigende Lösung" geben werde (Ludwig 1995, S. 229). Man darf auch nicht ganz übersehen, daß beim Vergleich von diasystematischen Angaben in Wörterbüchern auch der Wörterbuchtyp berücksichtigt werden muß. Diasystematische Angaben – und hier eben ganz besonders die stilistischen und die diatopischen – können in relativ umfangreichen Bedeutungswörterbüchern wie dem DDUW oder dem GWB komplexer ausfallen, die pragmatische Beschreibung des Lexems oder der Lesart kann exakter sein als zum Beispiel in einem Rechtschreibwörterbuch, das ja in erster Linie orthographische Informationen vermitteln will und alle Zusatzinformationen entsprechend rudimentär hält. So wurde bei der Bearbeitung der 20. Auflage des Rechtschreibdudens ganz bewußt eine Reduzierung kombinatorischer pragmatischer Angaben vorgenommen, was in einigen Fällen den Verzicht auf zusätzliche stilistische Angaben bei landschaftlichem Wortgut bedeutete. Steht bei „murkelig" im DDUW und im GWB die Markierung *landsch. ugs. abwertend,* so steht im Rechtschreibduden nur *landsch.* Damit ist natürlich auch der Tatsache Rechnung getragen, daß auf der Grundlage des Belegmaterials und der Forschung stilistische Nuancierungen gerade bei landschaftlichem Wortgut nicht immer leicht nachzuweisen sind, und größere Befragungen hierzu scheiden schon aus praktischen Gründen aus. Es ist also durchaus gerechtfertigt, einerseits intuitive, andererseits zum Teil hoch komplexe und damit vom Wörterbuchbenutzer nicht immer leicht zu dechiffrierende pragmatische Angaben zu vereinfachen. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, „daß

die traditionellen Marker zur Kennzeichnung des Stellenwerts" eines Lexems „genauer definiert und besser aufeinander bezogen sein müssen", wie Ludwig fordert (Ludwig 1991, S. 230). Diese Forderung ist jedoch nicht allein von der praktischen Lexikographie zu erfüllen. Sie braucht hierzu Grundlagen, die von der Sprachforschung und insbesondere der Stilforschung noch zu präzisieren wären.

Literatur

a) Nachschlagewerke

Brockhaus-Enzyklopädie in 24 Bänden. 19., völlig neubearbeitete Auflage. Band 22. Mannheim 1993.

Brockhaus-Wahrig – Deutsches Wörterbuch in sechs Bänden. Herausgegeben von Wahrig, Gerhard/Krämer, Hildegard/Zimmermann, Harald. Wiesbaden und Stuttgart 1980 ff.

Das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Herausgegeben von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. 9., bearbeitete Auflage. Berlin 1978 ff.

Duden – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim 1993 ff.

Duden – Deutsches Universalwörterbuch. 2., völlig neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. Mannheim 1989.

Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (Duden Bd. 4). 5., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Eisenberg, Peter/Gelhaus, Hermann/Henne, Helmut/Sitta, Horst/Wellmann Hans. Mannheim 1995.

Duden – Rechtschreibung der deutschen Sprache (Duden Bd. 1). 20., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim 1991.

Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Günter Kempcke. 2 Bde. Berlin 1984.

b) Sekundärliteratur

Bichel, Ulf (1973): Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen.

Bichel, Ulf (1980): Umgangssprache. In: Althaus, Hans-Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage (Studienausgabe II). Tübingen. S. 379-383.

Bußmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Stuttgart.

Hausmann, Franz-Josef (1989): Die Markierung im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch: eine Übersicht. In: Wörterbücher, S. 649 ff.

Henne, Helmut (1988): Stichwort Umgangssprache. Werkstattbericht zum neuen 'Paul'. In: Munske, Horst Haider u. a. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Berlin/New York. S. 525 ff.

Lewandowski, Theodor (1976): Linguistisches Wörterbuch. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage. Heidelberg.

Ludwig, Klaus-Dieter (1991): Markierungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch des Deutschen. Ein Beitrag zur Metalexikographie. Tübingen (= Lexicographica Series Maior 38).

Ludwig, Klaus Dieter (1995): Stilkennzeichnungen und Stilbewertungen im deutschen Wörterbuch der Gegenwart. In: Stilfragen. Hg. von Gerhard Stickel. Berlin. S. 280 ff.

Lühr, Rosemarie (1990): Neuhochdeutsch. 3. Auflage. München.

Püschel, Ulrich (1989): Diaevaluative Markierungen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Wörterbücher, S. 693 ff.

Ratke, Ingulf (1973): Die Umgangssprache. In: Muttersprache 83, S. 161 ff.

Steger, Hugo (1984): Bemerkungen zum Problem der Umgangssprache. In: Besch, Werner u. a. (Hg.): Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 423).

Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. „Alltagssprache" – „Fachsprache" – „Standardsprache" – „Dialekt" und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache, Heft 4, S. 289 ff.

Wiegand, Herbert Ernst (1989): Die deutsche Lexikographie der Gegenwart. In: Wörterbücher, S. 2100ff.

Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Herausgegeben von Franz Josef Hausmann et alii. Berlin/New York 1989. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Herausgegeben von Hugo Steger und Herbert Ernst Wiegand. Bde. 5.1 und 5.2).

Wolski, Werner (1995): Umgangssprachliches und Saloppes ohne Gewähr. Anmerkungen zu einem neuen deutsch-russischen Wörterbuch. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 32.2, S. 342 ff.

WERNER KÖNIG

Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht 'Deutsch als Fremdsprache'?[1]

Abstract

Der Beitrag referiert Forschungsstand, Behandlung und Bewertung von standardsprachlich regionalen Aussprachevarianten in der Duden-Grammatik, dem Duden-Aussprachewörterbuch sowie dem Aussprachewörterbuch von Siebs. Weiter werden Regionalismen der Standardsprache, an Beispielen aus dem Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen (mit Karten), dargestellt. Abgeschlossen werden die Ausführungen durch einen Vorschlag zur Integration der vorhandenen Forschungsergebnisse in den Unterricht Deutsch als Fremdsprache: „Ausgangssprachenorientierte Lehrnormen", d.h. Ausrichtung der Lehrnormen an den tatsächlich vorhandenen Ausspracheformen von gebildeten deutschen Sprechern bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Fähigkeiten und der bei den Lernern vorhandenen Artikulationsweisen.

1. Zum Thema

Das Duden Aussprachewörterbuch und das Große Wörterbuch der deutschen Aussprache bezeichnen die von ihnen beschriebene Norm als „Standardaussprache". Damit wäre unser Thema erledigt, weil es per definitionem innerhalb des Standards, der identisch mit einer präskriptiven Norm ist, regionale Unterschiede nicht geben kann, schon gar nicht auf der Ebene des Sprachsystems. Nachdem ich nun aber eingeladen wurde, über phonetisch-phonologische Varianten des Standards zu sprechen, muß es wohl noch eine andere Verwendungsweise von „Standardsprache/Standardaussprache/Standardlautung" geben, und es gibt sie natürlich auch: Diese Verwendungsweise (vgl. z.B. Wiesinger 1988, S. 20) versteht unter Standard einen Ist-Zustand, eine Gebrauchs-Norm und keine Soll-Norm wie die eben zitierten Wörterbücher.

In meinen Ausführungen geht es um geographisch bedingte Varianten in einer Sprachform, die nach Schank/Schoenthal (1976, S. 14) in „öffentlichen Situationen mit der Intention übergruppaler und überregionaler Verständlichkeit sowie mit ausgeprägter sozialer Relevanz für die Öffentlichkeit" gesprochen wird.

---

[1] Die Vortragsform wurde bei der Einrichtung des Manuskripts im wesentlichen beibehalten, es wurde nur um die Anmerkungen und das Literaturverzeichnis ergänzt.

Jeder deutschsprachige Mitteleuropäer kennt diese Varianten; und ausländische Deutschlerner müssen – wenn sie das erste Mal in ein deutschsprachiges Land kommen – die für sie schmerzliche Erfahrung machen, daß das tatsächlich gesprochene Deutsch auch bei gebildeten Sprechern nicht dem entspricht, was z.B. der Duden oder das Große Wörterbuch der deutschen Aussprache als Standard beschreibt.

2. Zum Forschungsstand

So sind denn auch die meisten der insgesamt sehr wenigen Arbeiten zum Thema von ausländischen Sprachwissenschaftlern geschrieben. Sie wollten wissen, wie Deutsch tatsächlich gesprochen wird, ganz im Gegensatz zum deutschen „Normalgermanisten", der sich nur ungern von der Vorstellung eines einheitlichen deutschen Phonemsystems trennt und der sich zurückzieht auf eine der vier verschiedenen Normen der deutschen Aussprachewörterbücher. Das tatsächlich Gesprochene auch höherer Sprachlage stellt sich dem Deutschlernenden als Wirrnis, als Chaos dar. Genauso erscheint es wohl der Duden Grammatik von 1995 (S. 53), die es als „uneinheitlich und einer umfassenden Beschreibung schwer zugänglich" bezeichnet, oder auch dem Duden Aussprachewörterbuch von 1990, dem eine „umfassende systematische Darstellung als unmöglich" erscheint.

> Solchen Aussagen entsprechen einem Satz, der durch spätere Bearbeiter in die Paulsche Mittelhochdeutsche Grammatik gelangte, und der in der Auflage von 1989 wieder getilgt wurde, nämlich, daß in den mhd. Handschriften eine „ungeheure" ja sogar „ungeheuerliche" Wirrnis herrsche[2] eine allzu bequeme Ansicht, die das normalisierte Mittelhochdeutsch rechtfertigte und uns Sprachforscher jahrzehntelang davor bewahrte, die Graphematik der Handschriften näher ansehen und ihre regional und sozial bedingte Variation untersuchen zu müssen.

Keine der vorhandenen kodifizierten Normen wird von einer nennenswerten Anzahl von Menschen gesprochen. Das kann man nicht mehr leugnen, seit Stellmachers 1975 veröffentlichter Auswertung einiger Mustertonbänder, in der er nachgewiesen hat, daß sich sogar Sprechwissenschaftler auf Tonträgern für die Ausspracheschulung nicht immer an die vorhandenen Normen halten.

Wie die Wirklichkeit der auf hohem Ausspracheniveau gesprochenen Sprache aussieht, damit hat sich die deutsche Germanistik bisher kaum

---

[2] Auf dieses Faktum wurde ich von Helmut Graser aufmerksam gemacht. Vgl. H. Graser (1996) S. 57, Paul/Mitzka (1963) und Paul/Moser/Schröbler (1975) jeweils § 6, Anm. 1.

beschäftigt. Dabei ist es beileibe kein Randgebiet, wenn man die Anwendungsmöglichkeiten solcher Forschungsergebnisse im Bereich Deutsch als Fremdsprache oder ihre sonstige gesellschaftspolitische Relevanz in Betracht zieht. Ich werde auf beides weiter unten noch zurückkommen.

Eine ausführlichere Beschreibung des Forschungsstandes ist im Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen (Bd. 1, S. 10-15) zu finden. Die älteren Beiträge zum Thema sind meist mit erhobenem Zeigefinger unter dem Blickwinkel der orthoepischen Norm geschrieben. Ich lasse diese hier mal beiseite. Ich möchte hier vor allem erwähnen Luick (1904) und Bürkle (1995) für Österreich sowie einige neuere Arbeiten zu Einzelproblemen mit explizit geographischer Intention: Bonnin (1964), Ezawa (1972), Merrill (1975), Stearns/Voge (1979) für die BRD (alt) und Iivonen in mehreren Publikationen (z.B. 1994) für einige Orte des gesamten deutschen Sprachraumes.

Wer sich einen schnellen Überblick verschaffen will, der kann sich einmal informieren in der Einleitung zur letzten Auflage des Siebs von 1969, wo man relativ viele regionale Aussprachephänomene in der Standardsprache als Verbote formuliert findet: z.B. steht da beim langen Ä (S. 58) (wie z.B. in Käse): „Man vermeide eine zu enge, dem [e:] ähnliche Aussprache, ebenso aber auch eine zu offene Aussprache, wie sie in Mundarten Obersachsens und der Schweiz üblich ist und wie sie sich im Affekt leicht einstellt." Außerdem sind auf 4 Druckseiten unter dem Stichwort „Landschaftliche Besonderheiten" (S. 145-148) die schon bei der Beschreibung der Einzellaute erwähnten Erscheinungen quasi tabellarisch zusammengefaßt und zwar geordnet nach Großlandschaften.

Ähnlich wie Siebs kann Christopher Halls „Modern German pronunciation" (1992) der schnellen Information dienen. Es hat bei jeder Lauteinheit, die beschrieben wird, einen obligatorischen Abschnitt, in dem Abweichungen von der Norm auch in ihrer groben regionalen Verbreitung beschrieben werden.

Für Österreich faßt Lipold (1988) den Erkenntnisstand vor Bürkle (1995) zusammen.

3. Zur Bewertung regionaler Aussprachevarianten

Die in den eben zitierten Arbeiten beschriebenen Aussprachevarianten werden unterschiedlich bewertet:

Ich möchte Ihnen das am Beispiel der letzten (1995er) Auflage der Duden-Grammatik sowie der neuesten 3. Bearbeitung des Duden Aussprachewörterbuches von 1990 erläutern. In der Grammatik gibt es

ein einleitendes Kapitel unter dem Titel: Der Laut und die Lautstruktur des Wortes. Unter Punkt 5.3 (S. 53-55) „Umgangslautung" werden da einige Phänomene beschrieben, die „weitgehend unabhängig von dialektalen und soziolektalen Einflüssen sind" (S. 53).

Betrachten wir die Beispiele in diesem Kapitel etwas näher: Vier Abschnitte behandeln Assimilationsphänomene und Probleme der Fremdwortaussprache, die können wir hier beiseite lassen. Zwei aber befassen sich mit Erscheinungen, die regional unterschiedlich verteilt sind. Es geht um die Quantität der Vokale bei *Glas, Rad, grob, Zug* u.ä. Wörtern sowie um die Aussprache des <g>in Wörtern wie *legst, sagst*, u.ä. einerseits und in *freudig* und *innig* und vergleichbaren Wörtern andererseits. Von diesen letzten drei Phänomenen, die, wie oben schon zitiert wurde, als „weitgehend unabhängig von dialektalen Einflüssen" angesehen werden, sind die ersten zwei vor allem norddeutschen Sprechern eigen, das dritte [-ik]- Aussprache eher süddeutschen, obwohl die Aussprache als Plosivlaut im Norden vorkommt, zumindest in relativ hohen formalen Sprechsituationen.

Vergleichbares findet sich im Aussprachewörterbuch des Duden. In ihm gibt es in der Einleitung ebenfalls einen Abschnitt „Umgangslautung" (S. 55-58). Diese wird immerhin schon als regional geprägt beschrieben. Die auf ca. 3 Druckseiten angeführten Beispiele ohne Regionalangaben behandeln 23 „vor allem häufige Erscheinungen der Umgangslautung" (S. 55). Davon betreffen 6 Assimilationserscheinungen, 8 die Aussprache von Fremdwörtern (davon sind zwei Eigenheiten regional bedingt) 7 behandeln Aussprachеeigentümlichkeiten des Nordens, eine weitere betrifft die Aussprache von auslautendem <-ig>. Von den 10 regional bedingten sogenannten „Umgangslautungen" sind 8 nicht süddeutsch, d.h. nord- und teilweise auch mitteldeutsch.

Wenn man nun die Aussage der Bearbeiter dieses Aussprache-Dudens ernst nimmt, daß „vor allem häufige Erscheinungen" der „Umgangslautung" (S. 55) hier besprochen werden, dann könnte man daraus schließen, daß die Süddeutschen in dem, was der Duden „Umgangslautung" nennt, so wenig Abweichungen hat, daß diese nicht weiter erwähnenswert sind, oder eventuell sogar auch, daß sie gar keine „Umgangslautung" im Dudenschen Sinne besitzen, sondern gleich in den Dialekt fallen.

Ähnliche aber nicht ganz so einseitige Zahlenverhältnisse liefert die oben schon erwähnte Liste „landschaftlicher Besonderheiten" bei Siebs. 12 „nicht normgerechte" in gepflegter Aussprache zu vermeidende Eigenheiten des Nordens stehen hier ganzen sechs des Südens gegenüber. Siebs bestätigt also den Eindruck, den man aus den beiden Duden gewinnen

kann: die Süddeutschen machen weniger Fehler, sprechen ein gepflegteres Hochdeutsch.

Eine solche Interpretation der erwähnten Werke steht aber in diametralem Gegensatz zur weit verbreiteten Ansicht, daß der Süden eine weniger gute Aussprache besitze als der Norden. Die Entstehung dieser Meinung ist wohl begründet in dem durch die Jahrhunderte immer geltenden Prinzip der Vorbildlichkeit der Schreiblautung (= Sprich wie du schreibst) und auch darin, daß im niederdeutschen Raum das Hochdeutsche zunächst als Schreibsprache rezipiert wurde und sich die Aussprache des Hochdeutschen anfänglich an den Lautwerten der Buchstaben orientierte, bis es zu einer auch im Familienkreise gesprochenen Sprache wurde.

Vor diesem Hintergrund erhalten die oben erwähnten Fakten in jenen beiden Dudenbänden einen neuen Stellenwert: Norddeutsche Regionalismen werden hier vor allem erwähnt, weil sie als allgemeiner verbreitet angesehen, weil sie als noch eher dem Standard, der Norm angehörend betrachtet werden. Sie werden eher verziehen als süddeutsche oder die Österreichs oder der Schweiz. Ein Moderator der samstäglichen Sportschau des ZDF läßt die zugegebenermaßen südöstlich geprägten Statements eines Skirennfahrers per Schrifteinblendung ins Hochdeutsche übersetzen, obwohl die Rede dieses Skifahrers nicht dialektgeprägter ist als die eines Franz Steiner, dessen Volksstücke ohne Untertitel erfolgreich im Privatfernsehen laufen. Dieser ZDF-Moderator findet das sehr lustig, sieht aber den Balken im eigenen Auge nicht, denn er selbst spricht regelmäßig: *lecht* statt 'legt', *Tach* statt 'Tag', *Fead* statt 'Pferd', *Hoffnunk* statt 'Hoffnung'. Diese kleine Geschichte macht das eben Gesagte nochmals deutlich, daß norddeutsche Regionalismen anders beurteilt werden als die anderer Regionen. Sie werden eher als dem Standard zugehörig betrachtet als süddeutsche. Und der Duden verstärkt, perpetuiert diese Auffassung, die in nichts anderem gegründet ist als in der Tatsache, daß viele daran glauben. Wenn ein Buch aus dem Duden Verlag auch noch so deskriptiv gemeint ist, der normale, d.h. der nicht germanistische Benutzer wird es normativ lesen. Auch die Grammatik und das Aussprachewörterbuch haben schon durch den Namen quasi amtlichen Charakter – wenigstens für die nicht-sprachwissenschaftlichen Benutzer. Und das dürfte die Mehrheit sein. Die erwähnten, fast nur norddeutschen Aussprachewei sen werden dadurch, daß sie hier aufgeführt werden, kanonisiert, als möglich dargestellt und in Normnähe gerückt. In diesen beiden Büchern werden in der sogenannten „Umgangslautung", sogar solche Eigenheiten aufgeführt, die von den Sprechern selbst als nicht kor-

rekt empfunden werden, wie die spirantische Aussprache des G-Lautes in bestimmten Positionen. Ich komme darauf noch einmal zurück.

Es gibt im deutschsprachigen Süden große Gebiete, deren Bewohner annehmen, ihre Sprechweise sei auffällig, weniger wert, die meinen, anderswo werde ein „besseres", „adäquateres" Hochdeutsch gesprochen. Wer von sich glaubt, eine gute Aussprache zu besitzen, dem verhilft dieser Glaube zu einem positiveren Selbstwertgefühl; wer hingegen ein negatives Sprachbewußtsein qua Geburtsort zugeteilt bekommt, der muß sehen, wie er damit zurechtkommt. Es würde den letzteren sehr viel nützen, wenn man ihnen sagte: Ihr braucht Euch wegen Eurer regionalen Sprachfärbung keine Gedanken zu machen; denn diejenigen, von denen Ihr denkt, sie hätten eine bessere deutsche Aussprache und die es Euch das auch immer wieder merken lassen, die entsprechen genausowenig einem wie auch immer definierten Ideal. Insofern können Forschungen zu diesem Thema und darauf aufgebaute Zielnormen auch Folgen für unsere Gesellschaft haben und zwar in Richtung einer Emanzipation bisher benachteiligter Gruppen, sie können helfen, Gegensätze innerhalb unserer Gesellschaft abzubauen: ich meine, ein Gutteil der Reserviertheit des Südens dem Norden gegenüber (vgl. dazu Weber 1991) ist auch auf solche sprachlichen Selbstwertdefizite zurückzuführen.

Und wenn man z.B. den Ausspracheduden beim Wort nähme, wie wir es oben getan haben, dann bräuchte sich der Süden ja gar nicht zu verstecken, er läge sogar weit vor dem Norden. Ich will natürlich jetzt nicht so weit gehen und sagen, die Süddeutschen können es besser, das hat wohl genausowenig mit der Wirklichkeit zu tun wie die bisherige Auffassung von der norddeutschen Überlegenheit, ich will nur sagen, die Süddeutschen können es *auch*. Wenn sich das zuerst bei uns Germanisten und im Duden Verlag und später dann auch im weiteren Bevölkerungskreisen herumspräche, dann wäre meines Erachtens schon sehr viel gewonnen.

In diesem Zusammenhang noch eine Anmerkung:
Es gibt Bemühungen, einen eigenen „Standard" für Österreich zu schaffen; das könnte möglicherweise überflüssig werden, wenn die Toleranz gegenüber südlichen Aussprachegewohnheiten in den Wörterbüchern so groß werden würde wie sie es gegenüber nördlichen Normverstößen jetzt schon ist.

4. Einige Regionalismen (exemplarisch nach dem AASD)

4.1 Zur Methode

Nach diesen Vorbemerkungen sollen nun einige solcher geographischer Unterschiede dargestellt werden und zwar aus dem Atlas zur Aussprache

des Schriftdeutschen, abgekürzt AASD, der 1989 im Max Hueber Verlag erschienen ist. Das ist die bisher ausführlichste Arbeit zum Thema. Da ich hier ohnehin exemplarisch bleiben muß, würde es zu weit führen, auch die Forschungsergebnisse anderer Autoren zu einem geographischen Gesamtbild zusammenfügen zu wollen. Zu verschieden sind (außer bei Bürkle, der aber keine Karten hat) die jeweiligen Versuchsanordnungen und Transkriptionsgewohnheiten, zu verschieden auch der jeweils beschriebene Punkt in der schiefen Ebene des Kontinuums zwischen der höchsten und niedrigeren Sprachformen. Dem hier gestellten Thema „Regionalismen im Standard" kommt außerdem entgegen, daß die im AASD vorhandenen Daten eine sehr hohe Sprachlage beschreiben und eine Sprechergruppe mit sehr hohem Bildungsniveau zur Grundlage haben. Z.B. kommen die in der DUDEN-Grammatik – ich habe es oben schon erwähnt – als „Umgangslautung", und als „weitgehend unabhängig von dialektalen und soziolektalen Einflüssen" (S. 55f.) beschriebenen *du lechst* und *du saachst* für *du legst* und *du sagst* praktisch nicht vor, und Varianten, die „als überregional gültig" in der Standardlautung (S. 51) beschrieben werden, wie z.B. w*iat* für 'Wirt' oder *doaf* für 'Dorf' (S. 52), erweisen sich als nur zu einem nicht sehr hohen Prozentsatz vorhanden und alles andere als überregional verbreitet (vgl. dazu AASD, Bd. 2, S. 35).

Der Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland dokumentiert die lautlichen Varianten, die auch bei gebildeten Sprechern des Deutschen vorhanden sind. Er beschreibt eine tatsächlich gesprochene Form des Deutschen, nämlich das, was bei Sprechern ohne Sprechausbildung in hoher Formstufe realisiert wird. Leider umfaßt er nur die alte Bundesrepublik, weder die ehemalige DDR noch Österreich und die Schweiz.

Der Atlas beschreibt Sprecher,
- die zwischen 1946 und 1958 geboren sind
- die in dem Ort, den sie repräsentieren, aufgewachsen sind
- die Abitur haben und zum Zeitpunkt der Datenerhebung studierten
- von denen mindestens ein Elternteil die gleiche Bedingung hinsichtlich des Bildungsstandes und der Herkunft erfüllt, u.a., um zu gewährleisten, daß das Hochdeutsche mindestens in der zweiten Generation als Möglichkeit zur Verfügung steht.

Das Ziel, eine möglichst hohe Sprachform zu erreichen, wurde auch über die Versuchsanordnung angestrebt: Drei Wortlisten, von denen zwei alphabetisch geordnet waren, und die dritte minimale Paare enthielt, insgesamt rund 1700 Wörter mußten vorgelesen werden. Dabei sollten die Sprecher vor jedes Substantiv den Artikel, der nicht auf der Liste stand,

setzen, so daß jedes Wort verstanden sein mußte, bevor es artikuliert wurde. Die Sprecher wurden über das Ziel der Forschungen informiert und bekamen die Anweisung, den Text so zu lesen, wie sie es vor einer Schulklasse tun würden.

Das auf diese Weise gewonnene Sprachmaterial ist sehr gut geeignet, das zu repräsentieren, was die Informanten auch in anderen formal hochstehenden Sprechsituationen (z.B. bei einem Vortrag) oder in gepflegter deutlicher, Theodor Siebs würde sagen „ruhiger, verstandesmäßiger Rede" produzieren würden.

All das hat die regionale Prägung auf ein Minimum reduziert, was sich auch darin zeigt, daß viele der z.B. bei Siebs oder anderen Autoren als zu vermeidende landschaftliche Eigenheiten aufgeführte Ausspracheformen in unserem Korpus überhaupt nicht vorkommen. Mit anderen Worten: unser Material bildet die oberste Sprechweise, in der sich gebildete Sprecher ohne Sprechausbildung bewegen können, ab.

Trotzdem füllt die Beschreibung der vorgefundenen Varianten ca. 500 Druckseiten, darunter ca. 300 Seiten Tabellen und Karten. Es zeigen zwar nicht alle Phänomene eine signifikante regionale Verteilung, ein Großteil aber schon.

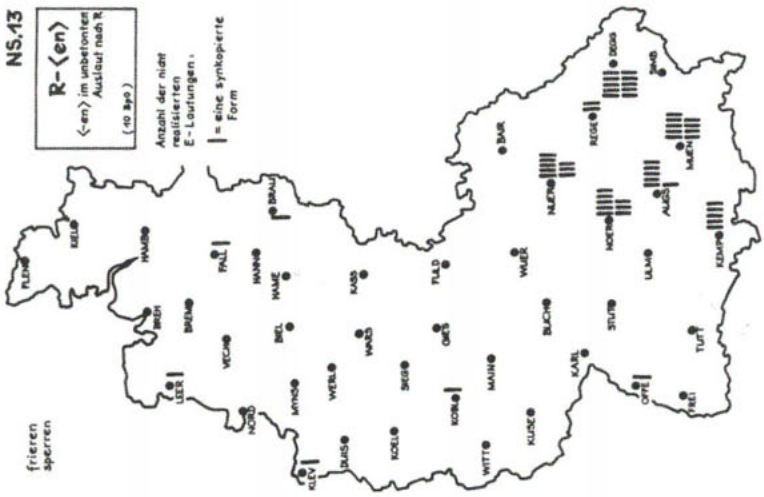
Es waren 44 Sprecher, von jedem ca. 45 Tonbandminuten die in den Atlas eingegangen sind. Sie hatten alle der oben beschriebenen sehr eng definierten sozialen Gruppe anzugehören. Dadurch war die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, daß der Proband ein Hochdeutsch produziert, das der Ausspracheweise jener Region, für die er in den Karten steht, entspricht. Doch kann trotzdem nicht ausgeschlossen werden, daß eine Versuchsperson ein atypischer Sprecher ist, der bei dem einen oder anderen Phänomen vom Ortsüblichen abweicht. Um diesen Fall nicht zum Tragen kommen zu lassen, wurden bei der Interpretation der Ergebnisse nur Phänomene einbezogen, die bei mindestens zwei Sprechern einer Region festzustellen sind. Denn es ist äußerst unwahrscheinlich, daß zwei Sprecher nebeneinanderliegender Orte zufällig beim gleichen lautlichen Phänomen vom regional Üblichen in der gleichen Richtung abweichen.

4.2 Endsilben und Vokalquantitäten

Die Fakten, die Abb. 1 darstellt, sind im Prinzip bekannt. Es geht um die Aussprache des G in der Endung <-ig>.

Einige Vorbemerkungen zum Verständnis der Karten:

- links oben sind zwei Beispiele: *Pfennig, winzig.*


NS.13
R-⟨en⟩
⟨-en⟩ im unbetonten Auslaut nach R
(10 Bpo)
Anzahl der nicht realisierten E-Lautungen:
| = eine synkopierte Form
frieren
sperren

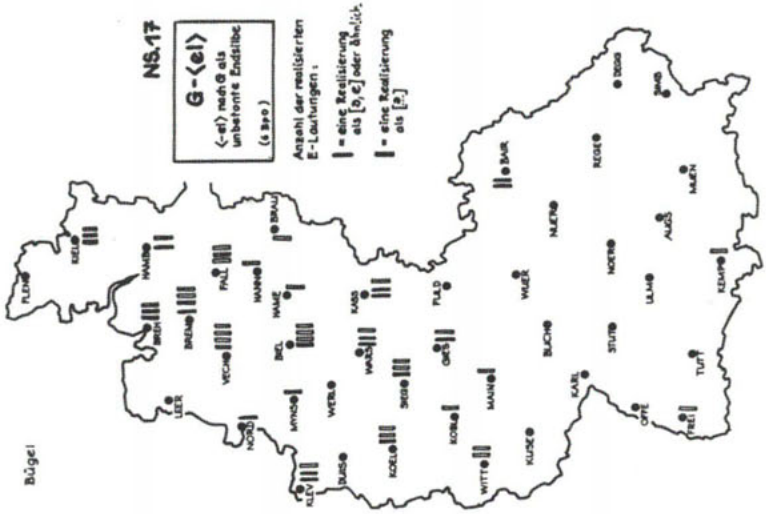
NS.4a
⟨-ig⟩
Suffix
(31 Bpo = 100 %)
Anteil der [ɪç] Aussprache:
| = 10 % Aussprache mit CH-Laut
Pfennig
winzig

- in dem Kasten rechts oben *31 BpO = 100 %* d.h. pro Ort wurden 31 Belege berücksichtigt, bei 44 Aufnahmeorten macht das 1364 Belege, die in die Karte eingegangen sind.
- jeder der senkrechten Striche auf der Karte bedeutet für den betreffenden Ort einen Anteil von 10 % siebsgerechter Aussprache mit CH-Laut. Ein Strich halber Länge entspricht 5 % Aussprache mit Frikativ.
- *NS 4a* ist die Numerierung im AASD

Auf der Karte wird deutlich, daß der Norden mehr CH-Laute spricht, sie tauchen aber auch im Süden auf. Zwei Sprecher (aus Nürnberg und Freiburg) haben hohe Anteile normgerechter Aussprache. Es gibt also auch schon im Süden Individuen, die die Vorschriften der Wörterbücher realisieren. Die [-ich] Aussprache ist eine der wenigen Aussprachеregeln, die der Lehrerschaft bekannt sind, d.h. sie wird den Schülern des Südens vermittelt. In Nürnberg wird die Aussprache außerdem noch durch den Dialekt gestützt. Trotz dieser beiden „Ausreißer" zeigt die Karte doch sehr deutlich, daß der Süden und die westliche Mitte das <-ig> mit einem Explosivlaut sprechen. Zum andern gibt es im Norden auch Sprecher, die in der hohen Sprachlage unserer Versuchsanordnung hohe Prozentsätze an Explosivlauten des Typs [-ik] liefern: Flensburg, Bremerhaven, Leer, Hamburg, Hannover, Münster, Kassel, Kleve. Bei diesen Sprechern ist wohl die Vorstellung vorhanden, daß die Aussprache die beste ist, die sich an den Lautwerten der Buchstaben orientiert. Das ergaben auch entsprechende Nachfragen bei den Probanden und das Überwiegen von Korrekturen fast ausschließlich in Richtung [-ik] Lautungen im Norden.

Vor <-keit> haben wir 90 % [-ch]-Lautungen, in dieser Position sprechen also auch die westliche Mitte und der Süden CH-Laut *Üppigkeit*, *Obrigkeit*, *Ewigkeit*

Die Abbildung 2 (NS 13) beschreibt Synkopierungserscheinungen bei Verben mit *r* im Stammauslaut wie *frieren* oder *sperren*. Man sollte meinen, so eine Synkopierung zu *friern*, *sperrn* komme überall in geringen Prozentsätzen als Schnellsprechform vor: Ich war sehr überrascht, als sich das in meiner Textsorte als auf den Südosten beschränkt erwies; das dürfte mehr Leute überraschen, da solche Reduktionsformen in der Regel als situative Varianten in weniger hohen Formstufen des Sprechens oder abhängig von der Sprechgeschwindigkeit angesehen werden und nicht als regional bedingte Formen. Damit vergleichbar ist das nächste Beispiel in Abb. 3. Hier werden die Auslautverhältnisse bei Stammauslaut Nasal und *-en* vom


NS.17
G-⟨el⟩
⟨-el⟩ nach G als unbetonte Endsilbe
(6 Bpo)
Anzahl der realisierten E-Lautungen:
= eine Realisierung als [ə, e] oder ähnlich
= eine Realisierung als [ə]
Bügel

NS.16
NASAL-⟨en⟩
⟨-en⟩ im unbetonten Auslaut nach Nasal (10 Bpo)
Anzahl der Totalassimilationen nach M (4 Bpo) und N (6 Bpo):
= ein Fall nach M
= ein Fall nach N
Riemen brennen

Qu.29

Nachsilbe ⟨-tum⟩ (+ Bpo)

| = eine Kürze (+)

Qu.28

Vorsilbe ⟨an-⟩ (+ Bpo)

▲ = eine Länge bei ⟨an-⟩ (+)

Typ *Riemen, brennen* dargestellt. Totalassimilationen vom Typ *Riemn* und *brenn* gibt es vor allem im östlichen Norden des Untersuchungsgebietes.

Auslautendes *-el* wird nach G im allgemeinen synkopiert, also *Bügl* statt *Bügel*. Vollformen kommen auch vor, aber nur im Norden! Man sieht das in der Abb. 4. Die Karte beruht zwar nur auf sechs Beispielen pro Ort, der Befund ist aber eindeutig.

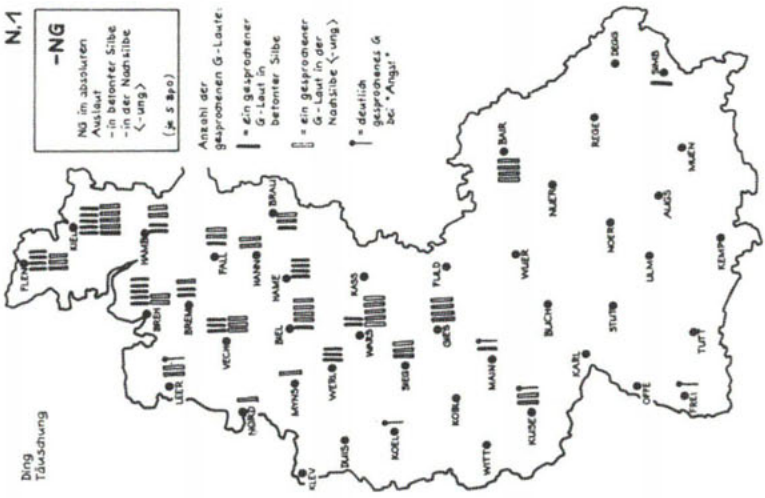
Regional verteilte unterschiedliche Quantitätsverhältnisse bei Affixen zeigen die nächsten beiden Karten.

Länge in der Vorsilbe *an-* (also *aan-* statt *an-*) gibt es im Süden (Abb. 5), Kürze in *-tum* (also *-tum* statt *-tuum*) überwiegt ebenfalls im Süden (Abb. 6), ist aber auch dem Norden nicht fremd. Also südlich nicht wörterbuchnormgerechtes *aankleiden* und *Reichtum* gegenüber nördlich *ankleiden* und *Reichtuum*.

Eine Normwidrigkeit vor allem des Nordens ist in Abb. 7 dargestellt. Bei der Schlußsilbe *-ung* und vergleichbaren Endungen (*Hoffnung, Ding*) spricht der Nordosten des Untersuchungsgebiets in hohem Maße einen G- bzw. K-Laut am Ende nach dem velaren Nasal, also *Hoffnunk* und *Dink* statt *Hoffnung* und *Ding*.

4.3 Vokalqualitäten

In der Abbildung 8 (Tabelle 0.1) geht es um den kurzen O-Laut. In den einzelnen Zeilen sind verschiedene Umgebungen dieses Lautes aufgeführt, in den Spalten die vorkommenden Artikulationsweisen. In der ersten Zeile werden die Realisationen vor <r>beschrieben. 22 Belege pro Ort sind insgesamt vorhanden, bei 44 Orten ergibt das 968 Realisationen des kurzen O-Lautes, die in die Zahlenwerte dieser Zeile eingegangen sind: Man sieht, daß das kurze O vor <r>im wesentlichen normgerecht d.h. mit offenem O (ca. 71 %) ausgesprochen wird. Die vorhandenen abweichenden überoffenen Lautungen (in der letzten Spalte) zeigt unsere Karte 0.1 (Abb. 9) in ihrer regionalen Verteilung; sie gibt es vor allem im Norden. Zeile zwei in der Tabelle beschreibt Kurz O vor <e>. Hier sind mit ca. 58 % die geschlossenen O-Laute in der Mehrheit. Wenn man nun Karte 0.4 (Abb. 10) betrachtet, sieht man die normgerechte offene Aussprache vor allem im Norden vorhanden, während im Süden und teilweise auch in der Mitte vor <e>eine geschlossene Aussprache überwiegt. Selbst im Norden kommen vor <e>aber wesentliche Anteile von geschlossenen Lautungen vor (Leer, Bremerhaven, Hamburg). Ansonsten finden sich vor Labialen den größten Anteil solcher geschlossenen Realisationen, vor

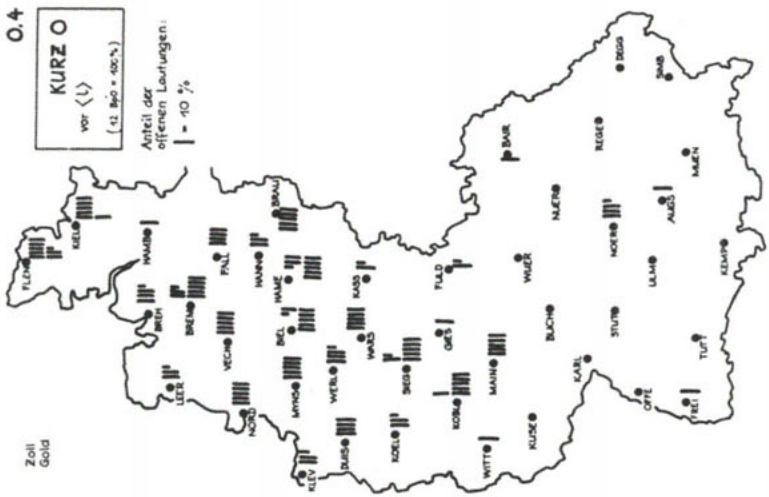


O.1

KURZ O: Offene und geschlossene Realisationen

	Anzahl der Belege (pro Ort) insgesamt	geschlossen	neutral	offen	über-offen
vor <r>	(22) 968	35 3,6 %	51 5,3 %	690 71,3 %	192 19,8 %
vor <l>	(12) 528	305 57,8 %	85 16,1 %	138 26,1 %	
vor Nasalen	(9) 396	57 14,4 %	67 16,9 %	272 68,7 %	
vor Labialen *	(13) 572	212 37,0 %	95 15,6 %	275 48,1 %	
vor Dentalen *	(15) 660	167 25,3 %	110 16,6 %	383 58,0 %	
vor Taiataiten/ Velaren *	(13) 572	180 31,5 %	92 16,1 %	300 52,5 %	
vor Affrikaten	(7) 308	104 33,8 %	42 13,6 %	162 52,6 %	
vor Explosiven	(13) 572	183 32,0 %	89 15,6 %	300 52,5 %	
vor Frikativen	(21) 924	276 29,9 %	135 14,6 %	513 55,5 %	
vor allen außer Sonoren	(41) 1804	569 31,5 %	277 15,4 %	958 53,1 %	

* ohne Sonore


0.4
KURZ O
vor ⟨l⟩
(12 Bpö = 100 %)
Anteil der offenen Lautungen:
| = 10 %
Zoll
Gold

0.1
KURZ O
vor ⟨r⟩
(22 Bpö = 100 %)
Anteil der überoffenen Lautungen:
| = 10 %
Borte
Korb

<r>den geringsten. Die Tabelle zeigt auch, daß der Artikulationsort des Folgekonsonanten den Vokal beeinflußt, nicht aber die Artikulationsart.

4.4 Konsonantismus

Die Tabelle in Abb. 11 hat die Realisierung jenes S-Lautes zum Thema, den die Wörterbücher stimmhaft ausgesprochen haben wollen. Bei nur 32 % der untersuchten 2200 Realisierungen im Anlaut konnte ich eine stärkere oder schwächere (= eben noch hörbare Stimmhaftigkeit) feststellen. Bei nicht betonter Vorsilbe steigert sich der Anteil sogar auf 44 %. Karl Verner läßt grüßen. Intervokalisch sind 37 % stimmhafte Lautungen vorhanden. Geographisch verteilen sich die stimmhaften Lautungen vor allem auf den Norden und die Mitte des Untersuchungsgebietes, (vgl. Abb. 12).

Abb. 13 stellt die Ergebnisse bei Minimalpaaren dar. Im Norden ergibt sich bei dieser Textsorte ein klarer Gegensatz einer Opposition stimmlos und stimmhaft. Im Südosten dagegen eine Opposition stimmlose Lenis gegenüber stimmloser Fortis. Dazwischen liegt ein breiter Gürtel, in dem dieser Gegensatz aufgehoben ist.

Auffallend oft schert das minimale Paar *Käse* und *Gefäße* aus der Reihe aus. Auf der Karte oben links sieht man die Reihenfolge, in der diese Paare gelesen werden mußten. Die verdrehte Reihenfolge bei *Käse* – *Gefäße* führte oft dazu, daß *Käse* mit stimmloser Lenis gesprochen wurde und *Gefäße* mit stimmloser Fortis. Diese „Lesefehler" verursacht durch einen Reiheneffekt zeigen sehr deutlich, daß die Stimmhaftigkeit des intervokalischen S-Lautes wenig substantiell ist, sondern daß sie sogar im Minimalpaar durch den Gegensatz Lenis – Fortis ersetzt werden kann.

In der nächsten Karte Abb. 14 geht es um die Durchführung der sogenannten Auslautverhärtung nicht im absoluten, sondern im Silbenauslaut, in Wörtern wie *gibt, Abt, Herbst.* Man sieht, es werden vor allem Lenes gesprochen: ca. 2/3 aller Realisierungen sind Lenes. Und diese Normwidrigkeit tritt vor allem im mittleren Norden (fast mit Hannover als Zentrum) auf; kartiert sind hier die normgerechten stimmlosen Fortes.

Eine weitere Abweichung des Nordens von der Norm wird in Abb. 15 dargestellt. In stimmhafter Umgebung wird der Verschluß beim *b* gelöst und dafür ein bilabialer W-Laut gesprochen.

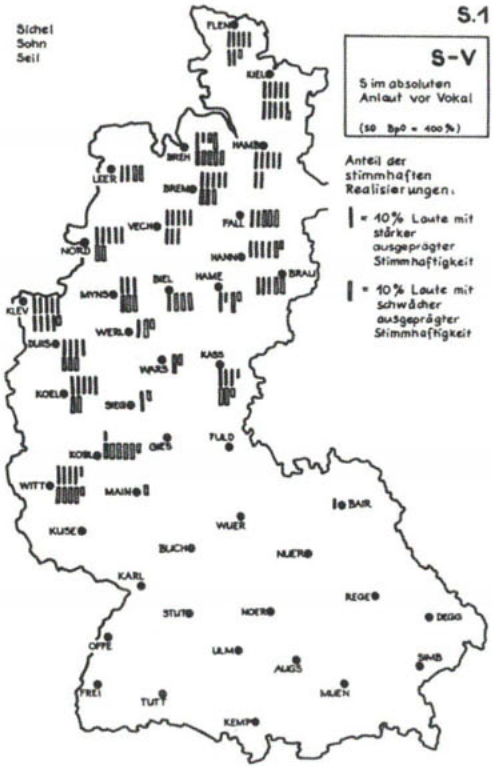
Am Ende sind noch vier Karten abgedruckt (im Anhang S. 269f.), die geschriebenes CH behandeln. Die Realisierungen gehen von [ç] über [s]

S.1

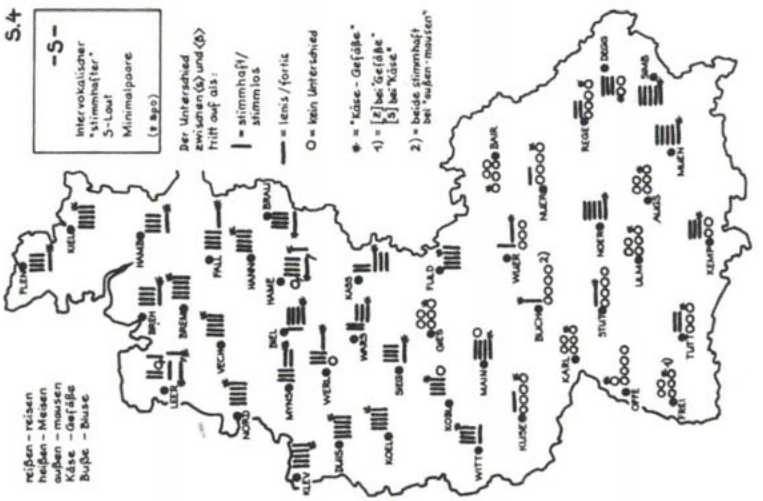
Stimmhafter S-Laut

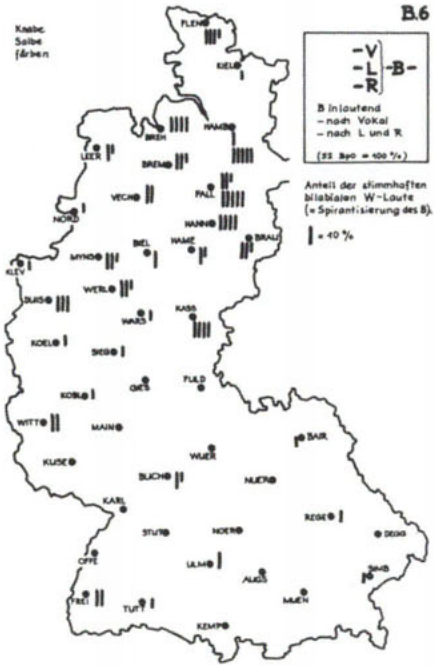
	Belege (proOrt) insges.	stimmhaft stärker	stimmhaft schwächer	Beispiel
S – KV	(28) 1232	399 32,4%		
		227 18,4%	192 14,0%	Sichel
S – LV	(22) 968	305 31,5%		
		159 16,4%	146 15,1%	Sohn Seil
Insgesamt	(30) 2200	704 32,0%		
		386 17,6%	318 14,5%	
Vorsilbe unbetont | S-V	(3) 220	97 44,1%		
		55 25,0%	42 19,1%	besudeln Gesinde, versöhnen
Vorsilbe betont | S-V	(3) 132	18 13,6%		
		9 6,8%	9 6,8%	Brosame Versehung, Ursache
				Fortisierte stimmlose Lenes
V – S – V	(33) 1452	535 36,9%		95 6,5%
		268 18,5%	267 18,4%	Base
Nasal / Liquid } S-V	(6) 264	94 35,6%		
		51 19,3%	43 16,3%	Bremse, Binse Hülse, Börse
Endsilben <-sam> <-sal> <-sel> nach stimmlosem Laut	(6) 264	5 1,9%		
		4 1,5%	1 0,4%	Rätsel Trübsal
Endsilben <-sam> <-sal> <-sel> nach stimmhaftem Laut	(3) 220	58 26,4%		
		26 11,8%	32 14,5%	mühsam sparsam hänseln

S.1



B.3
V-B-T
-ST
(b)im Silbenauslaut vor -T und -ST
(11 Bpo = 100 %)
Anteil der Fortes und fortisierten Lenes*.
= 10 %
* vgl. Tit. 6
gibt
Abt
Herbst


S.4
-S-
Intervokalischer "stimmhafter" S-Laut
Minimalpaare
(8 Bpo)
Der Unterschied zwischen (s) und (ß) tritt auf als:
= stimmhaft/stimmlos
= lenis/fortis
O = kein Unterschied
* = "Käse - Gefäße"
1) = [z] bei "Gefäße" [s] bei "Käse"
2) = beide stimmhaft bei "außen-mausen"
reißen - reisen
heißen - Meisen
außen - mausen
Käse - Gefäße
Buße - Buse



zu [ts] und natürlich kommt auch [kh] vor. Man braucht die Karten nicht weiter zu erklären, sie sprechen für sich.

5. Konsequenzen für den Unterricht 'Deutsch als Fremdsprache'?

Mir scheint in diesem Zusammenhang eine weitere Frage wichtig, nämlich die, in welcher Weise die vorliegenden Ergebnisse für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache nutzbar gemacht werden können und sollen.[3]

Die Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Aussprache des Deutschen auftreten, hängen ab von den artikulatorischen Verhältnissen der Ausgangssprachen und auch vom Verhältnis der Lautung zur Schreibung. Manche dieser Probleme könnten vermieden werden, wenn man sich im Unterricht nicht nach einer starren Norm richten würde, sondern flexibel die gegebene Variation des auf hoher Formstufe tatsächlich Gesproche-

[3] Vgl. dazu auch König (1991).

nen einbeziehen würde, nachdem diese Variation nun wenigstens für die alte Bundesrepublik und Österreich einigermaßen bekannt ist.

Ich möchte das an einem Beispiel erläutern:

Für Franzosen stellt die Aussprache der stimmhaften S-Laute am Wortanfang ein Problem dar. In langen Übungsreihen werden deutschlernende Franzosen an die „richtige" Aussprache gewöhnt. Man wundert sich, denn im Französischen ist doch ein anlautendes stimmhaftes *S* vorhanden, es besteht sogar eine phonologische Opposition zum stimmlosen Laut. Das Fatale ist aber, daß geschrieben <s-> stimmlos gesprochen wird, geschrieben <z-> stimmhaft. Da der Franzose <s-> mit stl. [s] verbindet und nicht mit sth. [z] ist der anlautende S-Laut eine Quelle dauernder Aussprache-„fehler".

Nach den Ergebnissen des AASD und Bürkles (S. 104f.) spricht die Hälfte der gebildeten Alt-Bundesrepublikaner und fast alle Österreicher auch auf relativ hoher Formstufe dieses *S* konsequent als stimmlosen Laut und die andere Hälfte auch nicht konsequent als stimmhaften Laut, so daß es praktisch obsolet ist, auf stimmhafter Aussprache zu beharren. Man sollte aus diesem Grund die Franzosen das <s->im Anlaut ruhig stimmlos sprechen lassen und die Zeit, die bisher mit der Korrektur solcher als „Fehler" bezeichneten Ausspracheeigentümlichkeiten verbracht wurde, für sinnvollere Übungen verwenden. Auf diese Weise könnte man bei vielen Ausgangssprachen und bei vielen Lauten Erleichterungen schaffen, ohne daß man ein Deutsch lehrt, das deutsche Sprecher als fremd empfinden.

Auch bei einer Reihe weiterer Ausgangssprachen würde das Nichtbestehen auf dem stimmhaften S-Laut Erleichterungen bringen, so z.B. für Sprecher des Englischen, des Niederländischen in Flandern und den westlichen Niederlanden, des Norwegischen, des Schwedischen, des Polnischen, des Thai und einiger weiterer Sprachen.

Ich schließe das aus den Angaben, die in dem Werk von Wolf Dieter Ortmann: „Lernschwierigkeiten in der deutschen Aussprache" (1976) niedergelegt sind. Ortmanns Daten dokumentieren die Ergebnisse einer weltweiten Umfrage bei Deutschlehrern an Goethe-Instituten und zwar zu ca. 50 Ausgangssprachen.

Für das Dänische steht da z.B. (S. 23): „s ist im Dänischen im Anlaut immer stimmlos. ... und ist ein hartnäckiger Fehler, der kaum auszurotten ist." Dieses Zitat aus einem der Fragebogen zeigt deutlich, daß für die Beseitigung solcher vermeintlicher Fehler Zeit und Energie aufgewendet wird.

Was hier also vorschlagen wird, ist die Schaffung von Lehrnormen, die für jede Ausgangssprache anders aussehen würden. Didaktische Gesichtspunkte sollten den Ausschlag für die eine oder die andere Aussprachеform geben. Als allgemeine Regel könnte gelten: Erlaubt ist alles, was in einer größeren Region den Aussprachegewohnheiten der Gebildeten in formal hochstehenden Situationen entspricht oder was in der gleichen Sprechweise in hinreichender Häufigkeit ohne spezifische regionale Verteilung vorkommt.

Der AASD, Bürkle und vergleichbare noch zu leistende Forschungen für die anderen deutschsprachigen Gebiete könnten als Richtschnur dienen bei der Festlegung dieser neuen Lehrnormen.

Mir schwebt dabei ein Korpus gleichberechtigter Varianten von Ausspracheregeln vor, die man nach den Bedürfnissen der Deutschlernenden kombinieren könnte. Die dabei entstehende Aussprache wirkt überregional, so wie die eines Sprechers, der z.B. im Süden seine Kindheit, im Norden seine Jugend und im Westen seine Studienzeit verbracht hat. Er wird überall verstanden und seine Aussprache hat einen realen Hintergrund, da alle Merkmale irgendwo vorkommen. Gegenüber den heutigen Verhältnissen mit den relativ starren, teilweise durch keinen empirischen Befund abgedeckten Normen der Wörterbücher wäre das ein großer Fortschritt, der Lehrern und Schülern in 'Deutsch als Fremdsprache' nutzen könnte.

Es kann nicht von jedem ausländischen Deutschlehrer verlangt werden, daß er seine Zielnorm nach meinem Vorschlag an die Gegebenheiten des tatsächlich gesprochenen Deutschen anpaßt. Wenn man in dieser Richtung etwas erreichen will, müßten Arbeitsgruppen gebildet werden, die durch eine größere Institution, wie z.B. das IDS oder das Goethe-Institut, organisatorisch betreut werden. Ich meine, es würde sich lohnen.

Literatur

Bonnin, Gunther M. (1964): Some Acoustic Aspects of Final Stop Allophones in Contemporary German. In: Phonetica 11, S. 65-100.

Bürkle, Michael (1995): Zur Aussprache des österreichischen Standarddeutschen. Die unbetonten Silben. Frankfurt. (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 17).

Duden (1990): Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. 3. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim. (= Duden Band 6).

Duden (1995): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5. völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hg. und bearbeitet von Günther

Drosdowski in Zusammenarbeit mit Peter Eisenberg/Hermann Gelhaus/Helmut Henne/Horst Sitta/Hans Wellmann. Mannheim. (= Duden Band 4).

Ezawa, Kennosuke (1973): Diè Opposition stimmhafter und stimmloser Verschlußlaute im Deutschen. Tübingen. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 29).

Graser, Helmut (1996): Zum Mittelhochdeutschen der Augsburger Tertiarenregel. In: Sprachgeschichtliche Untersuchungen zum älteren und neueren Deutsch. Festschrift für Hans Wellmann zum 60. Geburtstag. Hg. von Werner König und Lorelies Ortner. Heidelberg. S. 47 - 58.

Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig 1982.

Hall, Christopher (1992): Modern German pronunciation. A introduction for speakers of English. Manchester und New York.

Iivonen, Autti (1994): Zur gehobenen regionalen phonetischen Realisierung des Deutschen. In: Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 29.7.-4.8.1990. Bd. 3, Stuttgart. S. 311-330. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 76).

König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bände. Ismaning (abgekürzt: AASD).

König, Werner (1991): Welche Aussprache soll im Unterricht 'Deutsch als Fremdsprache' gelehrt werden? Ein Plädoyer für ausgangssprachenorientierte Lehrnormen. In: Deutsche Sprache 19, S. 16-32.

Lipold, Günter (1988): Die österreichische Variante der deutschen Standardaussprache. In: Wiesinger, Peter (Hg.) (1988): Das österreichische Deutsch. Wien/Köln/Graz. S. 31-54. (19, Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 12).

Luick, Karl (1904): Deutsche Lautlehre – Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer. Leipzig/Wien. 2. Auflage 1923. 3. Auflage 1932.

Merrill, Peter Cawker (1975): An Analysis of some regional Differences in Standard German Pronuciation. (Columbia University, Ph. D. 1974). Xerox University Microfilms. Ann Arbor, Michigan 48106.

Ortmann, Wolf Dieter (Hg.) (1976): Lernschwierigkeiten in der deutschen Aussprache. Ergebnisse einer Befragung von Lehrern für Deutsch als Fremdsprache. Goethe Institut. Arbeitsstelle für wissenschaftliche Didaktik. Projekt Phonetik. München.

Paul, Hermann/Mitzka, Walter (1963): Mittelhochdeutsche Grammatik. 19. Auflage, Tübingen.

Paul, Hermann/Moser Hugo/Schröbler, Ingeborg (1975): Mittelhochdeutsche Grammatik. 21. Auflage, Tübingen.

Schank, Gerd/Schoenthal, Gisela (1976): Gesprochene Sprache. Tübingen. (= Germanistische Arbeitshefte 18).

Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. 19. umgearbeitete Auflage hg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. Berlin.

Stearns, Mac Donald Jr./Voge Winfried M. (1979): The Contemporary Pronunciation of Long <ä> in Modern Standard German: A Data-Based, Computer-Assisted Analysis. In: Hamburger Phonetische Beiträge 30, S. 127-181.

Stellmacher, Dieter (1975): Die Kodifikation der deutschen Hochlautung. Ein Vergleich von Ergebnissen in der Vorschrift und in Realisationen bei Sprechern der deutschen Hochsprache. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 42, S. 27-38.

Weber, Wolfgang (1991): „Norddeutsch, süddeutsch, undeutsch". Zur Geschichte des innerdeutschen Nord-Süd-Klischees. In: Forschungen zur schwäbischen Geschichte. Hg. anläßlich des 40-jährigen Bestehens der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft .... von Pankraz Fried. S. 7-36. (= Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens 4).

Wiesinger, Peter (1988): Die deutsche Sprache in Österreich. Eine Einführung. In: Wiesinger, Peter (Hg.) (1988): Das österreichische Deutsch. Wien, Köln und Graz. S. 9-30. (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 12).

Anhang

CH.7
CH
CH in "höchstens"
= [ʃ] o.ä.
= [ʃ],[k] o.ä.
höchstens

CH.4
CH
CH in "China"
= [ʃ] o.ä.
= [ʃ] o.ä.
= [x] o.ä.
China

GÜNTER BELLMANN

Zur Technik und Aussagefähigkeit zweidimensionaler Dialekterhebung und Dialektkartographie am Beispiel des Mittelrheinischen Sprachatlasses

Abstract

Der Mittelrheinische Sprachatlas dokumentiert die Ergebnisse zweier Erhebungsserien: Serie 1 (Alte, Immobile) vs. Serie 2 (30-40jährige Berufspendler). Im folgenden werden für die daraus gewonnenen „zweidimensionalen" Karten an Hand von Beispielen einiger Kontrasttypen Interpretationsvorschläge unterbreitet und Überlegungen zur Aussagekraft der neuartigen Sprachkarten hinsichtlich der Tendenzen des Sprach- und Sprachverhaltenswandels angestellt.

1. Zur Technik

Vom Mittelrheinischen Sprachatlas (MRhSA) sind bisher zwei Kartenbände und der Einführungsband erschienen.[1] Der Atlas ist nicht in erster Linie ins Leben gerufen worden, um den bereits bestehenden und den entstehenden regionalen Sprachatlanten des deutschen Sprachgebiets einen weiteren Atlas hinzuzufügen, sondern um ein dialektologisch-sprachgeographisches Experiment zu unternehmen. Einerseits geht das Projekt von der Annahme aus, daß – zumindest im deutschen Sprachgebiet – das Merkmal <Arealität> ein unentbehrliches Definiens von „Dialekt" zu sein habe, woraus schließlich eine jede sprachkartographisch-atlasmäßige Deskription ihre Legitimierung und ihren Sinn bezieht. Der andere, speziellere und hier wichtige Aspekt war die Überzeugung, daß gleichwohl Dialektologen die Untersuchung des komplementären Merkmals <Vertikalität> nicht aus der Hand geben sollten. Über die Entwicklung der diesbezüglichen Auffassungen habe ich einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick gegeben[2] und in diesem Zusammenhang die Metapher von der zweidimensionalen Sprachgeographie gebraucht, was ausdrücken soll, daß die bisher in Ausschließ-

[1] Vgl. Günter Bellmann/Joachim Herrgen/Jürgen Erich Schmidt: Mittelrheinischer Sprachatlas (MRhSA). Bd. 1. Vorkarten. Vokalismus I. Tübingen 1994. Bd. 2. Vokalismus II. Tübingen 1995. – Günter Bellmann: Einführung in den Mittelrheinischen Sprachatlas (MRhSA). Tübingen 1994.

[2] Vgl. Günter Bellmann: Zweidimensionale Dialektologie. In: G. Bellmann (Hg.): Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart 1986. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 10.). S. 1-55.

lichkeit betriebene, allein areal ausgerichtete Forschung um eine Dimension zu ergänzen sei. Praktisch mußte ein solches Postulat bedeuten, daß die sprachgeographisch ausgerichtete Dialektologie nicht länger nur die vielgescholtene bloße „Archäologie" der gesprochenen Gegenwartssprache bliebe, daß sie vielmehr einzubeziehen hätte, was sich „über" dem Altdialekt als dialektales Ab- und Rückbauphänomen, oder – anders gesehen – als innovatorischer, den heutigen Alltag beherrschender und zukunftsträchtiger Varietätenkomplex, aufbaut. Und dieses hätte also zu geschehen als systematisch angelegte und durchgeführte Aufgabe eines Sprachatlasses. Es war somit nicht ein herkömmliches Erhebungs- und Dokumentationsziel durch ein anderes, neueres zu ersetzen, sondern es mußte darauf ankommen, beide Konzepte, das alte und das neue, auf sinnvolle und praktikable Weise zu verbinden.

Die Frage war dabei, wie eine solche Aufgabenerweiterung der Sprachdatenerhebung und der Sprachkartographie zu bewerkstelligen sei. Einen Atlas von außen her vordefinierter Varietäten – differenziert etwa in Dialekt I, Dialekt II und eine sogenannte Umgangssprache – anzustreben hätte sein Ziel verfehlen müssen, nachdem sich herausgestellt hat, daß seit längerem unterhalb der Standardsprechsprache keine abgehobenen Schichten bestehen, daß sich vielmehr vertikale Kontinua auf lokaler und mehr noch auf arealer Basis ausgebildet haben, die kommunikativ sehr flexibel genutzt und als variable Einheiten mehr oder weniger stabilisiert auftreten können. Das nun hätte nahelegen können, an eine Art Variantenatlas zu denken. Doch die Möglichkeiten der Darstellung von Varianten, die allerdings mit der Berücksichtigung der vertikalen Dimension massiv ins Spiel kommen mußten, sind allein schon technisch sehr begrenzt und bleiben der Darstellung durch den Sprachatlas wohl grundsätzlich verschlossen. Bei Hunderten von Ortspunkten gab und gibt es dafür weder eine praktizierbare Erhebungsmethode noch ein sinnvolles kartographisches Darstellungsverfahren. Hier behält die monographische Bearbeitung, die meistens punktuell operieren wird, ihre Zuständigkeit.[3]

Die Entscheidung wurde damals zugunsten einer dritten Möglichkeit getroffen, die darin bestand, Kompetenzen, und zwar als aktive Dialektkompetenzen, zu ermitteln und die Interviews zur Datenerhebung entsprechend als Kompetenztests anzulegen. Kompetenz heißt in dem vorliegenden Falle Gruppenkompetenz, die in Interviews unter Beteiligung von durchschnittlich drei Informanten festzustellen war.[4] Sich mit idio-

[3] Vgl. z.B. Christiane Steiner: Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart 1994. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 19).

[4] Vgl. G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 73-74.

lektalen Datenerhebungen zu begnügen müßte den sozialen, jedenfalls überindividuellen Zuständigkeits- und Verbindlichkeitsanspruch, den jeder Sprachatlas zu erheben hat, widerlegen und zunichte machen.

Die Berücksichtigung der vertikalen Dimension geschah in praxi durch die Datenerhebung in zwei Serien (biseriell). Dieses Verfahren ist im Einführungsband eingehend beschrieben.[5] Serie 1 ergibt sich durch das herkömmliche Aufnahmeverfahren, zu dem die Alten und zugleich Ortsgebürtigen und Ortsfesten herangezogen wurden, wie dies wohl durch jeden Sprachatlas geschieht. Serie 2 wandte sich an die mittlere Generation der 30- und 40jährigen, die ebenfalls ortsgebürtig zu sein hatten, aber als manuell tätige Berufspendler durch eben ihre spezifische Form der Mobilität ausgezeichnet sind. Mit der notwendigen und zweckmäßigen Merkmalverbindung von **Pendlermobilität und mittlerem Lebensalter** (in dieser Reihenfolge) wollten wir zugleich eine charakteristische Entwicklungsstufe der Nachkriegsgesellschaft aufgreifen, wie sie sich auf dem Lande verbreitet ausgebildet hat: Die vielen Handwerkerkolonnen, die wechselnd hier und da tätig sind, sind mindestens ebenso prägend wie die Stadteinpendler. Denn die Vorstellung einer „Urbanisierung" trifft das soziale und das Sprachverhalten nur in einem sehr allgemeinen und indirekten Sinne. Das gilt zumindest für unsere Landschaft, in der einerseits die Städte noch ausgeprägte Formen des Stadtdialekts festhalten und andererseits mittelgroße ländliche Orte durch Industrieansiedlung ihrerseits Zielpunkte von Pendlerbewegungen geworden sind. So wird sich im Verlaufe der Arbeiten mehr und mehr herausstellen, daß nicht so sehr Urbanisierung als vielmehr **Regionalisierung** der entscheidende Entwicklungszug ist, wobei der Begriff „Region" selbst dehnbar und vage bleibt.

Es hat sich gezeigt, daß bei sorgfältigster Beachtung der Auswahlgrundsätze und bei äußerster Erhebungsgenauigkeit jeder der beiden Informantentypen durchaus eine gewisse hervorgehobene **Lage** des ortsspezifischen Kontinuums repräsentiert. Tatsächlich erbrachte die gewählte Konstellation der biseriellen Datenerhebung in neunjähriger Aufnahmearbeit zwei aufeinander beziehbare Sprachdatenmengen von deutlich unterschiedener durchschnittlicher Dialektalität. J. Herrgen/J.E. Schmidt haben an Hand von Stichproben aus 24 Erhebungsorten eine maximale Dialektalitätsdifferenz von 18,7 %, eine minimale Differenz von 2,4 % und eine auf diese Punkte bezogene Durchschnittsdifferenz von 9 % zwischen

---

[5] Vgl. G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 25-26, 37-47.

Serie 1 und Serie 2 errechnet.[6] Die beiden Sprachdatenmengen stellen gleichsam zwei **Schnitte** durch die lokalen Dialektkontinua dar: Die durch Serie 1 repräsentierte ist gekennzeichnet durch die (zur Zeit und mit der gewählten Methode der Datenerhebung erreichbare) maximale durchschnittliche Dialektalität[7], von uns **Basisdialekt** genannt, womit zugleich gesagt ist, daß unter Basisdialekt im Hinblick auf die jeweilige Dialekttiefe stets einzelortbezogen ein Relativum zu verstehen ist. Serie 2 dagegen zeigt eine durchschnittlich geringere Dialektalitätsstufe, im Kontinuum plaziert zwischen Basisdialekt und Standardsprechsprache. Diesen letzteren Dialekttyp nennen wir in Ermangelung eines geeigneteren Ausdrucks **Regionaldialekt**. Die jeweils aufeinander beziehbaren Items von Serie 1 und Serie 2 können als in einem qualitativ und/oder quantitativ definierbaren Kontrastverhältnis stehend aufgefaßt werden. In der Herausarbeitung dieser auf der vertikalen Dimension anzunehmenden Kontraste besteht das Hauptanliegen des MRhSA. Wir haben insgesamt mit **drei Kontrasttypen** zu tun:

- Erstens mit dem Kontrast zwischen Standardsprechsprache und unserer Datenserie 1 (Basisdialekt), der üblicherweise in der Form der Dialektalität gemessen wird.
- Es geht zweitens um den Kontrast zwischen Standardsprechsprache und Datenserie 2, von dem wir angenommen haben – das war unsere Hypothese –, daß er nicht mit dem erstgenannten Kontrast identisch, sondern vermutlich kleiner als dieser sein würde.
- Wenn diese Annahme also zutrifft, gibt es als Drittes den interseriellen Kontrast, der uns vornehmlich beschäftigen muß.

Durch zwei Pilotstudien konnten wir die Deutsche Forschungsgemeinschaft davon überzeugen, daß es gelingen dürfte, auf dem Wege über die beschriebene Zwei-Serien-Exploration neben den horizontalen Kontrasten, die ein jeder Sprachatlas erfaßt, auch und besonders vertikale Kontraste festzustellen. Der MRhSA erwiese sich damit zugleich als ein Instrument nicht allein zur retrospektiven Erhellung der Sprachgeschichte, wie wir es kennen, sondern auch und besonders zur **prospektiven** Betrachtung der im Gange befindlichen Entwicklungen im Substandardbe-

---

[6] Vgl. Joachim Herrgen/Jürgen Erich Schmidt: Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Wolfgang Putschke/Werner Veith/Peter Wiesinger (Hg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg 1989. (Deutsche Dialektgeographie. 90.). S. 304-346, bes. S. 326ff.

[7] *Durchschnittlich* heißt hier: auf die untersuchte Sprachdatenmenge bezogen.

reich. Es ergibt sich dies aus dem – bildlich gesprochen – Stereoeffekt der Zwei-Serien-Erhebung.

Einige Bemerkungen sind noch zum Problem der Reduktion zu machen. Ein Sprachatlas soll Wirklichkeit abbilden. Aber er bildet die Wirklichkeit nur reduziert, d.h. in verschiedener Hinsicht ausschnittweise, ab. Da gibt es einmal die notwendigen Reduktionsebenen und -stufen:[8] Immer wird eine Gesamtmenge von Orten auf die Teilmenge des Erhebungsortsnetzes reduziert. Die Gesamtzahl der Individuen einer Alterszielgruppe des Erhebungsortes wiederum wird auf die Zahl der Interviewpartner reduziert. Und reduziert wird der Erhebungs- und Untersuchungsgegenstand, das heißt hier die Sprachdatenmenge nach Maßgabe des vertretbaren Fragebuchumfanges und der erwünschten inhaltlichen Schwerpunkte.

Im Falle des MRhSA bekamen wir es darüber hinaus mit einer zusätzlichen Reduktion zu tun, die uns durch die Umstände aufgezwungen wurde und die wir lieber vermieden hätten: Um den Aufwand, den ein „doppelter" Sprachatlas verursacht, in Grenzen zu halten, haben wir uns in Zeiten der Finanzknappheit und der Finanzierungsungewißheit (aber auch aus anderen Gründen) genötigt gesehen, bei der Erhebung der Daten für Serie 2 das Ortsnetz um 47 % der Belegorte und das Fragebuch um 60 % der Lemmata zu reduzieren. Dadurch befinden wir uns bei der Datenauswertung und -publikation in der Lage, mit zwei Grundkarten operieren zu müssen: mit einer Grundkarte der Erhebungsserie 1, die 549 Ortspunkte umfaßt, und einer Grundkarte der Serie 2 mit nur 292 Ortspunkten. Aus der Fragebuchreduktion folgt, daß die Anzahl der insgesamt möglichen Basiskarten entsprechend größer ist als die der Kontrastkarten. Da bei der kartographischen Verarbeitung noch einmal ein gewisser Auswahlprozeß unter Qualitäts- und Ökonomiegesichtspunkten stattfand, konnte in den bereits veröffentlichten Bänden das Verhältnis von Kontrastkarten zu reinen Basiskarten (ohne zugehörige Kontrastkarte) auf 52,4 % zu 47,6 % korrigiert werden.[9] Hierin haben die in den Kartenbänden jeweils links auftretenden vacat-Seiten ihre Ursache. Dazu kommt als weitere Einschränkung, wenn man dies so sehen will,

---

[8] Vgl. Günter Bellmann: Grenzen und Linien als Darstellungsmittel und als Probleme der Dialektologie. Demnächst in: Kulturen – Räume – Grenzen. Festschrift für Herbert Schwedt zum 60. Geburtstag. Hg. v. Hildegard Frieß-Reimann u. Fritz Schellack. Mainz 1996. (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz 19).

[9] Bd. 1 und Bd. 2 enthalten 250 Kartenblätter insgesamt, davon 164 Basisblätter und 86 Kontrastkartenblätter.

das Fehlen eines lexikalischen Atlasteiles. Dafür gibt es konzeptionelle Gründe, auf die ich hier nicht eingehen kann.[10]

In der zeitlichen Differenz zwischen der Erhebung der Serien 1 und 2 sehen wir kein Problem. Erhebungsserie 2 verlief zeitlich versetzt neben der von Serie 1 her. Die durchschnittliche Zeitdifferenz zwischen den Serien beträgt 36 Monate und war im wesentlichen arbeitstechnisch bedingt und damit unvermeidbar. Andererseits war ein gewisser zeitlicher Abstand aber auch erwünscht, schon um einem verfälschenden Durchschlagen der Erhebungs- d.h. hier: Notationsresultate von Serie 1 auf Serie 2 auch auf diese Weise vorzubeugen. Die Dreijahresdifferenz ist in unserer Sicht eine Zeitspanne, die es noch erlaubt, die Synchronie der Serienerhebungen gewahrt zu sehen. (Eine Panel-Untersuchung war keineswegs beabsichtigt.)

Wie kommt man von biseriell erhobenen Sprachdaten zu „zweidimensionalen" Sprachkarten? Hierzu ist vor allem von Joachim Herrgen und Jürgen Erich Schmidt ein praktikables Verfahren entwickelt worden. Die **Kartierung** erfolgt halbcomputativ. Nicht die Notate der Sprachformen als solche werden in die Datenbank eingegeben, sondern erst die festgelegten Symbole. Der Plotter druckt die Karten aus. Die Begründung dieses Vorgehens und die Kartierungstechnik im einzelnen sind in der „Einführung" S. 100ff. beschrieben. Grundsätzlich wird das übliche Punkt-Symbol-Verfahren verwendet. Es gibt einerseits ganzseitige Basiskarten mit dem vollen Ortsnetz und den Sprachdaten der Serie 1 und als Gegenstück – ich vereinfache hier etwas – die halbseitigen Kontrastkarten. Die Basiskarten sind, abgesehen vom grüngrauen Grundkarten-Unterdruck, einfarbig schwarz. Dasselbe gilt für das Kontrastblatt mit Datenserie 1. Die Kontrastblätter mit Datenserie 2 sind zweifarbig: schwarz und rot. Auf ihnen erscheinen die Symbole bei interseriellem Nullkontrast in schwarzer Farbe, bei interseriellem Kontrast dagegen in roter Farbe. Schwund einer Variante der Serie 1 wie auch der Schwund eines Diakritikums werden ebenfalls rot angezeigt (rote Null). Die Serienkontraste sind bei diesem Kartierungsverfahren präzise gewahrt und zugleich als solche visuell gut hervorgehoben.

2. Zur Aussagekraft des neuen Sprachkartentyps

Zu fragen ist nun, was die biserielle Datenerhebung und die durch sie ermöglichte zusätzliche Dimensionierung der Sprachkarte tatsächlich zu leisten vermögen. Mit anderen Worten: Ist das Experiment gelungen, von dem eingangs die Rede war? Ich will zur Beantwortung einige Kar-

[10] Vgl. G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 14f.

ten demonstrieren, die ich nach Kontrasttypen ausgewählt und, soweit wie möglich, geordnet habe. Die Kontrasttypologie soll der maßgebliche Gesichtspunkt der nachfolgenden Darlegungen sein. Auf andere Fragen, insbesondere auf außer- und innersprachliche Ursachen der Kontraste, kann ich hier nur am Rande eingehen. Das liegt an der kurzen Vortragszeit, aber es liegt auch daran, daß wir erst einen Teil der Karten des MRhSA überblicken.

Da bei der vorliegenden Publikation aus Kostengründen der im Atlas praktizierte und dort konstitutive Zweifarbendruck (schwarz – rot) vermieden werden soll, verzichte ich auf die Wiedergabe von Sprachkarten überhaupt und beschränke mich auf die Häufigkeitsdiagramme, die einer jeden Kontrastkarte des MRhSA beigefügt werden.[11] Lediglich unter 2.5 wird eine Karte in abgewandelter (vereinfachter) Technik beigegeben. Die im folgenden erörterten Kontraste haben teils bereits publizierte Karten zur Grundlage, teils beruhen sie auf Entwürfen von Karten, deren Publikation noch aussteht.

2.1 Zwischen Basisdialekt und Standardsprache bestehende Kontraste werden aufgehoben oder abgeschwächt

Der Atlas wird vermutlich nur wenige Karten enthalten, die einen konsequent frontalen Dialektabbau demonstrieren, also einen solchen Abbau, wie man ihn nach dem herkömmlichen Verständnis der Sprachentwicklung zu erwarten geneigt ist. Der Grund ist nicht zuletzt darin zu sehen, daß der MRhSA, wie bereits gesagt, keinen dialektlexikalischen Teil einschließt, der es erlauben würde, die Eliminierung des archaischen, von der Sache her vortechnischen Wortschatzes durch entsprechende Kontraste vorzuführen. Ein Beispiel für diesen bei uns demnach seltenen Typ ist der Entwurf der Karte *Samen/Gesāms* (Lemma Nr. 59.1-5),[12] der zwei Wortbildungsvarianten darstellt, darunter die Kollektivbildung *Gesāms* als lexikalisch-morphologischen Archaismus, den wir uns mit einem entsprechenden Merkmal versehen vorzustellen haben. Der Kartenentwurf aus Serie 1 zeigt – für sich allein schon – die Tendenz zur Ersetzung der Kollektivbildung, und zwar fortschreitend von Südosten nach Westen hin. Für Serie 2 ergibt sich eine Verstärkung dieser Entwicklung, im einzelnen von 88 % (*Gesāms*) vs. 12 % (Ersatzausdrücke, besonders *Samen*) für Serie 1 zu 35 % (*Gesāms*) vs. 65 % (Ersatzausdrücke) bei Serie 2. Das Diagramm (Abb. 1), das von der sprachgeographischen

[11] Aus technischen Gründen vernachlässigen die Diagramme die unter sechs liegenden Häufigkeiten.

[12] Hierzu auch G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 119f.

Distribution abstrahiert, zeigt die Umkehrung der Häufigkeiten und die Neuerungstendenz mit besonderer Deutlichkeit.

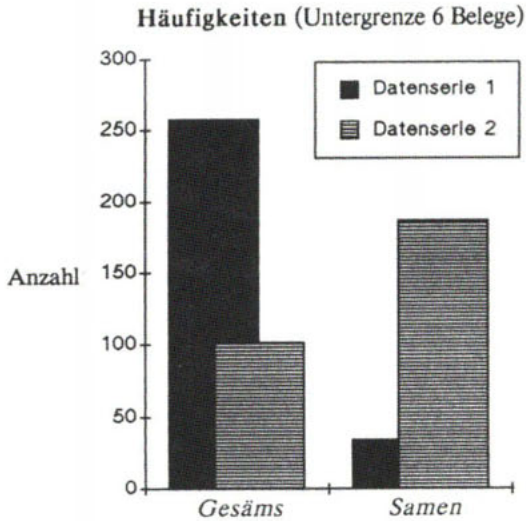


Abb. 1: MRhSA *Gesäms/Samen*

Einen linearen Abbau von Archaismen werden wir auch auf einigen konsonantischen Karten vorfinden, so auf der, die den konsonantischen Auslaut von *Schuh* (mhd. *schuoch*) darstellt (Lemma Nr. 120.1). Der Kartenentwurf der Datenserie 1 zeigt von NW nach SO die Abfolge [ʃo:n] – [ʃʊx (ʃo:x)] – [ʃʊk] – [ʃʊx].[13] In diese Verteilung ist schon bei Serie 1 die Variante [ʃu:], also ohne Auslautkonsonant, verschiedentlich eingelagert. Das Kontrastblatt, das beide Datenserien zusammenbringt, läßt erkennen, daß die Ersetzung der älteren Varianten rasch voranschreitet. Die Dominanz von [ʃu:] wird nicht nur durch die gleichlautende standardsprachliche Form gestützt, sondern vermutlich außerdem auch innerdialektal durch die außer im NW vorhandene Pluralform [ʃu:], der generell, auch im Basisdialekt, der velare Auslaut fehlt. Die allgemeine Tendenz

[13] Zum auslautenden Konsonantismus bei *Schuh, sah, Floh, hoch* im Md. und Obd. vgl. V.M. Schirmunski: Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin 1962. (DAW. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 25). S. 365.

der Auslautbereinigung bei *Schuh* wird durch das Häufigkeitsdiagramm belegt, vgl. Abb. 2.

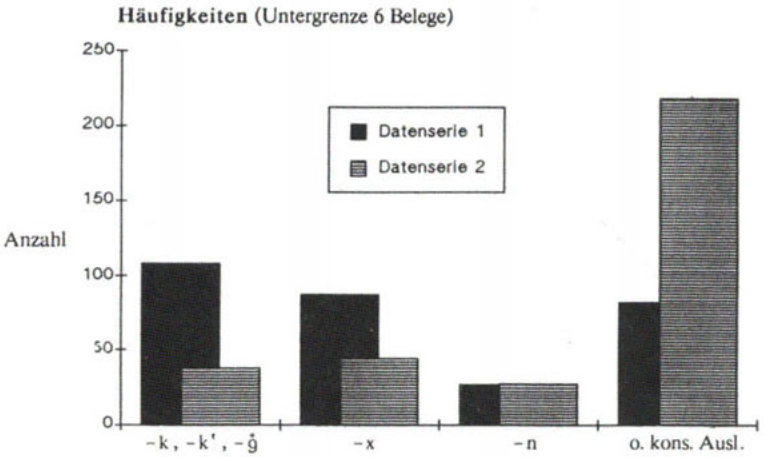


Abb. 2: MRhSA *Schuh* (Auslaut)

Ein weiteres Beispiel, das noch demselben Ersetzungstyp angehört, ist die Ablösung der Rhotazismusvarianten der dentalen Verschlußlaute, die die südöstliche Hälfte des Untersuchungsgebietes basisdialektal in intervokalischer Position einnehmen. In dem hier vorliegenden Text wird an Hand des Lemmas *Kleider*[14] (Lemma Nr. 130.4) nur auf mhd. *d* und dessen Entsprechungen eingegangen. Während Serie 1 nur vereinzelte Fälle der *d*-Restitution zeigt, erscheint diese Entwicklung in Serie 2 in großem Umfange, wie das Diagramm ausweist. Das Rhotazismus-*r* ist sprachsozial markiert. Es wird als auffällig wahrgenommen, denn es wurde und wird dentalalveolar artikuliert im Gegensatz zu der geläufigeren uvularen Artikulation des primären *r* (ʀ). Hinzu kommt seine morphonologische Sonderstellung in Gestalt der Relikt Inlaut-Auslaut-Alternanz *Kleirer* – *Kleid* u.ä. Die korrekte Anwendung der Rhotazismusformen erfordert von den Sprechern die Beherrschung einer zusätzlichen Regel. So kommt es zur verbreiteten Restitution des historischen *d*, die in Übereinstimmung mit der Standardsprache, mit dem moselfränkischen Teilgebiet und den

[14] Zur Interpretation vgl. auch G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 129f.

rheinfränkischen Stadtdialekten erfolgt, und zwar als Aufhebung bestehender Kontraste.[15]

Im Zusammenhang mit dem Rhotazismus beobachten wir außer der beschriebenen Kontrastaufhebung auch den Fall der Abschwächung des *d*/*r*-Kontrastes. Diese erfolgt dadurch, daß das auffälligere, dentalalveolar artikulierte sekundäre *r* (< *d*) in ein weniger auffälliges uvulares *ʀ* überführt wird, so daß die phonetische Übereinstimmung von sekundärem und primärem *r* hergestellt und dadurch die sprachsoziale Niedrigbewertung des sekundären *r* gemildert wird. Eine solche Tendenz deutet sich durch Serie 2 an für das Gebiet zwischen Koblenz und Bingen, aber auch im westlichen Saarland. Ein variatives Schwanken zwischen beiden *r*-Qualitäten für das rhotazierte *d* findet sich zwischen Oppenheim und Worms. Beide Erscheinungen, die *r*/*d*-Ersetzung und die *r*/*ʀ*-Adaption, werden durch das Diagramm Abb. 3 ausgewiesen.

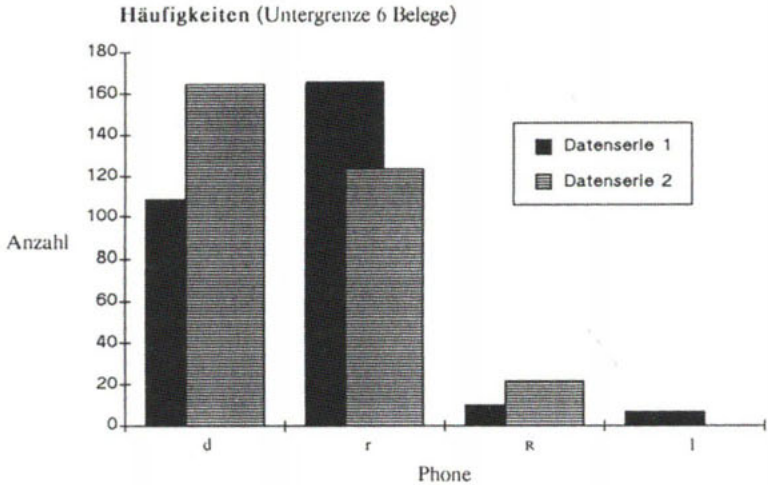


Abb. 3: MRhSA *Kleider* (mhd. *-d-*)

2.2 Teillandschaftlich unterschiedliche Kontrastentwicklung

Den bisher erörterten Fällen lag eine Tendenz der Kontrastentwicklung zugrunde, die jeweils für die Einzelkarte insgesamt galt. Andere Karten zeigen teillandschaftlich unterschiedliche Tendenzen der Kontrast-

[15] Völlige *d*-Restitution findet für den nur durch Serie 1 sechsmal belegten Lambdazismus (*kle:l-*) statt, der neben dem Rhotazismus einen weiteren Liquidisierungstyp darstellt.

entwicklung. Ein Beispiel dafür ist *stehen* (Karten-Nr. 136/1 u. 2), das sich im Relikt gebiet anders verhält als in der verkehrsoffenen Landschaft. Durch das Atlasgebiet verläuft etwa mit der moselfrk./rheinfrk. Grenze die Scheide der Nachfolgeformen von mhd. *stân* und *stên*, die beim Vergleich der Serien 1 und 2 sehr stabil bleibt, wenn wir davon absehen, daß einige [ʃdo:n] zu [ʃdɔ:n] geöffnet werden. Für den NW konstatieren wir also einen (interseriellen) **Nullkontrast**. Ähnliches gilt für die [ʃdi:n] -Belege, die im 19. Jh. größere Verbreitung gehabt haben dürften. An der unteren Mosel zeigt [ʃdi:n] in beiden Aufnahmeserien dieselbe Verbreitung, also ebenfalls Nullkontrast, während andererseits zwischen Pirmasens und Bingen beim Serienvergleich die Ersetzung der [ʃdi:n] durch das standardkonvergente [ʃde:n] überwiegt. Der rheinfrk. Anteil des Atlasgebietes zeigt noch weitere Fälle, in denen sich nunmehr Serienkontraste auftun, wodurch die gegenüber der Standardsprache bestehenden Kontraste ganz oder teilweise beseitigt werden. So wird nach Ausweis der Serie 2 in einer Reihe von Orten des [ʃde:n]-Gebietes die dort zum Teil vorhandene Vokalnasalierung getilgt. Ebenso wird [ʃdɛ:n], das mit [ʃde:n] gemischt auftritt (Serie 1), weitgehend durch standardkonvergentes [ʃde:n] ersetzt. Ein und dieselbe Karte kann so für Teilgebiete eine Konstanz des interseriellen Nullkontrastes und für andere Teilgebiete – wie beschrieben – Kontrastumschichtungen belegen. Vgl. deren Häufigkeitsdiagramm Abb. 4.

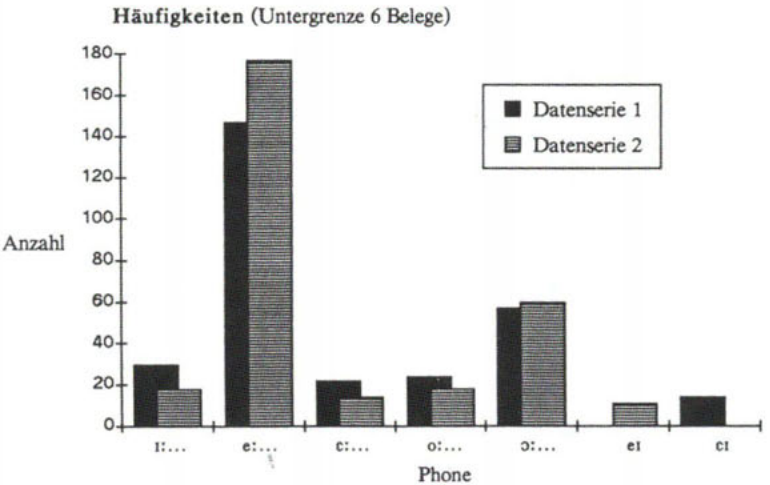


Abb. 4: MRhSA *stehen*

2.3 Kontrastaufhebung führt zur Variabilisierung

Für *Säufer* (Karten-Nr. 110/1 u. 2) ist mhd. *siufære* zum Verb *sûfen* vorauszusetzen. Langvokale und Diphthonge vor *-er* neigen im Mitteldeutschen verbreitet zur Kürzung.[16] Auch die Verwendung des Kurzvokals vor *-er* erfordert von den Sprachverwendern die Beherrschung einer Zusatzregel der Variablengrammatik, die hier ebenfalls zur Eliminierung tendiert. So verstehen wir, daß die bei Serie 1 große *i*-Fläche bei Serie 2 weitgehend aufgelöst erscheint. Was dabei auffällt, ist das breite Variantenspektrum, das aus der *i*-Ersetzung hervorgeht und das sich auch durch häufige Doppelbelege ausdrückt: Die *i*-Ersetzung bringt die folgenden Ergebnisse für Serie 2:

i → {ɔɪ, aɪ, aˈɪ, ɪ}
i → {ɛɪ, ɔɪ, œy, ɪ}

So führt also die Ersetzung des Kurzvokals zum Teil zum standardsprachlichen gerundeten Diphthong [ɔɪ], zum Teil auch zum dialektalen Regelvokal [aɪ] bzw. [aˈɪ] – im NW mit den geschlossenen Varianten [ɛɪ] bzw. [ɛˈɪ] – für mhd. *iu* neben den restlichen Fällen mit Nichtersetzung des Kurzvokals. Vgl. Abb. 5.

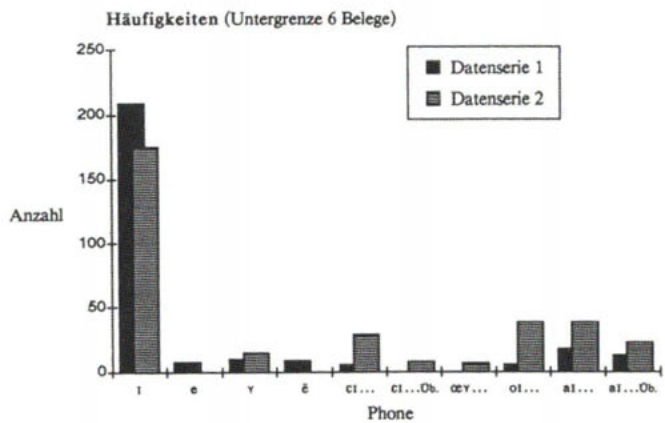


Abb. 5: MRhSA *Säufer*

[16] Vgl. z.B. Otto Bertram: Die Mundart der mittleren Vorderpfalz. Erlangen 1937. (Fränkische Forschungen. 7.). S. 58. 91 mit Kurzvokal für *einer*, *kleiner*, *schöner*, auch *Wingert*. – MRhSA Bd. 2. Karte 95 (*Scheren-*)*schleifer*.

2.4 Gerichtete und ungerichtete Variation

Die Serienkontraste haben erkennen lassen, daß teillandschaftlich Variantengruppen zielgerichtet variieren können. So zeigt die Karte *Kleid* (Karten-Nr. 55/1-2)[17], daß im Einzugsbereiche der Stadt Mainz [klɔ:d] und [klɑ:d] durch [kla:d] ersetzt werden, womit sich ein Phon durchsetzt, das die höhere und ausgebreitetere Geltung aufweist, da es sowohl standardsprachlich als auch regionaldialektal gestützt wird (gleich, an welcher Stelle in dem betroffenen System). Diese sehr indirekte Wirkung der Standardsprache ist nicht weniger stark als die Tendenz, dialektale Monophthonge unmittelbar durch den Diphthong der Standardsprache zu ersetzen, vgl. [klaɪd] u.ä.

Auch sonst können wir der Karte *Kleid* entnehmen, daß die Standardsprache zumindest im Gebiet des MRhSA durchaus nicht ausschließliches Maß und Ziel der Dialektentwicklung ist, daß diesen Rang eher der Regionaldialekt einnimmt. Dies wird illustriert durch das Verhältnis [e:] vs. [ɛ:], die beide insgesamt die Mehrzahl der Kontrastfälle der Karte ausmachen. Offenes [ɛ:] ist nicht nur Ersetzungsergebnis der überoffenen Variante [æ:], so z.B. an der Nordgrenze der Pfalz bei Rockenhausen. [ɛ:] ersetzt darüber hinaus auf großer Fläche auch die geschlossene Variante [e:], womit also hier die Entscheidung gegen die Standardsprache und für den Regionaldialekt getroffen wird. Vgl. hierzu Abb. 6.

---

[17] Zur Interpretation des Vokalismus von *Kleid* vgl. auch G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1), S. 133f. – Joachim Herrgen: Kontrastive Dialektkartographie. In: Klaus Mattheier/Peter Wiesinger (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Tübingen 1994. (Reihe Germanistische Linguistik 147). S. 131-169, bes. S. 136-139.

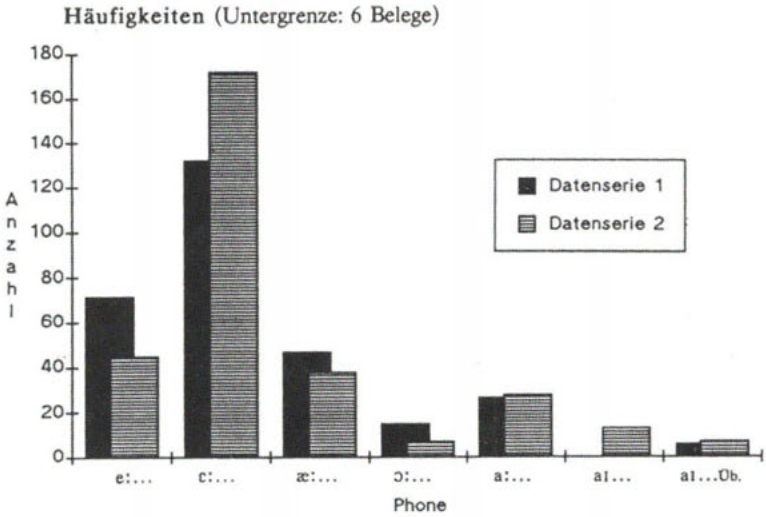


Abb. 6: MRhSA *Kleid*[18]

In den bisher unter 2.4 erörterten Fällen ließ das variative Geschehen eine Richtungstendenz deutlich hervortreten. Davon weicht bei der Karte *Kleid* der [æ:]/[ɛ:]-Kontrast, wie er sich im Saarland zeigt, ab. Serie 1 zeigt beide Varianten in gemischtem Vorkommen. Serie 2 erhält die Mischung aufrecht und verändert sie nach dem Befund unserer biseriellen Datenerhebung in der Weise, daß an die Stelle von sechs lokalen [æ:]-Belegen der Serie 1 eine gleiche Anzahl [ɛ:]-Belege der Serie 2 treten, wogegen in sechs anderen Erhebungsorten die Ersetzung in der entgegengesetzten Richtung erfolgt. Wie ist dieser widersprüchlich scheinende Befund zu erklären? Versagt hier womöglich die Methode? Die Antwort lautet, daß in dem vorliegenden Fall die Richtung, die der ersetzende Sprachwandel einschlagen wird, noch nicht entschieden ist. Er kann für die Kleinlandschaft am Rande des deutschen Sprachgebietes sowohl zum offenen als auch zum überoffenen *E*-Laut führen. Die in diesem Sinne (noch) ungerichtete Variation äußert sich auf der Sprachkarte durch das Fluktuieren der kontrastierenden Vokalphone.

[18] Für „Üb." ist zu lesen: Überlänge (der 1. oder 2. Diphthongkomponente).

2.5 „Kontrastumkehr"

Innerhalb der Flexionsmorphologie liefert die Karte *schōne* (Lemma Nr. 222.3 *eine schōne Birne*)[19] eine bemerkenswerte Besonderheit, durch die teillandschaftlich von Serie 1 zu Serie 2 eine Erhöhung der Dialektalität erwiesen zu werden scheint: Die Karte der Serie 1 zeigt südöstlich etwa einer Linie Saarbrücken – Oppenheim die archaische Form [ʃɛ:nɪ] mit *i*-Flexiv als Kontinuante des mhd. *-iu* der starken Adjektivflexion, hier mit analoger Übertragung des *-iu* auf den Akkusativ des Fem. Wegen seines archaischen Charakters und seiner Isolation im sonstigen flexionsmorphematischen System hätten wir einen Rückgang der *-i*-Belege für Serie 2 erwartet. Doch ist das Gegenteil der Fall. Nicht nur bleibt der [ʃɛ:nɪ]-Bestand der Serie 1 in Serie 2 voll erhalten, sondern es kommt in der Grenzzone nach NW zu einer Ausbreitung der [ʃɛ:nɪ]-Fläche um zehn Ortspunkte. Der Grund für eine solche auf den ersten Blick ungewöhnliche Diffusion des Archaismus besteht darin, daß die benachbarte Variante [ʃɛ̃:] mit *n*-Abfall und Vokalnasalierung sich gegenüber [ʃɛ:nɪ] als indominant erweist. Die allgemeine und übergeordnete Entwicklungstendenz ist in der genannten Teillandschaft auf *n*-Erhaltung und *n*-Restitution und damit auf Aufrechterhaltung bzw. Wiederherstellung des unversehrten Stammorphems gerichtet. Die *-i*-Form profitiert so von dem sprachsozialen Mehrwert des vollständigen Stammorphems. Damit erklärt sich die Bevorzugung von [ʃɛ:nɪ] gegenüber [ʃɛ̃:] durch die Informanten der Datenserie 2 letzten Endes doch als eine regionaldialektale Kontrastminderung, die den Kontrast der Stammorpheme als gravierender bewertet als den der Flexionsmorpheme.[20] Das Häufigkeitsdiagramm (Abb. 7) weist die Zunahme des *-i*-Morphs aus.[21]

---

[19] Akk. Sing. – Zur Interpretation der Karte vgl. auch G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 135.

[20] Auf den Regionaldialekt als „Entwicklungsziel" weist auch die Zunahme der *e*-Apokope, die im Häufigkeitsdiagramm dieses Lemmas ebenfalls zum Ausdruck kommt.

[21] Vokalnasalität kann durch das Diagramm nicht dargestellt werden.

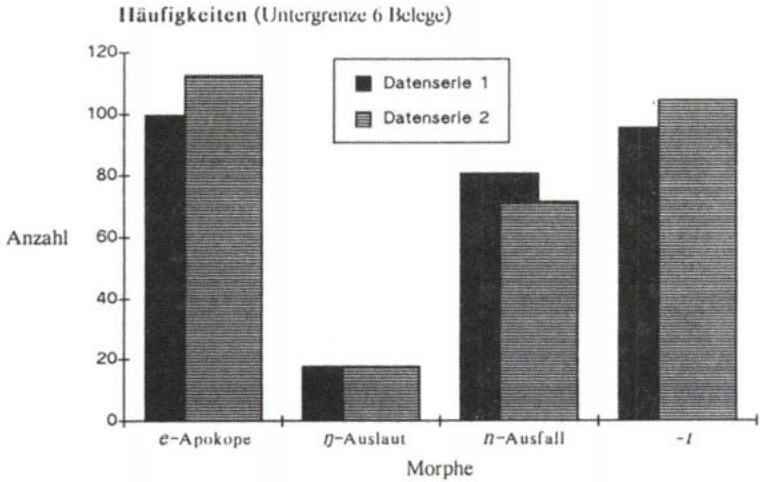


Abb. 7: MRhSA (*schön*)-*e*

Auch beim Verb liefert die Flexionsmorphologie ein Beispiel vermeintlicher Kontrastumkehr. Zu *bringen* gibt es in der älteren Sprache im Präteritum und im Partizip des Präteritums sowohl schwache als starke Formen.[22] Späterhin, man muß wohl sagen: mit der Literalisierung der Sprache, gewinnt in Analogie zu *denken* die schwache Flexionsform die Oberhand, so daß *brachte*, *gebracht* die schrift- und standardsprachlichen Formen geworden sind. In der Oralität erhalten sich beide Typen, die sich in den heutigen Dialekten areal voneinander abgrenzen können. Das ist im Gebiet des MRhSA der Fall, wofür hier das Part. Prät. vorgeführt werden kann (Lemma Nr. 53.4). Laut Datenserie 1 bildet (*ge*) *brungen* ein Gebiet etwa zwischen Bingen – Mainz – Bad Bergzabern - Saarburg gegenüber den Varianten, die sämtlich dem (*ge*)*bracht*-Typ

[22] Vgl. Wilhelm Braune/Hans Eggers: Althochdeutsche Grammatik. 14. Aufl. Tübingen 1987. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A.5.). S. 277 (§ 336 Anm. 4). – Hermann Paul/Peter Wiehl/Siegfried Grosse: Mittelhochdeutsche Grammatik. Tübingen 1989. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A.2.). S. 261 (§ 267). – Oskar Reichmann/Klaus-Peter Wegera (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen 1993. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. 12.). S. 252 (§ M96 Anm. 4).

angehören. Die das Ergebnis der Serie 2 einbeziehende Kontrastkarte (vgl. Abb. 8) demonstriert eine Diffusion der standardferneren Variante gegenüber der standardkonvergenten, und zwar nach allen Richtungen hin. Quantitativ bedeutet die Diffusion einen Zuwachs um nahezu 40 % der Erhebungspunkte. (Nur südlich von Mainz vollzieht sich an drei Punkten die entgegengesetzte, standardkonvergente Ersetzung.) Auch diese – auf den ersten Blick so scheinende – Erhöhung der Dialektalität findet ihre Erklärung, wenn man die dialektalen Realisierungen des *(ge)bracht*-Typs betrachtet. Solche sind [bra:xt], [bro:xt] und im weiteren W und NW [brɔ:əʃt], [bro:t] u.ä. Diesen gegenüber kann dann *(ge)brung* durch die analogische Stützung, die es durch die zahlreiche Gruppe der starken Verben der historischen Klasse III a (*klingen, singen, springen* usw.) erhält, als die regelmäßigere, also so gesehen, weniger dialektale Variante angesehen werden. Dieses lehrreiche Exempel der Dominanz von *(ge)brung* belegt den auch sonst vielfach aufscheinenden Fall, wonach keineswegs die Standardsprache das obligatorische und unmittelbare Ersetzungs- und Entwicklungsziel des Basisdialekts darstellt. Es zeigt sich vielmehr, daß hier (wie schon bei den oben erörterten Lemmata *schōne* und in gewisser Hinsicht auch *Säufer*) sprachinterne (strukturale) Anstöße maßgeblich sind, die zu einer Bereinigung und Vereinfachung der Paradigmen führen und die Sonderentwicklungen eliminieren zugunsten des Anschlusses an grammatisch besser etablierte Konkurrenten.

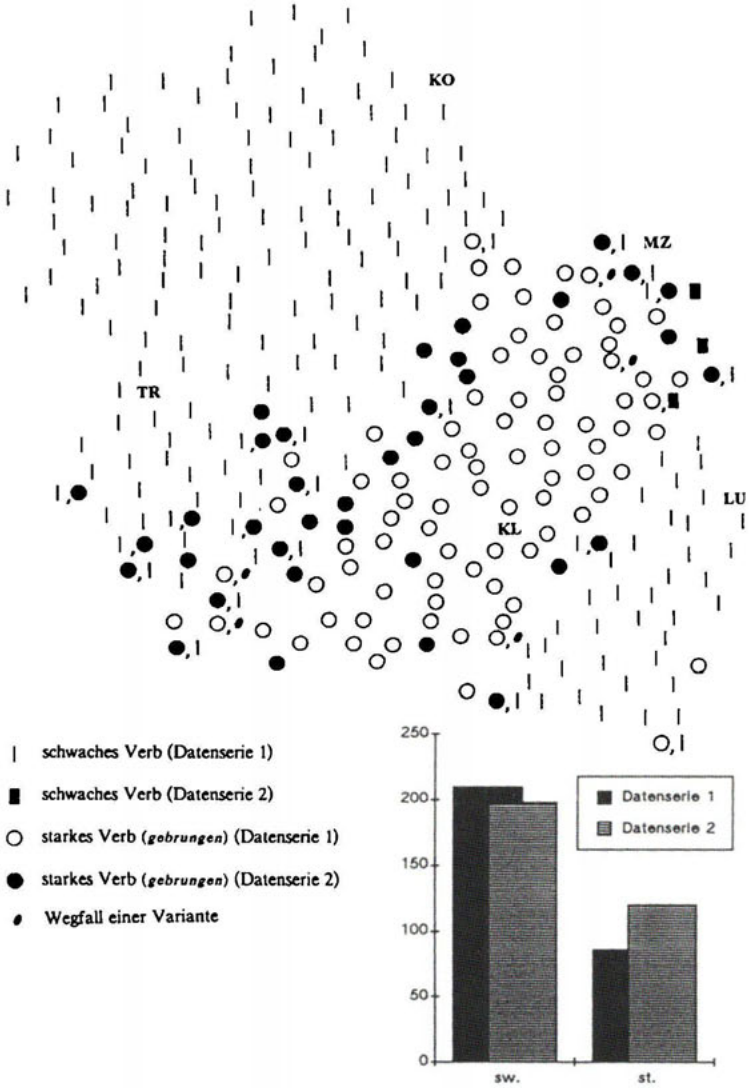


Abb. 8: MRhSA (*ge*)*bracht* (sw. Verb versus st. Verb)[23]

[23] Die als Abb. 8 wiedergegebene Karte (*ge*)*bracht* ist ein Provisorium in dop-

3. Resümee und Folgerungen

Die sprachlichen Kontraste, die auf dem Wege der biseriellen Dialekterhebung festgestellt werden, sind ein Reflex der unterschiedlichen interaktiven Reichweite und der dadurch bestimmten unterschiedlichen Lebenswelten der Informanten der Serie 2 gegenüber denen von Serie 1. Die Menge der Einzelkontraste ergibt nach einer ersten überschlägigen Berechnung für Serie 2 eine um etwa 10 % deutlich niedrigere durchschnittliche Dialektalität im Vergleich zu Serie 1. Im einzelnen lassen die im vorstehenden Text erörterten Beispiele Kontrastminderungen erkennen, die auf die Eliminierung dialektaler Sonderbestände und Dialektalitätsspitzen gerichtet sind. Im Vokalismus fällt die Tendenz zu hoher Variabilisierung, geradezu zur Akkumulierung von Varianten auf, in Einzelfällen noch ohne erkennbare Richtungsgebundenheit der Varianz.

Dies alles begünstigt, sprachgeographisch gesehen, die Auflösung der Areale und deren (zu denkenden) Isoglossen für eine Reihe betroffener sprachlicher Einzelerscheinungen und entfaltet damit eine homogenisierende Wirkung. Diese hat zumindest gegenwärtig nur ausnahmsweise die Standardsprache zum Ziel. Nicht deren sprachsoziales Vorbild ist der generelle Motor, sondern, wie gezeigt wurde, eher der dialektinterne Ausgleichs- und Ökonomiegesichtspunkt. So tendiert weitaus überwiegend der relativ jüngere und neue Dialekttyp, der durch die Erhebung der Datenserie 2 erfaßt wird, mit der genannten geringeren Dialektalitätstiefe zu einem eigenen Typus, den wir *Regionaldialekt* genannt haben. Paradoxerweise ist dies ein Dialekt ohne umgrenzbare Regionen. Denn Entgrenzung ist geradezu eines seiner Charakteristika, und zwar in dem Sinne, daß, soviel wir bisher feststellen, die dialektalen Einzelerscheinungen großenteils ihre je eigene Arealdistribution finden.

Die Veränderungen gehen mit mäßiger Geschwindigkeit vonstatten. Der geringe interserielle Gesamtkontrast von ca. 10 % spricht für sich. Und die zahlreichen Nullkontraste – repräsentiert im Atlas durch die Kontrastkartensymbole in Schwarz – weisen auf ein verbreitetes Auf-der-Stelle-Treten des tendenziellen substitutiven Wandels. Dieser gemäßigte und sowohl areal als auch, wie gezeigt wurde, grammatisch abgeglichenere Dialekttypus, der eben durch seine formale Abschwächung eine

---

pelter Hinsicht. Es fehlt ihr der kartographisch situierende Grundkartenunterdruck. Hierzu wird verwiesen auf MRhSA Bd. 1. Karte 1 (s. Anmerkung 1). Vor allem aber ist auf Wunsch des Herausgebers der auf den publizierten Atlaskarten des MRhSA bei Kontrastkartenblättern obligatorische rote Druck für die kontrastierenden Symbole der Datenserie 2 durch fette (ausgefüllte) Symbole ersetzt werden, um die Druckkosten des vorliegenden Bandes niedrig zu halten.

gehobene kommunikative Leistungsfähigkeit erlangt und unvermindert auch heute seine Eignung als soziales Identifikationsmittel aufrechterhält, ist vermutlich nicht nur eine Besonderheit der mittelrheinischen Sprachlandschaft. (Im Oberdeutschen wäre danach Ausschau zu halten.) Allerdings sollte berücksichtigt werden, daß vor allem das Saarland, aber auch die Pfalz, die Eifel und Rheinhessen schon im 19. Jh. durch frühe Formen der Industrialisierung und/oder der Berufspendlermobilität einen ersten Schub sprachlicher Nivellierung erfahren haben. Sprachliche Modernisierung findet demzufolge nicht erst im Gefolge der jüngsten industriellen Revolution statt.

Eine Frage stellt sich noch unter dem Stichwort „Altern des Dialekts", worunter ein Altern der individuellen Dialektkompetenzen, d.h. eine Zunahme von Dialektalität im fortgeschrittenen Lebensalter des einzelnen, verstanden wird.[24] Die Frage ist also, ob unsere zur Zeit der Datenerhebung 30-40jährigen Informanten der Serie 2 nach dreißig Jahren womöglich so weit sprachlich „gealtert" sind, daß sie dann den Dialektalitätsgrad der jetzigen Serie-1-Informanten erreichen. Damit hängt die Frage zusammen, ob die von uns festgestellten Serienkontraste tatsächlich dauerhaften dialektalen Wandel bezeugen oder nicht, mit anderen Worten: ob Sprachwandel oder aber Sprachverhaltenswandel seitens der Informanten vorliegt. Dazu ist bei aller Zurückhaltung zu sagen, daß sicherlich die Kontraste zum mindesten für die meisten Fälle die Richtung des variableninternen Spiels anzeigen. Sie markieren dadurch die Tendenzen, in die es den heutigen oder künftigen dialektalen Wandel zieht. Doch spricht die Wucht der ökonomischen, sozialen und demographischen Umgestaltung der letzten Jahrzehnte weitaus eher für großenteils irreversiblen, sprachlichen Wandel. Diese Seite, letztlich also die Wirtschaftsentwicklung, ist es, von der die den Dialektwandel fördernden Anstöße kommen. Ihnen stehen die diversen dialektwandelhemmenden Faktoren gegenüber, obenan die beträchtliche solidarisierende und sozial konsolidierende Funktion, die der Dialektverwendung im größten Teil des Atlasgebiets noch ziemlich uneingeschränkt zukommt, bis hin zu eben dem natürlichen Alterungseffekt, soweit wir diesem eine derartige – vorerst wohl unbeweisbare – Rolle zuzutrauen bereit sind. So kommt es als Folge der konträren Wirkmechanismen dazu, daß in dieser Landschaft kein überstürzter Dialektabbau stattfindet, sondern daß sich spezifische Umgestaltungen noch innerhalb des engeren Dialektbereichs ergeben, die statt zu einer Entdialektalisierung vorerst zu einer Umdialektalisierung in dem oben beschriebenen Sinne führen.

---

[24] Vgl. G. Bellmann: Einführung 1994 (s. Anmerkung 1). S. 126.

PETER WAGENER

Nach 40 Jahren

Zu individuellen Veränderungen der gesprochenen Sprache

Abstract

Berichtet wird aus einem Forschungsprojekt des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, das sich zum Ziel gesetzt hat, Sprachwandel *in statu nascendi* zu beobachten, den Sprecher und die individuellen Veränderungen seines Sprechens und seiner Einstellung zur Sprache nach Ablauf von etwa vier Jahrzehnten in den Blick zu nehmen. Erneut interviewt werden Sprecher deutscher Dialekte oder Umgangssprachen, die in verschiedenen Forschungsprojekten in den 50er und 60er Jahren aufgenommen wurden und von denen eine Tonbandaufnahme im Deutschen Spracharchiv archiviert ist. Im Rahmen einer dem Forschungsprojekt vorgeschalteten inzwischen abgeschlossenen Pilotstudie wurde ein umfängliches methodisches Instrumentarium erprobt, um aussagekräftiges Vergleichsmaterial und Sprachbiographien einiger ausgewählter Sprecher elizitieren zu können. Auf der Basis dieser Studie werden das Projektdesign und die Analysekategorien für die Hauptuntersuchung festgelegt.

1. Beispiele

In der „Rheinischen Post" vom 1. Dezember 1951 findet sich Werbung für Unterwäsche. Die Frau der 50er Jahre sollte sich demnach in „Damen-Strickschlüpfer" hüllen. Schaut man sich heute in einer Werbebeilage zur Tageszeitung das vergleichsweise vielfältige Angebot an, dann ist dort die Rede von „Mini-Slips", „String-Tangas", „French-Knickers" usw. und der Sammelbegriff ist auch nicht mehr „Unterwäsche", sondern „Dessous" oder „Underwear" oder schlicht „Unders". Aus paritätischen Gründen sei auch noch der „Herren-Normalschlüpfer" aus der Anzeige der 50er Jahre den „Boxer-Shorts" u.ä. aus der aktuellen Werbung gegenübergestellt.[1]

Ein westfälischer Landwirt wurde 1957 in der von Eberhard Zwirner initiierten großen Erhebung der deutschen Dialekte gebeten, eine Probe seiner niederdeutschen Alltagssprache zu geben, die auf Tonband mitgeschnitten wurde. Wir haben nun diesen Landwirt erneut aufgesucht, nach knapp 40 Jahren also, und haben erneut eine Tonbandaufnahme gefertigt. Die Sprachproben haben wir u.a. mit einem einfachen Verfahren zur Messung der Dialekttiefe untersucht. Dabei ging es um die Reali-

[1] Die Fundstelle in der „Rheinischen Post" verdanke ich Keller (1990, S. 14), der damit Sprachwandel nach einer Zeitspanne von 40 Jahren beschreibt.

sierung der im Niederdeutschen erwartbaren Plosive als unverschobene oder lautverschobene Formen, die wir registriert und auf einer Skala von 0 bis 100 abgetragen haben. Wenn in allen Positionen Plosive realisiert werden, ergibt sich die Maßzahl 100 – es handelt sich um „tiefen" Dialekt; finden wir je zur Hälfte Plosive und Frikative, ergibt sich die Maßzahl 50 usw. Für die beiden Proben des westfälischen Landwirts läßt sich auf diese Weise ein Dialektniveau von 91 % für 1957 und von 67 % für die erneute Aufnahme aus dem Jahr 1993 ermitteln. Auch wenn unsere Dialektalitätsmessung nur auf einem recht groben Verfahren beruht, kann man hier – bezogen auf die Ausschnitte – eine deutliche Tendenz des Dialektabbaus erkennen.

Eine gegenläufige Tendenz scheint die Messung bei einem Stahlwerker aus Blankenstein an der Ruhr anzuzeigen, von dem ebenfalls Tonaufnahmen aus den 50er Jahren und aus den Jahren 1993 und 1994 vorliegen. 1957, als er aufgefordert wurde, plattdeutsch zu sprechen, liegt sein Dialektniveau bei 1,2 %, mit anderen Worten: Er spricht Standardsprache. In einer Aufnahme von 1993 verwendet auch der Interviewer eine dem Alltagsgebrauch im Ruhrgebiet angemessene Sprachform – das Dialektniveau des Stahlwerkers liegt bei 10,7 %, er spricht also etwas, was wir in Ermangelung eines besseren Terminus weiterhin als Umgangssprache bezeichnen. Auf den jeweiligen Einfluß der Interviewsituation, der in diesem Fall mit Händen zu greifen ist, wird noch eingegangen.

Ein drittes Beispiel: Die Tabelle 1 enthält einen Teil des Paradigmas des Verbums 'haben', wie es sich in zwei Tonaufnahmen eines Vermessungsingenieurs aus Neureut bei Karlsruhe darstellt. Er ist 18jährig im Jahre 1955 und erneut im Jahre 1994 interviewt worden.[2] Ohne auf Details einzugehen, läßt sich hier auf einen Blick erkennen, daß im Infinitiv das dialektale [ho:] von 1955 dem regional weiter verbreiteten [hawwe] gewichen ist, daß eine Veränderung der Sonorität – von der Lenis zur Fortis – statthatte ([ghadd] →[khatt]), daß das offene [e] im Stammlaut (das hier durch den Graphen *ã* wiedergegeben ist) oft durch das der Standardsprache entsprechende [a] ersetzt wurde, daß also die Tendenz insgesamt auf eine Annäherung an die standardsprachlichen Formen hindeutet.

---

[2] Diese Tonaufnahme wurde von meinem Kollegen Karl-Heinz Bausch durchgeführt, dem ich für das Material und für die Unterstützung bei der Vorbereitung meines Vortrags herzlich Dank sage. Einige Abschnitte entstammen gemeinsamen unveröffentlichten Papieren. Dank gilt auch Birgit Lauber, Christoph Staffa, Patrick Kaul und Wolfgang Rathke.

Tabelle 1

1955 und 1994

Herr EO, geb.1937

"haben"		1955	1994
Infinitiv:		2 ho:	1 hawwe
Part. II		1 ghadd	3 khatt 2 khapt
1. Pers. Sg.:	Präsens:	6 i häbb 1 häbb i 1 häww i	4 i(ch) hab 3 habb i(ch)
	Perfekt:	3 i häbb 1 e habb 3 håww i(ch) 1 haww i	12 i(ch) hab 1 i hebb 2 haww i(ch) 1 how i
2. Pers. Sg.:	Präsens:	3 hasch	0
	Perfekt:	1 hasch=d	0
3. Pers. Sg.:	Perfekt:	2 hadd 2 hat	21 hat 10 hadd 4 hod
1. Pers. Plur.:	Präs.	1 mer hänn	2 wir hawwe
	Perf.:	0	3 hamm=mer
3. Pers. Plur.:	Präs.:	1 henn	1 hawwe
	Perf.:	0	4 hawwe 2 hänn 1 hann
1. Pers. Sg.:	Konjunktiv II	hädd i	0
3. Pers. Sg.:	Konjunktiv II	0	1 hätt

2. Der Gegenstandsbereich

Anhand der aufgeführten Beispiele wird nunmehr der Gegenstandsbereich abgesteckt, um den es im folgenden geht. Das Beispiel von Rudi Keller entstammt der Sprache der Werbung und betrifft den Wortschatz. Es ist klar, daß es sich bei der hier aufgezeigten Veränderung im Wortfeld „Unterwäsche" um Sprachwandel handelt, wobei überdies deutlich wird, daß solche Wandelprozesse sich offenbar in kurzer Zeitspanne vollziehen können.

Aber wie sind die anderen genannten Beispiele zu bewerten? Wir beschränken uns darauf, zunächst einmal festzuhalten, daß sich hier sprachliche Veränderungen vollzogen haben, die genauer zu beschreiben und wenn möglich zu systematisieren sind. Zu fragen ist, ob es sich um Veränderungen im Sprachgebrauch, in den Einstellungen zu den verwendeten Formen, in der Sprachsubstanz handelt, ferner ob die Veränderungen okkasionell sind, regellos hin und wieder auftreten, oder ob wir ihnen usuellen Status bescheinigen können.

Anders formuliert lautet die Frage: Was ist Sprachwandel – wie, wann, wo und warum wandelt sich Sprache?

Schaut man sich an, auf welche Weise die Linguistik Phänomene des Sprachwandels in den Blick nimmt, dann läßt sich feststellen, daß solche Untersuchungen eher theoretischer als empirischer Art sind, sich eher der geschriebenen als der gesprochenen Sprache widmen und sich eher auf Veränderungen in längeren Zeiträumen beziehen. Um diese Zeiträume methodisch in den Griff zu bekommen, wird Diachronie als eine Folge zweier oder mehrerer Synchronschnitte beschrieben. Die tatsächlichen sprachlichen Veränderungen wurden dabei oft nicht nur entlang der Zeitachse, sondern auch unter Veränderung anderer konstitutiver Faktoren wie situative Einbettung, soziale Schichtung oder ethnische Zugehörigkeit der Sprecher erfaßt und beschrieben. Außerdem wurde herausgearbeitet, daß Sprachwandel in aller Regel mit Variation sprachlicher Phänomene einhergeht. Die Annahme, daß Variation sprachlichem Wandel stets vorgängig ist und daß beide in spezifischer Weise miteinander verknüpft sind, deutet ohnehin auf das wohl schwierigste Problem der Sprachwandelforschung, nämlich diese Verknüpfung in ihrer Prozeßhaftigkeit zu beschreiben und Ursache und Wirkung trennscharf abzugrenzen.

Hier gilt es sehr genau zu differenzieren, denn gerade im Hinblick auf den für Wandelprozesse kurzen Zeitraum, den wir ins Visier nehmen wollen, potenziert sich die Problematik, Wandel und Variation, usuelle und okkasionelle Verwendung sprachlicher Formen zu identifizieren und Ge-

setzmäßigkeiten wie die Antinomie von Integration oder Differentiation, von Stabilität oder Variabilität in ihren Wechselwirkungen ausfindig machen zu können.

Die methodologische Prämisse, die diachrone Entwicklung einer Sprache mit Hilfe mehrerer in zeitlichen Abständen aufeinander folgender synchroner Zustände einzelner sprachlicher Phänomene zu erfassen, findet in der Sprachwandelforschung in verschiedenen methodischen Zugriffen ihren Niederschlag. Auf längere Zeiträume bezogen werden Texte, schriftliche Belege, oft aus mehreren Jahrhunderten herangezogen, um einzelne Phänomene oder ganze Regelsysteme in ihrer Entwicklung zu rekonstruieren. Am anderen Ende der Skala methodischer Instrumentarien stehen Längsschnittuntersuchungen einzelner Gewährspersonen, deren Sprachverhalten in vergleichsweise kurzen Zeitintervallen mehrfach beobachtet wird. Solche Panelanalysen sind ein in der Sozialforschung vielfach erprobtes und gut bewährtes Forschungsinstrument. Es wird für Fragestellungen eingesetzt, „die darauf abzielen, Veränderungen von Merkmalen, Zuständen oder Verhaltensweisen" in Abhängigkeit von der Wirkung „zu erklären sowie komplexere Zusammenhangsmuster zu erfassen".[3]

Die den Beispielen 2 und 3 zugrundeliegende Studie ist eine Paneluntersuchung. Dem Projekt zum „Wandel im gesprochenen Deutsch", aus dem ich hier berichte, ist eine Pilotstudie vorausgegangen, deren Ergebnisse

1. den Gegenstandsbereich der geplanten Hauptuntersuchung eingrenzen und
2. das Forschungsdesign bestimmen.[4]

Unser Panel unterscheidet sich von anderen sprachwissenschaftlichen Längsschnittuntersuchungen, die uns bekannt sind, vor allem durch den langen Zeitraum von vier Jahrzehnten, der zwischen Erst- und Zweitbefragung der Gewährspersonen liegt, und durch die breite Materialbasis, die uns für den ersten Zeitschnitt zur Verfügung steht.

Vereinfacht gesagt hat die Untersuchung also das Ziel, Sprachwandel im Bereich der gesprochenen Sprache empirisch zu untersuchen auf der Grundlage individueller Veränderungen einzelner Sprecher über einen Zeitraum von etwa 40 Jahren. Dazu werden Sprachdaten aus Tonbandaufnahmen der 50er Jahre gewonnen und mit erneuten Aufnahmen derselben Gewährsleute verglichen.

---

[3] Wintermantel (1987, S. 962).

[4] Vgl. zu den Ergebnissen der Pilotstudie Bausch/Wagener (1996).

3. Die empirischen Daten

Zunächst zur Quelle der Sprachdaten: Das Material für den ersten Zeitschnitt entstammt mehreren Korpora, die heute im Deutschen Spracharchiv archiviert sind. Für die Dialekte in den alten Bundesländern greifen wir auf das „Zwirner-Korpus" zurück, das in einer großangelegten Aufnahmeaktion unter der Leitung von Eberhard Zwirner in den Jahren 1955 bis 1960 entstand. Es umfaßt gut 5800 Tonaufnahmen aus der alten Bundesrepublik und aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Beteiligt waren daran – und das ist methodologisch durchaus von Belang – ca. dreißig Exploratoren in den einzelnen Dialektlandschaften, Dialektologen, Mitarbeiter der großlandschaftlichen Dialektwörterbücher, Volkskundler. Um ein gleichmäßig dichtes Aufnahmenetz zu bekommen, wurde ein Netz mit Planquadraten von ca. 16 km Seitenlänge über das Untersuchungsgebiet gelegt. In jedem dieser Planquadrate wurde zumindest ein Ort ausgewählt, in dem in der Regel drei einheimische Gewährspersonen interviewt wurden, jeweils für die jüngere, mittlere und ältere Generation.[5]

Wann immer es sich anbot, wurden in den Aufnahmeorten auch die damals gerade zugewanderten Übersiedler aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten interviewt, ebenfalls in den drei Altersstufen. Diese zufallsverteilten Aufnahmen (je nach Herkunft der Sprecher) ergaben mit der Ergänzungsaktion (990 Aufnahmen) von 1961[6], die das DSAv gemeinsam mit dem Deutschen Sprachatlas, Marburg, durchführte, auch für den ehemaligen deutschen Osten ein dichtes Belegnetz, darüber hinaus auch für die meisten deutschen Sprachinseln in Osteuropa.

Die Aktion des DSAv hat damals in der DDR glücklicherweise Nachahmung gefunden. Von 1962 bis 1964 wurden in 440 Orten mehr als 1700 Tonaufnahmen erhoben, die von der Planquadrateinteilung bis zu den Aufnahmeinhalten weitgehend der Methodik des DSAv entsprachen.[7]

Schließlich liegen uns aus der ersten Hälfte der 60er Jahre 400 Tonbandaufnahmen mit deutscher Umgangssprache vor, die der amerikanische Sprachwissenschaftler J. Alan Pfeffer in den größeren Städten beider deutschen Staaten, der Schweiz und Österreichs erhoben hat.[8]

---

[5] Der Großteil der Bestände des Deutschen Spracharchivs erschließt sich über den Gesamtkatalog, vgl. Haas/Wagener (1992).

[6] Siehe dazu zusätzlich Bellmann/Göschel (1970).

[7] Vgl. Schädlich/Große (1961) und Schädlich/Eras (1964).

[8] Vgl. Pfeffer/Lohnes (1984).

Insgesamt verfügen wir aus diesen Erhebungen über ca. 8600 Tonaufnahmen von Sprechern deutscher Dialekte und 400 von Sprechern städtischer Umgangssprache. Geht man davon aus, daß von diesen Gewährspersonen vielleicht zwischen 40 und 50 % noch leben und von diesen wiederum vielleicht ein Viertel über die alten Adressen zu ermitteln und zu einer erneuten Aufnahme bereit wäre, stünden uns für den zweiten Zeitschnitt noch etwa 1000 Dialektsprecher und vielleicht 40 bis 50 Umgangssprachesprecher zur Verfügung.

Es ist klar, daß für den zweiten Zeitschnitt vor allem eine rigide Beschränkung erforderlich ist. Gerade am Beispiel der Materialerhebung aus der Zwirner-Aktion der 50er Jahre – so wertvoll die Sammlung in ihrer Vielfalt heute ist – hat sich ja gezeigt, daß die Aufbereitung, Analyse und Interpretation des gesamten Materials nicht möglich war – für welche Fragestellung auch immer.

Dennoch wollen wir an dem Ziel festhalten, Tonaufnahmen über die gesamte Bundesrepublik Deutschland verteilt vorzunehmen. Deshalb stellte sich für die Pilotstudie die Aufgabe, zu überprüfen, mit welchen Methoden welche Ausschnitte aus dem Sprachgesamt vorrangig untersucht werden sollten. Folgende Prämissen gingen in die Pilotstudie ein:

- Sprachliche Veränderungen sollten auf mehreren Sprachanalyseebenen erfaßt werden. Die linguistischen Analysekategorien sollten abgegrenzt und ökonomisch organisierbar sein. Zusätzlich sollten soziologische und biographische Daten erhoben werden.

- Die Datenerhebung sollte als Folge von mehreren Kontakten und Gesprächen mit den Gewährspersonen organisiert werden, um eine Beziehung aufzubauen, die ein unbefangenes Verhalten in Aufnahmesituationen ermöglicht.[9]

- Neben der Beschreibung der Struktur des Sprachwandels nach Ablauf von vierzig Jahren sollten typische Biographiemuster für unterschiedliche Typen des Sprachwandels untersucht und daraus Hypothesen für kurzzeitigen Sprachwandel abgeleitet werden.

- Sowohl aus dem kontrastiven Vergleich der Sprachproben aus den 50er/60er Jahren mit den heutigen als auch aus gezielten Befragungen zu den Sprachbiographien der Sprecher und zu ihren Einstellungen gegenüber den sprachlichen Formen sollten Erkenntnisse gewonnen werden über die Gesetzmäßigkeiten des „natürlichen", von

[9] Zu den methodologischen und methodischen Grundlagen vgl. Wagener (1988), besonders das Kap. 4.

präskriptiven Normen unbeeinflußten Wandels gesprochener Sprache. Dabei wollten wir uns in der Erprobungsphase möglichst wenigen theoriegeleiteten Restriktionen und festgelegten methodischen Instrumentarien unterwerfen, vielmehr die in der Sprache der einzelnen Sprecher feststellbaren Veränderungen unterschiedlichster Art erfassen, vergleichen und klassifizieren.

- Für den intendierten strikten Sprecherbezug lassen sich in der Forschungstradition der Sprachwandelforschung nur vergleichsweise wenige Bezugspunkte nennen, an die anzuknüpfen wäre, etwa Hermann Paul, dessen Frage, wie sich denn „der Sprachusus zur individuellen Sprechtätigkeit" (Paul 1920, S. 33) verhalte, in dieser Hinsicht nicht aufgegriffen worden ist. Expliziter formuliert Dieter Stein in Anlehnung an Peter von Polenz, „daß es die einzelnen Sprecher sind, die ihre Gewohnheiten des Bezeichnens (in kleinen Schritten) ändern und daß dort die Ursachen und Motivationen für den Sprachwandelverlauf gesehen werden müssen" (Stein 1985, S. 98). Die Öffnung der einschlägigen Forschung zu einer „Sprecher-Dialektologie"[10] – vor einigen Jahren programmatisch postuliert – ist (noch) nicht so weit fortgeschritten, daß auf dieser Basis eine größere empirische Untersuchung wie die hier geplante fundiert werden könnte.

4. Die Pilotstudie

Für die Pilotstudie wurden 16 der in den 50er/60er Jahren der jüngeren Generation angehörenden Sprecher für erneute Interviews ausgewählt. Die Datenbasis für den ersten Zeitschnitt gaben neben den Tonaufnahmen dieser Sprecher die entsprechenden Protokolldaten ab. Datenbasis für den zweiten Zeitschnitt (die Gegenwart) bildeten neue Tonaufnahmen mit denselben Sprechern sowie die entsprechenden Protokoll- und Begleitdaten.

Für die Probeaufnahmen der Pilotphase wurden zwei Regionen gewählt – Ruhrgebiet/Münsterland und Rhein-Neckar-Raum – mit Blick auf eine prognostizierbare areale Differenzierung der sprachlichen Entwicklungsprozesse. Mit dieser Auswahl berücksichtigten wir die herrschende Meinung, zwischen Niederdeutsch und Standard sei eher eine Zweisprachigkeit anzusetzen, zwischen den mittel- bzw. oberdeutschen Dialekten und der Standardsprache eher ein Kontinuum zwischen den beiden Polen. So können wir ansatzweise prüfen, inwieweit unterschiedliche strukturelle Beziehungen zwischen Dialekt und Standardsprache Veränderungen im Sprachgebrauch auf verschiedene Weisen beeinflussen.

[10] Vgl. Macha (1991).

Nach einer telefonischen oder brieflichen Kontaktaufnahme begannen die Gespräche mit den Gewährspersonen in der Regel mit dem Versuch, die Erinnerung an das Erstgespräch vor vier Jahrzehnten zu wecken. Anhand eines Interviewleitfadens wurden dann Informationen über die damalige Situation, über den damaligen Sprachgebrauch und seine Entwicklung über die Jahrzehnte eingeholt. Die Gespräche führten zu z.T. detailliert skizzierten Sprachbiographien, häufig unterbrochen durch Anekdoten, durch sog. „Belegerzählungen" zur Verdeutlichung der Meinungen und Erfahrungen der Gewährspersonen und durch metasprachliche Äußerungen über sprachliche Formen, ihren Gebrauch und die Einstellungen zu ihnen. Unsere Annahme wurde bestätigt, daß durch ungezwungen geführte narrative Interviews ein breites Spektrum an Kontextstilen, und über die linguistischen Daten hinaus ethnographische, biographische und soziologische Daten zur soziolinguistischen Interpretation von Sprachveränderungen zu erhalten sind. Die Erhebung solcher Daten ist unabdingbar, denn die Protokolldaten zu den Aufnahmen des Zwirner-Korpus sind in dieser Hinsicht nicht sehr aussagekräftig. Die Protokolle enthalten lediglich knappe demographische Daten zum Aufnahmeort und knappe Angaben zur Person (Geburtsdatum, Schulbesuch, Beruf und Arbeitsorte, Herkunft der Eltern und Ehegatten). Protokolldaten zur Entstehung der jeweiligen Aufnahme und zur Aufnahmesituation gibt es nicht. Angaben zur Sprachkompetenz des Sprechers oder zu seiner Einstellung gegenüber Dialekt und Standardsprache sind nicht vorhanden. Gelegentlich gibt es Hinweise auf die Art des Sprechens, z.B. „etwas stockende, stellenweise ungezwungene Sprechweise".

Besonderes Augenmerk war in der Pilotstudie auf die Elizitierung unterschiedlicher Sprachlagen zu richten, da in einem zweiten Zeitschnitt Sprachdatenmaterial gewonnen werden muß, das mit dem aus dem ersten Zeitschnitt vorliegenden Material vergleichbar sein muß. Unmittelbar vergleichbare Daten ergeben sich nur, wenn in den Erstaufnahmen standardisiertes Material erhoben wurde, also etwa Wenkersätze, die Zahlen von eins bis zehn und die Wochentage oder die sog. 'Festen Texte', die im DDR-Korpus aufgenommen wurden. Behelfsweise können vergleichbare Daten gewonnen werden, indem die Texte der Erstaufnahme in Einzelwörter oder Phrasen zerlegt und diese in Form eines Fragebogens abgefragt werden.

5. Die Analysekategorien

Für die Analyse des Datenmaterials ergaben sich aus der Pilotstudie folgende Perspektiven:

Nach der Transkription der Tonaufnahmen ist zu überprüfen, für welche Analysekategorien das Material der jeweiligen Aufnahmesequenz aussagekräftige Ergebnisse im Hinblick auf tatsächliche Sprachveränderungsprozesse verspricht. Die auszuwählenden Analysekategorien sind vor allem den folgenden Bereichen zuzuordnen:

Sprachbiographie: Individuelle, lebenslaufbedingte Veränderungen im Spiegel der Selbstbeurteilung der Sprecher

Sprachverwendung: Rekonstruktion von Sprachformenwechseln bzw. Verschiebungen in den dominant verwendeten Sprachformen entlang einer kontinuierlichen Skala zwischen Standard und Dialekt; Rekonstruktion von Sprachwechseln (code-switches) in Einzeltexten

Spracheinstellung: Veränderungen der Attitüden, im Hinblick auf das eigene Sprachverhalten und insbesondere auch im Hinblick auf das an eigene Kinder vermittelte Sprachverhalten

Sprachsubstanz: Echte inhaltsseitige Veränderungen der Sprachsubstanz, die nicht nur okkasionellen, sondern usuellen Charakter haben, auf verschiedenen Sprachanalyseebenen. Dabei steht die phonetisch-phonologische und die morphologische Ebene aufgrund der Beschränkungen des Materials im Vordergrund.

Im Hinblick auf die sprachsubstantiellen Veränderungen muß nach einer geeigneten Vergleichsbasis in den Aufnahmen gesucht werden. Angesichts des Texttyps, der Themenvielfalt und der Kürze der Zwirner-Tonaufnahmen kommen im Gebrauch hochfrequente Wörter als sichere Kandidaten in Betracht. Dazu gehören:

- Artikel,
- einige Pronomen (besonders 3. Person)
- einige Konjunktionen/Adverbien
- die hochfrequenten Formen von „haben", „sein", (mit Einschränkung auch „werden").[11]

Diese Gemeinsamkeit auf lexikalischer Ebene erscheint auf den ersten Blick recht dürftig. Eine stichprobenartige Durchsicht von Aufnahmen aus unterschiedlichen Regionen zeigt jedoch, daß man mit dieser Liste eine auch quantitativ akzeptable Datenbasis gewinnen kann, die recht differenzierte Aussagen ermöglicht über areale sprachliche Unterschiede, über die Sprachvariation des Sprechers innerhalb einer Aufnahme und über die Sprachveränderungen eines Sprechers im zeitlichen Abstand von zwei Aufnahmen.

---

[11] Vgl. dazu das eingangs aufgeführte Beispiel 3.

Die Liste enthält Einheiten, die zum Teil auch im Deutschen Sprachatlas verzeichnet sind. So ist über den empirischen Befund hinaus eine Bezugnahme auf frühere Daten möglich. Die zeitliche Dimension für die Beschreibung von Sprachveränderungen wird dadurch historisch tiefer. In ähnlicher Weise können – soweit vorhanden – dialektologische Ortsmonographien herangezogen werden.

Anhand der beiden folgenden Beispiele soll kurz angedeutet werden, welches Spektrum unterschiedlicher Aspekte der Analyse in der Hauptuntersuchung berücksichtigt werden könnten. Zunächst sei vorgeführt, wie eine Zweitaufnahme im Vergleich zur Aufnahme aus den 50er Jahren allgemein charakterisiert werden kann.

Aufnahme I/4616
Planquadrat 3807
nördlliche Pfalz, südlich von Bad Kreuznach

Herr Bauer (Name maskiert)
DSAv-Aufnahme
(Zwirner-Korpus): 1958
19 Jahre, ledig
Jungbauer in der elterlichen Landwirtschaft
Sprecher der Vollmundart
Der Aufnahmeort war 1958 ein abgelegenes Bauerndorf mit ca. 1.000 Einwohnern

Heute ist die Gewährsperson 57 Jahre alt, verheiratet mit einer Einheimischen
Berater für Viehernährung

Der Aufnahmeort ist heute noch ebenso abgelegen wie 1958. Die Bausubstanz hat sich kaum verändert. Die Einwohnerzahl hat sich auf ca. 800 verringert. Aus dem Bauerndorf ist eine Pendlersiedlung der Einheimischen geworden, von denen einige noch Landwirtschaft im Nebenerwerb betreiben.

Zur Sprachbiographie der Gewährsperson:

Herr Bauer hat nach eigener Aussage die deutsche Standardsprache in der Schule durch Lesen und Schreiben und im Beruf durch den Kontakt mit Kunden erlernt. Er bezeichnet sich als anpassungsfähig im Sprachverhalten (in der Terminologie von Macha (1991) ist er ein „flexibler Sprecher"). An sprachliche Krisensituationen in seinem Leben kann er sich nicht erinnern.

Zu Beginn des Interviews, das von den Interviewern in Rheinfränkisch (Frankfurter Stadtsprache und Südhessisch) geführt wird, ist die Sprachlage des Interviews noch nicht ausgehandelt.

Interviewer: Karl-Heinz Bausch und Christoph Staffa
Die Gewährsperson schildert zu Beginn des Interviews das Sprachverhalten seiner Klientel.

*ich bin viel drauß eh * asso außerhalb im außedienschd aber * ich bin da bei landwirde bei bauern net * also ich bin berater für schweineproduktion * so e schbezialgebied is des * un eh * gut die schprechen ja all ihr dialekt mit mir * und da bemüh ich mich auch nichd groß * eh eh * gut mer verschdehn uns * seltsamerweis schdell ich sa=me=mä=mal feschd daß die * wenn ich in die pfalz komm * in die palz * die gewwe sich iwwerhabd kä müh hochdeutsch zu sprechen net * aber wenn ich in die eifel komme * die gewwe sich müh * viel müh hochdeutsch zu schprechen gell * deren dialekt is ja ach bißl schwieriger * also mittlerweile verschdeh ich das gell * aber die schalden gleich um und schprechen dann hochdeutsch*

Der Grundduktus oszilliert sowohl auf phonologischer als auch auf morphologischer Ebene zwischen überregionaler Umgangssprache und der Standardsprache. Dialektale Residuen sind:

schd für auslautendes *st* in *außedienschd*, *feschd*
Kurzvokal + w für Langvokal + b in *gewwe*, *iwwer*

Herr Bauer zeigt aber auch durch das Zitieren der dialektalen Aussprache des Namens Pfalz (*wenn ich in die pfalz komm * in die palz*), daß er den Dialekt kennt.

Das Oszillieren seiner Sprechweise ist möglicherweise eine Reaktion auf die widersprüchliche Situationsdefinition der Interviewer und der Gewährsperson. Herr Bauer ist auf ein formales Gespräch mit Fremden und damit auf die Verwendung der Standardsprache eingestellt, doch die Interviewer sprechen entgegen der Erwartung Dialekt.

Ein vergleichbares Setting findet sich in der Aufnahme des Deutschen Spracharchivs von 1958. Damals übernahm Herr Bauer gegen Ende des Gesprächs die Rolle des Interviewers:

```
B:    ja also derft ich sie mo: was fro:e
Int:                                        bidde

B:    sie spreche * eh * dialekt * das kenn ich * vun ere flüchtlingsfroo
      her ** sie is eh * aus wolinie *   (...)   sin sie auch
      dort aus der ge:chend

B:                                     ja * also sie schbricht die genau
Int: richdich * aus der gegend bin ich ooch
```

```
B:   also dieselwe * eh * eh *          wärder wie sie
Int: *     ja *                wärter                    ja * das kann
     ich mer denke

B:   zum beischpiel gesotz also schdatt gesass mir so:n gesass
```

In der Rolle des Interviewers strebt er eine Sprechweise in Richtung Standardsprache an:

flüchtling	statt *flichtling*
auch	statt *aach*
dort	statt *do*
also	statt *asso*

Abschließend sei angedeutet, auf welche Materialbasis der oben beschriebene Vergleich zwischen den Aufnahmen von 1958 und heute auf phonologischer und morphologischer Ebene gestützt werden kann.

neu: *die **sa:n** also normal eh **so:n*** (=*sagen*)
1958: *gesotz also schdatt gesass mir **so:n** gesass*

neu: *ich fahr in ganz rheinland-pfalz **erum***
neu: *losse sie ihr abberat schonn **läfe***
1958: *do wor der doch e hund **erinn** **geläf***

neu: *seltsamerweis honn die awwer ach all e **orwet kriet***
1958: *s jo ooch **orwed***
1958: *isch hat e schwerer schreck **ekriet***

neu: *die **honn*** schunn in de ledschde poor ***joahr*** *e poormol denn hald de besitzer gewechselt*
1958: ***honn*** *dene besitzer vun dem hund uffgesucht*
1958: *in dem **joahr** is das oft der fall*

neu: *achtefuffzich woan ach schonn e paar **flichtling** edo*
1958: *das kenn ich vun ere **flüchtlings**froo her* *

Will man vorläufige Ergebnisse dieses ersten Blicks auf die beiden Aufnahmen des Sprechers Bauer resümieren, dann läßt sich festhalten, daß der Sprecher heute zweisprachig ist, daß die phonologische Substanz seines Dialekts weitgehend unverändert ist, daß aber Änderungen in der funktionalen Verwendung des Dialekts feststellbar sind. Seine Zweisprachigkeit ist zwar nach Domänen verteilt, aber es gibt eine Sprachmischung, die gesprächsorganisierende und soziostilistische Funktion hat.

Das zweite Beispiel ist der von uns angeregten Magisterarbeit unserer zeitweiligen Praktikantin Birgit Lauber entnommen (vgl. Lauber 1995). Sie hat darin einige unserer Aufnahmen – und zwar eine norddeutsche, eine süddeutsche und drei mitteldeutsche, jeweils mit den bekannten Zeitschnitten aus den 50er und den 90er Jahren – signalphonetisch auf Veränderungen hin untersucht, wobei sie in Betracht zieht, daß die Veränderungen entweder als Sprachwandel anzusprechen sind oder auf die Stimmalterung zurückzuführen sind. Ausgewählt werden die stimmlosen Frikative [s], [f], [x], [ç], [ʃ], wobei für die drei untersuchten mittelhessischen und den süddeutschen Sprecher eine geringere Stimmbeteiligung gemessen wird, außerdem für den süddeutschen und den norddeutschen Sprecher eine Sonorisierung, die wie die anderen Veränderungen nicht auf Stimmalterung zurückzuführen sind. Die Tendenz dieser kleinen Untersuchung ist so interessant, daß sie an einer größeren Materialmenge weitergeführt werden soll.

6. Der Rahmen für die Hauptuntersuchung

Als wichtigstes Ergebnis der Pilotstudie kann festgehalten werden, daß das Material der ausgewählten DSAv-Korpora und eine darauf basierende Längsschnittstudie tragfähig genug erscheinen, Aussagen über den Wandel des gesprochenen Deutsch zu machen. Außerdem läßt sich aus den methodologischen Erfahrungen der Pilotstudie ein ertragversprechendes Forschungsdesign für die Hauptuntersuchung destillieren.

Für die Datenerhebung heißt das konkret, daß anhand von Interview-Leitfäden in narrativen Interviews Angaben zu den Sprachbiographien, zur Sprachverwendung und zur Spracheinstellung elizitiert werden. Die Interviews dienen weiterhin als Materialbasis für sprachsubstantielle Vergleiche. Sie werden ergänzt durch die gezielte Erhebung von Vergleichsmaterial durch die vorhandenen 'Festen Texte' oder durch Wortlisten, die aus den Aufnahmen des ersten Querschnitts gewonnen wurden. Dabei ist der folgende Ablauf einer Gesprächssequenz als Rahmen zu verstehen, aus dem die je nach Sprecher und Areal unterschiedlich ertragreichen Teile ausgewählt werden.

- Kontaktaufnahme telefonisch und/oder brieflich
- erstes Gespräch bei der Gewährsperson, Ansatzpunkt: Erinnerung an Situation und Inhalte der Erstaufnahme, Rekonstruktion des 'Settings'
- zweites Gespräch (mit Tonaufzeichnung): narratives Interview zur Elizitierung der Sprachbiographie

- Erhebung von Vergleichsmaterial: Abfragung der aus der Erstaufnahme exzerpierten Einzelwörter und Phrasen bzw. der 'Festen Texte'
- Elizitierung von Informationen über Veränderungen im Sprachgebrauch und den Attitüden
- Vorspielen der Erstaufnahme, Aufzeichnung des Kommentars

Mit Blick auf die auf diese Weise zu erhebende Materialfülle und ihre vielfältigen Analysemöglichkeiten haben wir für die Hauptuntersuchung die folgenden Beschränkungen festgelegt:

Die Untersuchung strebt nicht danach, in einem ähnlich dichten Belegnetz wie bei der Erstaufnahme mit vielen Ortspunkten zu erheben. Stattdessen soll in wenigen Regionen verstärkt untersucht werden. Die Erhebungen erfolgen in 22 Kerngebieten der deutschen Dialektlandschaft über die gesamte Bundesrepublik. In jedem Kerngebiet wird zunächst eine Gesprächssequenz mit drei Gewährspersonen durchgeführt. Die Zahl der jeweiligen Interviews wird jeweils vom Ertrag des ersten Gesprächs abhängig gemacht. Nach Möglichkeit sollen in den späteren Gesprächen einer Sequenz mehrere Gewährspersonen eines Kerngebiets zusammen interviewt werden.

Die Gespräche werden von einem mit der Sprachregion vertrauten erfahrenen Aufnahmeleiter geführt, als Tontechniker wird ein Mannheimer Projektmitarbeiter die Aufnahme begleiten, der auch die formellen Sprachlagen elizitiert.

Zur Vorbereitung wird zentral ein „Expertengespräch" durchgeführt, das den methodologischen Rahmen der Hauptuntersuchung festschreibt und für die regionalen Mitarbeiter als Interviewerschulung dient.

7. Perspektiven

Einige Prognosen auf die erwartbaren inhaltlichen Ergebnisse scheinen uns im Hinblick auf die Beschreibung sprachlichen Wandels besonders wichtig:

Die Gespräche und Tonaufnahmen mit den Gewährspersonen haben ergeben, daß Sprachformenwechsel und generell Veränderungen im Gebrauch von Dialekt, Umgangssprache und gesprochener Standardsprache feststellbar und rekonstruierbar sind, daß die Beschreibung der Verwendung sprachlicher Register auf diese Weise möglich ist.

Die Sprachbiographien geben wertvolle Hinweise, wie sich Sprache und Sprachgebrauch in verschiedenen Lebensphasen verändern und ent-

wickeln. Wer als Jugendlicher keinen Dialekt gesprochen hat, kann später natürlich die kommunikative Notwendigkeit empfinden, auf dialektale Formen zurückzugreifen. Dieser Aspekt der Wechselwirkung von Sprache, Sprachgebrauch und Lebensalter ist von der Sprachwissenschaft fast noch gar nicht beachtet worden.

Das Material läßt vermuten, daß Aussagen darüber getroffen werden können, wie die Aufgabe von kleinräumig gültigen dialektalen Besonderheiten und der Übergang zu regionalen Ausgleichsvarianten sich im einzelnen vollzieht.

Sollte es gelingen, für diese Bereiche aussagekräftige Ergebnisse aus den jeweiligen Regionen zu gewinnen, wäre unser Ziel zunächst erreicht.

Offen und der interpretativen Bewertung überlassen bleibt allerdings die Frage, inwieweit es sich bei den festgestellten Veränderungen um Sprachwandel handelt (etwa in dem Sinne, wie sich bei der Wortstellung in *weil*-Sätzen oder bei der Stimmzugabe des Sibilanten in Wörtern wie *Diskussion* der Übergang zu einem ganz neuen Muster vollzieht). Es ist denkbar, daß sich so gearteter Wandel nicht innerhalb von 40 Jahren, innerhalb einer Generation, durchsetzt, sondern erst von Generation zu Generation.

Und offen ist auch, ob sich aus den je verschiedenen Ergebnissen für die einzelnen regionalen Sprachräume eine „Topographie des sprachlichen Wandels" für das gesprochene Deutsch ergibt.

Literatur

Bausch, Karl-Heinz/Wagener, Peter (1996): Wie sich Sprache ändert. Zum Projekt „Sprach- und Sprachgebrauchswandel im gesprochenen Deutsch". Ms Mannheim.

Bellmann, Günter/Göschel, Joachim (1970): Tonbandaufnahme ostdeutscher Mundarten 1962-1965. Gesamtkatalog. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie 73).

Haas, Walter/Wagener, Peter (Hg.) (1992): Gesamtkatalog der Tonaufnahmen des Deutschen Spracharchivs. Erarb. von Mitarbeitern des Instituts für deutsche Sprache. 2 Bde. Tübingen. (PHONAI 38, 39).

Keller, Rudi (1990): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen.

Pfeffer, J. Alan/Lohnes, Walter F. W. (Hgg.) (1984): Grunddeutsch. Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. 3 Bde. Tübingen. (PHONAI 28-30).

Lauber, Birgit (1995): Aspekte phonetischen Wandels? Signalphonetische Untersuchung von Sprechern nach mehr als drei Jahrzehnten. Frankfurt. (Magister-Arbeit, unveröff.).

Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln.

Paul, Hermann (1920): Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. Leipzig.

Schädlich, Hans-Joachim/Eras, Heinrich (1964): Deutsche Dialektologie und moderne Tonaufnahmetechnik. In: Spektrum. Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 10, S. 375-382.

Schädlich, Hans-Joachim/Große, Rudolf (1961): Tonbandaufnahme der deutschen Mundarten in den Deutschen Demokratischen Republik. In: Forschungen und Fortschritte. Bd. 35, Heft 12, S. 358-363.

Stein, Dieter (1985): Natürlicher syntaktischer Sprachwandel. München.

Wagener, Peter (1988): Untersuchungen zur Methodologie und Methodik der Dialektologie. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie 86). Wintermantel, Margret (1987): Panel-Untersuchung. In: Ammon, Ulrich et al.. (Hgg.) (1987/88): Sociolinguistics. 2 Bde. Berlin. (HSK 3.1, 3.2). Bd. 3.1, S. 961-965.

HELMUT SCHÖNFELD

Berliner Stadtsprache. Tradition und Umbruch

Abstract

Nach jahrhundertelangen Prozessen der Vereinheitlichung des Sprachgebrauchs in der wachsenden Stadt Berlin kam es infolge der Teilung Berlins nach 1945 zum Bruch und im Ost- und im Westteil zu unterschiedlichen Entwicklungen in der Struktur, Verwendung und sozialen Bewertung der Sprachvarietäten sowie bei Sprachvarianten. Seit der Grenzöffnung 1989 ergaben sich daraus oft auch kommunikative und soziale Probleme. In umfangreichen empirischen Untersuchungen wurden sprachliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede ermittelt. Zahlreiche Textanalysen ermöglichten im Berlinischen Vergleiche der Sprachschichten, der Art der Sprachvariation, der Variantenhierarchie und der Variationsbreite. Ein Teil der sprachlichen Verschiedenheiten dient noch immer auch zur Identifizierung und Abgrenzung.

1. Zur Sprachsituation und Forschungsproblematik

Die Entwicklung der Berliner Stadtsprache verlief in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderen Bedingungen, nämlich hauptsächlich bestimmt von der längeren Teilung und dem nach 1989 beginnenden Zusammenwachsen der Stadt. In den Jahrzehnten der Teilung Deutschlands entwickelten sich in den beiden deutschen Landesteilen unterschiedliche Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme mit unterschiedlichen Ideologien, Wertorientierungen und Lebensgewohnheiten. Es bildeten sich Kommunikationssysteme mit unterschiedlichen internationalen Bindungen heraus. Das hatte auch Auswirkungen auf die Sprache und den Sprachgebrauch, so daß einige Sprachwissenschaftler sogar von unterschiedlichen Sprachvarianten in den beiden Teilen Deutschlands sprachen. Dabei entstandene sprachliche Verschiedenheiten wurden bereits vor 1989 öfter untersucht. Das beschränkte sich jedoch fast nur auf die geschriebene Sprache und hier vor allem auf die Lexik. Nach 1989 bekamen die sprachlichen Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland eine wesentlich größere Bedeutung als vorher, vor allem auch in der gesprochenen Sprache.

In Berlin bündelten sich nach 1989 die Probleme der deutschen Einheit wie in einem Mikrokosmos, auch in sprachlicher Hinsicht. Das Leben in den beiden Stadthälften war jeweils von der Entwicklung des Staates geprägt worden, dem sie angehörten. Dazu kamen spezifische örtliche Bedingungen, beispielsweise durch die speziellen regionalen Bindungen, die Zuwanderung aus unterschiedlichen Regionen und die Stellung

als 'Hauptstadt der DDR' bzw. als 'Inselstadt'. Das gab den sprachlichen Entwicklungen in den beiden Stadthälften jeweils eine besondere Ausprägung. Einmalig ist die Sprachsituation nach 1989 in Berlin auch dadurch, daß sofort nach der Grenzöffnung täglich sehr viele Menschen mit der Sprache und den Sprachgewohnheiten der Einwohner des jeweiligen anderen Stadtteiles konfrontiert wurden, auch in der mündlichen Sprache. Dies brachte eine Fülle von Problemen mit sich.

Weil nach 1989 in einigen Bereichen der Sprache und des Sprachverhaltens in Berlin schnelle Wandlungen und Nivellierungen zu erwarten waren, wurde eine baldige Aufnahme der Forschungen zur Sprachsituation in dieser Stadt nötig. Sie begannen 1990 an der ehemaligen Akademie der Wissenschaften in Ostberlin und wurden dann in einem Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit wesentlicher Unterstützung von Ruth Reiher (Berlin) und Peter Schlobinski (Hannover) durchgeführt, angebunden an die Humboldt-Universität. Dabei konnten wir uns auf Methoden und Ergebnisse aus den Forschungen an der Akademie der Wissenschaften und an der Freien Universität in Berlin-West stützen, die in den 80er Jahren durchgeführt wurden, allerdings damals aus politischen Gründen getrennt und jeweils vorrangig nur in der eigenen Stadthälfte sowie mit unterschiedlichen Methoden und Zielstellungen.

Hauptziel unserer jüngsten Untersuchungen war es, die sprachlichen Wandlungen in der gesprochenen Alltagssprache während der Teilung Berlins festzustellen. Die bewahrten sprachlichen Gemeinsamkeiten und die entstandenen Unterschiede zwischen den Einwohnern der beiden Stadthälften mit den daraus resultierenden sprachlichen Problemen sollten ermittelt und untersucht werden. Das betraf vor allem die Struktur des Berlinischen sowie die Verwendung und soziale Bewertung der Sprachvarietäten und Sprachvarianten. Die Untersuchungen konzentrierten sich dabei auf die phonetisch-phonologische Ebene und auf die Lexik. Damit war gleichzeitig eine Materialbasis für weitere Forschungen zu schaffen. Ferner sollte das sprachliche Zusammenwachsen wenigstens in den Ansätzen dokumentiert werden.

Die erforderlichen Daten wurden mit verschiedenartigen Methoden gewonnen. Zu einem großen Teil erfolgte dies mit unterschiedlichen Typen von Fragebögen, nämlich mit umfassenden Fragebögen und speziellen Fragebögen zur Lexik und zur Bewertung, insgesamt mit 2800 Fragebögen. Das geschah vor allem bei Schülern (ca. 1300 umfassende Fb.), bei Lehrern (ca. 300 Fb.) und bei Erwachsenen mit anderen Berufen (ca. 200 Fb.). Außerdem wurden ca. 80 Tonbandaufnahmen von Gesprächen und von Interviews über das Berlinische durchgeführt sowie Beobachtungen und Vergleiche von Berliner Wörterbüchern mit der

Sprachkompetenz von Berlinern. Es erfolgte eine Analyse der Aussagen auch hinsichtlich des Verhältnisses von Tradition und Umbruch, von Wissen und Emotion. Bisher war nur eine Teilauswertung der erhobenen Daten möglich. Dabei wurden von den Fragebogendaten bis jetzt vorwiegend nur erst einfach die Daten von Ost- und Westberliner Gruppen gegenübergestellt, und zwar gewöhnlich jeweils von den Schülern, von den Lehrern und von den Erwachsenen mit anderen Berufen. Eine tiefergehende Berücksichtigung der sozialen und sprachlichen Gruppierungen fehlt noch weithin. Auch von den Tonbandaufnahmen konnten bisher nur erst Ausschnitte analysiert werden. Ein Teil der Ergebnisse wird im folgenden vorgestellt.

Im Mittelpunkt meiner Darlegungen stehen sprachliche Unterschiede, die sich während der Teilung Berlins entwickelt haben. Zahlreiche Berliner sprechen von solchen Verschiedenheiten. Viele von ihnen nehmen diese zum Anlaß, die Sprache und vor allem die Sprecher zu bewerten bzw. diese Sprecher in eine Gruppe einzuordnen und dann klischeehaft zu beurteilen. In diesem Zusammenhang stellen sich u. a. folgende Fragen: a) Welche Unterschiede in der Sprache werden von den Berlinern erkannt bzw. empfunden? b) Welche Unterschiede lassen sich mit wissenschaftlichen Methoden ermitteln? c) Welche Bedeutung haben diese Verschiedenheiten? Sprachlicher Schwerpunkt der folgenden Ausführungen ist die Variation im gesprochenen Berlinisch, wobei die situative Determiniertheit und die Bewertung zurückgestellt werden.

Um Kontinuität und Umbrüche in den Prozessen nach 1945 erkennen und erklären zu können, mußten von uns die vorangegangenen sprachlichen Entwicklungen in Berlin berücksichtigt werden. Ausgangsbasis für die sprachlichen Wandlungen während der Teilung und des Zusammenwachsens der Stadt ist die Sprachsituation in den Jahren vor 1945. Diese hat sich erst allmählich so herausgebildet, wobei die Entwicklungen bei den Sprachvarietäten bis 1940 verhältnismäßig kontinuierlich verliefen, was im folgenden kurz dargelegt wird.

2. Sprachliche Entwicklungen vor 1945

Die Entwicklung der Berliner Stadtsprache läßt sich in mehrere Hauptphasen gliedern:

1. Die Herrschaft des Niederdeutschen in der gesprochenen Sprache und überwiegend auch in der Schriftsprache bis etwa 1500.

2. Ungefähr seit 1500 erfolgte die Ablösung des Niederdeutschen in der Schriftsprache und zunehmend auch in der mündlichen Sprache. Es kam zur Herausbildung einer ausgeprägten lokalen Berliner Sprachvarietät

(= des Berlinischen) seit Beginn des 16. Jahrhunderts, und zwar als Mischung zwischen niederdeutschem Dialekt, hochdeutscher Schriftsprache und obersächsischer Umgangssprache. Dieses Berlinische wurde innerhalb der Stadtmauern bis in das 17. Jahrhundert neben dem Niederdeutschen verwendet, das dann aufgegeben wurde. Es kam zu Wandlungen in der Struktur des Berlinischen, wobei regionale Elemente aufgegeben und neue aufgenommen wurden. Letzteres betraf vor allem die Lexik, zum Beispiel durch Entlehnungen aus dem Französischen der Hugenotten, aus dem Jiddischen, der Gaunersprache und durch Neubildungen. Anfangs war das Berlinische die Alltagssprache der bürgerlichen Oberschicht, das Niederdeutsche die der sozialen Unterschicht. Im 18./19. Jahrhundert werden sozial, lokal und situativ bestimmte sprachliche Abstufungen bzw. Stilschichten vom ausgeprägten Berlinisch bis zur mündlichen Standardsprache deutlich erkennbar. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist eine stärkere sprachliche Annäherung der Schicht der Gebildeten an die Schriftsprache zu beobachen.

3. Vor allem seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte die Ausbreitung des Berlinischen über die Altstadt hinaus in die später (1920) zu Großberlin vereinigen Orte. Gefördert wurde das durch die starke Industrialisierung Berlins, die Bevölkerungsexplosion und und nach 1871 durch die Hauptstadtfunktion. Anfangs standen in diesen Orten drei Sprachvarietäten nebeneinander. Deutlich wird hier die lokal und sozial bestimmte sprachliche Differenzierung beim Gebrauch dieser Sprachvarietäten in den betreffenden Fragebögen des Sprachatlasses. Um 1880 wurde als ortsüblicher Dialekt in 17 Orten vom späteren Groß-Berlin die berlinische Umgangssprache aufgezeichnet, in 31 jedoch noch der niederdeutsche Dialekt, in 4 eine Mischung von Berlinisch und Niederdeutsch und in 2 Orten ein pfälzischer Dialekt. In den um 1880 aufgeschriebenen Sätzen lassen sich die großen Schwierigkeiten und die Kompliziertheit des Prozesses beim Sprachwechsel erkennen. Beispielsweise werden angegeben: *buten, druten, drußen, draußen*, für 'draußen'; *schöne nüe Hüser* neben *scheene neie Heiser, scheene nüe Hieser* usw. – Die Gebildeten mieden mehr und mehr das ausgeprägte Berlinische, das mittlere Bürgertum schloß sich seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts zunehmend diesem Verhalten an. Das Berlinische war aber am Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht die 'Proletensprache', wie einige Sprachwissenschaftler meinen. Dagegen spricht das Vordringen des Berlinischen in die umgebenden Ortsteile, Orte und Städte, wie es auch in den Fragebögen des Sprachatlasses sichtbar wird. Äußerungen von Zeitgenossen, wie die eines kirchlichen Würdenträgers, belegen das ebenfalls: 'gescholten und gezankt haben viele Würdenträger im reinen Berlinisch bis auf den heutigen Tag' (Brendicke 1897, S. 71). – Die Durchsetzung des ausgeprägten Berlini-

schen in Großberlin und die Vereinheitlichung in seiner Struktur erfolgten weiterhin und ziemlich schnell. Trotzdem blieben lokale sprachliche Differenzierungen bestehen. Sie betrafen überwiegend den Wortschatz. Aber auch bei der Beherrschung, Verwendung und Bewertung des ausgeprägten Berlinischen zeigen sich bis 1945 beträchtliche Unterschiede. Bestimmt wurde dieses wesentlich von der jeweiligen Zusammensetzung der Wohnbevölkerung. In Villenvierteln hatte die Standardsprache ein höheres Ansehen, in Arbeitervierteln wurde hauptsächlich Berlinisch gesprochen. Der zweite Weltkrieg, die starke Zerstörung der Stadt, der umfangreiche Zuzug von Flüchtlingen aus den Ostgebieten u.ä. veränderten die soziale Gliederung der Stadt und führten zur Zersetzung der Arbeiterviertel als Zentren des Berlinischen und zur weiteren Nivellierung des Berlinischen. Das betraf bis um 1945 Gesamtberlin.

3. Sprachliche Entwicklungen nach 1945

Die beiden letzten Phasen, die sprachlichen Entwicklungen während der Teilung und während des Zusammenwachsens der Stadt, standen im Mittelpunkt unserer jüngsten Forschungen. Im folgenden wird nicht so sehr auf die Einzelheiten der sprachlichen Entwicklungen zwischen 1945 und 1989 eingegangen, sondern mehr auf die Situation um 1989, also auf Ergebnisse der Prozesse während der Teilung.

Nach der Grenzöffnung wurden die Bewohner der beiden Berliner Stadthälften direkt mit den Verhaltensweisen der Bewohner des jeweils anderen Stadtteiles konfrontiert, auch mit deren Sprache und Sprachgewohnheiten. Die Berliner wurden in unterschiedlichem Umfang davon betroffen, und es wurde auch sehr unterschiedlich empfunden. Am stärksten wirkten sich die Verschiedenheiten auf die Ostberliner aus. Vor allem nach der Vereinigung Berlins unter einer Stadtverwaltung mußten von ihnen eigene Sprache und Sprachgewohnheiten in bestimmten Kommunikationsbereichen zurückgehalten oder aufgegeben werden. Häufig kam es dabei zu Verständigungsschwierigkeiten und zu Mißverständnissen sowie auch zu sozialen Problemen. Oft waren in den ersten Jahren nach 1989 damit stark Emotionen, Identifizierungen und Abgrenzungen sowie negative Bewertungen von Sprache und auch von Sprechern verbunden. Häufig waren dabei auch politische Einstellungen von Bedeutung. Bereits 1990 empfanden zahlreiche Berliner in Gesprächen mit Berlinern des 'anderen' Stadtteiles sprachliche Unterschiede.Viele waren davon sehr beeindruckt, ohne daß sie jedoch immer die Verschiedenheiten genau angeben konnten. Im Forschungsprojekt galt es systematisch zu ermitteln, in welchem Maße sprachliche Verschiedenheiten bewußt sind und wie sie bewertet werden.

Bei den von den Berlinern empfundenen sprachlichen Unterschieden konnte sowohl das Berlinische als auch die Standardsprache gemeint sein. Um mehr Klarheit zu gewinnen, wurden in den Fragebögen auch einige Fragen zur Sprache allgemein gestellt. Zahlreiche der Befragten aus allen sozialen Gruppen gaben an, daß Unterschiede zwischen der im Ost- und im Westteil gebrauchten Sprache bestehen, daß man sogar „Sprecher aus dem anderen Teil der Stadt an ihrer Sprache erkennen könne". Beispielsweise meinten im Erwachsenenfragebogen 'ja' und 'machmal' rund zwei Drittel an der Aussprache (Lautung) sowie ebenso an der Art des Fragens und rund die Hälfte an der Art des Argumentierens. Die erste Frage bejahten mehr Ostberliner als Westberliner (und zwar ca. 10 %), die beiden letzten mehr Westberliner (10-15 %).

Auch das Vorhandensein von Verstehensschwierigkeiten durch die sprachlichen Veränderungen nach 1989 und durch die sprachlichen Unterschiede zwischen Ost- und Westberlin wurde von zahlreichen Probanden bejaht, und zwar allgemein von 51 % Ostberlinern und von 25 % Westberlinern. Für einzelne Kommunikationsbereiche bejahte das jeweils eine unterschiedliche Anzahl. In einigen Fällen unterscheiden sich die Angaben der Ost- und der Westberliner signifikant. Überwiegend hängen die Verständnisschwierigkeiten von der Lexik in der Standardsprache ab, teilweise wurden aber auch Varianten aus dem Berlinischen genannt. Nicht immer geht aus diesen Fragebogenangaben eindeutig hervor, auf welche Sprachvarietät sich die Äußerungen beziehen.

3.1 Entwicklungen in der Standardsprache

Im System der Standardsprache wirkten sich nach 1989 besonders stark die beträchtlichen lexikalischen Unterschiede zwischen den Ost- und den Westberlinern aus, die sich während der Teilung herausgebildet hatten. Vor allem die Ostberliner erlebten diese von Anfang an besonders deutlich, anfangs beispielsweise in den Presseerzeugnissen sowie bei Besuchen und Einkäufen in Westberlin. Die sprachliche Konfrontation verstärkte sich wesentlich nach der staatlichen Vereinigung, als Berlin eine einheitliche Verwaltung bekam. Meist wurde nun mit den neuen sachlichen Gegebenheiten auch in Ostberlin die in Westberlin übliche Lexik übernommen und verwendet. Beschleunigt wurde dies dadurch, daß zahlreiche Westberliner als Leiter oder Ratgeber mit ihrem Sprachgebrauch nach Ostberlin kamen, die die entsprechende Lexik der Ostberliner nicht kannten. Vor allem von den Ostberlinern mußte dadurch einer Fülle von neuen Begriffen, Wörtern und Namen bewältigt werden, und zwar im Berufsleben wie im Alltag. Daraus ergaben sich zahlreiche Probleme. Von nicht wenigen Ostberlinern wurde diese Situation als 'sprachliche Mauer' emp-

funden. 'Man habe die Sprache verloren'. In zahlreichen Äußerungen, auch in Lesereinsendungen an die Medien, wurde das zum Ausdruck gebracht, meist verbunden mit starken Emotionen. Viele neue Begriffen und Wörter mußten schnell gekannt und öfter auch verwendet werden, besonders wenn sie mit neuen Sachverhalten verbunden waren (z.B. *Vorruhestand, Sozialhilfe, Supermarkt*).

Mißverständnisse und Probleme ergaben sich häufig auch dort, wo nun Dubletten vorhanden waren und die Ostberliner in der Kommunikation nicht gleich den richtigen Ersatz wußten, z.B. *Zulassung/Kfz-Schein, Kollektiv/Team, Polylux/Overheadprojektor, ablichten/kopieren, Hackepeter/Schweinemett.* Bestimmte von Westberlinern verwendete Varianten wurden zwar von den Ostberlinern verstanden, riefen aber trotzdem bei manchen Antipathie hervor, besonders bei sehr häufiger Verwendung, z.B. *Flieger* für *Flugzeug, Plastik* für *Plaste.* Mit starken Emotionen wurde die Übernahme einiger westlicher Dubletten längere Zeit sehr heftig abgelehnt, z.B. *Kita* statt *Kindergarten* und *Tram* statt *Straßenbahn.* Nach längerem Widerspruch wurde dann auch *Tram* in Berlin 1995 wieder durch *Straßenbahn* ersetzt.

Mit zahlreichen lexikalischen Varianten waren bei Westberlinern spezifische ideologische Komponenten verbunden. Öfter war oder wurde dies den Ostberlinern schnell bewußt, und viele von ihnen gaben in den Fragebögen an, daß sie diese Wörter deshalb vermeiden. Manche Ostberliner erfuhren dies erst beim Gebrauch, wenn sie beispielsweise wegen der Verwendung des Wortes *Kollektiv* als 'rote Socke' bezeichnet wurden und soziale Folgen zu spüren bekamen. Im Laufe der Zeit kam es zu einem umfangreichen Ausgleichsprozeß, wobei sich meist die Westberliner Lexik durchsetzte. Im Alltagsbereich finden sich allerdings öfter noch jetzt Dubletten nebeneinander, z.B. bei Ostberlinern *Altersheim/Seniorenheim, Broiler/Hähnchen.*

Neben dieser Lexik, die sich nach 1989 auch die Ostberliner aneignen mußten, fielen im Sprachgebrauch von Westberlinern zahlreiche Wörter und Redewendungen auf, die einen Modecharakter hinsichtlich der Verwendung hatten, z.B. *Outfit, etwas rechnet sich, eh* 'sowieso', *halt* 'eben'. Vor allem ihr häufiger Gebrauch führte anfangs oft zur negativen Bewertung des Sprechers. Andererseits wurden diese Formen jedoch von zahlreichen Ostberlinern schnell aufgenommen, obwohl das für die Verständigung meist gar nicht nötig war. Teilweise erfolgte die Übernahme unbewußt, sehr häufig aber auch absichtlich zum Prestigegewinn. Ähnliches war bei der schnellen Übernahme von Westberliner Geschäftsbezeichnungen durch Ostberliner Geschäftsleute zu beobachten, z.B. *Küchenstudio, Coiffeur, Kleenothek, Metzger.* Die Ostberliner verhielten sich dabei

sehr unterschiedlich, es gab Vorreiter und andere, die sich notgedrungen anpaßten oder sich ablehnend verhielten. Das geschah aus unterschiedlichen Gründen. Oft wurden anfangs die Vorreiter verspottet. Inzwischen werden solche Verschiedenheiten weniger beachtet und bewertet.

Darüber hinaus wurden auch andere Unterschiede in der Standardsprache zwischen Ost- und Westberlinern von den Berlinern erkannt und bewertet. Vielfach bemerkten Ostberliner, daß die meisten Westberliner beim Gebrauch der hochdeutschen Sprache diese nicht nur 'geschickter' verwenden, sondern sie auch in der Lautung 'reiner' aussprechen, also stärker der Aussprachenorm entsprechend. Anfangs wurde das von Ostberlinern häufig als erstrebenswert angesehen. In jüngster Zeit wird dies jedoch öfter als steriles und gekünsteltes Hochdeutsch bewertet und abgelehnt. Noch jetzt wird oft von Westberlinern abwertend geäußert, vor allem von Gebildeten, daß Ostberliner nicht das 'richtige, reine Hochdeutsch' verwenden bzw. verwenden könnten, z.B. in Lehrerkreisen. Auf die Lautung zielen auch die Antworten im Erwachsenenfragebogen auf die Frage, ob sich Ost- und Westberliner im Gebrauch des Hochdeutschen unterscheiden. Das wurde von einem großen Teil bejaht, nämlich von rund 40 % der Ost- und der Westberliner. Verneint wurde das nur von 6 % der Ostberliner und von 12 % der Westberliner. Möglicherweise bezieht sich diese Bejahung aber auch auf die situativ gesteuerte Verwendung der Standardsprache, wo sich Ost- und Westberliner meist erheblich unterscheiden.

3.2 Entwicklungen in der Berliner Umgangssprache

3.2.1 Zur Lautung des Berlinischen

In den 80er Jahren in beiden Teilen der Stadt durchgeführte Untersuchungen zum Berlinischen (in Ostberlin Schönfeld 1986 und in Westberlin Rosenberg 1986, Schlobinski 1987) lassen ebenso wie unsere jüngeren Forschungen erkennen, daß das System des Berlinischen in beiden Stadtteilen im großen und ganzen noch übereinstimmt. In der Lautung haben sich trotz der 'Mauer' einige Wandlungen im Ost- und im Westteil in gleichem Maße durchgesetzt, z.B. *det* zu *dit* 'das', *j-* vor Konsonant zu *g-* (*Jlass* zu *Glass-*). Dadurch blieb die Einheitlichkeit in der Lautung, Morphologie und Syntax gewahrt.

Die wesentlichen Lautmerkmale des heutigen Berlinisch sind:

– *e:* statt *ei* (mhd. *ei*); *keen* 'kein' (Regel)

– *o:* statt *au* (mhd. *ou*); *ooch* 'auch' (Regel)

- *u* statt *au;* in *uff* 'auf', *druff* 'darauf' (lexikalisiert)

- *i* statt *ei*; in *rin* 'herein' (lexikalisiert)

- *p* statt *pf*; *Kopp* 'Kopf' (Regel)

- *t* statt *s; det* 'das', *wat* 'was', *-et* '-es' (lexikalisiert)

- *k* statt *ch*; *ick* 'ich', *bißken* 'bißchen' (lexikalisiert)

- *ü* statt *i*; *Mülch* 'Milch', *Füsch* 'Fisch' (kombinatorisch)

- *ß* statt *z; ßu* 'zu' (Regel)

- Spirans statt *g* in bestimmter Stellung (z.B. *jefalln* 'gefallen', *jut* 'gut', *jlatt* 'glatt', *lejen* 'legen', *saren* 'sagen', *Felje* 'Felge', *sacht* 'sagt', *Tach* 'Tag').

Die einzelnen Berliner Lautvarianten werden unterschiedlich bewertet und haben eine unterschiedliche Signalwirkung, was sich auf deren Verwendung auswirkt. Mehrere Lautregeln werden in beiden Stadthälften nicht mehr konsequent angewandt. Das Inventar des Berlinischen auf der phonetisch-phonologischen Ebene steht in beiden Stadtteilen potentiell allgemein zur Verfügung. In der Realität sind in Westberlin jedoch stärkere Einschränkungen vorhanden, die zu beträchtlichen Unterschieden in der Kompetenz von einzelnen Stilschichten und Varianten führten. Infolgedessen bestehen teilweise erhebliche Unterschiede im gesprochenen Berlinisch hinsichtlich des Anteils der Berliner Varianten, und zwar qualitativ und quantitativ. Nach 1989 wurden Berliner auch mit den unterschiedlichen Sprachgewohnheiten und Verwendungsnormen beim Berlinischen konfrontiert. Um genauere Einsichten in die Variationsbreite, in Merkmalbündel, in die Hierarchie der Lautvarianten und mögliche Abstufungen zur Standardsprache hin sowie zu den Unterschieden zwischen Ost- und Westberlinern und in die Veränderungen zu erhalten, wurden zahlreiche Texte analysiert, und zwar überwiegend Interviews bzw. Dialoge, vereinzelt auch Berichte. An einem Teil davon werden im folgenden Probleme und Ergebnisse dargestellt.

Für die Textanalysen wurden zahlreiche Tonbandaufnahmen verschriftet. In Teilen davon wurden der Anteil Berliner Varianten bei ausgewählten Variablen und die Variation ermittelt. Ausschlaggebendes Kriterium für die Auswahl der im folgenden behandelten 22 Texte war: die Tendenzen der Variation und die Hierarchie der Berliner Varianten in der Varitionsbreite vom ausgeprägten Berlinisch bis zum standardnahen Ber-

linisch sollten deutlich werden (vgl. Tab. 1-3). – Bei der Analyse der Texte wurden jeweils 26 Variablen bzw. Variablenbündel unterschiedlicher Art untersucht (vgl. Tab. 1-3, l. Spalte). Die Variablen wurden in 3 Gruppen eingeteilt. Bei der Variablengruppe A mit den Hauptmerkmalen (= Variable 1-14) wurden jeweils bei den einzelnen Variablen die tatsächlichen Realisierungen der Berliner Varianten im Verhältnis zu den möglichen Realisierungen als Prozentzahlen ermittelt. Danach wurde von allen Berliner Varianten der Gruppe A die Summe errechnet, die dem 'Dialektniveau' gleichgesetzt wird. Durch die Textanalysen werden bei den Variablen die Frequenzen der Berliner Varianten erfaßt. Dabei ergeben sich gewisse Probleme. Bei den lexikalisierten Lautvarianten sind die Daten eindeutig, z.B. bei *ick* 'ich'. Anders ist es bei Lautregeln, die ja Berliner Lautvarianten in verschiedenen Wörtern betreffen, z.B. *oo* statt *au* in *ooch* und *kofen*. Außerdem kommen einige Variablen nur selten in den Texten vor, z.B. *pf*. – Die Variablengruppe B (15-21) umfaßt überwiegend Variablen der Lautung. Berliner Beispiele bei 18-20 sind *Mülch, ßeitung, rischtisch*. – Die Variablengruppe C enthält Variablen aus der Lautung, der Grammatik und der Lexik. Bei der Analyse dieser beiden Gruppierungen wurden nicht die Prozentzahlen ermittelt, sondern überwiegend relative Häufigkeiten umschrieben (immer, überwiegend, häufig, mäßig, vereinzelt, 0= nicht). Durch die Berücksichtigung der Variablen in den Gruppen B und C sollen vor allem Zusammenhänge beim Gebrauch Berliner Lautvarianten mit der Verwendung Berliner Varianten auf der grammatischen, morphologischen und lexikalischen Ebene erkannt werden, also Merkmalbündelungen. – Um Schlußfolgerungen über den Einfluß sozialer Faktoren zu ermöglichen, sind am Schluß der Tabellen soziale Daten der Sprecher angefügt, u.a. zur Schulbildung (z.B. Vo = Volksschule) und zu dem hauptsächlich ausgeübten Beruf (Arb = Arbeiter, Arb1 = Meister u.ä., An = unterer und mittlerer Angestellter bzw. Beamter, An1 = höherer Angestellter bzw. Beamter). – Die Spalten enthalten bei den Ostberlinern (Tab. 1) die Analyseergebnisse zu 12 Texten von 11 Sprechern und bei den Westberlinern (Tab. 2) zu 10 Texten von 8 Sprechern. Dabei sind die Texte von links nach rechts nach der Höhe des Anteils Berliner Varianten in der Summe der Hauptmerkmale (= Dialektniveau) angeordnet.

Auf einige Ergebnisse der Textanalysen soll im folgenden näher eingegangen werden. Beim Dialektniveau (= Summen der Gruppe A) zeigt sich, daß bei den Ostberlinern die Texte in der Gruppe A zwischen 90 % und 20 % der möglichen Berliner Varianten enthalten, davon mehrere Texte über 90 % (vgl. Tab. 1). Auch bei jüngeren Berlinern ist das der Fall. Bei Westberlinern konnten mit vielen Mühen und nur sehr vereinzelt Sprecher mit höherem Dialektniveau für die Tonbandaufnahmen

gewonnen werden, wie z.B. eine jüngere Sprecherin mit 83 % (vgl Tab. 2, Text 1). Bei den Berliner Varianten der Gruppe A läßt sich erkennen, daß einige der Berliner Hauptvarianten bis zu den standardnahen Texten beibehalten werden, und zwar bei Ost- und Westberlinern dieselben. Es sind einmal weniger auffällige und auch in anderen Umgangssprachen übliche Lautvarianten, nämlich Spirans für *g* in *gt* (*liecht*), im Auslaut (*Tach*) und in der Vorsilbe (*jefalln;* vgl. auch D 2a,b und D3a, b). Andererseits sind es aber auch einige typische und auffällige Varianten, wie z.B. *ick* 'ich', *wat* 'was', *det* 'das'. Deutlich zeigt sich in den Analysen, daß *j*+Kons. für *g*+Kons. veraltet und nur noch bei einigen Älteren vorhanden ist, in Westberliner Texten sogar nur noch bei einer älteren Frau (Text 8). Hinsichtlich der Qualität und Frequenz gibt es bei den hier behandelten Texten einen starken Bruch bzw. Abfall im Dialektniveau bei den Ostberlinern zwischen Text 8 bzw. 9a und den folgenden Texten, bei den Westberlinern zwischen den Texten 8 und 5b (vgl. auch D1a, b).

Die Variablengruppe Gruppe B umfaßt u.a. die Endung *-ken* statt *-chen* (*bißken*, 16) sowie die veralteten Entrundungen (*ö* zu *e* usw., *scheen* 'schön', 17). Die Varianten *ü* statt *i*, stimmloses *ß* statt *z*, *sch* statt *ch* (18-20) finden sich bei Sprechern aus allen Altersgruppen bei Ost- und Westberlinern, teilweise bis in standardnahe Texte, *ü* besonders oft bei Westberlinern. Diese Lautvarianten sind den Sprechern gewöhnlich nicht bewußt und können deshalb meist auch nicht leicht in der Frequenz verändert werden, wie das andererseits beispielsweise bei *ick* 'ich' möglich ist. – In der Variablengruppe C sind unterschiedliche Variable der Lautung, Grammatik und Lexik zusammengefaßt. 'Verschiedenes' (22) umfaßt ganz unterschiedliche auffälligere Berliner Lautvarianten, z.B. Abfall von *ch* (*no* 'noch'), *Wurscht, fäßt an.* Der Wechsel beim Personalpronomen *mir/mich* u.ä. (24), wobei der Akkusativ gewöhnlich durch den Dativ ersetzt wird (*laß mir in Ruhe*), ist eigentlich ein typisches Merkmal des ausgeprägten Berlinischen. Er ist aber nur vereinzelt in den hier behandelten Texten von Ost- und Westberlinern vorhanden, kommt aber auch bei höheren Westberliner Beamten vor. Ob diese Variante verwendet wird, hängt teilweise vom Beruf (Bildung) ab, vielfach aber auch stark von der Situation, ob man beispielsweise ausgeprägtes Berlinisch verwenden will. Der Kasustausch Akkusativ statt Dativ beim Artikel findet sich dagegen viel häufiger bei Ost- und Westberlinern (*bei die* 'bei der'). – Die Textanalysen zeigen, daß die Hierarchie der Berliner Varianten und die Art der Variation im großen und ganzen bei Ost- und Westberlinern übereinstimmen. Die höchsten Frequenzen der Berlinern Lautvarianten findet sich in Westberliner Texten jedoch nur selten.

Die Diagramme aus Daten der Gruppe A (D1-D3) zeigen den Anteil Berliner Varianten bei einzelnen Variablen, die auch in den Tabellen zusammengestellt sind, und zwar jeweils in Da aus 10 Texten von Westberlinern, in Db aus 12 Texten von Ostberlinern. Hier läßt sich im Vergleich noch besser die Variation erkennen, in welcher Art beispielsweise die einzelnen Varianten aufgegeben werden. Bei einigen Varianten erfolgt das Abnehmen etwa parallel und gleichmäßig der Summenlinie (dem Dialektniveau; die durchgezogene Linie), andere Varianten zeigen ein starkes Schwanken (ein Auf und Nieder) zwischen den einzelnen Texten, trotz des fast gleichen Dialektniveaus, einige ein starkes Abweichen von der Gesamtsumme. Mehrere lassen deutlich den Bruch wie bei der Summenlinie (dem Dialektniveau) erkennen (z.B. *-es/-et* in D1a und D1b).

Sprachvariation in Berlin ist auch situativ gesteuert. Beispiele dafür zeigt Tab. 3 an Texten von zwei Sprecherinnen aus Ostberlin (9a, b) und aus Westberlin (5 a, b, c). Bei der Ostberlinerin ist ein Text (9a) emotional geprägt, der anderen sachlich (9b). Bei der Westsberlinerin stammen die drei Textteile aus einem Interview, und zwar vom Ende, aus der Mitte und vom Anfang eines Interviews. Im Laufe des Interviews nahmen die Berliner Varianten zu. Das ist typisch für viele Westberliner, die häufig erst ein 'Aufwärmen' brauchen, bevor sie ihre normales Berlinisch sprechen. Im großen und ganzen sind es bei Ost- und Westberlinern dieselben Berliner Lautvarianten, die bis in die standardnächste Sprachstufe beibehalten werden, allerdings mit abnehmender Frequenz, nämlich *oo* für *au, ick, det, je-, cht.* In Ostberlin werden diese Varianten sehr häufig und in vielen Situationen verwendet. Das belegen auch Untersuchungen des Sprachverhaltens bei Zugezogenen, die wir in den 80er Jahren durchgeführt haben. Bei Schulkindern, die aus verschiedenen Regionen der früheren DDR in das Neubauviertel Berlin-Marzahn zugezogen waren, zeigten sich bereits nach einjährigem Aufenthalt ähnliche Tendenzen. Die auffälligen *wat, det, ick* sowie *je-* wurden nach dieser kurzen Aufenthaltsdauer fast immer schon verwendet, außerdem etwa zu 50 % auch die weniger auffälligen *ü* statt *i* (*Mülch*) sowie *-a* für die Endung *-er* (*Vata*). Kein zugezogener Proband gebrauchte dagegen stimmlose Spirans *s* statt *z*.

Zusammenfassend lasssen sich aus den Textanalysen hinsichtlich bestimmter Berliner Lautvarianten und Merkmalbündel folgende Textgruppierungen vornehmen:

1. In einer Gruppe von Texten werden bei untersuchten Variablen immer oder fast immer alle Berliner Lautvarianten realisiert.

2. In einer zweiten Gruppe von Texten werden mehrere Lautvarianten in einzelnen Wörtern nicht mehr realisiert. Das beruht teilweise auf lexikalischer Restringiertheit (nicht: *Arbeet*, *Jalopp*). Bei einigen anderen wechseln beide Varianten. Mehrere Lautregeln gelten aber noch vollständig.

3. Vielfach beschränken sich bei phonologischen Variablen die Berliner Varianten nur noch auf wenige Wörter (*gloobe, keen*), werden hier aber meistens realisiert. Bei anderen wechseln beide Varianten. *j* in der Vorsilbe *ge-* steht noch überwiegend oder immer.

4. In einer vierten Gruppe werden nur noch bei wenigen Variablen die Berliner Varianten realisiert, aber nur noch vereinzelt, z.B.*ick, det, wat, weeßt de, ooch.*

5. In der berlinisch gefärbten mündlichen Standardsprache werden Berliner Lautvarianten verwendet, die weniger auffallen, z.B.*a* statt *-er* (*Mutta*).

Beim Dialekt/Standard-Spektrum wie auch bei Umgangssprachen überhaupt stellt sich häufig die Frage, ob ein Kontinuum mit kontinuierlich abnehmender Dialektalität vorhanden ist oder Abstufungen zu erkennen sind (s. Schönfeld 1985, S. 214ff.). Aus den Texten wie auch aus vielen Beobachtungen lassen sich nach Qualität und Quantität grob drei Schichten bzw. Sprachstile des Berlinischen erkennen, nämlich

1. ein standardfernes (ausgeprägtes, starkes) Berlinisch,
2. ein mittleres Berlinisch mit Schwankungen zu 1 oder 3,
3. ein standardnahes Berlinisch.

Zahlreiche Berliner beherrschen nicht mehr das ausgeprägte Berlinisch, vor allem Westberliner, was dann natürlich von diesen auch nicht mehr zur Variation verwendet werden kann. Erstaunlich ist es, daß beim Gebrauch des Berlinischen bis in die standardnahen Texte auch die auffälligen *ick, wat, det* beibehalten werden. Das trifft für die Berliner in beiden Stadtteilen zu. Letzteres stimmt mit einigen anderen Regionen in Norddeutschland überein, weicht aber gerade von dem benachbarten Magdeburger Gebiet ab.

Bei der großen Variationsbreite des Berlinischen ergibt sich die Frage, was die Berliner unter Berlinisch verstehen, vor allem die Beantworter der Fragebögen. Bei Erhebungen zur Sprachvariation ist immer ein methodisches Problem, daß tatsächlich derselbe sprachliche Sachverhalt damit gemeint ist. Die Sprachvarietäten sind keine distinktiven Einheiten. Der Begriff 'Berlinisch' bleibt diffus, ebenso wie die von den Berlinern verwendeten Begriffe 'starkes Berlinisch', 'leichtes Berlinisch' und 'schlechtes Berlinisch'. Um mehr Klarheit darüber zu gewinnen, sollten

die Beantworter des Lehrer- und des Erwachsenenfragebogens deshalb die Merkmale nennen, die ihrer Meinung nach für das Berlinische typisch sind und an anderer Stelle die Merkmale, die die Probanden beim Berlinern selbst verwenden. Die Angaben wurden jeweils einer von vier Merkmalsgruppen zugeordnet:

1. allgemeine Umgangssprache (Reduktionen u.ä. *ham'* haben', *de* 'die');

2. leichtes Berlinisch (zu 1 zusätzlich genannte Merkmale in Einzelwörtern: *wat, keen, jut* u.a.);

3. mittleres Berlinisch (zusätzliche regelhafte Merkmale: *oo* statt *au, ee* statt *ei);*

4. starkes (ausgeprägtes) Berlinisch (zusätzl. stärker negativ bewertete Merkmale: *ha'k* 'habe ich', *looft* 'läuft').

Die Fragebogenantworten zeigen, daß beträchtliche Meinungsunterschiede zu dem Sachverhalt bestehen, welche Merkmale für die Beantworter wesentlich für das Berlinische sind. Nach den Angaben im Lehrerfragebogen meinen über 20 % der Lehrer, daß bereits Berlinisch gesprochen wird, wenn sprachliche Reduktionen verwendet werden, die weithin in Deutschland in der gesprochenen Alltagssprache üblich sind. Das muß bei der Auswertung der Fragebogenantworten hinsichtlich der Verteilung, Verwendung und Bewertung des Berlinischen beachtet werden.

3.2.2 Zur Lexik des Berlinischen

Die Darlegungen zu den Wandlungen und Unterschieden in der Berliner Lexik können hier kurz bleiben und sich auf wesentliche Tendenzen beschränken, obwohl die Verwendung unterschiedlicher Lexikvarianten sehr häufig stark bewertet wird. Dazu sind jedoch einige Ergebnisse bereits veröffentlicht worden (vgl. Dittmar u.a. 1986; Schlobinski/Schönfeld 1992; Schönfeld 1995, S. 212ff.). Unsere Untersuchungen sollten ermitteln, welche Unterschiede sich in den beiden Stadthälften bei der spezifischen Lexik herausgebildet haben. Dazu wurden neben Wörterbuchvergleichen die Probanden mit umfangreichen Wortlisten nach der Bekanntheit der Lexikvarianten befragt. In den beiden Stadtteilen ergaben sich oft dieselben Verteilungen und Entwicklungstendenzen, vor allem bei älteren Berliner Lexikvarianten, beispielsweise bei einer fast allgemeinen Verbreitung (*Schrippe*=Brötchen), beim Veralten (*Destille*=Gaststätte), bei Bedeutungserweiterungen (*Peden* = Quecken und Haare), bei fast gleichen Prozentanteilen (*Triesel*=Kreisel um 64 %). Öfter zeigten sich jedoch auch erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Stadtteilen. Teilweise waren ältere Berliner Varianten in nur einem Stadtteil stärker

aufgegeben worden, und zwar aus unterschiedlichen Gründen (z.B. *schau* 'großartig' in Ostberlin um 1960 allgemein üblich, 1986 nur noch 5%; in Westberlin 0 %; *schnieke* 'großartig' OB 4 %, WB 35 %). Während der Teilung entstanden aber auch zahlreiche neue Lexikvarianten, die überhaupt oder überwiegend auf eine Stadthälfte beschränkt blieben, z.B. *fetzig* 'großartig' (OB 25 %, WB 1 %). Das Wort *urst* 'großartig' kam in Ostberlin in den 70er Jahren auf und war am Ende der 80er Jahre in Ostberlin allgemein verbreitet. Neben den mehr saloppen und jugendsprachlichen Lexikvarianten sind auch andere Dubletten üblich, die die Verständigung nach 1989 erschweren, z.B. *Mett* und *Hack* in Westberlin statt der alten Bezeichnungen *Hackepeter* und *Schabefleich* für 'Schweine- bzw. Rindergehacktes' in Ostberlin. Oder auch die um 1990 von Ostberlinern nicht verstandenen *Großer Gelber* für den 'Doppelstockbus' und *Bonys Ranch* für 'Bonhoeffer-Nervenklinik'. Einige neue Westberliner Lexikvarianten wurden jedoch trotz der Mauer schon vor 1989 nach Ostberlin übernommen (*geil* 'großartig', *Eumel*).

3.2.3 Unterschiede im Berlinischen aus der Sicht der Berliner

Zahlreiche Berliner haben bemerkt, daß Unterschiede zwischen Ost- und Westberlinern nicht nur in der Standardsprache bestehen, sondern auch im Berlinischen und im Gebrauch des Berlinischen. Oft wird die Meinung geäußert, daß man daran auch Ost- und Westberliner unterscheiden könnte. Aus den Antworten auf unsere Frage, ob sich Ost- und Westberliner im Berlinischen unterscheiden, ergab sich immer, daß die Mehrzahl dies bejahte.Von den Lehrern beispielsweise kreuzten 59 % der Westberliner und 26 % der Ostberliner 'ja' an und 22 % bzw. 17 % kreuzten 'kaum' an. Dabei unterscheiden sich die Meinungen der Ost- und Westberliner hochsignifikant. Von zahlreichen Probanden wurden auch Beispiele genannt, und zwar meist Lexikvarianten, beispielsweise häufig für die Ostberliner *schau, urst, fetzig* und ebenso *jetze, er macht sich keen Kopp*. Als Unterschiede werden von den Westberlinern aber auch angegeben: *der ganze Tonfall der Ostberliner, das stärkere Berlinisch der Ostberliner, Ostberliner berlinern ordinärer*. Sehr oft wird besonders von Westberlinern auf den Unterschied von leichtem und starkem Berlinisch hingewiesen.

3.2.4 Zur Kompetenz und Verwendung des Berlinischen

Zu einem Bruch in der Entwicklung des Berlinischen kam es während der Teilung Berlins bei der Kompetenz, Verwendung und Bewertung dieser Sprachvarietät, und zwar in beiden Stadtteilen, allerdings mit entgegengesetzten Tendenzen. Im Ostteil kam es zu einem beträchtlichen Pre-

stigegewinn auch des ausgeprägten Berlinischen, zur erheblichen Steigerung der Verwendung in zahlreichen Situationsbereichen und in allen sozialen Schichten. Viele Ostberliner können noch heute nur mit Mühe oder gar nicht zum Standard wechseln. Das wird oft auch bei Politikern und Künstlern deutlich, selbst in öffentlichen Situationen. In Westberlin war und ist das Berlinische als Proletensprache verpönt, wobei vor allem das ausgeprägte Berlinisch eine Stigmatisierung erfuhr, was einen starken Rückgang zur Folge hatte. Die Standardsprache stieg im Ansehen, wobei die Verwendungsbereiche beträchtlich ausgeweitet wurden. Verwendungsnormen und Bewertungen des Berlinischen unterscheiden sich zwischen Ost- und Westberlinern beträchtlich. Dieses unterschiedliche Sprachverhalten prallt nun aufeinander. Zahlreiche befragte Berliner empfanden Unterschiede im Gebrauch des Berlinische. Von den befragten Lehrern beispielsweise bejahten dies 59 % der Westberliner und 26% der Ostberliner. Und sie gaben auch Unterschiede an, z.B. für die Ostberliner: *unbewußte Verwendung des Berlinischen, alle Ostberliner berlinern, das Berlinische der Ostberliner hört sich schlimm an*; für die Westberliner: *bewußter Einsatz des Berlinischen, Gebrauch des Berlinischen meist nur von Arbeitern.*

Über diese Befragungen hinaus wurden auch umfassende Erhebungen zur Kompetenz des Berlinischen sowie zur Verwendung in verschiedenen Situationen durchgeführt. Danach unterscheidet sich häufig das Verhalten der Ostberliner signifikant von dem der Westberliner. Deutliche Unterschiede ergaben sich bei den Motiven für das Berlinern. Beispielsweise nannten Lehrer in Ost- und in Westberlin unterschiedlich häufig als Grund: *weil man aus Berlin stammt, aus Gewohnheit, zur Distanzüberwindung (= Kontaktherstellung) und aus emotionalen Gründen.*

4. Ausblick

Seit 1989 vollziehen sich in Berlin deutliche sprachliche Wandlungen. Sie betreffen auch die Kompetenz, die Verwendung und Bewertung des Berlinischen. Dabei ergibt sich die Frage, wohin diese Entwicklungen führen werden. Viele Berliner lernten in den letzten Jahren den Sprachgebrauch der Einwohner aus dem jeweils anderen Stadtteil kennen. Zahlreiche Berliner betrachten dadurch allmählich die Verschiedenheiten mit etwas größerer Toleranz. Wie die einzelnen Berliner diese bewerten, ob sie sich sprachlich anpassen, ihren eigenen Sprachgebrauch als Identitätsmerkmal oder sogar zur bewußten Abgrenzung beibehalten, das hängt auch von zahlreichen psychischen Faktoren ab, u.a. von der Einstellung zum Zusammenwachsen der Stadt, von der Erfüllung ihrer Hoffnungen und Erwartungen beim Zusammenwachsen, aber auch vom Anpassungs-

druck. Die Erfüllung der wachsenden Hauptstadtaufgaben, der umfangreiche Zuzug von Regierungsbeamten und der Einfluß der Brandenburger auf Westberlin werden sich auch auf das sprachliche Leben auswirken. Dabei spielt jedoch bei der Varietät Berlinisch eine große Rolle, daß ältere Berliner das Berlinische insgesamt nicht so leicht ablegen können wie einige Berliner Lexikvarianten. Die Entwicklungen verlaufen hier langsam und sehr differenziert, und zwar im Denken wie auch im Handeln. Beispielsweise traten von den befragten Lehrern für die Herausbildung eines einheitlichen Berlinisch nur 16 % der Ostberliner bzw. 18 % der Westberliner ein. Dagegen äußerten sich 13 % der Ostberliner und 32 % der Westberliner. Die weitere Auswertung des vorliegenden Materials könnte die Erkenntnisse über die sprachlichen Prozesse wesentlich vertiefen. Darüber hinaus sind weitere Forschungen mit Interwallstudien nötig.

Literatur

Brendicke, Hans (1897): Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Bearb. von Hans Brendicke. Berlin.

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (Hg.) (1988): Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin.

Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter/Wachs, Inge (1986): Berlinisch. Berlin.

Rosenberg, Klaus-Peter (1986): Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler. Berlin.

Schlobinski, Peter (1987): Stadtsprache Berlin. Berlin/New York.

Schlobinski, Peter/Schönfeld, Helmut (1992): Zum Gebrauch einiger Berliner Wörter im Ost- und Westteil der Stadt. In: Muttersprache, Bd. 102, S. 114-121.

Schönfeld, Helmut (1985): Varianten, Varietäten und Sprachvariation. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 38, S. 206-224.

Schönfeld, Helmut (1986a): Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jahrhundert. In: Schildt, Joachim/Schmidt, Hartmut (Hg.) (1986): Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt mit einem Wörterverzeichnis. Berlin. S. 214-298. 2. Aufl. 1992, S. 222-303.

Schönfeld, Helmut (1986b): Prozesse bei der Herausbildung regionaler Umgangssprachen im 19. und 20. Jahrhundert (am Beispiel der berlinisch – brandenburgischen Umgangssprache). In: Umgangssprachen und Dialekte in der DDR. Wiss. Beitr. der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Jena. S. 162-175.

Schönfeld, Helmut (1989): Sprache und Sprachvariation in der Stadt. Zu sprachlichen Entwicklungen und zur Sprachvariation in Berlin und anderen Städten im Nordteil der DDR. Berlin.

Schönfeld, Helmut (1993): Auch sprachlich beigetreten? Sprachliche Entwicklungen im zusammenwachsenden Berlin. In: Reiher, Ruth/Lãzer, Rüdiger (Hg.): Wer spricht das wahre Deutsch? Berlin. S. 187-209.

Schönfeld, Helmut (1995): Das Berlinische zwischen Kontinuität und Wandel. In: Scharnhorst, Jürgen (Hg.): Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich. Berlin. S. 207-226.

Schönfeld, Helmut (1996a): Berlinisch in der zusammenwachsenden Stadt Berlin. In: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge 6, S. 144-159.

Schönfeld, Helmut (1996b): Heimatsprache, Proletendeutsch, Ossi-Sprache oder? Bewertung und Akzeptanz des Berlinischen. In: Reiher, Ruth/Lãzer, Rüdiger (Hg.): Von Buschzulage und Ossinachweis. Berlin. S. 70-93.

Schönfeld, Helmut/Schlobinski, Peter (1995): After the Wall: Social Change and Linguistic Variation in Berlin. In: Stevenson, Patrick (Hg.): The German Language and the Real World. Oxford. S. 117-134.

Anhang

Tab. 1 Anteil Berliner Varianten bei Ostberlinern (Prozent/allgemein)

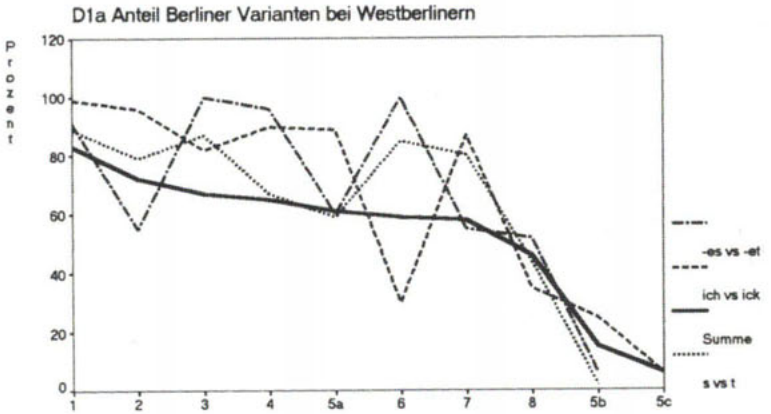
Va./ Texte		1	2	3	4	5	6	7	8	9 a	10	11	12
A.													
1	au vs o:	100	100	100	100	80	97	91	100	100	38	80	47
2	ei vs e:	96	86	84	60	53	58	41	54	49	0	17	32
3	au vs u	100	100	100	100	100	78	100	100	-	15	33	6
4.	ei vs i	100	100	100	-	-	100	100	100	-	0	-	0
5.	pf vs p	-	100	-	-	-	80	100	-	100	-	0	-
6a.	s vs t	100	98	96	100	94	71	70	93	42	27	28	13
6b.	-es vs -et	67	36	100	100	100	100	89	75	10	33	13	0
7.	ich vs ick	100	100	100	100	100	100	100	68	51	39	57	17
8.	ge- vs je-	100	100	100	96	100	94	100	95	100	68	13	36
9.	g+V vs j+V-	100	100	100	100	93	94	75	72	14	11	0	0
10.	g+K vs j+K-	100	100	0	0	33	0	0	0	0	0	0	0
11.	-g- vs -j-	100	96	89	86	100	59	82	69	29	31	0	0
12.	lg, rg vs lj, rj	100	-	100	30	-	10	33	100	0	20	33	0
13.	gt vs cht	100	100	100	100	100	90	100	100	56	100	60	0
14.	-g vs -ch	100	100	100	100	50	86	50	100	40	58	0	0
Summe von A		**97%**	**95%**	**91%**	**91%**	**85%**	**79%**	**81%**	**75%**	**53%**	**34%**	**25%**	**20%**
B.													
15.	mein vs meen	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	-	0
16.	-chen vs -ken	50	100	30	-	60	0	0	-	20	0	0	0
17.	Entrundung	(m)	(v)	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
18.	i vs ü	0	0	(m)	(v)	0	(m)	0	(v)	0	(v)	(v)	(v)
19.	z vs ß	(v)	(v)	(v)	0	0	(ü)	(m)	(m)	0	0	0	0
20.	ch vs sch	0	0	0	0	(h)	(m)	(m)	(v)	0	0	(v)	0
21.	- vs -e	(h)	(m)	(v)	(v)	(v)	(v)	(v)	(v)	(v)	0	0	(v)
C.													
22	Verschiedenes	(h)	(h)	(m)	(v)	(v)	(ü)	(h)	(h)	(v)	(v)	(v)	(v)
23.	Reduktion	(h)	(h)	(h)	(h)	(h)	(ü)	(h)	(h)	(m)	(m)	(m)	(v)
24.	Kasus Pers.	(m)	(m)	(v)	0	0	0	0	(m)	(v)	0	0	0
25.	Kasus Artikel	(h)	(h)	(h)	(v)	(h)	(v)	(v)	(h)	(v)	0	0	0
26.	Berlin. Wörter	(h)	(m)	(m)	(v)	(h)	(h)	(v)	(v)	(v)	0	0	0
	Geschlecht	m	w	m	w	w	m	m	m	w	m	w	w
	Alter	61	68	50	16	78	53	46	78	72	55	22	22
	Schulbildung	Vo	Vo	Vo	Vo	Vo	Vo	Vo	Vo	Vo	Uni	Uni	Uni
	Beruf	Arb	H	Arb	Arb	Arb	Arb	Arb1	Arb	Arb	An1	Stu	Stu
	Bezirk	Li	Fhg	Li	Trep	Ros	Li	Neu	Mi				

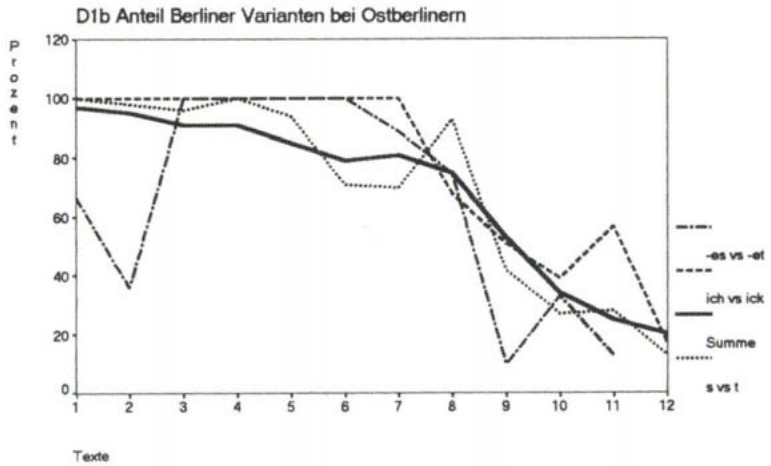
Tab. 2 Anteil Berliner Varianten bei Westberlinern (Prozent/allgemein)

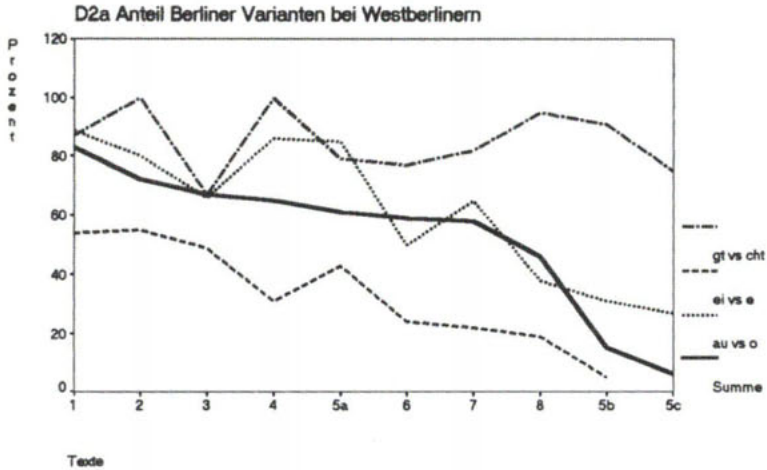
V./ Texte		1	2	3	4	5a	6	7	8	5b	5c
A.											
1.	au vs o:	89	80	66	86	85	50	65	38	31	27
2.	ei vs e:	54	55	49	31	43	24	22	19	5	0
3.	au vs u	92	56	60	53	64	67	34	38	0	0
4.	ei vs i	100	100	100	100	0	100	0	50	0	0
5.	pf vs p	100	-	100	0	-	-	-	100	-	-
6a.	s vs t	89	79	87	67	59	85	80	44	2	0
6b.	-es vs -et	91	55	100	96	60	100	55	52	6	0
7.	ich vs ick	99	96	82	90	89	30	87	35	25	6
8.	ge- vs je-	98	96	87	88	81	100	98	84	24	5
9.	g+V vs j+V-	95	79	50	46	24	56	23	29	3	0
10.	g+K vs j+K-	0	0	0	0	0	0	0	15	0	0
11.	-g- vs -j-	43	43	61	41	19	50	24	48	12	7
12.	lg, rg vs lj, rj	0	0	0	0	0	-	34	38	8	0
13.	gt vs cht	87	100	67	100	79	77	82	95	91	75
14.	-g vs -ch	31	100	53	57	33	100	30	57	50	33
Summe von A		**83%**	**72%**	**67%**	**65%**	**61%**	**59%**	**58%**	**46%**	**15%**	**6%**
B.											
15.	mein vs meen	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
16.	-chen vs -ken	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
17.	Entrundung	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
18.	i vs ü	(ü)	(m)	(m)	(m)	(m)	0	(m)	(m)	(ü)	(h)
19.	z vs ß	0	(v)	0	(v)	0	0	(v)	(m)	0	0
20.	ch vs sch	0	(ü)	0	(ü)	0	(v)	(m)	0	0	0
21.	- vs -e	100	(h)	(i)	0	(v)	0	(v)	(v)	0	0
C.											
22.	Verschiedenes	(h)	(v)	(m)	(m)	(m)	(m)	(v)	(v)	(v)	(v)
23.	Reduktion	(h)	(h)	(m)	(m)	(m)	(m)	(m)	(h)	(h)	(h)
24.	Kasus Pers.	(h)	0	(v)	0	0	0	0	(v)	0	0
25.	Kasus Artikel	(m)	(v)	0	0	0	0	0	(v)	(v)	(v)
26.	Berlin. Wörter	(h)	(v)	(m)	(v)	0	(h)	(h)	(v)	(v)	0
	Geschlecht	w	w	m	m	w	w	m	m	s. 5a	s. 5a
	Alter	29	70	42	39	33	72	72	66		
	Schulbildung	Vo	Vo	Vo	Uni	Vo	Vo	Rea	Gym		
	Beruf	An	Arb	An	Anl	An	An	An	Anl		
	Bezirk	Wed	Kreu	Tem	Wed	Cha	Wed	Neu	Moa		

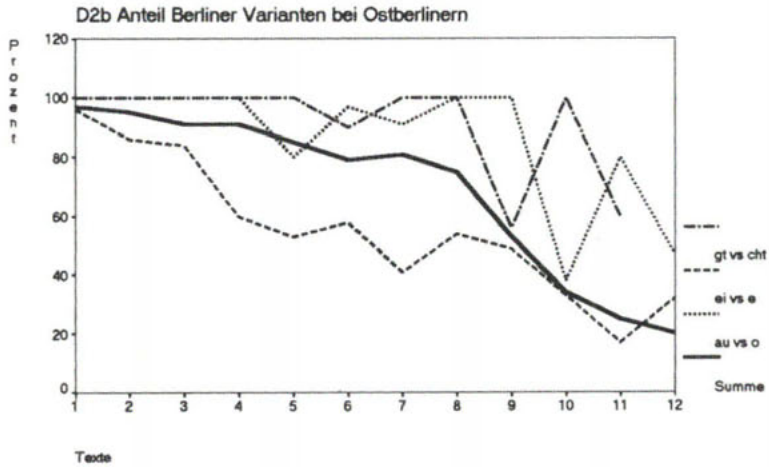
Tab. 3 Variation bei einzelnen Sprechern (Ostberlin 9a, b; WB 5a, b, c)

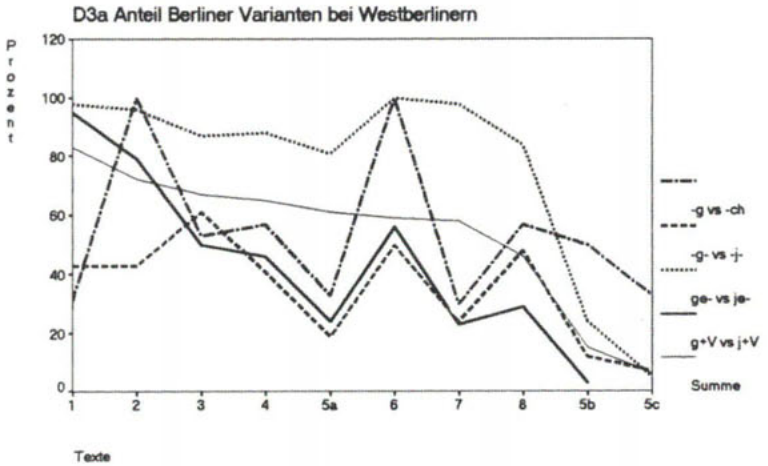
Va.	Texte		9 a	9 b	5 a	5 b	5 c
A.	1.	au vs o:	100	10	85	31	27
	2.	ei vs e:	49	0	43	5	0
	3.	au vs u	-	-	64	0	0
	4.	ei vs i	-	0	0	0	0
	5.	pf vs p	100	0	-	-	-
	6a.	s vs t	42	10	59	2	0
	6b.	-es vs -et	10	6	60	6	0
	7.	ich vs ick	51	6	89	25	6
	8.	ge- vs je-	100	63	81	24	5
	9.	g+V vs j+V-	14	0	24	3	0
	10.	g+K vs j+K-	0	0	0	0	0
	11.	-g- vs -j-	29	14	19	12	7
	12.	lg, rg vs lj, rj	0	0	0	8	0
	13.	gt vs cht	56	50	79	91	75
	14.	-g vs -ch	40	0	33	50	33
		Summe von A	**53%**	**16%**	**61%**	**15%**	**6%**
B.	15.	mein vs meen	0	0	0	0	0
	16.	-chen vs -ken	(m)	0	0	0	0
	17.	Entrundung	0	0	0	0	0
	18.	i vs ü	0	0	(m)	(ü)	(h)
	19.	z vs ß	0	0	0	0	0'
	20.	ch vs sch	0	0	0	0	0
	21.	- vs -e	(v)	0	(v)	0	0
	22.	Verschiedenes	(v)	(v)	(m)	(v)	(v)
	23.	Reduktion	(m)	(v)	(m)	(h)	(h)
	24.	Kasus Pers.	(v)	0	0	0	0
	25.	Kasus Artikel	(v)	0	0	(v)	(v)
	26.	Berlin. Wörter	(v)	0	0	(v)	0
		Situation	emot	sach	Ende	Mitte	Anfg

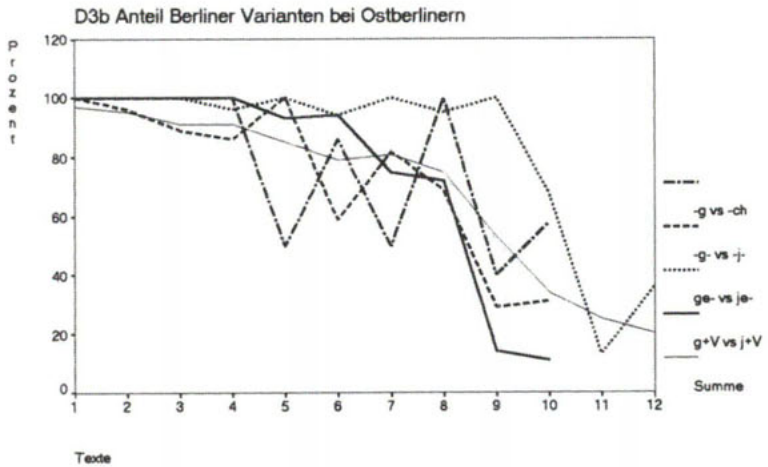

D1a Anteil Berliner Varianten bei Westberlinern
Prozent
120
100
80
60
40
20
0
1
2
3
4
5a
6
7
8
5b
5c
-es vs -et
ich vs ick
Summe
s vs t


D1b Anteil Berliner Varianten bei Ostberlinern
Prozent
120
100
80
60
40
20
0
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
-es vs -et
ich vs ick
Summe
s vs t
Texte


D2a Anteil Berliner Varianten bei Westberlinern
prozent
120
100
80
60
40
20
0
1
2
3
4
5a
6
7
8
5b
5c
Texte
gt vs cht
ei vs e
au vs o
Summe


D2b Anteil Berliner Varianten bei Ostberlinern
prozent
120
100
80
60
40
20
0
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
Texte
gt vs cht
ei vs e
au vs o
Summe


D3a Anteil Berliner Varianten bei Westberlinern
Prozent
120
100
80
60
40
20
0
1
2
3
4
5a
6
7
8
5b
5c
Texte
-g vs -ch
-g- vs -j-
ge- vs je-
g+V vs j+V
Summe


D3b Anteil Berliner Varianten bei Ostberlinern
Prozent
120
100
80
60
40
20
0
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
Texte
-g vs -ch
-g- vs -j-
ge- vs je-
g+V vs j+V
Summe

HERMANN SCHEURINGER

Sprachvarietäten in Österreich

Abstract

Die sprachliche Situation in Österreich ist ähnlich beschaffen wie im angrenzenden Süddeutschland: starke „allgemeine" Dialektalität in dialektgeographisch sehr verschiedenartiger Gestalt mit wichtigen Binnengrenzen, andererseits aber auch ein äußerst differenziertes Spektrum sogenannter umgangssprachlicher Ebenen und auch eine sehr lebendige gegenwärtig vor sich gehende Hinwendung zu regionalen Verkehrssprachen. Dazu kommt eine vor allem sprachpolitisch motivierte Diskussion um das österreichische Deutsch als einer „eigenständigen" nationalen Variante der deutschen Standardsprache, in der in diesem Beitrag eine sprachraumintegrative, antinationalistische Position bezogen wird.

Dieser Beitrag trägt den Titel „Sprachvarietäten in Österreich", und das ist gut so. Lautete der Titel etwa „Die Sprachvarietäten Österreichs" oder „Die österreichischen Sprachvarietäten", müßte jeder Autor, der sich bemühen wollte, den durch den Titel seines Aufsatzes ausgelösten Erwartungshaltungen auch gerecht zu werden, die Flinte ins Korn werfen. Wie Süddeutschland zeichnet auch Österreich eine schier unüberblickbare, im Hinblick auf zu bestimmende Varietäten in ihren Varianten geradezu unendlich kombinationsfähige sprachliche Vielfalt aus. Varietäten im Sinne regional, sozial usw. definierbarer und auch gegeneinander abgrenzbarer Subsysteme der in unserem Falle deutschen Sprache sind auch für Österreich nur in Umrissen erkennbar und in weiterer Folge beschreibbar, nur mit Begriffen wie „überwiegend", „tendenziell", „mehrheitlich" und ähnlichen annähernd adäquat darstellbar. Zu vieles ist im Fluß und – für den Sprachwissenschaftler Gegenstandssicherung und Arbeitserschwernis zugleich – wird im Fluß bleiben.

Beschreibungen von Staaten und anderen Regionen eines Sprachgebiets zeichnet es seit jeher aus, daß sie dem „Besonderen" übermäßiges Gewicht beimessen, jenen Erscheinungen, die – wie man meist sagt – „abweichen" vom Hauptbestand der jeweiligen Sprache. Die Erscheinung scheint gleichsam systeminhärent zu sein und in gewisser Weise auch Abkürzungsverfahren: Nur in ihren sogenannten Besonderheiten manifestiert sich letztlich überall das Regionalspezifische. Für alle nur denkbaren sprachlichen Varietäten gilt, daß sie durch jene Teilbereiche am leichtesten definiert sind, die außerhalb der Gemeinsamkeiten mit anderen Varietäten liegen. Den Feldforschern unter den Dialektologen ist

das Phänomen wohlbekannt: Immer wieder verweisen Gewährspersonen auch in über weitere Strecken relativ einheitlichen Dialektgebieten auf Nachbarorte, in denen man „gänzlich anders" spreche – eine Aussage, die sich dann für den Explorator in vielleicht zwei anderen Lexemen bei dreitausend identischen in beiden Orten äußert. Der Satz ist banal, aber er stimmt: Alles ist relativ. Die Qualität einer sprachlichen Varietät, ihre soziale, regionale, nationale Wertigkeit, muß nicht unbedingt auch entsprechende Quantitäten widerspiegeln. Damit seien im folgenden zu besprechende österreichische Varietäten des Deutschen nicht bagatellisiert, doch einfach darauf hingewiesen, daß *auch* in Österreich die Mehrzahl sprachlicher Erscheinungen nicht anders beschaffen ist als in anderen Regionen des Deutschen. Dies gilt ebenfalls auf allen Ebenen: Die bairischen und alemannischen Dialekte Österreichs weisen überwiegend dieselben Merkmale auf wie die bairischen Dialekte Altbayerns und die alemannischen Dialekte in der Schweiz, in Oberschwaben und im Allgäu, die Umgangssprachen des größten Teils Österreichs weisen überwiegend dieselben Merkmale auf wie die Umgangssprachen Altbayerns, die Standard- und Schriftsprache Österreichs weist überwiegend dieselben Merkmale auf wie die Standard- und Schriftsprache im weiteren Süden des Sprachgebiets und wie im gesamten deutschen Sprachgebiet. „Das österreichische Deutsch ist keine Ansammlung von Kuriosa" schreibt Jakob Ebner in einem 1989 erschienenen Aufsatz (Ebner 1989, S. 89), doch sind es natürlich einige Spezifika, die ihm überhaupt erst ermöglichen, sich „österreichisch" zu nennen.

Nur scheinbares Paradoxon ist es dabei, daß, je „höher" wir uns auf der Skala zwischen Basisdialekten und Standardsprache bewegen, die Zahl solcher Spezifika abnimmt, ihre „spezifische Qualität" jedoch zunimmt. Die Grundmundarten dürften insgesamt weitaus mehr an nur in Österreich vorkommenden Merkmalen aufweisen als die deutsche Standardsprache in Österreich, doch fehlt ihnen eben die „österreichische Qualität". Es sind dies immer kärntnische oder obersteirische oder Lavanttaler usw. Merkmale, und noch wichtiger ist bei ihnen eigentlich der grundsätzliche Charakter eines Kleinraummerkmals. Insofern sind die meisten österreichischen Dialekte des Deutschen nichts anderes als österreichisches Gras: Gras eben, das in Österreich wächst. Dieses Argument sei hier deshalb herangezogen, um gleich als Erklärung dienen zu können dafür, daß es im folgenden nicht Sinn und Zweck sein kann, auf dieser *Basis*ebene die eigentliche sprachliche Gestalt der Grundmundarten über Grundsätzliches hinaus zu beschreiben. Das Grundsätzliche ist schnell gesagt: Die deutschen Dialekte Österreichs gehören überwiegend zum bairischen Dialektraum, sind, auch im Angesicht des heuer gefeierten 1000jährigen Jubiläums der Erstnennung des Namens *Österreich*,

alltäglicher lebender Beweis für die historische Tatsache, daß die Gegend östlich der Enns, östlich des alten Baierns, von Baiern aus besiedelt worden ist. Im äußersten Westen des heutigen Staatsgebietes spricht man alemannische Dialekte, so im ganzen Bundesland Vorarlberg, mit zwei kleinen Tiroler Dörfern im oberen Tiroler Lechtal direkt an der Landesgrenze (Gehren und Lechleiten, Gemeinde Steeg), und auch im Tannheimer Tal mit Jungholz. Trotz eines breiten Übergangsgebietes in Westtirol mit alemannischen Merkmalen bis vor Innsbruck kann die alemannisch-bairische Dialektgrenze in Westösterreich als die einschneidendste derartige Grenze innerhalb Österreichs gelten. Dies ist in der Bevölkerung auch bekannt, und östlich des Arlbergs ist es Topos von Tirol bis ins Burgenland, auf die Frage nach dem eigenständigsten aller österreichischen Dialekte „Vorarlbergisch" zu antworten – dabei natürlich vernachlässigend, daß es *ein Vorarlbergisch* nicht gibt und Vorarlberg auch innerhalb der Alemannia zu den Gebieten mit der kleinräumigsten Binnendifferenzierung gehört. Die bairischen Dialekte Österreichs sind wiederum mehrfach unterteilbar. Die größtmögliche Unterteilung ist jene in Mittel- und Südbairisch, nordbairische Dialekte gibt es auf dem Staatsgebiet Österreichs nicht, höchstens südliche Ausläufer nordbairischer Merkmale im äußersten Nordwesten. Die südbairischen Dialekte sind die der von Deutschen historisch später besiedelten, aber eben unwegsameren und so sprachliche Konservativität befördernden Gebirgsräume Tirols, des Salzburger Lungaus, Kärntens und der Steiermark mit wiederum höchst differenzierter Binnengliederung. Nichtdialektologen dürften die Gemeinsamkeiten dieses südbairischen Gürtels im allgemeinen nicht bewußt sein, wiewohl im breiten Denken eine kulturelle Bipolarität zwischen „Alpenösterreich" und „Donauösterreich" immer wieder einmal thematisiert wird. „Donauösterreich" stellt den nicht nur politischen und wirtschaftlichen Schwerpunkt des Staates dar, vor allem in seiner östlichen Hälfte in Niederösterreich, dem ursprünglichen und eigentlichen Österreich, mit der Hauptstadt Wien. Donauösterreich spricht Mittelbairisch, jenen Großraumdialekt, wie er – pauschal gesprochen – zwischen München und Wien üblich ist, mit jenen Merkmalen, die, wie auch in Altbayern vom „Bayerischen", das verbreitete Bild von „österreichischen" Dialekten bestimmen, Hauptmerkmal *Liquidenvokalisierung* wie in [hoːɪds] „Holz" oder [fɔːɐn] „fahren". Innerhalb des sich über gut 500 Kilometer in West-Ost-Richtung erstreckenden Mittelbairischen herrscht – und das ist im deutschen Süden ein Sonderfall und in dieser Dimension einzigartig – insbesondere im breiten Bereich zwischen Basisdialekten und Standardsprache überwiegend Uniformität. Die Mehrheit sprachlicher Erscheinungen ist in den städtischen Umgangssprachen Münchens, Salzburgs, Linz', Wiens usw. identisch, Bewohner des bayerisch-öster-

reichischen Donauraums wissen dies intuitiv, Durchschnittsmünchner und Durchschnittswiener weichen im sprachlichen Kontakt miteinander im Normalfall nicht in Richtung Standarddeutsch aus. Daß trotzdem „heute die sprachlichen Unterschiede zwischen Bayern und Österreich mehr auffallen und stärker empfunden werden als die Gemeinsamkeiten" (Wiesinger 1989, S. 218), steht dazu nicht in Widerspruch. Bayern und Österreichern müssen naturgemäß die Unterschiede stärker auffallen, Hamburger oder Berliner sind hingegen oft nicht in der Lage, Bayern und Österreicher zu unterscheiden, weil die Unterschiede so groß nicht sind.

Gerade innerhalb des Mittelbairischen ist in Österreich eine weitere Untergliederung augenfällig, nämlich die in Westmittelbairisch und Ostmittelbairisch. Ihr Hintergrund ist der von Altbaiern und Neubaiern. Westlich der Flüsse Traun und Krems in Oberösterreich liegt siedlungsgeschichtlich Altbaiern, politisch reichte dieses noch ein paar Kilometer weiter nach Osten bis zur Enns. Sprachlich reichen bis heute westmittelbairische Merkmale in ihren östlichsten Ausläufern tatsächlich noch bis zu Traun und Krems, z.B. in der lautlichen Vertretung von mhd. ô als Diphthong [ɛɔ] wie in [grɛ:ɔs] „groß" und, noch auffälliger, in den *h*-Formen des Verbs „sein" wie in [mi:ɐ han] „wir sind". Auch beim geläufigsten Differenzierungsmerkmal zwischen West- und Ostmittelbairisch, den *l*-Vokalisierungsergebnissen mit vorderen hoch- und mittelzungigen Vokalen, weisen Reliktlautungen auf diesen alten altbairisch-neubairischen Grenzsaum hin, doch sieht heute alles danach aus, daß die bayerisch-österreichische Grenze die künftige Grenze zwischen westlichen Diphthongen, z.B. [wu:ɪd] oder [wɛ:ɪd] „wild", und östlichen Monophthongen, hier entsprechend [wy:d], sein wird. Auf diese neue bairische Binnengrenze an der bayerisch-österreichischen Grenze bewegen sich auch andere Erscheinungen zu, auch im Wortschatz. Als besonders eindringliches Beispiel mag hier die „Grenzbereinigung" zwischen *Schreiner* und *Tischler* gelten. Die altdialektale Grenzlinie zwischen den beiden Formen vermochte es gut zwei Jahrhunderte lang, den territorialpolitischen Änderungen zu widerstehen. Bis heute gilt altes *Tischler* im östlichsten Niederbayern und altes *Schreiner* im westlichen Oberösterreich, doch gilt dies bei Jüngeren nicht mehr: *Schreiner* ist das bayerische Wort und *Tischler* – natürlich nur innerhalb des Südens – das österreichische.

Der Aufschwung Wiens als politisches Zentrum – über Jahrhunderte hinweg – ganz Deutschlands, später nur noch Österreichs hat schon vor langer Zeit im Südosten des Sprachgebiets die älteren sprachgeographischen Entwicklungen in West-Ost-Richtung zum Stillstand gebracht und teilweise auch umgekehrt. Manches ältere deutsche Wort-

gut z.B. konnte damit bewahrt werden wie die Formen *Fleischhacker* und *Fleischhauer*, die durch das neue, aus dem Romanischen aufgenommene *Metzger* großräumig abgedrängt wurden. Heute gilt *Fleischhauer* als Austriazismus, doch auf diese Problematik komme ich gleich noch genauer zu sprechen. Im großen und ganzen eignen sich Basisdialekte jedenfalls vorerst einmal nicht für eine staatsorientierte Sprachgeographie. „Die Dialektgrenzen wurden durch die sie schneidenden nationalen Grenzen weder aufgehoben noch in bedeutsamem Umfang verschoben" (Ammon 1995, S. 505). Die Existenz österreichischer Spezifika der deutschen Sprache ist nichtsdestoweniger heute unbestreitbar; sie sind aber eben grundsätzlich eine Angelegenheit anderer Varietäten als der basisdialektalen. Daß diese „höheren" Varietäten auf die Grundmundarten einwirken, ist ebenfalls unbestreitbar, und sie sind eben auch für die – hier terminologisch an Ammon (1995) anschließend – *unbedeutsamen* Grenzen in der Basisdialektgeographie verantwortlich. Diese „Bedeutsamkeit" nimmt in Richtung Standardsprache zu, und dort ist *österreichisches Deutsch* auch am deutlichsten manifest.

„Darunter", in jenen sprachlichen Varietäten, die ich – auch wenn der Begriff nicht von allen goutiert wird – weiterhin als *Substandardvarietäten* bezeichnen möchte, findet jedoch ohne allen Zweifel in Österreich die Masse an gesprochener Kommunikation statt. Nach einer Untersuchung, die vor mittlerweile elf Jahren am Institut für Germanistik der Universität Wien unter Peter Wiesinger durchgeführt wurde, bezeichnen sich 78 % der Österreicher als Dialektsprecher, was übrigens genau der Zahl entspricht, die noch einmal ein Jahrzehnt zuvor im sogenannten „Bayerischen Dialektzensus" an der Universität München ermittelt worden war. Die Angaben zum aktiven Gebrauch sehen natürlich anders aus als jene zur Selbsteinschätzung. Unlösbar ist dabei das Problem einer klaren Unterscheidung zwischen *Dialekt* und *Umgangssprache*, wobei das Differenzierungsproblem meines Erachtens nur Symptom der Tatsache ist, daß eine genauere Unterscheidung wirklich nicht möglich ist. Angesichts überwiegend einstelliger Prozentzahlen für den Anteil an bäuerlicher Bevölkerung und angesichts dessen, daß diese bäuerliche Bevölkerung der vornehmliche Träger jener Varietät ist, die die Sprachgeographie als Basisdialekte bezeichnet, ist eine größere Divergenz zwischen dem, was Normalverbraucher als *Dialekt* verstehen, und dem durchschnittlichen *Dialekt*-Verständnis der Dialektologen unvermeidlich. Das Diasystem im Substandardbereich ist zumindest im bairischen Österreich vor allem diasituativ dermaßen variabel, daß ich mich nicht trauen würde, den Bereich zwischen Grundmundarten und Standardsprache genauer aufzuschlüsseln. Auch das wäre – und sei es im Sinne wissenschaftlicher Abstraktion – eine Verfälschung der Wirklich-

keit. Hätte die Standardsprache nicht gewissermaßen als Korrektiv ihre schriftliche Ebene und das Kriterium „Schriftfähigkeit", wäre auch zu ihr kaum eine Grenze zu ziehen.

Bei Gewahrung dieser Schwierigkeiten entsprechen die Zahlen für den Varietätengebrauch in Österreich in Summe schon früher geäußerten Einschätzungen, und sie folgen auch den wohlbekannten soziolinguistischen Mustern. Dialektgebrauch ist natürlich mit sozialen Schichten korrelierbar. Unter Verwendung der vertrauten Dreiheit von Unter-, Mittel- und Oberschicht sprechen so etwa drei Viertel der Unterschichtangehörigen Dialekt, ein Viertel Umgangssprache, in der Mittelschicht gilt ein Verhältnis je zur Hälfte, in der Oberschicht spricht etwa ein Viertel Dialekt, etwa drei Viertel Umgangssprache und – dies die Zahlen des Wiener Zensus 1984/85 – 2 % Hochsprache. Einflußreicher für aktuelles Sprachverhalten ist jedoch die Situation, und auch die diasituativen Zahlen folgen bekannten Mustern und reichen von überwiegendem Dialektgebrauch in der Familie, unter Freunden, am Arbeitsplatz, über Kaufmann, Bank, Arzt und Lehrer bis zum Verkehr mit höheren Behörden, wo nur noch 9 % der Befragten Dialekt sprechen würden. 93 % der Befragten befürworten einen „Wechsel der Sprachvarietät je nach Gesprächspartner" (Wiesinger 1988, S. 76), und Anpassungsbereitschaft und -fähigkeit korreliert hier natürlich auch mit sozialer Schicht, doch sei dahingestellt, ob „Varietätenwechsel" hier der adäquate Terminus ist. Verändert werden in höchst subtiler Weise, oft auch individuell bedingt, eigentlich nur *Varianten* oder *Variablen*, sei es auf lautlicher Ebene in der sukzessiven Aufgabe z.B. der fallenden Diphthonge wie in [guːæd]/[guːt] „gut" oder auf lexikalischer Ebene im Wechsel von [eːs] mit [iːɐ] „ihr".

Wie schon gesagt, die spezifisch *österreichische* Gestalt dieser Variablen wird in Richtung Standardsprache zunehmend „bedeutsamer". Doch ist letztlich nur weniges originäres Merkmal der Standardvarietät. Diachron unumstößlich ist der Primat der siedelgeschichtlich begründeten Dialekte, und sie sind es, die das vorrangige Fundament auch für standardsprachliche Austriazismen darstellen. Österreichisches Deutsch ist m.E. auch deswegen so österreichisch, weil seine Basis eine dialektal fast rein bairische ist, nicht, weil so viele böhmische Köchinnen nach Wien gezogen wären. Dazu kommen Faktoren wie die alte eigene Staatlichkeit und auch – natürlich in einem größeren Zusammenhang mit Katholizismus, Feudalismus usw. zu sehen – eine gehörige Portion Konservativität. Der schon genannte Austriazismus *Fleischhauer* ist der regionale Rest eines ehemals gesamthochdeutschen Verbreitungsareals, der standardsprachliche Austriazismus *Jänner* ist der Rest eines ehemals gesamtdeutschen Verbreitungsgebiets.

Natürlich ist die Basisdialektgeographie auch das Fundament einer in Ansätzen heute durchaus erkennbaren Binnengliederung des Staatsgebiets auf umgangs- oder – dies der in geographischen Bezügen gebräuchlichere Terminus – verkehrssprachlicher Ebene. Vorarlberg ist alemannisch und zudem noch geographisch offen hin zum Bodenseeraum, nicht aber in östlicher Richtung, und so sind die meisten Austriazismen dort bis heute chancenlos. Tirol zeichnet auf primär südbairischer Grundlage zusätzlich eine alte eigene Landestradition aus, der sich auch ein Gebiet wie das untere Tiroler Inntal mit Kufstein und Kitzbühel, erst 1504 tirolisch geworden, heute sprachlich anpaßt, indem dort die altheimisch nicht üblichen [ʃt]-Lautungen des westlichen Oberdeutschen, also [feʃt] „fest", quasi als Zeichen einer tirolischen sprachlichen Landesidentität verstanden, verkehrssprachlich aufgenommen werden. Auch eine Erscheinung wie die vom Donauraum ausgehende, das ganze übrige Österreich schon erfassende *r*-Vokalisierung vom Typ [fɔ:ɐn] „fahren" wird in Tirol, soweit ich dies sehen kann, nicht merklich akzeptiert. Auch Kärnten weist Spezifika auf, und auch dort entsteht so etwas wie eine „Landesverkehrssprache", die die Merkmale des sogenannten „Kärntner Zentralraums" rund um Villach und Klagenfurt über das ganze Land ausbreitet, so z.B. die dialektologisch hinreichend beschriebene „Kärntner Dehnung" wie in [ʃdrɔ:sn] „Straße" und auch die [a]-Lautung für mhd. ei, die die in Kärntens Norden und Osten weiterhin basisdialektale [ɔɐ]-Lautung auf verkehrssprachlicher Ebene ersetzt. Kärnten ist bei dieser Lautung, die in historischer Sicht eine Übernahme aus der Wiener Stadtsprache sein dürfte, der zweite österreichische Ausstrahlungspunkt, der erste ist eben Wien, früher erstrangiges sprachliches Zentrum mit Strahlkraft über den ganzen bairischen Dialektraum, heute meist nur noch auf Österreich beschränkt. Besonders für das nördliche, „Donau"-Österreich und für das östliche Österreich ist Wien unbestritten „sprachliches Oberzentrum", und dort wiederum ganz besonders für Niederösterreich und das nördliche Burgenland, eine Region, die mit mehr als 3 Millionen Einwohnern über ein Drittel der österreichischen Staatsbevölkerung beherbergt. „Wienerisch" mit seinen Merkmalen wie eben [a]-Lautung wie in [ha:s] „heiß" und monophthongischer Aussprache der Diphthonge [aɪ], [aʊ], [øy] ist in der – wie die Raumplanung sie nennt – *Ostregion* heute unbestrittene Verkehrssprache und überlagert dabei vor allem im Burgenland eine höchst differenzierte und kleinsträumige Basisdialektlandschaft. Wienerisch strahlt auch auf die Landeshauptstädte Linz, Salzburg und Graz aus, die so – vielleicht nur „noch" – Inseln in ihren jeweiligen Bundesländern bilden. Mit Ausnahme des Burgenlandes sind heute geographisch durchaus regional sich nach den Bundesländergrenzen ausrichtende verkehrssprachliche Varietäten erkennbar, mit durch-

aus landesspezifischen kulturpolitischen Hintergründen. So pflegt man z.B. in Oberösterreich bis auf die höchste politische Ebene, z.B. in den Aussagen der Landeshauptmänner über die Jahrzehnte belegbar, das Bewußtsein des eigenen „Altbaierntums", und zusammen mit anderen historisch zu erklärenden Faktoren entsteht dann so etwas wie eine gesamtoberösterreichische Verkehrssprache, die z.B. weiterhin [ɔ:ɐ] statt [a:], also [hɔ:ɐs] „heiß" bevorzugt, dazu spezifischen Wortschatz usw. Wichtiger Faktor in dieser Verkehrsvarietätenausbildung ist natürlich der administrative Zugriff auf den Menschen. Im Rahmen des am Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich in Linz angesiedelten Forschungsunternehmens *Sprachatlas von Oberösterreich*, in dem auch die angrenzenden Regionen der Nachbarländer erhoben werden, zeigte sich z.B., daß sich die oberösterreichisch-niederösterreichische Landesgrenze nur wenige Kilometer östlich von Linz, basisdialektal übrigens keiner Erwähnung wert, als verkehrssprachliche Grenze auszubilden beginnt, denn auch im westlichsten Niederösterreich läuft der gleichsam nach „oben" ausgerichtete Sprachverkehr vom Viehzuchtberater bis zur obersten Baubehörde natürlich (?) nicht ins 20 km entfernte Linz, sondern ins 150 km entfernte Wien.

Es ist derzeit nicht abzusehen, wie und ob solche Regionalisierungen weiter vonstatten gehen werden, zumal politisch und gesellschaftlich heute einiges in Bewegung ist, nicht nur innerstaatlich, sondern auch staatsübergreifend manche, die natürlichen Verkehrsräume durchschneidende oder einengende Restriktion aufgegeben wird, insbesondere auf wirtschaftlicher Ebene. Dies gilt auch für die „höchste" hier zu beschreibende präsumtive Varietät *österreichisches Deutsch* als Bezeichnung für die österreichische Variante der deutschen Standardsprache – oder was man sich darunter vorstellt. Dieser Nachsatz ist wichtig, denn die Diskussion ums österreichische Deutsch ist beileibe keine nur linguistische, sondern auch, vielleicht sogar vor allem eine ideologisch-politische, in der Begriffe wie *Nation, Identität, Selbständigkeit, Vereinnahmung* usw. eine Rolle spielen. So wie der Terminus *österreichisches Deutsch* zum Ende des alten Deutschlands und am Beginn des neuen Deutschlands, in dem Österreich nicht mehr teilnahm, um etwa 1870 aufgekommen ist (vgl. Wiesinger 1995, S. 248), ist auch der Beginn der vermehrten Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache in Österreich politisch begründet. Nach dem Ende des Dritten Reiches, in dem Österreich – um es vornehm auszudrücken – einen Part einnahm, dessen historischer Aufarbeitung Ehrlichkeit durchaus nicht schaden würde, sollte auch die deutsche Sprache in Österreich als ein Vehikel zur Propagierung und Förderung eines österreichischen und gleichzeitig dezidiert nicht deutschen Nationalbewußtseins eingesetzt werden. Bis heute sicht-

bares Zeichen dieser Nachkriegszeit ist das seit 1951 erscheinende *Österreichische Wörterbuch*, Österreichs offizielles Schulwörterbuch. Eine wissenschaftlich seriöse Auseinandersetzung setzte in den siebziger Jahren ein mit Publikationen vor allem von Ingo Reiffenstein, Jakob Ebner und Peter Wiesinger. Unzweifelhaft ist es ihr Verdienst, die deutsche Sprache in Österreich gleichsam emanzipiert zu haben, zumindest klargemacht zu haben, daß sie – auf der standardsprachlichen Ebene – in ihren lautlichen, morphologischen, lexikalischen usw. *Austriazismen* nicht minder standardsprachlich ist als die deutsche Sprache woanders auch. *Woanders* heißt natürlich primär: in der Bundesrepublik, und es hieß „alte" Bundesrepublik bis 1990, solange – zuletzt noch 1985 – Hugo Moser und andere die Meinung von „Binnendeutsch" mit „Hauptvariante" Bundesrepublik usw. vertraten (Moser 1985).

Die konkreten Merkmale der österreichischen Standardvarietät(en) sind mittlerweile in zahlreichen Publikationen beschrieben, so herausragend in einem von Wiesinger 1988 herausgegebenen Sammelband (Wiesinger 1988a), der demnächst in zweiter Auflage erscheinen soll, und zuletzt in einem Band über alle sogenannten „nationalen Varietäten" des Deutschen von Ulrich Ammon (Ammon 1995). Sie finden sich auf allen Ebenen, reichen von Lautlichem, dem unauffälligsten Bereich mit nur „mehrheitlichen", d.h. in geringerer oder anderer Verwendung auch anderswo verwendeten Austriazismen wie z.B. Betonungen wie *Kafféé* und *Mathemátik*, bis zum Exerzierfeld der „Austriazistik" schlechthin, der Lexik, wo sich die berühmten *Paradeiser*, das *Faschierte* usw. tummeln.

Der anfangs nur österreichische Kampf für die Anerkennung der österreichischen Spezifika fand zunehmend auch außerhalb des Landes Unterstützung, vor allem durch das Konzept der *poly-* oder *plurizentrischen* Sprachen, das mittlerweile die einschlägige Diskussion beherrschende Denkmuster. *Plurizentrisch* besagt, daß bei Sprachen wie der deutschen von mehreren gleichwertigen „Zentren" (s.u.) auszugehen wäre, in unserem Falle vor allem von *deutschem, österreichischem* und *schweizerischem* Deutsch – gemeint ist immer die Standardvarietät. Exponent des plurizentrischen Konzepts ist der australische Linguist Michael Clyne, der es 1984 in seinem Buch „Language and Society in the German-speaking countries" anwendet (Clyne 1984), jüngst in zweiter Auflage erschienen unter dem Titel „The German language in a changing Europe" (Clyne 1995), im deutschen Raum ist es Peter von Polenz mit entsprechenden Veröffentlichungen ab 1987 (vgl. insbesondere Polenz 1988). Daß man das Ding auch anders sehen kann, soll gleich noch gezeigt werden.

Insbesondere ab 1989 mit der sich dann bald abzeichnenden politischen Vereinigung der beiden deutschen Staaten und damit einhergehendem Ende der DDR, in den Augen mancher österreichischer Kulturpolitiker deutschsprachiger „Bundesgenosse" in der Abwehr des übermächtigen bundesdeutschen Spracheinflusses, und im Zuge der Diskussion um den EU-Beitritt Österreichs kam in den letzten Jahren eine schon seit längerem laufende, vor allem auf zeitgeschichtlich-politisch-journalistischer Ebene geführte Diskussion auf Hochtouren, in der es primär um die sogenannte „Eigenständigkeit der österreichischen Nation" ging und weiter geht. Nur Teil dieser größeren Diskussion ist die jüngere Debatte um die deutsche Sprache in Österreich. Dabei werden primär die „österreichischen Sprachverhältnisse [...] je nach Standpunkt unterschiedlich beurteilt und bewertet und dementsprechend auch unterschiedlich benannt" (Wiesinger 1995, S. 250). Darüber, daß es Austriazismen gibt, herrscht dabei im Grunde Konsens, weniger über die dafür zu berücksichtigenden Variablen. Ihre Bewertung ist es eben, und dabei ist m.E. Parteilosigkeit oder absolute Ausgewogenheit nicht möglich, da schon die scheinbar nicht wertende Gliederung oder Aufzählung von Variablen Parteinahme impliziert. Peter Wiesinger bezeichnet in einem jüngst erschienenen Aufsatz die dabei neben der – m.E. nur scheinbar – registrierend-neutralen Sicht teilnehmenden „extremen" Standpunkte – eine Wertung, der ich mich ebensowenig anschließen kann – als „österreichisch-national" und als „deutsch-integrativ" (Wiesinger 1995, S. 253). Exponent des ersteren ist Rudolf Muhr, der seit langen Jahren mit großer Hingabe für einen auch sprachlich eigenständigeren *Österreichisch*-Begriff kämpft (vgl. zu seinen Arbeiten die 17 Nennungen in der Bibliographie bei Ammon 1995, S. 546f.), nicht Exponent, nur Mitspieler im letzteren bin auch ich, weshalb ich um Verständnis dafür bitte, daß meine folgenden Stellungnahmen insofern „gefärbt" sind, als sie eben auch und besonders meine Sicht auf die Angelegenheit reflektieren. Doch – denke ich – ist dies legitim, wenn nicht sogar in einem Beitrag zu diesem Thema gefordert.

Nicht zu klärender, lediglich – eben unterschiedlich – zu bewertender Streitfall mag dabei die Frage sein, welche in Österreich vorkommenden sprachlichen Merkmale nun Teil *österreichischer* Standardvarietäten des Deutschen oder eben *der* österreichischen Standardvarietät seien. Gegenseitige Ausschließlichkeit, also Formen, die 1. nur in Österreich vorkommen und 2. dort räumlich überall – allenfalls mit Einschluß Südtirols –, würde von vornherein einen großen Teil allgemein anerkannter und in weiten Teilen der österreichischen Bevölkerung auch als solche geltende Austriazismen eines definitorischen Rigorismus wegen ausschließen. Dies beträfe z.B. den schon erwähnten *Fleischhauer*, nach dem Ende deutschen Sprachlebens in Böhmen und Mähren und nach der Ent-

fernung der letzten solchen Passauer Metzgereiaufschrift vor einigen Jahren nun wirklich nur noch in Österreich (mit Südtirol) in Gebrauch. *Fleischhauer* ist natürlich ein – nach Ammon – *spezifischer Austriazismus*, gefordert ist jedoch die zumindest exaktere Beschreibung seines Vorkommens, und die sieht eben so aus, daß das Wort ostösterreichisch in allen Varietäten von den Dialekten bis zur Schriftsprache existiert, in Westösterreich bei basisdialektalem *Metzger* ab der Mitte Oberösterreichs in nach Westen abnehmender Intensität zuerst noch umgangs-, standard- und schriftsprachlich ist (Oberösterreich), dann nur noch standard- und schriftsprachlich (Salzburg), dann nur noch schriftsprachlich (Tirol), schließlich nicht mehr vorkommend (Vorarlberg). Dies schließt übrigens die auch schriftsprachliche Geltung der Form *Metzger* schon ab Oberösterreich, wo sie z.B. in Schärding, Braunau und anderswo in Form von Metzgereiaufschriften zu finden ist, nicht aus. Ein Wörterbucheintrag wie „Fleischhauer: österr. für Fleischer" wie z.B. im Rechtschreibduden kann und will der ganzen Komplexität des Falles nicht gerecht werden, doch mag er eben manchen zur falschen Interpretation des Adjektivs „österreichisch" verleiten. Nur amtssprachlicher Wortschatz dürfte in der Lage sein, die erwähnten strengen Bedingungen zu erfüllen, in manchen Fällen wohl sogar ohne Südtirol, öfter als allgemein bekannt, z.B. in Formen wie *Kundmachung* oder *allfällig*, aufgrund alter gemeinsamer Verwaltungstraditionen aber praktisch immer mit Liechtenstein und sehr oft auch mit der Schweiz, was einer es genau nehmenden staatsorientierten Varietätenbeschreibung eine Erwähnung wert sein muß.

Diskutierenswert ist es auch, ob es der Beschreibung des österreichischen Deutsch letztlich zuträglich ist, sprachliche Erscheinungen, die nun wirklich auch außerhalb Österreichs, und damit ist nicht Südtirol gemeint, in *allen* Varietäten vom Basisdialekt bis zur Schriftsprache vorkommen, unter den Austriazismen zu subsumieren. *Samstag, Rechen* oder *heuer* weisen in Österreich keine andere Stratifikation auf als in unterschiedlich weiten Teilen des Süddeutschen, die, wie im Falle von *Samstag*, ein Mehrfaches von Österreich in Fläche wie in Bevölkerungszahl ausmachen. Der einzige Unterschied besteht im entsprechenden Beschreibungsdefizit der variationslinguistischen Forschung, die dem weiteren süddeutschen Raum bis dato einfach nicht die genügende Beachtung geschenkt hat. Wenn *Samstag*, und sei es noch so ausführlich erläutert, unter „Austriazismus" firmiert, dann muß das auch für *Hand, Fuß, Tisch* und die anderen ein paar hunderttausend Wörter des Deutschen gelten.

In gleicher Weise ist es problematisch, gesamtbairischen oder weit über Österreich hinaus auch in Altbayern gebräuchlichen Wortschatz einfach als österreichisch zu reklamieren. Hier gilt Gleiches wie für den eben genannten gesamtsüddeutschen Wortschatz, wenn die Formen auch in Altbayern in allen Varietäten akzeptiert sind (Beispiele: *Knödel, Fasching, servus*). Es bedarf eben der genaueren Erklärung, wenn die Sache komplizierter ist. Natürlich sind Wörter wie *Kren, Rauchfangkehrer* oder *Jänner* in ihrem wortgeographischen Gesamtbild *keine* Austriazismen. Sie sind dialektal mehr (*Jänner*) oder weniger (*Kren*) oder noch etwas weniger (*Rauchfangkehrer*), doch alle über ansehnliche Flächen außerhalb Österreichs verbreitet. Und doch sind sie *auch* Austriazismen, denn nur noch in Österreich sind diese Wörter unbestritten standard- und schriftsprachlich. Was hier, weil anschaulicher, mit Beispielen aus dem Wortschatz demonstriert werden soll, gilt auch und vor allem in anderen Bereichen der Sprache. Beispiel Grammatik: Die Perfektformen *gestanden, gesessen* usw. mit dem Verbum *sein* sind in allen Varietäten weit über Österreich hinaus akzeptiert. Beispiel Lautung: Kein Geringerer als Bundespräsident Roman Herzog mag stellvertretend für die auch süddeutsche Verbreitung und nicht zuletzt durch ihn wohl auch gesamtdeutsche Akzeptanz der [ɪg]-Aussprachen in *fertig, König* usw. genannt werden.

Grundsätzlich ist zu fragen, inwieweit die nicht nur österreichbezogene, sondern gesamtdeutsche Diskussion um die *Plurizentrizität* des Deutschen nicht der Gewohnheit des schon eingeführten Terminus und seiner Suggestivkraft erliegt. Ist *plurizentrisch*, so wie es jetzt verstanden wird, nicht eigentlich *„pluriunizentrisch"*, nicht geradezu *„plurizentralistisch"*? Ganze Staaten als Zentren? *Ein* Zentrum von Kiel bis Berchtesgaden? Ich bezweifle, daß der Terminus den Verhältnissen in den anglophonen Ländern gerecht wird, und ich bestreite, daß er den Verhältnissen in den deutschsprachigen Ländern gerecht wird. Einmal eingeführte Termini haben ein langes Leben, auch wenn sie ein Irrtum sind – siehe *Rückumlaut*. Auch der Terminus *Binnendeutsch* findet weiter Verwendung, obgleich Produkt einer arroganten und anmaßenden Sichtweise, und am meisten wohl in den Ländern des Deutschen, auf deren Sprachgebrauch er anmaßend aufs damit implizierte *„Randdeutsch"* herabblickt. Doch vielleicht sollte er nur eine sprachliche Einheit Deutschlands vortäuschen, die es nicht gibt. Den regionalen Varietäten des Deutschen auch auf den höchsten Ebenen von Schrift- und Standardsprache wird als Überbegriff das von Norbert Richard Wolf vorgeschlagene *pluriareal* doch wohl besser gerecht (s. Wolf 1994). *Eine* Form dieser grundlegenden Pluriarealität des Deutschen ist ihre Staatlichkeit, die sich in allen Staaten deutscher Zunge – und dies sollten meine vorangegangenen Ausführun-

gen implizieren – in mannigfaltigen Ausformungen darstellt. Dies reicht eben vom kleinen Bereich amtssprachlicher Formen als dem einzigen aus plausiblen Gründen gänzlich staatsgebundenen Bereich bis zu regionalen, bei weitem nicht staatsweiten, doch auch standardsprachlichen Formen wie z.B. – ein Beispiel aus Österreich – das ostösterreichische Biermaß *Krügel* für einen halben Liter. Doch widerspricht eine solchermaßen vorgestellte Hierarchisierung der Regionalitäten des Deutschen, die nach oben hin und nach unten hin die nationale Ebene verläßt, sie nicht als das Maß aller Dinge nimmt, den herrschenden Vorstellungen. Es sei hinterfragt, ob nicht nationale, staatsorientierte Denkmuster, die wir alle so internalisiert haben, daß wir „bei uns" und „bei euch" sagen, wenn wir die Staaten meinen, in denen wir leben, zuviel an Bedeutung beigemessen wird – sowohl angesichts der weitaus längeren, nichtnationalen Vorgeschichte unserer Staaten als auch angesichts einer absehbaren weniger nationalen Zukunft.

Ich zitiere Ulrich Ammon und schließe mich vollinhaltlich an: „Mögen diese Überlegungen unter anderem dazu beitragen, daß die Bedeutsamkeit der nationalen Varietäten für die areale Gliederung der deutschen Sprache nicht überschätzt wird. Allerdings sollte man ihre dementsprechende Bedeutung auch nicht zu gering veranschlagen [...]" (Ammon 1995, S. 510). Gerade vor dem Hintergrund des Staates Österreich mit seiner sich durch die ganze Geschichte ziehenden Verquickung mit dem weiteren deutschen Sprachraum plädiere ich für eine stärkere Einbeziehung des historischen Moments in die Darstellung und Interpretation auch der standardsprachlichen deutschen Arealität. Auch die spezifische Positionierung der heutigen österreichischen Sprachvarietäten innerhalb der gesamten Arealität des Deutschen könnte dann angemessener beschrieben werden.

Literatur

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

Clyne, Michael (1984): Language and society in the German-speaking countries. Cambridge.

Clyne, Michael (1995): The German language in a changing Europe. Cambridge.

Ebner, Jakob (1989): Österreichisches Deutsch – ein Thema für die Didaktik. In: Informationen zur Deutschdidaktik 13, Heft 2, S. 88-98.

Moser, Hugo (1985): Die Entwicklung der deutschen Sprache seit 1945. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ih-

rer Erforschung. Band 2. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2). S. 1678-1707.

Polenz, Peter v. (1988): 'Binnendeutsch' oder plurizentrische Sprachkultur? Ein Plädoyer für Normalisierung in der Frage der 'nationalen' Varietäten. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 16, S. 198-218.

Wiesinger, Peter (1988): Die sprachsoziologischen Verhältnisse in Österreich. Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 20, S. 71-81.

Wiesinger, Peter (Hg.) (1988a): Das österreichische Deutsch. Wien/Köln/Graz. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 12).

Wiesinger, Peter (1989): Standardsprache und Mundarten in Österreich. In: Stickel, Gerhard (Hg.): Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin/New York. S. 218-232.

Wiesinger, Peter (1995): Ist das österreichische Deutsch eine eigene Sprachnorm? In: Sprachnormen und Sprachnormwandel in gegenwärtigen europäischen Sprachen. Beiträge zur gleichnamigen Fachkonferenz November 1994 am Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Rostock. (Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft 1). S. 245-258.

Wolf, Norbert Richard (1994): Österreichisches zum österreichischen Deutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 61, S. 66-76.

HELEN CHRISTEN

Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen?

Abstract

Der beinahe uneingeschränkte mündliche Gebrauch schweizerdeutscher Dialekte führt zur Frage, ob sich – bedingt durch die aus dieser besonderen Diglossiesituation zwangsläufig resultierenden vielfältigen Dialektkontakte – Veränderungstendenzen abzeichnen, die zu einer Koiné, einem einheitlichen Schweizerdeutschen führen. Anhand von Daten aus einem umfangreichen Korpus können verschiedenartige Wandeltendenzen festgestellt werden, die in ihrer Gesamtheit nicht die Veränderung hin zu *einer* Koiné Schweizerdeutsch anzeigen, sondern eher die Ausbildung großräumiger, aber binnenschweizerisch nach wie vor räumlich aufgegliederter Dialekte nahelegen, die ihrerseits einen gewissen linguistischen Abstand zur Standardsprache aufrecht erhalten.

1. Einleitung

Auf die Frage, welche Varietät, welche Varietäten im binnenschweizerischen Kontakt gebraucht werden, dürften die Sprecherinnen und Sprecher der Deutschschweiz zur Antwort geben: Dialekt, jeder und jede den eigenen Dialekt, also Zürichdeutsch, Berndeutsch, Baselbieterdeutsch ... Unter dieser Voraussetzung ist in der mobilen und durch Binnenmigration geprägten Deutschschweiz von einem dauernden Kontakt zwischen Sprecherinnen und Sprechern unterschiedlicher lokaler Varietäten auszugehen, und die Frage stellt sich, zu welchen Veränderungen solche Kontakte führen, und ob die im Gange befindlichen Veränderungen langfristig zu einem Verschwinden lokaler Varietäten und gar zur Entstehung einer schweizerischen Gemeinsprache führen.

Der Begriff des „Einheitsschweizerdeutschen" existiert bereits, volkstümlich ist auch vom „Bahnhof-Buffet-Olten-Dialekt" die Rede; es sind jedoch beides Termini mit einem bisher bloß prognostischen Potential, welche eine Entwicklung voraussehen wollen, die zum Abbau der dialektalen Vielfalt schweizerdeutscher Varietäten zugunsten einer Einheitsvarietät führen soll. Dieses prognostizierte, kollektiv verbindliche Einheitsschweizerdeutsch, das lehrt die Alltagserfahrung, existiert heute allerdings nicht.

Da sprachliche Varietäten aber niemals statische Gebilde, sondern in dauerndem Wandel begriffen sind, läßt sich fragen, ob die Veränderungen, welche innerhalb der schweizerdeutschen Varietäten im Moment stattfinden, tatsächlich auf die Bildung einer Einheitsvarietät hinzielen.

2. Koiné: Eine Begriffsklärung

Vorab einige klärende Bemerkungen zum Terminus Koiné, der in der Linguistik im Zusammenhang mit Einheitssprachen verwendet, allerdings nicht einheitlich definiert wird.

Bußmann (1990, S. 390) führt in ihrem Lexikon der Sprachwissenschaft zum Stichwort Koiné den folgenden Eintrag an: „Bezeichnung für jede 'deregionalisierte' Varietät, die sich innerhalb eines Verbandes von mehreren (zunächst) gleichwertigen, regional gebundenen Varietäten zur allgemein akzeptierten überregionalen 'Standardvarietät' entwickelt und durchgesetzt hat." „Koiné" ist damit bei Bußmann synchron über eine pragmatische Funktion definiert.

In soziodialektologischen Arbeiten – etwa in jenen Peter Trudgills (1983) – wird mit Koiné dagegen ein anderer Sachverhalt bezeichnet. Unter Koiné wird hier das Resultat eines ganz bestimmten diachronen Prozesses verstanden, eines Prozesses nämlich, der ausgelöst wird durch eine Dialektkontaktsituation, wie sie vornehmlich in Kolonien entsteht, wenn verschiedene areale Varietäten aufeinandertreffen – quasi exterritorial und ihrer ursprünglichen sozialen Einbettung entbunden. Unter diesen Bedingungen kann sich eine neue Varietät herausbilden, welche sich von den in Kontakt stehenden Ausgangsgrößen unterscheidet. Die Koinéisierung ist vergleichbar mit der Kreolisierung, mit dem offensichtlich einzigen Unterschied, daß ein Kreol aus Varietäten mit großem linguistischem Abstand, eine Koiné aber aus distanzarmen Varietäten hervorgeht. Der Endpunkt sowohl der Koinéisierung als auch der Kreolisierung ist eine stabile und relativ homogene Varietät.

Die beiden Gebrauchsweisen des Terminus Koiné lassen sich nun nicht derartig miteinander in Verbindung bringen, daß eine Koiné im synchronen Sinne zwingend das Resultat eines Koinéisierungsprozesses, also gleichzeitig eine Koiné im diachronen Sinne wäre. Bei einer überregional verwendeten Einheitssprache kann es sich um eine bereits existierende sozial herausragende Varietät handeln, der durch besondere gesellschaftliche Umstände der Status einer Standardsprache zugekommen ist. Umgekehrt mag allerdings eine aus einem Koinéisierungsprozeß hervorgegangene Varietät darauf angelegt sein, zumindest kurzfristig eine sozial vorrangige Rolle zu spielen.

3. Einige Vorüberlegungen zu sprachlichen Veränderungen im deutschschweizerischen Kommunikationskontext

Ob sich in der Deutschschweiz tatsächlich die Bildung einer Einheitssprache anbahnt, kann durch die vorsichtige Trendextrapolation der synchron

sich abzeichnenden Wandelprozesse beurteilt werden, wobei bei diesem Vorgehen einige Zurückhaltung geboten ist: die Abhängigkeit sprachlicher Veränderungen vom soziokulturellen Kontext verbietet verbindliche langfristige Prognosen.

Welche Prozesse können nun im deutschschweizerischen Kommunikationskontext potentiell im Gange sein?

1. Es kann ein natürlicher Sprachwandel stattfinden, der jenen sprachlichen Merkmalen zum Durchbruch verhilft, die in einer Varietät selbst angelegt sind und der menschlichen Sprachfähigkeit insofern zunehmend gerechter werden, als sie den biologisch determinierten Produktions- und Perzeptionsbedingungen und der menschlichen Kognition besser Rechnung tragen.

2. Es kann ein Sprachwandel stattfinden, bei dem sich die Dialekte allmählich an die koexistierende Standardvarietät anpassen. Langfristig werden die substandardsprachlichen Merkmale durch jene der Standardsprache ersetzt. Bei gleichbleibenden sozialen Bedingungen sind die durchsetzungskräftigen Varianten prognostizierbar: wir haben es mit einem Wandel zu tun, wie er für Post-Kreol-Kontinuen beschrieben worden ist.[1] Die Standardsprache hat den Status eines Akrolektes, auf den hin sich alle Veränderungen orientieren. Die Dialekte sind als Basilekte zu betrachten, deren Merkmale – unabhängig von ihrer linguistischen Qualität – zugunsten von akrolektalen Merkmalen aufgegeben werden.[2] Dieser Prozeß eines langfristigen Zusammenfalls mit der Standardsprache läuft auf eine Koiné im synchronen Sinne hinaus.

3. Es kann ein Sprachwandel stattfinden, bei dem sich die Dialekte nach einem bereits existierenden Dialekt ausrichten, d.h. eine Substandardvarietät kann über den Status eines Akrolektes verfügen. Entsprechend

---

[1] Die Terminologie aus dem Fachbereich der Kreolistik, die hier für interdialektale Veränderungen verwendet wird, mag auf den ersten Blick etwas gesucht wirken, hat sich doch innerhalb der dialektologischen Tradition ein gängiges Begriffsinventar für entsprechende Erscheinungen etabliert (vgl. „Ausgleichsdialekt", „Verkehrsdialekt" usw.). Der Transfer kreolistischer Kategorien in die Dialektologie scheint mir aber insofern lohnend, als Arbeiten, die sich mit Sprachwandel beschäftigen, in eine allgemeine Kontaktlinguistik eingebunden werden und dadurch die Gemeinsamkeiten um so deutlicher zutage treten können.

[2] Linguistische Eigenschaften – so Reiffenstein (1980) in seiner Untersuchung zu den sprachlichen Veränderungen innerhalb der Bedingungen der österreichischen Sprachsituation – spielen nur eine Rolle im relativen Zeitverlauf des Wandels.

ist auch hier prognostizierbar, daß bei Kovariation immer die akrolektalen Merkmale durchsetzungskräftig sind. Auch in diesem Fall kann der Akrolekt den Status einer Koiné gewinnen.

4. Es kann zur Bildung einer neuen Varietät, einer Koiné im genetischen Sinne kommen, die sich von den in Kontakt stehenden Varietäten unterscheidet. Die anfängliche Variabilität wird reduziert durch die Aussonderung von sprachlich und außersprachlich markierten Varianten[3] und durch die Simplifikation, der Regularisierung der Inhalts-/Ausdrucksentsprechung.[4]

Ist in der spezifischen Dialektkontaktsituation, die in der diglossischen Schweiz besteht, zwangsläufig mit der Bildung einer Einheitssprache – welcher Provenienz sie auch sein möge – zu rechnen? Dazu einige grundsätzliche Überlegungen. Das Argument, eine Vereinheitlichung müsse sich vor allem aus Gründen der gegenseitigen Verständnissicherung einstellen, ist nicht zwingend. Den unabdingbaren Willen zu einer erfolgreichen Kommunikation einmal vorausgesetzt, kann man davon ausgehen, daß die linguistischen Abstände zwischen den arealen Varietäten, die in der Deutschschweiz gesprochen werden und in gegenseitigem Kontakt stehen, so gering sind, daß von den Sprecherinnen und Sprechern problemlos Entsprechungsregeln gebildet werden können. Die kommunikativ problematischeren lexikalischen Differenzen, die ja – wie *Zältli, Täfeli, Tröpsli* und *Zückerli*[5] – einer eigentlichen „Übersetzung" bedürfen, betreffen bloß periphere Bereiche des Wortschatzes und sind als marginal einzustufen. Sie dürften in der Kommunikation mit alltäglichen Themenbereichen kaum ernsthafte Verständigungsprobleme provozieren. Da die binnenschweizerischen Heteronyme auf ein überblickbares Kleinstinventar beschränkt sind, kann man sogar davon ausgehen, daß die fraglichen Lexeme bei kontaktroutinierten Sprecherinnen und Sprechern als bekannt vorausgesetzt werden können.

Je vertrauter man in der Rezeption fremder Sprachzüge ist, desto leichter dürfte die Dekodierung fallen. Gesteigerte Mobilität und verstärkte Migrationsbewegungen führen zu eben dieser rezeptiven Vertrautheit, die zusätzlich durch die Präsenz der mündlichen Medien gefördert wird. Selbst Minoritätsdialekte gelangen durch eine nicht ganz zufällige Personalpolitik der staatlichen Medien zu einem gewissen Bekanntheits-

---

[3] Zum sog. Levelling vgl. Trudgill (1986).

[4] Vgl. Mayerthaler (1981); Wurzel (1984).

[5] Die Sprachgeographie des 'Bonbons' ist in der deutschsprachigen Schweiz sogar noch variantenreicher als auf dem offiziellen IDS-Plakat eingezeichnet.

grad:[6] durch die Beschäftigung von Moderatorinnen und Moderatoren aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz sind auch alpine Dialekte regelmäßig über die Medien zu hören.

Der Gebrauch der Dialekte im gesamten mündlichen Situationsspektrum zwingt also vom Gesichtspunkt der Verständigung aus keineswegs zu Vereinheitlichungstendenzen, da die im Vergleich zu früher größere Routine im Umgang mit Variation dies gar nicht mehr nötig macht.

Die entscheidende Rolle sprachlicher Variation in Kontaktsituationen scheint dagegen ihr konnotatives Potential zu spielen. Über sprachliche Variation wird die soziale Identität kommuniziert, im Falle arealer Variation eine lokale Zugehörigkeit. Es ist vorstellbar, daß es Kommunikationsbedingungen gibt, unter denen Sprecherinnen und Sprecher genau auf diese Konnotationen verzichten, sie abschwächen möchten, sie gar störend finden. Das kann sich darin äußern, daß sich Gesprächspartnerinnen und -partner in einer konkreten face-to-face-Kommunikation verbal (und non-verbal) punktuell einander angleichen, wie das u.a. Untersuchungen von Giles und seinem Mitarbeiterkreis gezeigt haben.[7] Zu gar dauerhaften Veränderungen verbaler Routinen können stabile und wiederkehrende Kontakte zwischen Sprecherinnen und Sprechern bestimmter Varietäten führen, wie Arbeiten zu unterschiedlichen Sprach- und Dialektgebieten nachweisen, in denen sich solche kontaktbedingten Veränderungen stabilisieren konnten.

Wie Dialektkontakte sich auswirken werden, ist nicht ausschließlich von individualpsychologischen Komponenten abhängig. Wer sich wem anpaßt, wer das Bedürfnis hat, seine Varietät zu modifizieren, wer nicht, ist nicht loszulösen vom sozialpsychologischen Hintergrund, in den die Sprechhandlungen eingebettet sind. In der deutschsprachigen Schweiz ist beispielsweise damit zu rechnen, daß bei verschiedenen Dialekten, die auf Areale mit unterschiedlichem sozioökonomischem Ansehen und unterschiedlicher soziokultueller Bedeutung weisen, nicht einfach von Gleichwertigkeit ausgegangen werden kann. Vielmehr ist nicht ausgeschlossen, daß im binnenschweizerischen Kommunikationskontext eine Umschichtung der lokalen auf eine soziale Dimension, eine sog. Realloka-

---

[6] Nach schriftlicher Auskunft von M. Zumbühl, des Leiters des „Regionaljournal Innerschweiz" (Luzern) spielt die dialektale Orientierung bei der Anstellung von Sprecherinnen und Sprechern des Fernsehens durchaus eine Rolle. Bei den regionalen Radiostudios wird gar eine örtliche, mit dem Zielareal des Regionalprogramms übereinstimmende aktive Dialektkompetenz angestrebt.

[7] Vgl. Giles/Smith (1979); Schnidrig (1986).

tion der primär lokalen Varianten eintreten kann. Dieses Phänomen hat die traditionelle Dialektologie bereits bei Stadt-Land-Kontakten nachgewiesen, wo ursprüngliche sprachgeographische Varianten durch den soziokulturellen Status ihrer Sprecherinnen und Sprecher eine unterschiedliche Wertung erfahren haben, die sich dann in Kontaktsituationen als sprachlich relevant erwiesen hat.[8]

4. Empirische Untersuchung zu aktuellen Veränderungstendenzen

4.1 Allgemeines

Wie lassen sich nun Tendenzen zu einem allfälligen Einheitsschweizerdeutschen, das es so nicht oder noch nicht gibt, empirisch nachweisen?

Vorausgesetzt, daß in der deutschsprachigen Schweiz alle eine areale Varietät erwerben, die in der binnenschweizerischen Kommunikation uneingeschränkt gebraucht wird, müßten die Idiolekte beliebiger Sprecherinnen und Sprecher mit Grundmundarten, wie sie die Dialektologie ermittelt hat, zur Deckung gebracht werden können. Gelingt dies nicht oder nur teilweise, so können die Abweichungen als mögliche Indikatoren für Veränderungsrichtungen rsp. für die Herausbildung einer bestimmten stilistischen Varietät gelten.

In der vorliegenden Arbeit habe ich die Daten des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) als Bezugsgrößen herangezogen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Kartographierungen auf einem Datenmaterial beruhen, das rund fünfzig Jahre alt und weitgehend durch traditionelle dialektologische Elizitationen mithilfe eines Fragebuches erhoben worden ist.

Zum Status der Abweichungen ist im weiteren folgendes anzumerken: Abweichungen, die in einem einzelnen Idiolekt nachgewiesen werden können, sind vorerst ausschließlich als Phänomene individueller Natur zu betrachten. Es kann sich dabei nämlich um völlig singuläre idiolektale Eigenheiten handeln, die keinerlei Rückschlüsse auf ein Sprecherkollektiv erlauben.

Plausible Rückschlüsse auf kollektiv verbindliche Phänomene sind erst dann möglich, wenn entweder gleiche Abweichungen, d.h. Abweichungen, welche die gleiche dialektale Variante betreffen, in mehreren Idiolekten faßbar werden oder wenn bei mehrerern Sprecherinnen und Sprechern die gleiche „Abweichungsstrategie" beobachtet werden kann, d.h.

[8] Vgl. z.B. Baumgartner (1940); Hofmann (1963).

wenn dialektale Merkmale mit bestimmten Eigenschaften, z.B. bevorzugt kleinräumige oder selten auftretende Merkmale, abweichend realisiert werden.

Die Daten, die im folgenden für die entsprechenden Fragestellungen herangezogen werden, stammen aus einem Korpus mit 42 Texten zufällig ausgewählter junger Sprecherinnen und Sprecher, die mittels nichtstandardisierter dialogischer Interviews erhoben worden sind und jeweils etwa eine Viertelstunde Redezeit umfassen. Bei fast allen Partnerkonstellationen handelt es sich um Erstgespräche. Die ermittelten Varietäten sind damit aus dem individuellen stilistischen Dialektspektrum jene, die mit Fremden in der deutschschweizerischen Binnenkommunikation verwendet werden.[9]

4.2 Ergebnisse

Die Daten der Sprecherinnen und Sprecher werden nun in einem der Sprachgeographie entgegengesetzten Verfahren daraufhin überprüft, ob die vorkommenden dialektalen Varianten in einer derartigen Kombination erscheinen, wie sie der Sprachatlas der deutschen Schweiz für die Grundmundarten ausweist.

Als Ergebnis kann festgestellt werden, daß in keinem der Idiolekte die Kookkurenz der dialektalen Merkmale völlig mit einer Grundmundart übereinstimmt. Die Kookkurenzen erlauben aber in allen Fällen über die Mehrheit der dialektalen Varianten eine bemerkenswert eindeutige Lokalisierung, die in einem offensichtlichen Zusammenhang mit der individuellen Sprecherbiographie steht. Die Sprecherinnen und Sprecher haben zum Areal, auf welches ihr Idiolekt weist, immer einen Bezug durch eine kürzere oder längere tatsächliche Ortsanwesenheit. Es handelt sich also in keinem Fall etwa um eine exterritoritale Varietät einer ortsfremden Bezugsperson, beispielsweise um den Dialekt eines zugezogenen Elternteils.

Die Abweichungen von den Grundmundarten lassen nun folgende Feststellungen zu: Der größte Teil der Abweichungen kann nicht als idiolektal in dem Sinne betrachtet werden, als daß sie tatsächlich auf einen Idiolekt beschränkt sind und dort eine quasi individuelle Sprecherbiographie mit ganz spezifischen Dialektkontakten spiegeln. Dieser Befund ist hinsichtlich der Entwicklungstendenzen des Schweizerdeutschen äußerst

[9] Bei bidialektalen Individuen muß damit gerechnet werden, daß je nach Redekonstellation der eine oder der andere zur Verfügung stehende Dialekt verwendet wird.

relevant: würden sich innerhalb der quantitativ zwar marginalen Abweichungen völlig individuelle Varietätenkontakte manifestieren, so käme es ingesamt zu beliebigen Merkmalskookkurrenzen. Dieser Sachverhalt, nämlich die Beliebigkeit der Kookkurenzen und eine daraus resultierende gesamtgesellschaftlich hohe Variabilität, bildet den Ausgangspunkt für eine Koiné im genetischen Sinne. Die vorliegenden Daten legen nahe, daß diese Voraussetzung eindeutig nicht gegegeben ist.

Die kollektive Dimension der Abweichungen von den grundmundartlichen Bezugsdaten zeigt sich nun hauptsächlich in drei verschiedene Abweichungstypen, die im folgenden ausgeführt werden sollen.

4.2.1 Veränderungen bei gemeinschweizerdeutschen Varianten

Erstens gibt es gleiche Abweichungen bei Varianten, die gemeinschweizerdeutsche oder nahezu gemeinschweizerdeutsche Gültigkeit haben. Das am deutlichsten belegte Beispiel für diesen Veränderungstyp ist die Realisierung der 2. und 3. Person Singular des Verbs 'sein'. Der Sprachatlas der deutschen Schweiz sieht hier nahezu gesamtschweizerisch ein Dentalsuffix vor: *du bischt / er, si, es ischt.*[10] Für vereinzelte Orte ist Kovariation mit der dentallosen Form belegt. Jeder Sprecher, jede Sprecherin der vorliegenden Untersuchung realisiert nun ausschließlich dentallose Formen. Wenn es sich dabei um bloße Allegroformen handeln würde, die unter spezifischen Produktionsbedingungen erscheinen, wäre wohl selbst in diesem Korpus, dessen Daten aus einer weitgehend informellen Erhebungskonstellation gewonnen worden sind, mit Variation zu rechnen. Es ist nun aber festzustellen, daß dieses hochfrequente Merkmal – die 3. Person des Verbs 'sein' kommt bei den Gewährspersonen bis zu 34 mal vor – nicht, auch nicht in der Emphase, mit Dentalsuffix belegt ist. Wir haben es hier offensichtlich mit einem natürlichen Wandel zu tun, dessen Resultat an der lokalen Komponente der einzelnen Dialekte nur temporär etwas verändert. In bezug auf die Flexion dieses Verbs ist von verschiedenen diachronen Stadien auszugehen, denen nur solange eine lokale Komponente zukommt, wie der Wandel erst in vereinzelten Regionen durchgeführt worden ist. Die allfällige lokale Komponente der Dentalelimination dürfte beim vorliegenden Phänomen aber bereits keine Rolle mehr spielen.

---

[10] Die Belege sind in einer weiten Dieth-Schreibung verschriftlicht (vgl. Dieth 1986).

4.2.2 Gleichgerichtete Veränderungen bei Merkmalen mit unterschiedlichen dialektalen Varianten

Zweitens gibt es einige ganz wenige Abweichungen, die darin bestehen, daß unterschiedliche dialektale Varianten einer einzelnen sprachlichen Einheit nicht nach grundmundartlicher Erwartung realisiert werden, sondern in einer überindividuell gleichen abweichenden Form erscheinen. Diese Abweichung ist in den belegten Fällen kein Neologismus, sondern eine im Schweizerdeutschen bereits existierende Form. Dazu seien die drei folgenden Beispiele angeführt: Hinsichtlich der 1. Person Singular des Verbs 'gehen' existiert ein reiches dialektales Varianteninventar mit den Formen *ich gaa / gòò / goo / guu / gou / gaane / gòòne / gange / gang*. Falls in bezug auf die Verbalmorphologie abgewichen wird, kommt unabhängig von der grundmundartlich erwartbaren Variante – bis auf einen einzigen Gegenbeleg – immer die Form *gang* vor. *Gang* ist kein Neologismus sondern als Dialektform bereits in einem kleinen nordöstlichen Areal belegt.

Ein weiteres Beispiel, das in diesen Zusammenhang gehört, ist der Plural von Feminina auf *-e* (vgl. die Feminina 'Stube', 'Tanne' usw.). In den meisten Grundmundarten gibt es – aufgrund des regulären *n*-Ausfalls – bei diesen Nomina keine formale Unterscheidung zwischen Singular und Plural (*Schtube, Tanne* für Singular und Plural). Nur einige lokale Varietäten kennen eine formale Singular-/Pluralopposition: im äußersten Westen wird durch unterschiedliche Vokalqualitäten des Auslautes differenziert zwischen *Schtuba* (Sg.) und *Schtube* (Pl.) oder in einer anderen westlichen Gegend zwischen *Tanne* (Sg.) / *Tanni* (Pl.). Das Zürichdeutsche kennt die Unterscheidung – wobei hier eher das Präteritum „kannte" angebracht ist[11] – die Unterscheidung zwischen *Tann* (Sg.) und *Tane* (Pl.). Unabhängig von der lokalen Einordnung der Sprecherinnen und Sprecher tauchen nun neue Pluralformen auf *-ene* auf (z.B. der Plural *Faasene* bei einer Sprecherin, bei der grundmundartlich eine *e-/a*-Opposition vorgesehen und bei einigen anderen Feminina auch realisiert ist; denkbar wäre nämlich ebenso die dialektale Unterscheidung zwischen *d Faasa* Sg. vs. *d Faase* Pl. 'die Phase(n)').

Neu sind diese Pluralformen nun nur insofern, als diese Flexive in ihrem Gebrauch ausgeweitet werden: sie existieren als solche bereits bei – ebenfalls femininen – Adjektivnominalisierungen auf *– i: Hööchi / Höchene,* ('Höhe(n)'), *Wüeschti / Wüeschtene* ('Wüste(n)'). Die fehlende formale Pluralbildung wird bei den fraglichen Feminina vom Typ 'Stube' of-

[11] Schobinger (1984, S. 43) verzeichnet im Gegensatz zu Weber (1964), diese Pluralbildung nicht mehr.

fensichtlich behoben durch ein bereits vorliegendes Affix, das überdies den Vorteil hat, die Opposition zwischen Singular und Plural deutlicher auszudrücken, als das durch die meist bloß vokalischen Unterschiede in Nebentonsilben geschehen kann, die in einigen wenigen Dialekten als autochthone Differenzierungsmöglichkeiten bestehen würden.[12]

Ein drittes Beispiel: Unabhängig von den verschiedenen grundmundartlichen Ausgangsformen zeichnet sich auch die Entwicklung des Konjunktiv Präsens der Verben 'haben' und 'sein' ab, bei denen sich die Verbalstämme auf *-g* durchzusetzen scheinen (*ich he[i]g / mir he[i]ged* 'ich habe, wir haben'); *ich s[e]ig / mir s[e]iged* 'ich sei, wir seien'). Diese für einige Grundmundarten abweichenden Formen sind bereits für vereinzelte Dialekte, die jedoch kein zusammenhängendes Areal bilden, belegt. Auch hier scheinen die abweichenden Formen, die den Konjunktiv offensichtlich stärker markieren als rein vokalische Stämme, von den Sprecherinnen und Sprechern begünstigt zu werden.

Abweichungen vom grundmundartlichen Stand, wie sie durch diese drei Beispiele illustriert worden sind, führen dazu, daß die dialektalen Unterschiede bezüglich der fraglichen Merkmale aufgehoben und durch eine einheitliche, gesamtschweizerdeutsche Form ersetzt werden. Solche Abweichungen führen zur Konvergenz von Dialekten, die die gegenseitigen Differenzen vermindern und die linguistische Ähnlichkeit erhöhen.

4.2.3 Veränderungen bei einer bestimmten dialektalen Variante

Ein dritter Typ von überindividuell belegten Abweichungen besteht schließlich darin, daß die gleiche dialektale Abweichung bei der gleichen dialektalen Variante vorkommt. Dazu die zwei folgenden Beispiele: Bei Idiolekten, bei denen die Monophthongierung alter Diphthonge erwartet werden kann (*gloobe* 'glauben', *meene* 'meinen'), bestehen die Abweichungen im variablen oder kategorischen Ersatz dieser Formen durch neue Diphthonge. Sprecherinnen und Sprecher mit diphthongischen Realisierungen zeigen jedoch umgekehrt keine Abweichungen in Form von Monophthongierungen.

Ein weiteres Beispiel: bei Idiolekten, die grundmundartlich Entrundungen erwarten lassen, sind die Entrundungen ersetzt durch die entsprechenden Labialvokale (*müesse* statt *miesse* 'müssen'). Umgekehrt sind

[12] Die „Freiburger Pluralisierung" mit *e-/a*-Opposition dürfte zudem als gemeinschweizerische Variante chancenlos sein, weil der Vollvokal *a* in Nebentonsilben nur noch in einigen wenigen höchstalemannischen Dialekten vorkommt.

aber bei rundenden Mundarten Abweichungen in Form von Entrundungen nur als marginale Sonderfälle festzustellen.

Bei den neuen lautlichen und morphologischen Formen, die hier bei diesem dritten Typ abweichend erscheinen, handelt es sich zumeist um entlehnte Formen, die in der sprachgeographischen Nachbarschaft belegt sind und bis auf wenige Ausnahmen über ein größeres Gültigkeitsareal verfügen als die grundmundartlichen Varianten.

Bei Idiolekten, bei denen im Korpus keine direkte Vergleichsmöglichkeit besteht, ist festzustellen, daß einige der erwartbaren kleinräumigen Varianten durch großräumig gültige Formen ersetzt werden. Es gibt im Korpus beispielsweise nur einen einzigen Idiolekt, der von der Kookkurenz seiner dialektalen Merkmale nach Appenzell, in eine ländliche Ostschweizer Gegend, weist. Dieser Dialekt kennt eine konsonantische *r*-Realisierung nur im Anlaut; in allen übrigen lautlichen Umgebung ist *r* eliminiert oder vokalisiert worden. Das ist eine Besonderheit, die diese Varietät von allen übrigen schweizerdeutschen Varietäten unterscheidet, bei denen allenfalls eine vereinzelte *r*-Reduktion bei unbetonten Silben in vorkonsonantischer Umgebung festzustellen ist. Die Sprecherin, deren Idiolekt auf Appenzell verweist, zeigt nun Kovariation von autochthon appenzellischen *r*-Reduktionen und von abweichenden konsonantischen *r*-Realisierungen.

Es scheint sich bei diesem Abweichungsverhalten um ein Muster zu handeln, das sich bereits oben gezeigt hat, bloß daß wir hier nur vermuten können, daß weitere Sprecherinnen und Sprecher mit vergleichbaren dialektalen Voraussetzungen die gleichen potentiellen Abweichungen zeigen würden, nämlich bestimmte kleinräumige Formen durch großräumige zu ersetzen.

4.2.4 Gesamtbilanz

Die quantitative und qualitative Gesamtbilanz der Ergebnisse, die im folgenden versucht werden soll, stützt sich auf die Auswertung der dialektalen Varianten, die in den Verbtokens realisiert worden sind und damit auf ca. 20% der vorkommenden Wortformen basiert. Die dialektalen Verhältnisse bei den übrigen Kategorien scheinen sich aber nicht grundsätzlich davon zu unterscheiden.

Die Abweichungen zeigen insgesamt eine weitgehend „gerichtete Variabilität", wie sie auch in Post-Kreol-Kontinuen zu erwarten ist, wo alle Veränderungen in Richtung auf einen bestimmten Akrolekt hin verlaufen. Beispiele für Neuerungen, die auf eine eigenständige, divergierende Entwicklung eines einzelnen Dialektes hinweisen, sind äußerst selten.

Eine Abweichung, die einen derartigen Wandel anzeigt, welcher auf den spezifischen linguistischen Voraussetzungen eines einzelnen Dialekts beruht und zu Neuerungen führt, die anderswo nicht belegt sind, ist in den Daten der Walliser Sprecher nachzuweisen: das Paradigma des Verbs 'können' wird dort insofern regularisiert, als im Singular abweichende umgelautete Formen erscheinen, die zu einer vokalischen Übereinstimmung mit dem Plural führen (statt *ich cha* Sg. *ich chä*, zum Plural *wir chänd*). Die Abweichung, welche die morphologische Natürlichkeit dieses Verbalparadigmas erhöht, führt gleichzeitig zu einer Divergenz mit den übrigen Dialekten, bei denen im Singular- und Pluralstamm unterschiedliche Vokale (z.B. *ich cha / mir chönd*) vorgesehen sind.

In der Regel handelt es es sich bei den oben erläuterten drei Abweichungstypen immer um Formen, die bereits in einer deutschschweizerischen Grundmundart belegt sind, und es läßt sich nun anhand des lokalisierenden Potentials der Abweichungen ermitteln, ob sich durch die festgestellte gerichtete Variation ein Akrolekt abzeichnet, eine Zielvarietät, nach der sich die Idiolekte orientieren.

Die zuerst besprochenen grundmundartlichen Abweichungen, die in allen schweizerdeutschen Varietäten vorkommen und als natürliche Entwicklungen zu betrachten sind, zeigen nur zufälligerweise eine Ausrichtung auf ein bestimmtes Areal hin, das die entsprechende Veränderung etwas früher vollzogen hat. Die Ausrichtung ist hier durch die natürlichen Begebenheiten der Varietäten vorgegeben. Allerdings spielen sich derartige Veränderungen nicht losgelöst von gesellschaftlichen Umständen ab: natürlicher Wandel geschieht ja nicht zwingend. In Kellers (1994, S. 166) Betrachtungsweise ausgedrückt bilanzieren die Individuen beim sprachlichen Kommunizieren – wie bei allen menschlichen Handlungen – das Verhältnis von Kosten und Nutzen: natürlichere sprachliche Elemente vermindern zwar den motorischen oder kognitiven Aufwand und damit die Kosten, allerdings muß in den Sprechhandlungen gleichzeitig erwogen werden, ob mit diesen weniger aufwendigen Formen die angestrebten Ziele, zu denen unter anderem auch die Imagepflege gehört, auch tatsächlich befriedigend erreicht werden können. Erst die positive Bilanz hinsichtlich der ökonomischeren Form bei vielen individuellen Sprechhandlungen wird sich nach einer bestimmten Zeit als kollektiver Wandel äussern.

Bei Abweichungen vom Typ 3, die bei Idiolekten mit ähnlicher dialektaler Ausrichtung vorkommen und meist als Entlehnungen aus Kontaktvarietäten verstanden werden können, liegt ebenfalls „gerichtete Variation" vor, die hier aber einen anderen Stellenwert hat, weil die linguistische Ausrichtung dieser Varianten durch die betreffende Varietät selbst nicht

gegeben ist, sondern von Kontakten abhängt. In den meisten Fällen ersetzen diese Entlehnungen dialektale Formen mit einem kleinräumigen Gültigkeitsareal. Abweichungen bei kleinräumig gültigen Merkmalen können selbst dann vorkommen, wenn die neue Variante im Vergleich zur grundmundartlichen Form einer optimalen Symbolisierung zuwiderläuft. Beispielsweise sind umgelautete *haben*-Singulare (*ich hã, du hãsch[t], er/si/es hãt*) bei gleichzeitig umgelauteten Pluralen (*mir/ir/si hãnd*) von morphologischen Natürlichkeitsprinzipien her insofern ideal, als hier Uniformität besteht. Trotzdem ist bei den ländlichen Zürcher Sprecherinnen und Sprechern, bei denen die Daten des Sprachatlas zumindest noch die Kovariation von umgelauteten und nicht-umgelauteten Singularen erwarten lassen, nur die großräumige und morphologisch weniger günstige „irreguläre" (*ich*) *ha* -Form belegt, während (*ich*) *hã* fehlt.

Die neue Ersatzform ist für die vorliegende Fragestellung dann interessant, wenn gleichzeitig mehrere Alternativen zur Verfügung stehen: werden nämlich beispielsweise die kleinräumigen Entrundungen ersetzt durch großräumig verbreitete Rundungen, so ist dieser Prozeß von der sozialen rsp. lokalen Ausrichtung her von bloß geringem Aussagewert, weil die Abweichung einfach darin besteht, die verbreitetere von bloß zwei möglichen Varianten zu übernehmen. Stehen dagegen mehrere areale Möglichkeiten zur Disposition wie das beispielsweise im Bereich der Morphologie der besonderen Verben, bei den Hilfs-, Modal- und Kurzverben, der Fall ist, so trägt die ersetzende Abweichung eine deutlichere lokale Information mit binnenschweizerischer Gliederung.

Wie bereits erwähnt, weisen diese Abweichungen mit meist großräumigem Gültigkeitsareal in der Regel auf die sprachgeographische Nachbarschaft. Dabei muß in Erwägung gezogen werden, daß nicht der lokale Aspekt dieser Ausrichtung der eigentlich relevante ist, sondern der soziale. Die Daten von Sprecherinnen und Sprechern aus der Ostschweiz sprechen jedenfalls eher für die Vorrangstellung der sozialen Komponente. Bei einigen Idiolekten mit Ostschweizer Bezugsmundarten können nämlich extern entlehnte Abweichungen festgestellt werden, die ausnahmsweise einen kleinräumig Gültigkeitsbereich haben. Diese Varianten sind aber bezeichnenderweise in der einzigen größeren Stadt der Region, in St. Gallen, grundmundartlich belegt.

Der sehr häufig vorkommende Ersatz grundmundartlicher, kleinräumiger Varianten durch sozial herausragende und meist gleichzeitig großräumige Varianten kann als deutliches Indiz dafür gewertet werden kann, daß sich binnenschweizerisch nicht ein einziger Akrolekt abzeichnet, der den Orientierungspunkt abgibt für die dialektalen Veränderungen. Die Daten legen nahe, eher von regionalen Akrolekten auszugehen, die die dia-

lektale Gliederung der Deutschschweiz zwar verändern, indem sich eher größere Areale herausbilden, die aber nach wie vor binnenschweizerische Dialektunterschiede aufrecht erhalten. Diese Tendenz kommt auch durch die Quantitäten der Abweichungstypen zustande: Typ 1 und 3 sind am weitaus häufigsten belegt.

Die Berücksichtigung eines weiteren quantitativen Aspekts der Abweichungen trägt zu einer zusätzlichen Differenzierung des Sachverhalts bei: die vorkommenden Abweichungen sind in weniger als der Hälfte aller betroffenen Merkmale kategorische Abweichungen. Bei einer Mehrheit der Abweichungen wird nämlich gleichzeitig die grundmundartlich erwartbare Variante ebenfalls realisiert.[13] Was also die areale Dimension dieser Varianten betrifft, so ist bei einer Mehrheit der Merkmale, bei denen überhaupt Abweichungen vorkommen, jene grundmundartliche Variante noch immer vorhanden, die zusammen mit den übrigen Merkmalen eine authentische grundmundartliche Variantenkookkurrenz bildet. Auch Varianten mit kleinräumigem Gültigkeitsareal sind dadurch zu einem großen Teil präsent, allerdings kovariierend und damit in ihrer Auftretenshäufigkeit reduziert.

4.3 Zum Einfluß der Standardsprache

Der Einfluß der Standardsprache, die in diglossischen Sprechergemeinschaften omnipräsent ist, ist in den vorangehenden Kapiteln ausgeklammert worden. Die Standardsprache spielt aber zweifellos auch in der deutschsprachigen Schweiz eine herausragende Rolle. Der Ausbaugrad der Dialekte bringt es mit sich, daß insbesondere das dialektale Lexikon gleich umfassend sein muß wie das standardsprachliche, und als ökonomischste Lösung bietet sich dabei die Adaption von Lexemen standardsprachlicher Provenienz an. Der Kontakt zwischen Dialekt und Standard wirkt sich etwa dahingehend aus, daß sich bei heteronymen Dubletten zunehmend das standardsprachliche Lexem etablieren kann: *oft* / *viel* statt *mängisch*; *heute abend* statt *hinecht*; *sprechen* statt *reden*.

---

[13] Im Datenmaterial lassen sich innerhalb der stellvertretend untersuchten Verbtokens bei 418 phonologischen und morphologischen Types Abweichungen feststellen, wobei hier die Abweichungen innerhalb der einzelnen Idiolekte summiert worden sind. Bei 65% dieser Types kovariieren grundmundartlich erwartete und abweichende Form; aufgeschlüsselt nach lautlichen und morphologischen Types sind es bei den lautlichen Merkmalen 79%, bei den morphologischen 52% aller Types, die neben abweichenden auch grundmundartliche Realisierungen haben.

Im vorliegenden Korpus kommen auch Lexeme oder Wortbildungsmorpheme mit lautlich unvollständiger Adaption vor.[14] So ist beispielsweise das Movierungssuffix *-in* in zentralen und östlichen schweizerdeutschen Dialekten zu *-i* vor allem nach *-er* apokopiert worden (vgl. *Leerer* / *Leereri* 'Lehrer / Lehrerin'). Personenbezeichnungen, bei denen die Movierung aus außersprachlichen Gründen schon immer vorgekommen ist, können dort die tradionelle *-i*-Endung auf jeden Fall haben (*Chindergärtneri* 'Kindergärtnerin', *Verchäuferi* 'Verkäuferin'). Bei einigen Bildungen – vornehmlich solchen, die das feminine Suffix nicht an eine Basis auf *-er* anschließen und solchen, die fremdsprachlicher und umständehalber erst neuerer Herkunft sind, scheinen dagegen nur *-in*-Bildungen aufzutauchen: *Pilootin, Jurischtin, Soldaatin, Molkerischtin.* Allerdings gibt es auch *Mänätscheri* 'Managerin' und *Disäineri* 'Designerin'. Die Vollform *-in*, die wohl eindeutig standardsprachlichem Einfluß zuzuschreiben ist, konkurrenziert nun zunehmend auch die etablierten *-i*-Bildungen, und wir können im Korpus *Leereri* neben *Leererin, Zäichneri* neben *Zäichnerin* finden.[15]

Die in Kap. 4.2 erläuterten Abweichungen, die lautliche und morphologische Phänomene betreffen, können darauf hin angesehen werden, ob die gerichtete Variation gleichzeitig zu einer größeren Nähe mit der Standardsprache führt. Die gesprochensprachlich bedingten Veränderungen, die sich abzeichnen, sind natürlich auch in informellen Sprechstilen innerhalb der Standardsprache festzustellen, bleiben aber dort situative Varianten, weil die Verschriftlichung einen eher stabilisierenden Effekt hat. Was der Ersatz kleinräumiger Formen durch großräumige betrifft, so ist tatsächlich die abweichende Form häufig, allerdings nicht immer, standardnäher. Bei den hochfrequenten Formen der besonderen Verben kommen nur Abweichungen vor, die binnenschweizerisch belegt sind und keineswegs als Annäherungen an die Standardsprache interpretiert werden können.[16] Der Abstand zur Standardsprache scheint in gewissen lin-

---

[14] Die Qualifizierung als unvollständige Adaption geht dabei davon aus, daß lautliche Eigenheiten, die sich im zeitlichen Verlauf herausgebildet haben, und für welche in der Linguistik diachrone Regeln formuliert werden können, gleichzeitig synchron produktive Regeln sind, die auf entlehntes Material zu übertragen sind.

[15] Für westliche Regionen sind auch Movierungen auf *-e* ausgewiesen (*Leerere* 'Lehrerin'); daneben existieren in zentralen Teilen der Schweiz auch Bildungen auf *-ene*, wenn die Basis nicht auf *-er* endet (*Wirtene* 'Wirtin') (vgl. SDS III, S. 159-162). Idiolekte, welche diese Bildungen erwarten lassen, weichen durch *in*-Bildungen ab.

[16] In Schweizerdeutschlehrgängen wird gerade auf die Flexionsmorphologie

guistischen Bereichen, bei denen vermutlich auch die Auftretenshäufigkeiten eine Rolle spielen, aufrecht erhalten zu werden.

5. Schluß

Die eingangs gestellte Frage nach dem Einheitsschweizerdeutschen läßt sich also anhand des vorliegenden Datenmaterials in zweierlei Hinsicht vorsichtig verneinen: es zeichnet sich weder eine einzelne Koiné im diachronen noch eine im synchronen Sinne ab, obwohl die Summe der dialektalen Verschiedenheiten im Vergleich zu den Daten des Sprachatlas der deutschen Schweiz insgesamt gewiß abgenommen hat. Neben eigenständigen natürlichen und auch erwartbaren Weiterentwicklungen innerhalb des Schweizerdeutschen gibt es ein hohes Maß an Veränderungen, die nach dem Muster eines Post-Kreol-Kontinuums ablaufen und auf einen gerichteten regionalen, aber nicht überregionalen Ausgleich abzielen. Das Material legt nahe, nicht von einer Koiné-Tendenz im gesamtschweizerischen Rahmen auszugehen, sondern höchstens von Vereinheitlichungen auf regionaler Ebene, von mehreren regionalen Koinéen sozusagen.

Dieser Befund läuft nun in gewisser Weise den alltagsweltlichen Urteilen über den Zustand schweizerdeutscher Varietäten zuwider, bei denen oft von „Dialektmischungen" die Rede ist. Meint „Dialektmischung" eine Varietät, deren lokale Züge auf verschiedene beliebige Areale weisen und die eine eindeutige Lokalisierung nicht zulassen, dann fehlen solche Varietäten im vorliegenden Korpus. Ich möchte allerdings aus diesem Faktum nicht auf die fehlende Existenz solcher Varietäten schließen. Das volkstümliche Urteil unterscheidet offenbar zwischen gleichzeitig existierenden gemischten und nicht-gemischten Dialekten, Urteile, die sich ja nur auf der Grundlage tatsächlich existierender Idiolekte gebildet haben können. Die Wertung, die im Begriff der „Mischung" mitschwingt, qualifiziert entsprechende Varietäten im Vergleich zu ihren nicht-gemischten Bezugsgrößen als qualitativ weniger wertvoll. „Gemischte" Varietäten scheinen sozial weniger Anerkennung zu erfahren.

Daß die 42 untersuchten Idiolekte nur vereinzelte und dann keineswegs beliebige Merkmale aufweisen, die als extern entlehnte Mischelemente betrachtet werden können, scheint mit dem sozialpsychologischen Hintergrund dieser alltagsweltlichen Wertungen übereinzustimmen. Die Idio-

der besonderen Verben besonderes Gewicht gelegt. Nach mündlicher Auskunft eines Lehrers nimmt im Unterricht die richtige Handhabung dieser Verben einen zentralen Stellenwert ein, um eine Äußerung als „richtiges Schweizerdeutsch" zu markieren.

lekte stammen von jungen Erwachsenen, die gerade die Schule oder eine Berufslehre hinter sich und ein Studium angefangen haben. Die relativ problemlose Lokalisierung ihrer Idiolekte und die eher kollektive Natur ihrer Abweichungen kann meines Erachtens als Indiz dafür gesehen werden, daß im Dialekterwerb eine Orientierung an solchen lokalen Varietäten erfolgt, die als allgemein akzeptierte Vertretungen einer Ortsmundart gelten können. Daß im Kinder- und Jugendlichenalter, trotz Kontakt mit verschiedenen Varietäten, üblicherweise nicht eine Varietät mit beliebigen idiolektalen Kookkurrenzen erworben wird, scheint mit der Wichtigkeit der Ortsvarietät als sprachlichem Identifikator in der peer-group zusammenzuhängen. Die jeweilige Ortsvarietät, die ihrerseits natürlich durchaus von Wandel betroffen ist, muß dabei über eine derart herausragende Bedeutung zu verfügen, daß sie sich offenbar auch bei Kindern durchsetzen kann, deren Eltern dialektal nicht ortszugehörig sind. Nicht ausgeschlossen bleibt, daß die Sprecherinnen und Sprecher nicht auch in späteren Lebensstadien weiterhin in neuen Lebensumgebungen auch neue sprachliche Identitäten anstreben. Das Resultat solcher Bemühungen könnten die alltagsweltlich negativ sanktionierten Mischungen sein, die dann nichts anderes als Lernervarietäten wären und als solche von der Sprechergemeinschaft auch quasi „entlarvt" würden als nicht optimal erworbene Dialekte. Diese Lernervarietäten – so kann angenommen werden – sind für die Gesamtentwicklung von Dialekten erst dann relevant, wenn beim Erstdialekterwerb die Orientierung an Ortsmundarten, aus welchen Gründen auch immer, wegfällt.[17] Dann wird auch die zeitliche Dialektkontinuität durch die natürliche Weitergabe im Spracherwerbsprozess unterbrochen werden.[18] Die negative Sanktionierung von solchen Idiolekten, denen die Qualität als authentische Dialekte abgesprochen wird, werte ich als deutliches Indiz dafür, daß es heute noch nicht soweit ist und die mittels dialektaler Variation kommunizierte Ortskomponente von nachhaltiger Bedeutung ist.

Literatur

Baumgartner, Heinrich (1940): Stadtmundart Landmundart. Bern.

Bickerton, Derek (1980): Decreolisation and the Creole Continuum. In: Valdman, Albert/Highfield, Arnold (Hg.): Theoretical Orientations in Creole Studies. New York. S. 109-127.

[17] Vgl. Koinéisierung bei kolonialem Englisch (Trudgill 1986, S. 127ff.)

[18] Thomason/Kaufman (1987) gehen nur dann von genetisch verwandten Dialekten rsp. Varietäten aus, wenn die Kontinuität durch den kindlichen Spracherwerb, der auch in der kindlichen peer-group erfolgen kann, gesichert ist.

Bußmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Stuttgart.

Christen, Helen (1995): Schweizerische Umgangssprachen: eine Herausforderung für die Dialektologie. In: Löffler, Heinrich (Hg.): Alemannische Dialektforschung. Bilanz und Perspektiven. Tübingen/Basel. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur). S. 27-46.

Dieth, Eugen (1986): Schwyzertütschi Dialäktschrift. 2. Auflage bearbeitet und herausgegeben von Christian Schmidt-Cadalbert. Aarau/Frankfurt am Main/Salzburg. (Lebendige Mundart Band 1).

Giles, Howard/Smith, Philip M. (1979): Accomodation theory: optimal levels of convergence. In: Giles, Howard/StClair, Robert (Hg.): Language and social psychology. Oxford. S. 45-65.

Hofmann, Else (1963): Der Einfluß der Stadtsprache auf mundartsprechende Arbeiter. In: Jahrbuch des Marburger Universitätsbundes. Band II. Marburg. S. 201-281.

Keller, Rudi (1994): Sprachwandel. 2. Auflage. Tübingen/Basel.

Mattheier, Klaus J. (1984): Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Band 1. Berlin/New York. S. 720-730.

Mayerthaler, Willi (1981): Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden.

Reiffenstein, Ingo (1980): Zur Theorie des Dialektabbaus. In: Göschel, Joachim/Ivic, Pavle/Kehr, Kurt (Hg.): Dialekt und Dialektologie. Wiesbaden. S. 97-105.

Schnidrig, Kurt (1986): Das Dusseln. Ein Subsidiärdialekt im Wallis. Freiburg im Uechtland. (Germanistica Friburgensia 10).

Schobinger, Viktor (1984): Zürichdeutsche Kurzgrammatik. Zürich.

Sprachatlas der deutschen Schweiz. (1962). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli hg. von Rudolf Hotzenköcherle. Bern.

Thomason, Sarah Grey/Kaufman, Terrence (1987): Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics. Berkeley.

Trudgill, Peter (1983): On Dialect. Oxford.

Trudgill, Peter (1986): Dialects in Contact. Oxford. (Language in Society 10).

Weber, Albert (1964). Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart. Zürich. (Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen Band 1).

Wurzel, Wolfgang U. (1984): Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung. Berlin.

FRANZ LANTHALER

Varietäten des Deutschen in Südtirol

Abtract

Der Beitrag will zunächst einiges von dem, was über das Südtiroler Deutsch kursiert, zurechtrücken, da die Auffassung von der Überflutung durch italienische Interferenzen auf Untersuchungen zurückgeht, die einmal in einer ganz anderen Situation erfolgt sind und zum anderen mit damals noch wenig ausdifferenzierten soziolinguistischen Parametern gemacht wurden. Es wird zugegeben, daß es Interferenzen gibt, es wird aber auch nachgewiesen, daß es einen kreativen Umgang mit der Situation der Mehrsprachigkeit gibt. Es wird weiters die These vertreten, daß im mündlichen Sprachgebrauch in Südtirol eine österreichische Sprachtradition weiterlebt, während man sich im Schriftlichen seit der Nachkriegszeit immer mehr dem Binnendeutschen zugewandt hat.

Derzeit ist ein interessanter Prozeß der Verschiebungen im Dialekt-Hochsprache-Kontinuum zu beobachten, wie etwa die Bildung eines Ausgleichsdialektes und das Umsichgreifen einer neuen Zwischenstufe, die nach Mattheier als „unfeines Hochdeutsch" definiert wird.

1. Die deutsche Hochsprache in Südtirol

1.1 Südtiroler Deutsch – eine Kontaktsprache?

> „Ich schreibe die österreichische Hochsprache. Wie oft muß ich mit meinem Lektor des deutschen Verlags streiten.
> Wenn ich schreibe „Kasten", so genügt es ihm nicht, ich muß „Kleiderkasten" schreiben, beim „Polster" muß ich „Kopfpolster" schreiben. Niemand in Deutschland weiß, was eine Frittatensuppe ist, dennoch bleib ich bei dieser Bezeichnung.
> Ich bin voll von einer österreichischen Hochsprache, ich habe nicht die Sprache eines Siegfried Lenz oder von Günther Grass, sondern die von Musil, Grillparzer, Handke."

Der das sagt, ist wohl der bekannteste lebende Südtiroler Autor, Josef Zoderer, in einem Interview mit dem österreichischen „Standard". Während Zoderer in seiner Klage über die deutschen Lektoren – ähnlich der vieler österreichischer Schriftsteller – sich seiner Selbstbehauptung rühmt, sagt man ihm in seiner Heimat gelegentlich eine große Bereitschaft nach, alles sprachlich Regionale aufzugeben und sich dem großen deutschen Markt anzupassen. So sagt Kurt Lanthaler in seiner Rezension von „Die Walsche" (Sturzflüge 1/82, S. 62):

> „zoderer schreibt eine süddeutsch-österreichische sprache (ich sags mal so), rutscht zwischendurch völlig unkontrollierbar und unmotiviert in das ab, was ich piefkinesisch nenne, und garniert mit tiroler kostproben."

Inkriminiert werden u.a.: „Arkadengänge" „Geflenne" „Spaziermärsche" „Sakko" „verkleistert" „Schuppendach" (für Schindeldach?). Solche Auseinandersetzung um Sprache hat in Südtirol nicht häufig stattgefunden. Eher als die Frage, ob in Südtirol ein süddeutsch-österreichisches oder ein norddeutsches Deutsch verwendet werde, wurde eine Zeitlang die Frage erörtert, ob das Deutsch der Südtiroler überhaupt noch ein deutsches oder schon ein völlig italianisiertes sei. Es gab bis herauf in die 80er Jahre eine Reihe von Untersuchungen zu Interferenzerscheinungen im geschriebenen und gesprochenen Deutsch in Südtirol. Die italienischen Interferenzen, die aufgezeigt werden konnten, waren Legion. Wer etwa bei Riedmann (1972) nachgelesen hat, der fragt sich, ob die sich da unten überhaupt noch verstehen könnten, ohne das Italienische.

Nun hat es tatsächlich eine Zeit gegeben, in der viele Südtiroler für italienische Interferenzen anfällig waren; dennoch ist das Bild, das aus dieser Forschung wie auch aus vielen apokalyptisch anmutenden Zeitungsartikeln und Leserbriefen hervorgeht – gelinde ausgedrückt –, stark überzeichnet. Das hat mehrere Gründe, von denen hier nur einige erörtert werden können. Nachdem das junggrammatische Interesse an der Sprache der Südtiroler mit der Herausgabe des „Tiroler Sprachatlas" befriedigt war, versprach vor allem die Interferenzforschung, eine damals sowieso beliebte Methode, interessante Ergebnisse auf dem Gebiet. Leider hat man sich zunächst eher auf die Beschreibung, manchmal gar die Aufzählung der Phänomene beschränkt und hat nicht die – von der Soziolinguistik z.T. erst später entdeckten – Parameter verwendet. So wurden Befunde, die nur bei einer kleinen sozialen Gruppe festgestellt wurden, auf große Teile der Südtiroler Gesellschaft übertragen, Okkasionelles wurde mit durchgehend Verwendetem gleichgesetzt. Dies ist einerseits schon bei Riedmann[1] angelegt, vor allem aber haben andere in seinem Gefolge unzulässige Generalisierungen vorgenommen. Wenn sich schon die Wissenschaft solcher Generalisierungen schuldig machte oder sie zumindest zuließ, warum sollten Sprachreiniger und -schützer sich dann zurückhalten? So ging bei uns jahrelang die Rede vom „Todesmarsch" der deutschen Sprache in Südtirol. Die Normfrage wird in diesem Zusammenhang zum erstenmal von Ammon (1995) ernsthaft gestellt.[2]

---

[1] Masser geht schon 1981 (Masser 1982) mit Riedmann stark ins Gericht.

[2] Riedmann ordnet das Lehngut nach den Sachbereichen, denen es zuzuordnen ist, während Pernstich sich um eine Typologisierung bemüht; Mo-

Heute stellen sich die Dinge etwas anders dar, und sehr vieles hat sich seit den 70er Jahren geändert. Das zeigt ein kleiner Versuch, den ich mit den bei Moser/Putzer (1980) aufgezählten italienischen Interferenzen in der deutschen Sprache der Städte angestellt habe. In meinem näheren Bekanntenkreis habe ich nur einen ganz geringen Teil des dort verzeichneten Fremd- und Lehngutes registrieren können (meistens die Speisenbezeichnungen).

Die Entlehnungen oder Lehnübersetzungen aus dem Italienischen, die sich in der Schriftsprache durchgesetzt haben, sind vergleichsweise gering an der Zahl, aber es gibt sie natürlich: *Zone* (= Fläche, Gebiet), *Patronat* (gewerkschaftl. Sozialfürsorge), *konventioniert mit* (durch eine Vereinbarung verbunden?), *Fraktion* (Ortsteil, übrigens auch westösterr.!), *-inspektorat* (z.B. Arbeitsinspektorat für -aufsichtsbehörde); ferner eine Reihe von Lehnbildungen, wie *Wettbewerb* (Bewerbung um eine öffentliche Stelle mit Punkteranglisten), *Dringlichkeitsbesetzung, -beschluß.* Früher wurden oft auch Wörter als Interferenzen angesehen, die nicht (mehr) auf Südtirol beschränkt sind: *Kollaudierung* (Bei Rizzo-Baur, im Duden als „österr., schweiz." registriert), *Sensibilisierung* (bei Riedmann) *Präfektur* (auch vom Duden unmarkiert registriert). *Melanzani* wird häufig zu den aus dem Italienischen übernommenen Speisenbezeichnungen gezählt; ein Blick ins ÖWB oder in das Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten zeigt, daß die Übernahme nicht (nur) in Südtirol stattgefunden hat. Der *Nationalfeiertag* ist inzwischen auch bei uns eher ein Staatsfeiertag geworden, der *Funktionär* allemal zum Beamten. Ab und zu taucht noch der *Hydrauliker* auf; er ist inzwischen aber auch (zumindest bei der Tageszeitung) zum *Wasserinstallateur* avanciert.

Ein kurzes Fazit: Es gab zunächst ein massives Eindringen vom Italianismen vor allem in die städtische Umgangssprache und in die amtliche Hochsprache in Südtirol. Dann gab es ein Aufbäumen. Heute noch anfällig sind gewisse Bereiche der Amtssprache[3] (vor allem in Bereichen, für die der Staat weiterhin zuständig ist), die Jugendsprache (als altersbedingte Phasen, vor allem in Städten), stark zweisprachig geprägte Kreise, Benennung von Dingen, die es im deutschen Sprachraum nicht

---

ser/Putzer unterscheiden zwischen Okkasionellem und Gängigem und suchen nach den Motivationen für die Transferenzerscheinungen, vgl. auch Ammon (1995, 409/9).

[3] Seit es bei der Südtiroler Landesregierung ein „Amt für sprachliche Angelegenheiten" gibt, hat sich auch in der Verwaltungssprache vieles zum besseren gewendet.

oder so nicht gibt (siehe „Wettbewerb"), und schließlich in der Werbung (die häufig für ganz Italien gemacht und in Rom übersetzt wird!) sowie der zitathafte, oft ironische Gebrauch von Italianismen.

Bei genauerem Hinsehen erweisen sich die Lehnelemente, die schließlich übrigbleiben, als Lexeme, die zwar als notwendige Neuerungen zur Benennung einer anderen gesellschaftlichen Realität, jedoch nicht nur aus Sprachnot übernommen worden sind, sondern, wie immer bei sprachlichen Veränderungen, bereits einen Haltepunkt im System des Deutschen hatten; so bei Inspektor (Aufsichtsbeamter) – *Inspektorat* (Aufsichtsbehörde), mit -at als gängigem Lehnsuffix, das im Deutschen längst als produktives Wortbildungselement wirksam ist. Bei Zone braucht es nur eine ganz kleine Bedeutungsverschiebung, um zu *Wohnbauzone*, *Industriezone* etc. zu kommen, und von der Dringlichkeitanfrage, -antrag (Duden) zum *Dringlichkeitsbeschluß* ist es ja auch kein allzu weiter Weg. Wir sehen in solchen Eigenheiten den Versuch, mit der mehrsprachigen Situation ökonomisch umzugehen.

Viel schwerwiegender wären die strukturellen Entlehnungen, die man dem Südtiroler Deutsch allenthalben vorgeworfen hat. So wagt Kramer – in seiner im übrigen eher ausgewogenen Darstellung (1981, S. 118) – die Behauptung, daß das Normitalienische den Südtirolern näherliege als das Deutsche, das ihnen in Phonologie[4] und Grammatik große Schwierigkeiten bereite. Dies zu glauben fällt einem schwer, wenn man bedenkt, daß über 70 % der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols in Gemeinden mit weniger als 10 % Anderssprechenden aufwachsen, deutsche Schulen besuchen, deutsche Medien konsumieren und in ihren Dörfern Tausende deutscher Feriengäste beherbergen.

Manche der phraseologischen Gebilde, die man auf das Italienische zurückgeführt hat, können oft sehr unterschiedlich motiviert sein: die Setzung des Schreibnamens vor dem Rufnamen ist eine örtliche Gepflogenheit[5] , die auch in Österreich weit verbreitet ist. *Eishockeyitalienmeister* (Spillner 1992) kann ideologisch motiviert sein: die Grödner Mannschaft ist zwar Meister von Italien geworden, aber sie ist kein „italienischer" Meister. Auch dialektbedingter Kasusgebrauch wird manchmal dem äußeren Kontakt zugeschrieben, obwohl sie sich aus dem inneren erklären ließen. So läßt sich ein „über der Brücke gehen" (Spill-

[4] Kramer geht, wie andere, von einem monozentrischen Normbegriff aus, welcher sich am deutschen Norden orientiert, und kommt so zu einer negativen Bewertung nicht nur des Südtirolischen, sondern auch des Österreichischen und des Süddeutschen insgesamt.

[5] Hofname vor Personenname.

ner, a.a.O.) eher aus dem Dialekt erklären als mit dem Kasussynkretismus des Italienischen. Man ist sogar so weit gegangen, die schwache Flexion starker Verben bei Kindern als Interferenzerscheinungen zu registrieren, wo doch alle Welt weiß, daß diese Generalisierungstendenz im Spracherwerbsprozeß eine natürliche Phase darstellt. Daß bei Zweisprachigen, und überhaupt bei Menschen, die mehr als eine Sprache gut beherrschen, Tendenzen, die in einer Varietät vorkommen, durch die Fremd- bzw. Zweitsprache verstärkt werden, wird allerdings niemand bezweifeln.

Eine stärkere Anfälligkeit für Interferenzen zeigt immer noch der pragmatische Bereich. So sind vor allem in der Werbung – aus den angedeuteten Gründen – rhetorische Elemente des Italienischen recht häufig anzutreffen. Sie werden aber in vielen Fällen nicht von deutschsprachigen Südtirolern produziert. Beispiele: „Ich fahre Bus. Worauf wartest du?" „Smog, muß nicht sein!" (Aufschriften auf Stadtbussen) oder die Anrede: „Frau", wenn man den Namen einer Dame nicht kennt (für österreichisch „gnädige Frau").

Die vielen Interferenzerscheinungen in der Alltagssprache, die in der Vergangenheit aufgezählt wurden, sind fast alle in bestimmten Domänen (Recht und öffentliche Verwaltung) oder bei einem eingeschränkten Personenkreis (städtische Jugendliche, „echte" Zweisprachige) anzutreffen; häufig handelt es sich um okkasionelle Verwendung.

Daß man seit langem versucht, Interferenzen zu vermeiden und abzubauen, zeigt der „Assessor". In der Landesregierung ist er inzwischen zum „Landesrat" geworden, sein Amt ist allerdings das Assessorat geblieben (auch weil „Ressort" inzwischen schon anderweitig besetzt war); in der Gemeinde gibt es den Assessor noch, vielleicht auch weil „Ressortleiter" nicht so viel heimeliger klingt.

Es ist hier nicht der Raum, diese Entwicklung nachzuzeichnen; es möge genügen zu sagen, daß in Südtirol im gehobenen Sprachgebrauch heute kaum mehr italienische Interferenzen gebraucht werden, als es im übrigen deutschen Sprachraum angelsächsische gibt; daß ein Strukturverlust nicht stattgefunden hat, daß die deutsche Sprache ihre Domänen behauptet hat und daß etwaige Mängel derselben nicht sosehr aus dem Kontakt mit dem Italienischen resultieren als vielmehr aus einer sehr starren Abwehrhaltung diesem gegenüber und einem zu devoten Blick auf die normsetzenden Instanzen des Deutschen, deren Zentren sehr weit entfernt von uns liegen.[6]

---

[6] Vgl. Riehl (1994).

1.2 Welche Sprachtradition lebt in Südtirol weiter?

Nachdem wir uns durch diese Einleitung von dem, was die gängigen Vorurteile über die deutsche Sprache in Südtirol besagen, etwas distanziert haben, wollen wir sehen, welche Faktoren das heutige Deutsch in Südtirol vielleicht stärker bestimmen.

Sicher wird in Südtirol ein Hochdeutsch verwendet, das die süddeutsche Prägung nicht verleugnet, aber man kann auch nicht generell von einem österreichischen Deutsch sprechen. Eine Stichprobendurchsicht des Duden-Bandes von J. Ebner ergibt, daß wir südlich des Brenners bei weitem nicht alle Einträge kennen und gebrauchen, daß es bei einigen semantische Differenzen gibt, daß Wörter, die in Österreich auch in geschriebener Form auftreten, bei uns nur mündlich (meist im Dialekt) verwendbar sind. Ich glaube, daß diese Tatsache einer Erklärung bedarf. Warum benutzen wir im Dialekt und – zumindest gelegentlich auch – in der Umgangssprache der Städte die österreichischen Varianten, schreiben sie aber nicht? Wir gehen nämlich *Erdäpfel* kaufen und schreiben auf den Einkaufszettel *Kartoffeln*, wir machen einen Besuch im *Spital* und schreiben aus dem *Krankenhaus*, wir nehmen uns einen *Advokaten* und lassen den *Rechtsanwalt* Mahnbriefe schreiben, wir sagen *miteinander* und schreiben *zusammen*, unser Kind hat sich *verkühlt*, und wir schreiben ihm eine Entschuldigung wegen *Erkältung*. *Zibebe* (tsve:ɓə), *Zieche* (tsiɐχə) und viele Wörter dieser Art gibt es nur mehr im Dialekt, z.T. nur mehr bei der bäuerlichen Bevölkerung.

Bestätigt wird dieser Befund auch durch eine Befragung (Forer/Moser 1988, S. 190), bei welcher Südtiroler Gewährspersonen nur gut die Hälfte des österreichischen hochsprachlichen Wortschatzes geläufig war. Viele gesamtösterreichische Wörter, die Südtirolern geläufig sind, kommen außerdem nur im Dialekt oder der dialektalen Koiné vor, schriftsprachlich werden sie als nicht korrekt vermieden.

Ich kann mir diesen Umstand nur so erklären, daß es im Hochsprachlichen, vor allem im Schriftlichen, nach 1919 mit der Abwanderung der österreichischen Mittelschicht, mit dem Verbot der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit, mit der Abschaffung der deutschen Schule ab 1923 und mit dem Ausfall einer schulisch deutsch sozialisierten Generation einen Bruch gegeben hat und daß man nach 1945 nicht wieder an die österreichische Sprachtradition angeknüpft, sondern sich eher an das „Gesamtdeutsche" angelehnt hat, das durch den Duden repräsentiert wird. Das geht einher mit der Tendenz, alles Regionale und Dialektale aus der Hochsprache auszuschließen. Man glaubte nämlich früher (mancher Sprachschützer in Südtirol ist heute noch dieser Meinung), daß nur

die deutsche Hochsprache die Südtiroler deutsch und den Bestand der deutschen Kultur dort erhalten können.

Nach dem Krieg gab es einen Neuanfang mit vielen Unsicherheiten. Der Duden gab Sicherheit; aus ihm wurden immer die unmarkierten Varianten gewählt (in Schule, Ämtern, Zeitungsredaktionen). Der Dialekt wurde abgewertet. Man hatte Angst vor der „Verelsässerung" (Ausbau- und Abstandsprache). Dem Purismus, der das Italienische aus der deutschen Sprache austreiben wollte, ist auch alles Regionale und Dialektale und nicht zuletzt das Österreichische zum Opfer gefallen. Weiters gilt natürlich, daß österreichische Eigenheiten (wie etwa -erl-Diminutiva wie *Busserl, Herzerl*) in Südtirol noch stärker verpönt sind als in Nordtirol. Selbstverständlich dringen gesamtdeutsche Lexeme, die sich in Österreich durchsetzen, auch in unsere Dialekte ein und verdrängen dort ehemals mit dem Nachbarland gemeinsames Wortgut, z.B. *Tomate* (für *Paradeis[er]*), *Blumenkohl* (*für Karfiol*). Ein weiteres hat sicher der europäische Markt getan, in dessen Segnungen die Österreicher ja erst seit neuestem gelangt sind, und die tiefgreifende Veränderung in der Wirtschaftsstruktur des Landes. Das läßt sich am Beispiel *Sahne* und *Butter* in meinem Heimatdialekt sehr gut zeigen. Das, was auf der „guten" Milch schwamm, war der *Rahm*, der zunächst zum *Butter* geschlagen wurde (dem österreichischen *Schlagrahm*, auch in weiten Teilen Südtirols so benannt) und dann zu *Schmalz* (= Butter); dieses wurde in Zeiten des Überschusses eingekocht und im Winter als *gesottenes Schmalz* verwendet. Heute steht praktisch bei keinem Bauern mehr eine Zentrifuge. Es wird Sahne und (der/die) Butter eingekauft. Nur die Fettschicht, die sich auf nicht-homogenisierter Milch bildet, wird auch im Dialekt noch als *Rahm* bezeichnet, und ab und zu ist noch vom *Kochrahm* die Rede. Verallgemeinernd kann man sagen: man kauft, was auf der Packung steht; und wenn da, wie in diesem Fall, auf Südtiroler Produkten noch Rahm steht, so wird dem deutschen Gast auf jeden Fall *Sahne* serviert.

Damit sind wir beim Thema Tourismus. Da Südtirol zu bestimmten Zeiten ein einziges riesiges Hotel ist, sind große Teile der Bevölkerung seit Jahrzehnten einer Immersion ins Deutsch der Bundesrepublik ausgesetzt, wodurch das Repertoire von Hoteliers, Zimmermädchen und Reiseleiterinnen durch eine Reihe von nord- und binnendeutschen umgangssprachlichen Varianten erweitert wurde: z.B. *rauf, runter, mal, hinauf, laufen* (für „gehen") usw. Ein Gastwirt, der vornehmlich Urlauber aus Deutschland beherbergt, wird auch eher *Käsesahnetorte* auf den Speisezettel setzen als *Topfenkuchen*. Ab und zu wurde in Südtirol auch schon beklagt, daß unsere Sprache durch den deutschen Tourismus stärker überfrem-

det werde als durch die italienische Verwaltung – wie folgendes Gedicht beweist:

Gerhard Kofler

ausländisches deitsch

des ausländische deitsch
hersch jetz schun wia
des glockngebimmle
so oft, lei daß es holt
no mehr in die ohrn
weah tuat, und net lei des
A DEN KAFFEE NACH DEUTSCHER ART
preißens den preißn schun on.
des mocht die schond
perfekt, denk i und renn
schnell zem hin, wos no
den herrlichn macchiato gibt,
kloan und stork

noch inserer ort

In unserer Standardaussprache allerdings haben sich viele Austriazismen erhalten; so sagen wir *Chemie* (kxe'mi:), *Chef* (ʃe:f), *Orchester* (or'ç ɛster), *Chance* (ʃã:s), *Pension* (pen'sjo:n). Neben diesen mit Österreich gemeinsamen Regionalismen gibt es in der Aussprache noch eigene, die sich von der dialektalen Basis herleiten lassen: stark entrundete Umlaute, stimmloses [s] in allen Positionen, kein regelhafter Wechsel zwischen Ich- und Ach-Laut (sondern regionale Variation). Die stimmlose Lenis im Anlaut, wie sie in Österreich allgemein üblich ist, haben wir nur bei [b] (obwohl sie in unseren Dialekten ab und zu auch bei anderen Konsonanten auftritt). Als Übergeneralisierung ist gelegentlich im gedeckten Auslaut ein [e] statt eines [ə] zu hören.

2. Die regionale Gliederung des Südbairischen in Südtirol

2.1 Die Südtiroler Dialekte

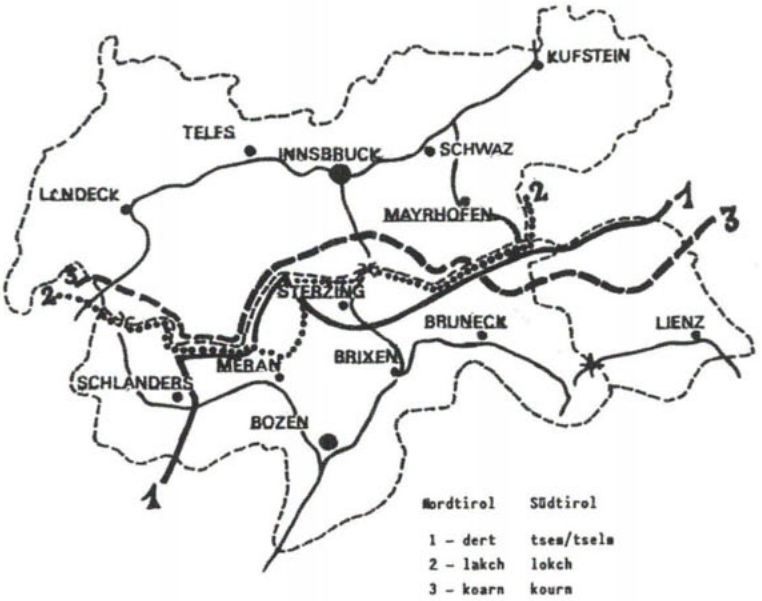
Südtirol hat nicht vier Dialekte, wie einmal behauptet worden ist (Born/Dickgießer 1989), sondern mindestens einen für jedes seiner engen Hochtäler. Ich will hier bei der dialektgeographischen Situation nur kurz verweilen, da sie ja schon mehrfach publiziert worden ist. Besiedlungsgeschichte und Jahrhunderte geltende Verwaltungseinheiten haben einen

(in vieler Hinsicht geschlossenen) Tiroler Dialektraum[7] entstehen lassen, der weder durch den Alpenhauptkamm noch durch die inzwischen fast 80 Jahre alte Staatsgrenze wesentlich geprägt ist. D.h., daß die Südtiroler Dialekte weder strukturell noch lexikalisch starke Unterschiede zum Norden aufweisen. Die Unterschiede, die sich möglicherweise durch die lange Trennung ergeben haben, liegen eher im Suprasegmentalen, vor allem in der Satzmelodie. Dazu kommt die Realisierung einiger Phoneme: häufiger ein postvelares [kχ und χ] im Norden gegenüber palato-alveolarem oder velarem [kx und x] im Süden. Ebenso findet man im Norden häufiger die Endung -n bei Feminina.

Selbstverständlich hat im Norden die (von Forer/Moser und Scheuringer hervorgehobene) ostösterreichische Sprachregelung inzwischen auch im Substandardbereich in Lexikon und Semantik Änderungen bewirkt, die der Süden nicht mitgemacht hat. Und selbstverständlich hat die gänzlich andere Verwaltungsstruktur im Süden zu einer Reihe von lexikalischen und semantischen Veränderungen geführt, die sich auch im Substandard durchgesetzt haben (die schon erwähnten: *Assessor*, *Industriezone*, *Wettbewerb*, *Inspektorat*, um nur einige zu nennen).

Hier einige der relativ wenigen Isoglossen, die den Alpenhauptkamm entlang verlaufen und damit Nord- von Südtirol scheiden:

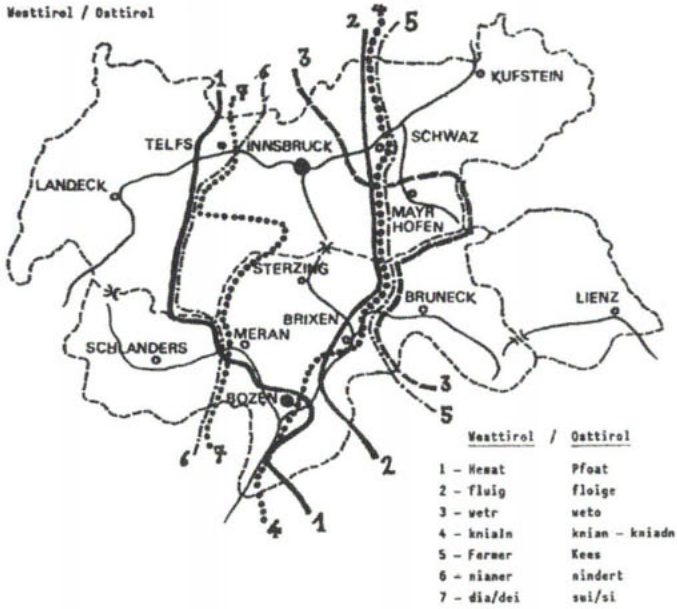
[7] Vgl. Moser (1982, S. 76).



nach Meraner/Oberhofer 1982, S. 25

Viel zahlreicher jedoch sind die Isoglossen, die Südtirol selbst dreiteilen.

Abb. 2 Westtirol / Osttirol



nach Meraner/Oberhofer 1982, S. 28

Aber zurück zu den Einzeldialekten. Während die alte geographische Dreiteilung noch durch eine Reihe von Isoglossen belegbar ist, die von Norden nach Süden verlaufen, scheint der Unterschied zwischen den Kranzmayerschen Zonen Zentraltirol und Randtirol stark im Schwinden begriffen zu sein, zumindest im Süden, wo die alten Merkmale nur mehr in kleinen Rückzugsgebieten gelten.

Die Dreiteilung ist deswegen interessant, weil die Zonen gegen jede voreilige Erwartung über den Alpenhauptkamm hinweg verlaufen, so daß etwa der obere Vinschgau mit dem Oberinntal bedeutend mehr Verwandtschaft aufweist als mit dem Burggrafenamt (also der Gegend um Meran) und das Tauferer Ahrntal dem Zillertal ebenso näher zu sein scheint als dem Eisacktal.

Es gibt neben den lexikalischen natürlich auch phonologische Besonderheiten in jeder der drei Regionen.

Wie interagieren nun diese verschiedenen Basisdialekte untereinander und mit anderen deutschen Varietäten?

2.2 Regionaler Ausgleich

Noch vor nicht allzu langer Zeit hätte ich behauptet, daß ein Bauer aus dem Ahrntal und aus dem oberen Vinschgau sich, zumindest anfänglich, recht mühsam verständigt hätten, so unterschiedlich sind die Dialekte, die nur gut 150 Km voneinander entfernt sind, in Lexik und Phonologie. Dies hat sich heute alles geändert. Wenn ich an meinen Geburtsort[8] komme, dann höre ich eine andere Sprache, als die, welche ich als Kind gesprochen und um 1970 für meine Dissertation aufgenommen habe. Von den heute lebenden ca. 450 Personen, die in dem Dorf geboren sind, hat sich inzwischen ein gutes Drittel in einer anderen Gemeinde niedergelassen, ein guter Teil der erwachsenen männlichen Bewohner sind Wochen- oder Tagespendler, auch viele Bauern gehen zeitweilig einer Nebenerwerbsbeschäftigung nach, viele junge Frauen arbeiten auswärts im Fremdenverkehr und kommen nur noch im Urlaub nach Hause, die 11/14jährigen besuchen die Mittelschule in St. Leonhard. Dazu kommen noch die vorhin schon angesprochenen Veränderungen in der Landwirtschaft selbst, dann der Besucherstrom (über die Timmelsjochstraße), und nicht zuletzt die Fernsehantennen und Parabolspiegel auf den Balkonen und Dächern der Bauernhäuser.

Alle genannten Personengruppen bringen ebenso sprachliche Neuerungen in den Ort wie die Medien. Wenn man der Hypothese der sozialen Netzwerke der Milroys (Milroy/Milroy 1985 sowie J. Milroy 1992) folgt, dann ergäbe sich aus der jetzigen Konstellation im Dorf eine Schwächung des ehemals starken, geschlossenen sozialen Netzes und ein zunehmendes Eindringen neuer offener oder verdeckter Prestigeformen aus anderen Varietäten, d.h. aus prestigehaltigeren Nachbardialekten, aus einer regionalen Koiné oder aus der Hochsprache. Einige wenige Interviews, die ich bisher machen konnte, bestätigen den ersten Eindruck, der ja auch keineswegs überrascht.

Die erwähnten sozialen Veränderungen haben also einen zweifachen Prozeß sprachlicher Veränderung ausgelöst: die Sprache derer, die bleiben oder regelmäßig zurückkehren, macht einen Wandel durch, und diejenigen, die nicht zurückkommen, passen sich der Varietät ihrer neuen Umgebung in einem gewissen Grad an.

Die Veränderung des Basisdialekts im Ort zu beschreiben, bin ich noch nicht in der Lage, kann allerdings einige Tendenzen angeben. Bei jüngeren Personen habe ich den Schwund verbaler Paradigmata mit Singular-Plural-Opposition **ui** – **iɐ** festhalten können, z.B. **puig**, **mier piegɒ**,

[8] Rabenstein in Passeier.

er fluik, **si flieg**ŋ, während Paradigmata, die hochsprachlich gestützt werden, also mit **i**:–**e**:-Opposition erhalten bleiben. Auch der „starke" Konjunktiv II ist stark im Zurückgehen, vor allem bei Formen, die in Nachbardialekten oder in der Gemeinsprache unüblich sind, z.B. **i tsu:x**, **i sieg** (ich zöge, ich sagte). Die Umschreibungen, die ich schon Ende der 60er Jahre bei jüngeren Leuten recht häufig feststellen konnte, haben entsprechend zugenommen. Phonologisch bedingte Vokalvarianten im Paradigma, also etwa Vokalkürzung vor stimmlosem Verschlußlaut, z.B. i leɪb̥, du lɛpʃ, i giɪb̥, du gipʃ (ich lebe, du lebst, ich gebe, du gibst), sind keiner Veränderung unterworfen.

3. Zwischenregister

3.1 Das Dialekt-Hochsprache-Kontinuum

Wie sieht es nun zwischen den beiden Polen Dialekt-Hochsprache aus? Wir haben uns in Südtirol angewöhnt, unseren Sprachgebrauch (nach Ferguson) als 'mediale Diglossie' zu definieren, und haben diese so beschrieben: Geschrieben wird in Hochdeutsch, gesprochen wird – bis auf ganz wenige offizielle Situationen – Dialekt. Mit diesem Konstrukt ließ sich in der Deutschdidaktik gut arbeiten. Natürlich war uns bewußt, daß mit Dialekt nicht einfach die Basisdialekte gemeint sein konnten und daß es zwischen diesen und der Hochsprache Zwischenstufen gab, die allerdings immer noch stark von den Einzeldialekten geprägt waren. Seit 1981 (Saxalber 1982[1] und[2]) wußten wir, daß die Sprecher die Situation anders einschätzen und in vielen Situationen Umgangssprache zu sprechen glauben. Ich will mich hier nicht auf Definitionen von Umgangssprache oder eventuelle Abgrenzungen des Begriffes von dem der Regionalsprache einlassen. Ich habe den Begriff Umgangssprache im Zusammenhang mit Südtirol immer mit Vorsicht gebraucht, auch im Lichte dessen, was Moser (1982) in diesem Zusammenhang sagt, nämlich daß bei Südtirolern, die mit Deutschen aus anderen Regionen interagieren, häufig ein Diskontinuum zu Tage tritt. Allerdings gehen diese Untersuchungen auf die 70er Jahre zurück, und inzwischen hat sich manches geändert.

Die dialektale Koiné, die sich herausbildet und von der ich schon gesprochen habe, scheint mir vor allem durch Konvergenz geprägt zu sein. Die Dialektsprecher legen nicht nur die als primäre Dialektmerkmale bekannten und stigmatisierten Eigenheiten ihres Basisdialekts ab, sondern bewegen sich noch weiter auf ihre dialektalen Nachbarn zu, wobei natürlich auch eine Annäherung an die Gemeinsprache erfolgt, allerdings nicht immer auf direktem Weg, sondern über den Umweg prestigehaltigerer Dialekte und städtischer Umgangssprachen – welche ja auch immer noch stark dialektale Züge tragen. Mir schiene dieses Kontinuum

gut beschreibbar mit dem von Ammon vorgeschlagenen Instrumentarium zur Messung von Dialektalität (Ammon 1985). Ich habe die Skalierung für das Südtirolische im einzelnen nicht durchexerziert, aber ich könnte mir gut vorstellen, daß man sowohl auf lexikalischer und phonologischer als auch auf morphosyntaktischer Ebene zu recht brauchbaren Indikatoren kommen würde. Wenn wir einmal die Schibboleths und die sogenannten Primärmerkmale, die ja immer problematisch sind, weglassen, dann könnte man für das Beispiel des Passeirer Dialektes und seiner Übergänge in die Meraner und dann in die Bozner Verkehrssprache etwa die Phoneme **oa**, **ou**, **o**: kombiniert mit stimmhaftem oder stimmlosem Verschlußlaut in den Wörtern *Brot* und *Bozen* wählen. Ähnliches wäre bei Lokalpartikeln und Klitika möglich.

Es ergäben sich dann vier Stufen:

Basisdialekt (hint. Passeiertal)	Burggräfler D Meraner Verkehrsspr.	gehobene Umgangssprache	Hochsprache
proat	prout	proːt	Brot
poatsn	poutsn	poːtsn	Bozen
aoxn/(aodn)	aodn/aɪ	hinaof	hinaus
onhn/durx	oni(n)/umi(n)	hiniːbər	hinüber
erxtig	dianʃtig	dianʃtig /dianʃtoːg	Dienstag
wenrnsə gip	wenərsiːn gip	wenersɪiːm gip(t)	wenn er sie ihm gibt

In vielen Fällen würde ein dreistufiges Modell genügen, weil die gehobene Umgangssprache entweder mit dem prestigeträchtigeren Dialekt der Meraner Gegend oder mit der hochsprachlichen Form identisch ist.

3.2 'Unfeines Hochdeutsch'

Ein neues Register setzt sich seit einigen Jahren in den Medien und bei öffentlichen Situationen immer stärker durch. Judith Bertagnolli hat dieses Phänomen untersucht und nach Mattheier als 'unfeines' Hochdeutsch bezeichnet.

Diese neue Varietät ist durch eine Reihe von phonologischen Umwandlungsregeln geprägt. Dazu gehört die Verdumpfung von [a] zu [ɒ], also: Er **hɒt**, er **sɒggt**, **ɒn**, **ɒb**, **geprɒcht**. Weiters ist da die volle Entrundung

aller Umlaute: also [ö] und [ä] zu [e], [ü] zu [i].[9] Diese Phoneme werden von vielen Sprechern in den Medien und in öffentlichen Situationen realisiert.

Ein weiteres Charakteristikum ist die Palatalisierung von [s] vor p, t, k in allen Silbenpositionen, also: „**gaʃtʃpiel**", „**erʃtens**", „**iʃ (t)**", „**Öʃterreich**", „feʃtʃtelln". Diese Eigenheit tritt nur mehr bei einer kleineren Anzahl von Sprechern auf.

Daß der stimmhafte Verschlußlaut [b] im Anlaut eher stimmlos gesprochen wird, ist ein Phänomen, das nicht nur Südtirol betrifft, sondern auch Teile Österreichs, also „Gepiet, Pubm". Möglicherweise wird das, was wir Einheimischen (gerade) noch als [b] realisiert wähnen, von Norddeutschen unter Umständen schon als stimmloser Plosivlaut wahrgenommen. Einen Sonderfall bildet die Verdumpfung von [aː] zu offenem [ɒː]. Dieses Phonem kommt in den Tiroler Dialekten praktisch nicht vor, denn hochdeutsch [aː] ist fast durchgehend als (geschlossenes) [oː] realisiert, also für „fahren, zahlen" steht dann [foːrn, zoːln].

Als Sprecher dieser Varietät werden vor allem drei Kategorien genannt: Politiker, hohe Beamte, die „oberen Zehntausend', vor allem die Bozner Oberschicht ist hier gemeint.

Als Beweggründe für den Gebrauch dieser Varietät nennen viele der Befragten: „Unfähigkeit, Gewohnheit oder Anbiederung'. Aber auch für sich selber können die Sprecher durch diese Varietät die Distanz zu der nicht besonders geliebten Hochsprache aufheben. Die „norddeutsche" Siebsaussprache ist den Südtirolern fast ebenso ferne wie den Schweizern. Vielleicht hat man ihr in der Vergangenheit einen zu hohen Stellenwert eingeräumt. Auf jeden Fall kann man auch aus der Not eine Tugend machen, indem man in dieser neuen Varietät Phoneme, die man vielleicht aus Mangel an Übung nicht besonders gut realisieren kann, durch solche ersetzt, die einem geläufig sind. Man tut aber gleichzeitig kund, daß man so reden will wie das Volk. Möglicherweise hat dabei auch das Vorbild österreichischer Politiker hereingewirkt.

---

[9] Durch diese Entrundung werden Sprachsystem vorhandene Oppositionen aufgegeben. So ist etwa bei Verben wie geben, nehmen usw. in der 1. Person Sing. der Konjunktiv I nicht mehr vom Indikativ zu unterscheiden. Aber auch Minimalpaare wie „wären" und „wehren" fallen jetzt lautlich zusammen. Ich habe in meinem Material eine Reihe von *nemlich* und *wehln*.

4. Schluß

Wenn diese Ausführungen, in denen vieles nur kurz und oberflächlich angerissen werden konnte, den Eindruck vermittelt haben, daß das, was derzeit mit den Varietäten des Deutschen in Südtirol passiert, ein weites und noch weitgehend kaum erforschtes Feld ist, das man nicht einseitig mit dem Blick auf Sprachkontaktphänomene abarbeiten kann, dann haben sie ihren Zweck erfüllt. Vielleicht gelingt es in nächster Zeit, der inneren Dynamik, die derzeit im Gefüge des deutschen Diasystems in Südtirol starke Verschiebungen verursacht, näher auf die Spur zu kommen.

Literatur

Ammon, Ulrich (1985): Möglichkeiten der Messung von Dialektalität. In: Besch, Werner und Mattheier, Klaus J. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin. S. 259-282.

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

Aufschnaiter, Werner v. (1982): Sprachkontaktbedingte Besonderheiten der deutschen Gesetzes- und Amtssprache in Südtirol. In: Germanistische Mitteilungen 16, S. 83-88.

Bertagnolli, Judith (1994): Das „unfeine" Hochdeutsch in Südtirol. Mit der Auswertung einer soziolinguistischen Spracherhebung in Bozen. Wien. (Diplomarbeit, unveröff.).

Born, Joachim/Dickgießer, Sylvia (1989): Deutschsprachige Minderheiten. Ein Überblick über den Stand der Forschung für 27 Länder. Mannheim.

Ebner, Jakob (1980): Wie sagt man in Österreich. Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten. (= Duden-Taschenbücher, Bd. 8). Mannheim.

Egger, Kurt (1977): Zweisprachigkeit in Südtirol. Probleme zweier Volksgruppen an der Sprachgrenze. (Schriftenreihe des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 5). Bozen.

Egger, Kurt (1982) (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Beiträge zum Deutschunterricht in Südtirol. Bozen.

Egger, Kurt (1982) (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule: Zur Lage in Südtirol. In: Egger, Kurt (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Beiträge zum Deutschunterricht in Südtirol. Bozen. S. 8-14.

Egger, Kurt (1982) (Hg.): Mit Konflikten leben. Überlegungen zur Zweisprachigkeit in Südtirol. In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13). Innsbruck. S. 169-178.

Egger, Kurt (1990): Zur Sprachsituation in Südtirol. Auf der Suche nach Konsens. In: Deutsche Sprache 18, S. 76-88.

Egger, Kurt (1990): Gli Alto-Atesini e le loro lingue. In: Il Nord-Est. Diversità e convergenze. Collana di cultura veneta 6. S. 127-132.

Eisermann, Gottfried (1981): Die deutsche Sprachgemeinschaft in Südtirol. Minoritäten, Medien und Sprache, Bd. 2 (= Bonner Beiträge zur Soziologie, Bd. 18). Stuttgart.

Forer, Rosa/Moser, Hans (1988): Beobachtungen zum westösterreichischen Sonderwortschatz. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Das österreichische Deutsch, Wien/Köln/Graz. S. 189-209.

Kramer, Johannes (1981): Deutsch und Italienisch in Südtirol. Heidelberg. (= Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 23).

Kranzmayer, Eberhard (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien.

Kühebacher, Egon (1976): Deutsch und Italienisch in Südtirol. In: Südtiroler Rundschau 5, S. 6-10.

Kühebacher, Egon (1967): Hochsprache – Umgangssprache – Mundart. In: Zeitschrift zur Pflege der deutschen Sprache 77/1, S. 13-23.

Lanthaler, Franz (1974): Systemverändernde Tendenzen in der Mundart des Passeiertales am Beispiel einiger Verbformen. In: Der Schlern 48, S. 469-474.

Lanthaler, Franz (1994): Dialekt und Sprachwahl. In: Saxalber, Annemarie (Hg.): Dialekt – Hochsprache als Unterrichtsthema. Bozen. S. 223-247.

Lanthaler, Franz/Saxalber, Annemarie (1992): Zwischen innerer und äußerer Mehrsprachigkeit. Zum muttersprachlichen Unterricht in Südtirol. In: Der Deutschunterricht (DU) 44, 6, S. 70-83.

Lanthaler, Franz/Saxalber, Annemarie (1994): Deutschunterricht in Südtirol – Sprachdidaktik für den kleinen Raum. In: Klotz, Peter/Sieber, Peter (Hg.): Vielerlei Deutsch. Stuttgart. S. 78-93.

Masser, Achim (1982): Italienisches Wortgut im Südtiroler Deutsch – droht eine Überfremdung? In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck. S. 63-74. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13).

Mattheier, Klaus J. (1982): Koexistenz und Variabilität in der Dialekt-Standard-Situation. Einige linguistische und dialektdidaktische Bemerkungen zur Diglossie an rheinischen Beispielen. In: Egger, Kurt (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Beiträge zum Deutschunterricht in Südtirol. Bozen. S. 128-146.

Mattheier, Klaus J. (1990): Dialekt und Standardsprache. Über das Varietätensystem des Deutschen in der Bundesrepublik. In: Int'l J. Soc. Lang. 83, S. 59-81.

Mattheier, Klaus J. (1990): Überlegungen zum Substandard im Zwischenbereich von Dialekt und Standardsprache. In: Holtus, G./Radtke, E. (Hg.): Sprachlicher Substandard III. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik. Tübingen. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft Band 45). S. 1-16.

Mattheier, Klaus J. (1994): Varietätenzensus. In: Mattheier, Klaus J./Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Tübingen. S. 413-442.

Mattheier, Klaus J. (1994): Vom 'feinen' und vom 'unfeinen Deutsch'. In: Lanthaler, Franz (Hg.): Dialekt und Mehrsprachigkeit. Beiträge eines internationalen Symposiums. Bozen. S. 89-99.

Mayrhofer, Verena (1993): Der Umgang mit Interferenzen. Dargestellt anhand von Beispielen aus Südtirol. Innsbruck (Diplomarbeit, unveröff.).

Meraner, Rudolf/Oberhofer, Monika (1982): Zur Mundart in Tirol. In: Egger, K. (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Beiträge zum Deutschunterricht in Südtirol. Bozen. S. 15-41.

Milroy, James/Milroy Lesley (1985): Linguistic change, social network and speaker innovation. In: Journal of Linguistics 21, S. 339-384.

Milroy, James (1992): Linguistic change and variation. Oxford UK/Cambridge USA.

Mioni, Alberto M. (1990): La standardizzazione fonetico-fonologica a Padova e a Bolzano (stile di lettura). In: L'Italiano Regionale. SLI 25, Roma, S. (193-208.

Moosmüller, Sylvia (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien (= Sozialwissenschaftliche Reihe, hg. von W. U. Dressler, Bd. 1).

Moser, Hans (Hg.) (1982): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13).

Moser, Hans (1982): Zur Untersuchung des gesprochenen Deutsch in Südtirol. In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13). S. 75-90.

Moser, Hans/Putzer, Oskar (1980): Zum umgangssprachlichen Wortschatz in Südtirol: italienische Interferenzen in der Sprache der Städte. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Sprache und Name in Österreich. Festschrift für Walter Steinhauser zum 95. Geburtstag. Wien. S. 139-172.

Pernstich, Karin (1982): Deutsch-italienische Interferenzen in der Südtiroler Presse. In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13). S. 91-128.

Putzer, Oskar (1982): Italienische Interferenzen in der gesprochenen Sprache Südtirols – Faktoren der Variation. In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13). S. 141-162.

Reiffenstein, Ingo (1982): Hochsprachliche Norm und regionale Varianten der Hochsprache: Deutsch in Österreich. In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. Innsbruck. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13). S. 9-18.

Riedmann, Gerhard (1972): Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Südtirol. (= Duden Beiträge, Sonderreihe: Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Ausland, 39) Mannheim.

Riedmann, Gerhard (1973): Bemerkungen zur deutschen Gegenwartssprache in Südtirol. In: Skolast 18/5, S. 17-20.

Riedmann, Gerhard (1979): Bemerkungen zur deutschen Gegenwartssprache in Südtirol. In: Ureland, P. Sture (Hg.): Standardsprache und Dialekte in mehrsprachigen Gebieten Europas. Akten des 2. Symposiums über Sprachkontakt in Europa. Tübingen. S. 149-181.

Riehl, Claudia Maria (1994): Das Problem von „Standard" und „Norm" am Beispiel der deutschsprachigen Minderheit in Südtirol. In: Helfrich, Uta/Riehl, Claudia Maria (Hg.): Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance? Wilhelmsfeld. S. 149-164.

Rizzo-Bauer, Hildegard (1962): Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in Österreich und Südtirol. (= Duden-Beiträge, Sonderreihe: Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Ausland, Bd. 5). Mannheim.

Saxalber-Tetter, Annemarie (1982): Einschätzung des Dialekts bei Eltern und Lehrern. In: Egger, Kurt (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Beiträge zum Deutschunterricht in Südtirol. Bozen. S. 42-74.

Saxalber-Tetter, Annemarie (1989): Dialekt in der Schule – ein Problem für das diglossische und bilinguale Südtirol. In: Koller, Erwin/ Wegstein, Walter/ Wolf, Norbert Richard (Hg.): Bayerisch- österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung (1986). Würzburg. S. 394-407.

Saxalber-Tetter, Annemarie (1982): Einschätzung des Dialekts bei Eltern und Lehrern. Ergebnis einer Umfrage. In: Egger, Kurt (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Beiträge zum Deutschunterricht in Südtirol. Bozen. S. 42-74.

Saxalber-Tetter, Annemarie (1982): Einschätzung des Dialekts bei Eltern und Lehrern. Ergebnis einer Umfrage. In: Moser, Hans (Hg.): Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Sprachwissenschaftliche Beiträge zu den Fragen von Sprachnorm und Sprachkontakt. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, 13). Innsbruck. S. 179-200.

Scheuringer, Hermann (1987): Anpassung oder Abgrenzung? Bayern und Österreich und der schwierige Umgang mit der deutschen Standardsprache. In: Deutsche Sprache 15, S. 110-121.

Spillner, Bernd (1992): Deutsch-italienische Interferenzen bei Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit. (Manuskript des Autors).

Tirolischer Sprachatlas. (1965–1971). Hg. von Karl Kurt Klein und Ludwig Erich Schmitt, bearb. von Egon Kühebacher, 3 Bde. Innsbruck/Marburg.

Tyroller, Hans (1986): Trennung und Integration der Sprachgruppen in Südtirol. In: Hinderling, Robert (Hg.): Europäische Sprachminderheiten im Ver-

gleich. Deutsch und andere Sprachen. (= Deutsche Sprache in Europa und Übersee, Bd. 11). Stuttgart.

Weber Egli, Daniela (1992): Gemischtsprachige Familien in Südtirol/Alto Adige. Zweisprachigkeit und soziale Kontakte. Meran.

Zagami, Gloria (1980): Vocalismo, Consonantismo e Lessico della Parlata Sudtirolese e i suoi rapporti con l'Italiano. Messina.

Dialektverfall oder Mundartrenaissance? Podiumsdiskussion

Teilnehmer: Hermann Bausinger, Jan Goossens, Renate Hermann-Winter, Heinrich Löffler, Klaus J. Mattheier, Ingo Reiffenstein

Moderation und Einleitung: Heinrich Löffler

In Folgenden werden die Statements der Podiumsteilnehmer und -teilnehmerin präsentiert in einer für den Druck überarbeiteten Form. Die in der Publikumsdiskussion geäusserten Gesichtspunkte wurden dabei miteinbezogen. Trotz der Bearbeitung für den Druck sollte die Mündlichkeit der Originalbeiträge nicht ganz unterdrückt werden.

Einleitung

Einer bewährten Tradition folgend, wird auch die diesjährige Jahrestagung mit einer Podiumsdiskussion abgeschlossen zu einem besonderen Aspekt des Rahmenthemas „Varietäten des Deutschen", der von einem allgemeineren Interesse sein könnte und auch über die Wissenschaft hinaus ein aussenstehendes Publikum und die weitere Öffentlichkeit ansprechen könnte. In der Regel werden aus diesem Grunde neben den Fachleuten aus der Wissenschaft noch Experten von „draussen" oder auch Betroffene oder Anwender geladen. Bei unserem Thema „Dialektverfall oder Mundartrenaissance?" sind es jedoch wiederum „nur" Wissenschaftler. Allerdings handelt es sich bei den Podiumsteilnehmern um eine Art von besonderer Betroffenheit. Manche der einzuladenden Redner mussten denn auch zu diesem Unterfangen überredet werden, da sie meinten, es seien doch eher Jüngere dazu aufgerufen, zu solchen aktuellen Themen Massgebliches aus aktueller Forschung beizusteuern. Die Programmkommission war jedoch der Ansicht, dass ein solches Thema den aktuellen Sprachwandel beträfe, dass also anstelle neuer Fakten und empirischer Daten, von denen in den einzelnen Referaten der Tagung schon die Rede war, hier die Erfahrung über einige Jahrzehnte hin in der teilnehmenden Beobachtung des Dialektgebrauchs im Vordergrund stehen sollte. Es sollte damit nicht nur Altersweisheit zum Zuge kommen oder gar letztgültige Aussagen, sondern die längere Übersicht, die nicht der Gefahr unterliegt, auf einer zufälligen Mundartwelle zu surfen oder in einem Tal zu versinken.

Die Podiums-Teilnehmer

Die Podiumsteilnehmer sind (in der Reihenfolge ihres Auftritts): Heinrich Löffler, Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Basel, der neben der Podiumsleitung noch den „Schweizer" Part übernehmen wird, Hermann Bausinger, Professor Emeritus für Empirische Kulturforschung an der Universität Tübingen mit dem Zuständigkeitsgebiet Süddeutschland ohne feste Abgrenzung. Ingo Reiffenstein, Professor Emeritus für Germanistische Linguistik an der Universität Salzburg, spricht für Österreich und das gesamte Bayerisch-Österreichische. Renate Herrmann-Winter ist Professorin für niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Greifswald. Sie spricht für den dialektalen „Norden", soweit er auf dem Gebiet der sogenannten neuen Bundesländer (oder der ehemaligen DDR) liegt. Jan Goossens schliesslich, Professor Emeritus für niederländische und niederdeutsche Philologie an der Universität Münster, ist für den westlichen Norden zuständig – und da er neben seinem Arbeitsort Münster über die ganzen Jahre hin im belgischen Flandern wohnte, wird er die Situation von diesseits und jenseits der Grenze her betrachten. Klaus J. Mattheier, Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Heidelberg, wird nach den Länderberichten versuchen, ein paar zusammenfassende Thesen zum Thema zu formulieren.

Zur Abfolge der Podiumsdiskussion

Einleitend legt jeder der Podiumsredner in kurzen Statements seine Sicht dar, bezogen jeweils auf eine Grossregion des deutschen Sprachgebietes. Da die Podianten voneinander nicht wissen, was sie sagen werden, gibt es eine zweite Runde, in der sie aufeinander eingehen und Bezug nehmen können. In der dritten Runde ist das Publikum im Saal aufgefordert, mitzureden, zu fragen – oder besser noch, seine Sichtweise mitzuteilen. Vieles ist nicht mit Zahlen zu beweisen, in vielen Gegenden ist nach demoskopischen Methoden der Dialekt ausser Gebrauch, auf Null gekommen. Und doch ist er immer wieder da. Es scheint hier offensichtlich ein Beobachtungs- oder ein Definitionsproblem vorzuliegen, oder gleich beides. Und es ist kein Zufall, dass die einen Podiumsteilnehmer hinter die Überschrift ihres Statements ein Fragezeichen setzen, die anderen nicht.

Zur Frage der Begriffsabklärung

Die Podiumsteilnehmer haben sich auf keinen bestimmten Dialektbegriff geeinigt. Schon gar nicht wurde abgesprochen, ob und in welcher Weise man zwischen Mundart und Dialekt unterscheiden müsse. Gleich-

falls unbestimmt blieben die Begriffe „Verlust" und „Renaissance". Die Wörter sollen zunächst einmal so stehen bleiben und mit Erfahrungen und Aspekten gefüllt und eingegrenzt werden. Es ist auch nicht die Absicht, am Ende klarere Begriffe zu haben. Vielmehr soll ein Mosaik entstehen aus verschiedenen Zustandsbeschreibungen, Wahrnehmungen vergangener, aktueller und künftiger Entwicklungen in den „geolinguistischen" Grossregionen des Deutschen.

HEINRICH LÖFFLER

Dialektverlust oder Mundartrenaissance? – aus Schweizer Sicht

Es ist bekannt, dass in der Schweiz, der deutschen Schweiz, der alemannische Dialekt oder das Schweizerdeutsche die allgemeine Umgangssprache ist: Sie nimmt pragmatisch die Stellung ein, die in Deutschland sich Dialekte und Umgangssprache teilen. Nach der Schrift wird kaum einmal gesprochen. Die Anlässe hierfür sind wenige an der Zahl: förmliche und ritualisierte Situationen: Reden und Vorlesungen, Prüfungen, Teile des Unterrichts, Unterhaltung und Konversation mit Fremden. Der Durchschnittsschweizer ist normalerweise nicht gezwungen, hochdeutsch zu reden. Nach jüngsten Erhebungen sagen 65 % der Deutschschweizer, dass sie eigentlich nie hochdeutsch reden, obwohl sie es leidlich könnten.

Der mündliche Gebrauch des Schweizerdeutschen ist nicht sozial markiert. Alle sprechen so. Dafür hat dieser „Dialekt" – es sind in Wirklichkeit sehr viele phonetische und lexikalische Varianten – alle Merkmale einer Vollsprache – nur daß man sie nicht schreibt. Geschrieben wird das Schriftdeutsche, bei dem es sich strukturell um ein und dieselbe Sprache handelt. Das hat zur Folge, dass man in der Schweiz im allgemeinen ein gutes Deutsch schreibt, in den Zeitungen ebenso wie in Schulaufsätzen oder in schriftlichen Arbeiten und wissenschaftlichen Publikationen an der Universität – vermutlich weil das Schriftdeutsche nicht durch unachtsamen mündlichen Gebrauch verderbt ist.

Man spricht davon, dass es in diesem Jahrhundert in der Deutschschweiz drei Mundartwellen gegeben habe, Zeiten also mit vermehrtem Mundartgebrauch: nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges von 1914ff., das zweite Mal nach 1933, als Schweizerdeutsch als „Geistige Landesverteidigung" gegenüber dem nördlichen Nachbar deklariert wurde, und nach 1970 im Gefolge einer allgemeinen Mundartwelle. Gemessen hat die Wellen jedoch niemand, doch scheint es so zu sein, dass das Schweizerdeutsche immer die Sprache der Mündlichkeit gewesen ist. Man hat unter sich

wohl nie hochdeutsch gesprochen. Allerdings ist der Anteil der Mündlichkeit an der öffentlichen Kommunikation stetig gewachsen und damit auch der Anteil des Schweizerdeutschen. Was sich geändert hat, sind nicht die Gebrauchsverteilung oder die Domänen, sondern die Wahrnehmbarkeit des Schweizerdeutschen dank der Medien. Hier sind es insbesondere die elektronischen Medien, die diese Mündlichkeit vermehrt verbreiten: Man hört das Schweizerdeutsche immer und überall, im Radio und im Fernsehen. In den Lokalradios und Lokalfernseh-Stationen ist der Ortsdialekt sogar das Erkennungszeichen. Der Öffentlichkeitsgrad und die Wahrnehmungsquote hat also zugenommen, nicht aber der Domänenbereich. In der „Tribune de Genève" war vor kurzem zu lesen, dass es in der französischsprachigen Westschweiz zu den gängigen Fehlmeinungen über das Schweizerdeutsche gehöre, zu glauben, dieses sei immer mehr im Zunehmen begriffen. Richtig sei vielmehr, dass die Deutschschweizer immer schon „nur" Mundart gesprochen hätten, nur sei dies heute dank der Medien zunehmend häufiger zu hören. Mundartwelle sei also eine Sache der Vermittlung und Wahrnehmung – am Sprachgebrauch der Leute habe sich anteilmässig nichts geändert.

Weniger als Renaissance denn als Stabilisierung zu bezeichnen ist auch die zunehmende Verschriftlichung des Dialekts, nicht in Richtung hin zur Literatursprache sondern als Sprechvorlage für Moderatoren und Kommentatoren wiederum bei den Medien. Ein grosser Teil der täglichen Redaktionsarbeit eines Lokalfernsehsenders besteht im mundgerechten Umschreiben von Agenturmeldungen in leicht sprechbares Schweizerdeutsch, das natürlich das jeweils lokale sein muss. Dies geschieht durch eine einfache phonetische Transposition und durch Veränderung der Wortstellung, dazu kommen ein paar wenige Phraseologismen. Die Sprecher und Präsentatorinnen müssen dann allerdings hörbar aus der Stadt oder näheren Umgebung stammen

Seit der Abstimmung vom 10. März 1996 über den neuen Artikel 116 der Schweizer Verfassung gilt im übrigen das öffentliche Interesse nicht so sehr dem Schweizerdeutschen – der inoffiziellen 5. Landessprache – als vielmehr der neuen (vierten) Amtssprache, dem mit allen Mitteln am Leben erhaltenen Rätoromanischen als einer Art von Museumssprache mit staatlicher, ideeller und materieller Unterstützung. Interessant ist, dass in dem genannten Sprachenartikel von der Sprache, die in der Schweiz mit Abstand den grössten Teil der Sprachwirklichkeit abdeckt, nämlich dem Schweizerdeutschen, nicht die Rede ist, hingegen sehr wohl von der Restsprache einer Minderheit von kaum noch 40.000 Menschen.

Die Frage nach Verlust oder Renaissance muss also von der Schweiz aus anders gestellt werden: Bezeichnend ist weder Verlust noch Renaissance,

sondern eine vermehrte Wahrnehmungsmöglichkeit der Mündlichkeit in Radio und Fernsehen, insbesondere in den neuen Lokalmedien, die sich wohl zu Brennpunkten der neuen Grossraumdialekte entwickeln werden.

Literatur

Bickel, Hans/Schläpfer, Robert (Hg.) (1994): Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung. Aarau 1994. (Reihe Sprachlandschaft 13).

Löffler, Heinrich (1995): Zur Sprachsituation in der Schweiz. In: Scharnhorst, Jürgen (Hg.): Sprachsituation und Sprachkultur im internationalen Vergleich. Aktuelle Sprachprobleme in Europa. (Sprache, System und Tätigkeit Bd. 18). Frankfurt a.M./Berlin/Bern. S. 47-68.

Lötscher, Andreas (1983): Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld.

HERMANN BAUSINGER

Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – im deutschen Südwesten

Im Schwäbischen galt in vielen Gegenden, daß Obst, das nach dem Gallustag im Oktober noch auf den Bäumen hing, von jedermann geerntet werden durfte. Man hatte für diese Nachlese die Ausdrücke *gallen* (nach dem Tagesheiligen) und *afterbergen* – Begriffe, die sich in doppelter Weise auf diese Diskussion beziehen lassen. Einmal verhält es sich so, daß am Ende der Tagung nicht mehr gar so viele Äpfel auf den Bäumen hängen, und die wenigen sind fast alle von einem der Referenten wenigstens angebissen; der Ertrag des Afterbergens kann nicht überwältigend sein. Zum andern sind diese Wörter Teil einer Verlustbilanz, die sich tatsächlich für die Dialekte erstellen läßt: In der Regel kennen nur noch alte, in ländlichem Gebiet aufgewachsene Menschen diese Wörter und ihre Bedeutung.

Es handelt sich – mit dem von Günter Bellmann verwendeten Begriff – um „Sacharchaismen"; die Sache selbst ist verschwunden oder spielt keine Rolle mehr, und so werden auch die Bezeichnungen nicht mehr gebraucht. Die Sache: das ist hier eine ökonomische, in Rechtsbräuchen begründete Realität; in anderen Fällen kann es sich um Gerätschaften, Kleidungsstücke, Arbeitsvorgänge, Institutionen, selbst um Pflanzen und Tiere handeln. Dieser Prozeß ist selbstverständlich nicht neu – die Dialektwörterbücher enthalten, soweit sie historisch angelegt sind, viele Vokabeln mit der Bezeichnung „abgegangen". Neu, relativ neu ist die Dynamik und Schnelligkeit der Veränderungen; die fortschreitende und sich

beschleunigende technische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung schafft ständig neue Sachen und Vorgänge und schiebt damit wesentlich mehr tradiertes Sprachmaterial beiseite, als dies früher der Fall war. Die für die Geltung und das Gewicht der Dialekte entscheidende Frage ist deshalb nicht die nach Abgängen, sondern nach Neubildungen, allgemeiner gesprochen: nach der Verarbeitung des Neuen in den und im Dialekt.

Dabei zeichnen sich zwei gegenläufige Tendenzen ab. Auf der einen Seite gibt es sehr viele „Sachmodernismen", die sich gegen die Eingemeindung in Dialekte sperren, weil die standardsprachliche Etikettierung gewissermaßen Teil der Sache selbst ist. In einem der Vorträge wurde als Beispiel für den durch Handel und Werbung definierten Wortschatz der *String-Tanga* genannt; dafür läßt sich zwar eine schwäbische Variante konstruieren: *Bändeles-Hösle;* aber damit wäre die zur Sache gehörende Konnotation des Neuen, Gewagten, Erotischen beseitigt. Genereller und semantisch neutraler ausgedrückt: Die weitaus meisten der neuen Dinge, Vorgänge, Phänomene stehen so eindeutig in den überregionalen Zusammenhängen von Produktion, Vertrieb, Konsum, daß an eine regionale oder gar lokale sprachliche Aneignung kaum gedacht werden kann. Martin Walser formulierte 1967: „Unser Dialekt hat offenbar schon vor längerer Zeit aufgehört, sich Wörter einzuverleiben, die seitdem eine immer größere Rolle spielen im gesellschaftlichen Verkehr" – eine Feststellung, die schon weniger absolut und unausweichlich klingt, wenn wir formulieren: *Wir* haben aufgehört, jene Wörter unserem Dialekt einzuverleiben.

Tatsächlich betrifft die Feststellung ganz überwiegend nur die lexikalische Entwicklung. Auf der anderen Seite wird das Neue häufig phonetisch eingemeindet. Ein junger Mann verkündet im Freundeskreis: *Dr Zaiber-schbees brɛngt's.* (Der cyber-space bringt's). In den Läden unseres Dialektgebiets kauft und verkauft man im allgemeinen nicht Zungenwurst, Bohrmaschinen oder Winterreifen, sondern *Zongewurscht, Bohrmaschene* und *Wenterroifa* (ich beschränke mich auf eine grobe, 'literarische' Umschrift).

Dabei gibt es allerdings kaum lokalspezifische Ausprägungen; es handelt sich um Lautungen, die für eine weitere Region gültig sind. Dies läßt sich jedoch kaum verallgemeinern zu dem Befund, daß die engräumigen Dialekte insgesamt durch weiträumige regionale Umgangssprachen abgelöst wurden. Richtig ist, daß besonders ausgeprägte phonetische und syntaktische Besonderheiten (beispielsweise die Verwendung seltener Richtungsadverbien oder die doppelte Verneinung) seltener zu hören sind. Sprecherinnen und Sprecher orientieren sich hierin an den Rahmenbedingungen der Kommunikation, die heute auch im lokalen Bereich fast

immer Menschen zusammenführt, die nicht oder nicht ausschließlich mit dem lokalen Dialekt groß geworden sind. Die frühere Norm, daß sich, wer dazugehören will, ohne Rücksicht auf seine überlokalen Verbindungen und Verpflichtungen im Ort der örtlichen Sprache zu bedienen habe, ist zumindest abgeschwächt; sie ist durch die mobilen Verhältnisse und durch die Anwesenheit vieler Zugewanderter fragwürdig geworden.

Nach wie vor gelten dialektale Besonderheiten aber als lokale Identitätszeichen und werden manchmal bewußt hervorgekehrt. Wenn sie insgesamt eine geringere Rolle spielen, dann hängt dies damit zusammen, daß die Identitätsbefindlichkeiten im Vergleich mit der Vergangenheit sehr viel stärker entlokalisiert sind; sie sind heute eher geprägt durch teils stabile, teils wechselnde Gruppenidentitäten. Konkret heißt das beispielsweise, daß Jugendliche ein Identitätskorsett und -echo eher in Varianten der überlokalen und vorwiegend auch überregionalen Jugendsprache finden als im Dialekt.

Meine Anmerkungen basieren mehr auf Eindrücken als auf empirischen Forschungen. Meines Erachtens ist das Manko zu beklagen, daß die Erforschung sprachlicher Varietäten in relativ selbstgenügsamen Sparten verläuft, während wichtige Probleme gerade in den Übergängen angesiedelt sind: Inwieweit wird die enorme funktionale Ausdifferenzierung von Berufsfeldern und Lebenswelten vom Dialekt eingeholt – also konkret: Wie verhalten sich Dialekte und Fachsprachen zueinander, wie reden die Menschen bei der Arbeit in einer Reparaturwerkstatt oder beim Sport auf dem Spielfeld? Und wie sind die Sonder- und Gruppensprachen dialektal geprägt? Wie werden Medieninformationen in den Dialekt transformiert? Welche Situationen fordern oder fördern den (welchen?) Dialekt? Es liegt auf der Hand, daß für die Beantwortung solcher Fragen die herkömmlichen Forschungsinstrumente – Befragung und Dokumentation auf Tonträgern – keine ausreichende Handhabe bieten. Notwendig sind (auch im jüngsten Überblick über „Empirische Sprachwissenschaft" von Peter Schlobinski klingt dies an) neue Wege teilnehmender Beobachtung und qualitativer Analyse, die sich durchaus auf Individuen und ihr wechselndes Sprachverhalten konzentrieren kann.

Vermutlich wurden solche Projekte auch deshalb selten in Angriff genommen, weil eine schiefe Opposition im Spiel ist: Geordnete, in Räumen und Schichten beschreibbare Sprachverhältnisse versus individuelle Beliebigkeit des sprachlichen Verhaltens. Diese Vorstellung ist eine postmoderne Falle – erhöhte Komplexität ist nicht Beliebigkeit. Richtig ist, daß das sprachliche Verhalten nicht allein von der Soziallage her erklärt werden kann; die Homologie von Sozialschicht und Sprachschicht – falls sie je in dieser Stringenz bestand – gehört der Vergangenheit an. Richtig ist

auch, daß sich heute die meisten Menschen in verschiedenen Sprachlagen bewegen, in verschiedenen Registern ausdrücken können. Die prinzipielle Möglichkeit und die Häufigkeit der Wahl bringen die Register etwas durcheinander; Kombinationen verschiedener Dialektstufen (oder Kombinationen von Dialekt, Umgangssprache und Standardsprache) innerhalb einer sprachlichen Äußerung bilden keinen Verstoß mehr gegen die Angemessenheit – mit anderen Worten: die Systeme oder systemoiden Gebilde der einzelnen Sprachstufen sind ausgefranst, sind bestenfalls noch 'fuzzy systems'.

All das heißt nicht, daß die Menschen in ihrem Sprachgebaren völlig 'frei' sind. Die Soziologie hat das herkömmliche Klassen- oder Schichtmodell längst überführt in ein komplexeres Gesellschaftsmodell mit zahlreichen sich teilweise überlappenden 'Milieus', denen wohl nicht nur kulturelle Geschmackspräferenzen zugeordnet werden können (wie bei Pierre Bourdieu oder Gerhard Schulze), sondern vermutlich auch Dominanten des Kommunikationsstils und der sprachlichen Orientierung. Aber in keinem der so beschriebenen Milieus gibt es die Festlegung auf eine einzige Sprachlage, auf ein einziges Register; überall gibt es – begrenzte – Wahlmöglichkeiten.

Es ist meines Erachtens eine Frage der Definition, ob man die entsprechenden Wahlentscheidungen als bewußt oder unbewußt bezeichnet. Mein Eindruck ist, daß der Anteil des Bewußtseins leicht unterschätzt wird. Vor ca. 40 Jahren war ich unterwegs zu Tonbandaufnahmen bei nach Ostwürttemberg zugewanderten Ungarndeutschen. Damals schickte ein stolzer Vater seinen siebenjährigen Sohn ans Mikrophon und forderte ihn auf, auch etwas zu sagen. Der war bereit, setzte sich vor das Mikrophon, zögerte aber dann und fragte: *Soll i schwätza, soll i soga, oder soll i sprecha*? Mit jedem dieser Ausdrücke verband er eine präzise Vorstellung – *schwätzen* war das Schwäbisch seiner Spielkameraden auf der Straße, *sagen* bezog sich auf die donauschwäbische Verkehrssprache, die bei ihm zuhause üblich war, und *sprechen* war die Annäherung an die deutsche Standardsprache. Das waren eindeutig getrennte Möglichkeiten; aber auch wo die verschiedenen Register enger benachbart sind, muß jeweils eine Entscheidung getroffen werden – und die erfolgt zwar nicht in umständlicher und langwieriger Meditation, aber auch nicht völlig unbewußt.

Insofern ist die Aufwertung der Mundart in der Poesie und teilweise auch als öffentliches Sprachmedium, die ihren Höhepunkt in den siebziger Jahren hatte, nicht ohne Bedeutung für die Modalitäten des alltäglichen Sprachgebrauchs. Es ist richtig, daß es sich dabei – ich übernehme die Charakterisierung von Arno Ruoff – großenteils um 'Paramundart'

handelte; diese „Mundartrenaissance" hatte keine direkte Wirkung auf den Gebrauch des Dialekts im täglichen Leben. Wohl aber eine indirekte. Mundart wurde hier ganz bewußt als eigen-sinnige Sprache dem nivellierten und nivellierenden Standard entgegengestellt. Der Mundart wuchs Prestige zu; sie wurde – nicht nur in spezifischen Soziotopen wie in der Anti-Atombewegung des 'Dreyecklands' – offensiver verwendet, eroberte Domänen, die ihr vorher eher verschlossen waren. Die Hochschulen boten und bieten dafür reiches Anhörungsmaterial; der Dialekt (an den südwestdeutschen Universitäten heißt dies: das Schwäbische) meldet sich in manchen Seminaren und bei manchen Studierenden mit einem kaum gebremsten Geltungsanspruch.

Für eine umfassende Renaissance der Mundart stehen diese Beispiele aber nicht – ebensowenig wie die registrierten Abweichungen vom Dialekt für den Dialektverfall. Dieses (durch Klaus Mattheier?) pointierend entworfene Sprachbild wird nur dann plausibel, wenn der Begriff Dialekt stillgestellt, wenn darunter ausschließlich jene Formen- und Funktionstotalität verstanden wird, die für bäuerliche Gemeinden (angeblich oder wirklich) vor vielen Jahrzehnten charakteristisch war. Wenn dem Dialekt in seinen Erscheinungsformen und in seinen Funktionen aber eine Entwicklung zugebilligt wird, kann von Verfall nicht gesprochen werden. Der Dialekt lebt, weil er sich ändert.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.

Schlobinski, Peter (1996): Empirische Sprachwissenschaft. Opladen.

Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York.

Walser, Martin (1967): Bemerkungen über unseren Dialekt. In: Martin Walser, Bodensee-Literaturpreis 1967 der Stadt Überlingen. Frankfurt a.M. S. 10-15.

INGO REIFFENSTEIN

Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – in Bayern und Österreich

Die im Thema gestellte Alternative stellt sich nach meiner Einschätzung für den Südosten des deutschen Sprachgebietes nicht. Wenn man den Begriff „Verfall" wörtlich nimmt, würde das auf den bevorstehenden oder eingetretenen Sprachtod der Varietät Dialekt hinauslaufen. Davon

aber in Bayern und in Österreich keine Rede sein. Die Dialekte leben, in wie veränderten Formen und z.T. Funktionen auch immer. Und da die Dialekte nicht gestorben sind, bedürfen sie auch keiner Renaissance, d.h. Wiedergeburt. Verändert hat sich in den letzten 50 Jahren natürlich viel, und da gibt es auch im Süden erhebliche regionale Verschiedenheiten. Was fast überall beobachtet werden kann, das ist Dialektabbau, d.h. die Ersetzung altartiger Dialektmerkmale durch jeweils standardsprachnähere Formen. Gegen das von Arno Ruoff (in diesem Band S. 142ff.) für den deutschsprachigen Südwesten gezeichnete Bild halte ich für das Bayerisch-Österreichische fest, daß altartige, kleinräumig verteilte Dialektmerkmale auf allen Ebenen (Phonologie, Morphologie, Lexikon und Syntax) unter dem Druck stehen, durch prestigebesetzte, großräumiger verbreitete Merkmale ersetzt zu werden. Die Richtung dieser Veränderungen geht dabei immer zu umgangssprachenäheren Varietäten, von den kleinräumigen altartigen Dialekten zu großräumigeren Dialekt- und Umgangssprache-Gebieten. Der Abstand der neuen Dialekte zur Standardsprache ist immer geringer als jener der Altdialekte. Solche Ab- und Umbauprozesse können aber nicht als Verfall bezeichnet werden, sondern sie sind nichts anderes als Phänomene des Sprachwandels. Richtig ist, daß Vorgänge dieser Art in den letzten 50 Jahren rascher verlaufen sind als in den Jahrhunderten zuvor.

Die aus den Veränderungen resultierenden Umgangssprachen sind immer regional gebunden, d. h. dialektal determiniert. Die Unterscheidung zwischen Umgangssprachen und Dialekten ist zwar pragmatisch brauchbar und entspricht wohl auch der intuitiven Selbsteinschätzung vieler Sprecher; sie ist aber linguistisch nicht zu begründen. Unterhalb der Standardsprache liegt ein Kontinuum von Sprachvarianten und Variantenkombinationen zwischen Basisdialekt und gehobener Umgangssprache (regionaler Standard), das man natürlich durch Zäsuren zu gliedern versuchen kann (Basisdialekt, Verkehrsdialekt usw.). Die Unterscheidungen stützen sich aber immer nur auf konkrete Sprachmerkmale und haben Gültigkeit immer nur für konkrete Sprachverhältnisse. Allgemein anwendbare Kriterien für eine Binnengliederung des Substandards gibt es nicht. Ich treffe mich in dieser Beurteilung mit Hermann Scheuringer (in diesem Band S. 332ff.). Fast alle Sprecher des Bayerisch-Österreichischen verfügen über mehrere Register, deren Gebrauch durch die soziale Zugehörigkeit der Sprecher, durch Situation, Gesprächspartner, Redethema und Ausdrucksabsicht gesteuert wird. Diglossie, d.h. eine relativ strikte Verteilung von Dialekt und Standard auf bestimmte Domänen (im wesentlichen informell-formell) besteht in Südtirol und in einigen altertümlichen südbairischen Dialektgebieten. Dort haben sich auch die alten Ortsdialekte z.T. noch recht ungebrochen erhalten. Zu-

sammenfassend möchte ich zum Thema „Verfall" feststellen, daß das Ergebnis der Abbauvorgänge in bayer.-österr. Dialekten wiederum Dialekte oder dialektale Umgangssprachen sind, die die Funktionen von Dialekten weitgehend wahrnehmen können. Das mag für Sprecher der jüngsten Generation in München (so Kurt Rein in der Diskussion), unter etwas anderen Bedingungen auch in Wien nicht mehr zutreffen.

Bei der Themenfrage nach der Mundartrenaissance haben die Organisatoren der Tagung wohl auch – wie bei Verfall – eher an die metaphorische Bedeutung des Wortes gedacht, an Wiedererstarken oder an Expansion des Dialektgebrauches. Auch die Frage nach den Wirkungen oder dem Weiterleben der sogenannten Dialektwelle der 70er-Jahre mag mitgespielt haben.

Die Dialektwelle war in erster Linie ein Phänomen der neueren antitraditionellen Dialektliteratur und eine Folge der Sprachbarrierendiskussion, der 68er-Bewegung und der Wiederentdeckung der Region, der Provinz. Dialekt wurde (miß-)verstanden als emanzipatorische Sprache. Aber natürlich trägt Dialektgebrauch per se nichts bei zur Befreiung von obrigkeitlichen Zwängen (in ganz anderen Zusammenhängen stand die Entdeckung des Dialekts durch die Autoren der Wiener Gruppe 20 Jahre zuvor: für sie war der Dialekt ein neues Material zur Erreichung neuer ästhetischer Qualitäten). Auf das Sprachverhalten der breiten Masse der Dialektsprecher im Süden hat diese Dialektwelle m.E. so gut wie keinen Einfluß gehabt. Am ehesten mag noch der Dialektgebrauch durch Liedermacher und Schlagersänger von Konstantin Wecker bis Hubert von Goisern Breitenwirkung insofern haben, als dadurch das sprachliche Selbstbewußtsein von Dialektsprechern bestätigt oder bestärkt wird.

Auf einer anderen Ebene ist es, nur in Österreich, doch zu einer Art von Mundartenrenaissance gekommen, wenn sie auch von den Sprechern weder als eine solche intendiert noch empfunden wird. Seit der Zäsur von 1945 oder noch deutlicher seit der Mitte der 50er-Jahre ist in Österreich die früher selbstverständliche Verbindlichkeit, in formellen Situationen Hochsprache zu verwenden, stark zurückgegangen. Im alltäglichen informellen Sprachgebrauch spielt die Standardsprache bestenfalls eine marginale Rolle. Weit überwiegend werden in den meisten Situationen verschiedene Varietäten von Umgangssprache verwendet. Nach einer 1984/85 durchgeführten Erhebung verteilt sich der durchschnittliche Alltagssprachgebrauch nach Selbsteinschätzung der Befragten zu 49 % auf Dialekte, ebenfalls zu 49 % auf Umgangssprachen und nur zu 2 % auf die Standardsprache; in Mittel- und Großstädten steigt der Anteil der Umgangssprache auf 63 %, in gehobenen Sozialschichten auf 74 %, der der Standardsprache jedoch nicht über 2-5 % (bei den über

60jährigen 6 %; Wiesinger 1992, S. 293f.). Die mittleren und erst recht die gehobenen, standardnahen Ausprägungen der Umgangssprache unterscheiden sich zwar deutlich von den ländlichen Basisdialekten, aber sie sind nicht frei von dialektalen Elementen. Als Friedrich Torburg 1951 aus dem Exil nach Wien zurückkehrte, hatte er den Eindruck, alle Leute redeten im Dialekt. Der Wiener Herbert Penzl, der seit 1934 in den Vereinigten Staaten lebte, beurteilte die Sprachsituation bei seinen vielen Österreichbesuchen nach dem 2. Weltkrieg ähnlich. Daraus folgert, daß die Bildungsschichten in den 20/30er-Jahren sich sehr viel stärker um den Gebrauch einer korrekten Hochsprache bemühten als das seit den 50er-Jahren der Fall ist. Den Grund für diese Entwicklung sehe ich nicht nur in der allgemeinen Lockerung von Verhaltensnormen in vielen Bereichen (und natürlich nicht nur in Österreich), sondern vor allem in dem unbelasteten Verhältnis zur eigenen staatlichen Identität (anders als zur Zeit der 1. Republik 1918-1938). Daraus resultiert ein neues sprachliches Selbstbewußtsein, das nicht mehr von dem ängstlichen Bemühen, „schön" zu sprechen und von dem schlechten Gewissen, es doch nicht richtig zu können, belastet ist. Der verminderte Druck, Standardsprache in bestimmten Situationen gebrauchen zu müssen, ist freilich der Fähigkeit, dies korrekt zu tun, nicht eben zuträglich. Als Reaktion auf die Erfahrungen der Jahre 1938-1945, Ansätze aus der Zeit des Ständestaates (1934-1938) weiterführend, fehlten in den ersten Jahren nach 1945 sprachisolationistische Tendenzen nicht völlig. Sie spielen heute kaum mehr eine Rolle. Die gelehrte und z.T. polemische Fachdiskussion über das österreichische Deutsch (vgl. zuletzt Muhr 1995) hat nach meiner Einschätzung mit dem sprachlichen Selbstverständnis der meisten Österreicher recht wenig zu tun. Vergleichbares zu dem „Förderverein Bayrische Sprache und Dialekte" gibt es in Österreich nicht. Die von diesem Verein vertretene anti-„preußische" Position kann offenbar in Bayern immer noch mit einer etwas breiteren Zustimmung rechnen.

In der Diskussion hat Klaus Mattheier bezweifelt, daß es im Süden Dialektverfall nicht gäbe. Jedenfalls erfolge ein Verlust an dialektaler „Tiefe" und die alten Ortsdialekte verschwänden weithin. Dies trifft sicher zu. Entscheidend ist aber, daran halte ich fest, daß an die Stelle der Ortsdialekte nicht etwa kolloquialer Standard tritt, sondern Varietäten, die weiterhin dialektal geprägt sind und zum Substandard gehören. Ob man sie Dialekte oder Umgangssprachen nennen mag, ist ein terminologisches, kein sachliches Problem. Auch die neuen Dialekte können Intimität schaffen und nach innen Identität („Wir-Gefühl"), nach außen Abgrenzung vermitteln, wenn auch großräumiger als früher. Aber auch die alten Dialekte waren ja nicht überall von Ort zu Ort verschieden, sondern von Dialektgebiet zu Dialektgebiet.

Literatur

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.

Muhr, Rudolf/Schrodt, Richard/Wiesinger, Peter (Hg.) (1995): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien.

Pollak, Wolfgang (1992): Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher. Wien.

Reiffenstein, Ingo (1976): Primäre und sekundäre Unterschiede zwischen Hochsprache und Mundart. Überlegungen zum Mundartabbau. In: Pohl, Dieter (Hg.): Opuscula slavica et linguistica. Klagenfurt. S. 337-347.

Reiffenstein, Ingo (1983): Deutsch in Österreich. In: Reiffenstein, Ingo u.a. (Hg.): Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945. Marburg. (Marburger Studien zur Germanistik 3). S. 15-27.

Reiffenstein, Ingo (1984): Standardsprache und Dialekt: Sprachnorm und Variation. In: Schulreport 1984/6, S. 1-2.

Wiesinger Peter (1992): Zur Interaktion von Dialekt und Standardsprache in Österreich. In: van Leuvensteijn, I. A./Berns, I.B. (Hg.): Dialect and Standard Language/ Dialekt und Standardsprache in the English, Dutch, German and Norwegian Areas. Amsterdam. (Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen, Verhandelingen, Afd. Letterkunde, N. R. 150). S. 290-311.

RENATE HERRMANN-WINTER

Dialektverfall oder Mundartrenaissance in den sogenannten Neuen Bundesländern

Über die Befindlichkeiten der Dialekte in den neuen Ländern zu sprechen, heißt zum einen, nach den Auswirkungen einer seit Wende und Einheit total veränderten Lebenswelt zu fragen, zum anderen Besonderheiten von Dialektgebrauch und Dialektbewertung in 40 Jahren DDR zu benennen. Ich kann Sie hier in fünf Minuten nur auf einige Trends der letzten sechs Jahre aufmerksam machen.

An der lebhaften Diskussion über den einheitsbedingten Sprachwandel in den neuen Ländern haben sich Dialektologen – so weit ich sehe – bislang nicht beteiligt. Die am Standard thematisierten allgemeinen Ost-West-Probleme wie Verständigungsschwierigkeiten oder unterschiedliche kognitive und kommunikative Verhaltensmuster berühren die weitgehend am öffentlichen Sprachgebrauch nicht beteiligten regionalen Varietäten – wenn überhaupt – nur mittelbar und heute noch nicht erkennbar.

Einheitsbetroffen aber sind die Dialekte natürlich hinsichtlich der Umschichtung ihres alltagsweltlichen Lexem- und Namenbestandes. Sie sind beteiligt an dem allgemeinen Archaisierungsprozeß der DDR-typischen Ausdrücke, die in allen Mundarten als hochdeutsche Interferenzen Heimatrecht hatten. Spätere Untersuchungen werden zeigen, ob ihnen – wie sich heute anzudeuten scheint – in den Dialekten eine längere Überlebenschance zuteil wird. Sie sind betroffen von der Neu- und Umbenennung von Geschäften, Firmen, Gaststätten, Kommunalverwaltungen und Straßen. Neue Wörter aus Medien, Marketing und Verwaltung dringen als Standard-Entlehnungen in die Mundart ein. Aufgenommen werden ost- und nordwärts wandernde Dialektwörter wie etwa nordniedersächsisch *Kring* oder *Reeddachdecker* in Mecklenburg-Vorpommern bis zum süddeutschen *Metzger*, der offensichtlich zur Belebung des Geschäfts über Sachsen und Thüringen bis in den Norden vorgedrungen ist. Erkennbare Veränderungen auf der morphologisch-grammatischen oder der phonetischen Ebene hat es bei den mittel- und niederdeutschen Mundarten bisher nicht gegeben. Signalhafte Fremdlautungen in Wörtern wie Spaß [Spas], Büro [,bY:ro] und Oma [,Oma] gegenwärtig im Norden sind gewiß kurzlebige umgangssprachliche Mode-Importe.

Noch werden in allen fünf neuen Ländern neben den regionalen Umgangssprachen mittel- bzw. niederdeutsche Dialekte gesprochen. Als relativ mundartfeste Gebiete gelten vor allem die Küstenregionen Mecklenburg-Vorpommerns, das Erzgebirge und Vogtland in Sachsen sowie die Randgebiete Thüringens. Hinzu kommen kleine, aber erstaunlich stabile bairisch-fränkische Mundartlandschaften im Vogtland und südlich des Thüringer Waldes.

Der Dialektgebrauch wird heute im wesentlichen durch zwei gegenläufige Tendenzen bestimmt:

1. durch einen fortschreitenden Rückgang der aktiven Mundartkompetenz und die abnehmende Dialektverwendung in den traditionellen Domänen, wie Alltag, Familie, private Lebenssituation.
2. durch einen Zugewinn an Domänen in bestimmten Bereichen des öffentlich-kulturellen Lebens.

Beide Tendenzen wirken nicht immer gleichzeitig, sie sind abhängig von der sprachgeschichtlich bedingten unterschiedlichen Stellung des Dialekts in der einzelnen Region.

Ursachen für den meines Erachtens forcierten einheitsbedingten Dialektabbau sind wohl die enorm gestiegene Mobilität der Einheimischen, der Zuzug von Landes- und Ortsfremden, der starke Rückgang von Beschäftigten in der Landwirtschaft, ihr Wegzug oder Pendeln in andere Dialektgebiete. Hinzu kommen die vergrößerten Einflußsphären der Städte auf ländliche Areale.

Das in allen neuen Ländern erkennbar zugenommene Prestige der Mundarten hatte sich zögerlich schon seit der zweiten Hälfte der 70er Jahre in der DDR angebahnt, als die bis dahin stigmatisierten Dialekte im Zusammenhang mit einem neuen sozialistischen Verständnis für Kulturerbe und Heimat offiziell aufgewertet wurden.

Heute bieten die vielerorts wiederbelebten Vereine und Heimatverbände eine neue Plattform für die Beschäftigung mit Mundarten in Verbindung mit Dialektliteratur, Volkskunde, Folklore bis hin zum Dialektrock. Das Interesse der Medien an den Regionalsprachen hat deutlich zugenommen.

Am auffälligsten ist dieser Trend im niederdeutschen Sprachraum. Mecklenburg-Vorpommern ist das einzige östliche Bundesland, das die Förderung seiner Regionalsprache in der Verfassung festgeschrieben hat. Anders als etwa in Sachsen und Thüringen gibt es hier für die Verwendung des Dialekts im öffentlichen Sprachgebrauch kein Tabu. Niederdeutsch wird an beiden Landesuniversitäten, an den Schulen und für die Lehrerfortbildung angeboten. Sechs niederdeutsche Laienbühnen sind heute wieder ein zuverlässiger Publikumsmagnet. Keine Regionalzeitung verzichtet auf Beiträge in und über Niederdeutsch.

Wichtiger aber als alle kulturellen Aktivitäten scheint mir für die Zukunft des Dialekts, daß sich derzeit ein medienunterstütztes sprachliches Selbstwertbewußtsein herausbildet und verbreitet, das durch Vergleiche mit dem sprachlich Neuen und Fremden entsteht und das die eigene vernachlässigte regionale Varietät wieder interessant macht.

Literatur

Nennenswerte Arbeiten über die Dialektverwendung in den neuen Ländern sind nicht veröffentlicht. Die Ausführungen beruhen deshalb auf Erkenntnissen aus Anfragen bei den Arbeitsstellen der Mundartwörterbücher in Jena, Leipzig und Berlin sowie eigenen Erhebungen in Mecklenburg-Vorpommern.

Zum Sprachgebrauch allgemein:

Lerchner, Gotthard (Hg.) (1992): Sprachgebrauch im Wandel. Anmerkungen zur Kommunikationskultur in der DDR vor und nach der Wende. Frankfurt a.M., bes. S. 319ff. (2. Aufl.1996)

Schlosser, Horst Dieter (1990): Die deutsche Sprache in der DDR zwischen Stalinismus und Demokratie. Köln. bes. S. 166ff.

JAN GOOSSENS

„Dialektverfall" und „Mundartrenaissance" in Westniederdeutschland und im Osten der Niederlande

Das Dialektgebiet, von dem in diesem kleinen Beitrag die Rede ist, umfaßt das westliche niederdeutsche Gebiet und den angrenzenden Osten des niederländischen Sprachraums. Ich konzentriere mich dabei besonders auf die Situation in einem Streifen beiderseits der deutsch-niederländischen Staatsgrenze.

Das sprachhistorische Verhältnis der Dialekte diesseits und jenseits dieser Grenze ist bekannt. Sie gingen ineinander über; die wichtigsten Isoglossen im Grenzgebiet fielen nicht mit der Staatsgrenze zusammen und liefen nicht mit ihr parallel, sondern durchschnitten sie in der Quere. Seit dem vorigen und in diesem Jahrhundert übernehmen die Dialekte auf deutscher Seite immer mehr Elemente aus der deutschen, diejenigen auf der niederländischen Seite entsprechend aus der niederländischen Standardsprache. Diese Entwicklung ist am deutlichsten im Wortschatz zu beobachten, vor allem bei Bezeichnungen von Begriffen aus der technisierten und verwalteten Welt. Aber auch die Grammatik (Phonologie, Morphologie und Syntax) unterliegt diesem Einfluß. Das bedeutet nicht nur, daß die Mundarten auf deutscher Seite immer stärker „eingedeutscht" und die auf niederländischer „niederlandisiert" werden, sondern es bedeutet auch Dialektverfall, in dem Sinne nämlich, daß beide Gruppen Merkmale verlieren, die sie gegen die jeweilige Standardsprache absetzen, und Merkmale dazugewinnen, die sie mit ihr gemeinsam haben. Außerdem werden sie so untereinander ähnlicher, was bedeutet, daß es zwischen ihnen weniger Unterschiede gibt, die als dialektal einzustufen sind. Diese Art des Dialektverfalls kann man als „Verwässerung" charakterisieren.

Dialektverfall gibt es auch in einem zweiten Sinn: Es wird immer weniger Dialekt gesprochen, von immer weniger Menschen in immer weniger Situationen. Anders formuliert: Formen der hochdeutschen bzw. der niederländischen Umgangssprache werden von immer mehr Menschen in

immer mehr Situationen gesprochen. Diese Art des Dialektverfalls kann also als „Dialektverlust" charakterisiert werden. Der Dialektverlust ist mit den bekannten soziolinguistischen Parametern beschreibbar: Alter, Sozialschicht, Situation, Ausmaß des Formalismus. Als sehr bedeutend erweist sich auch der geographische Faktor, wonach Gegensätze zwischen Stadt und Land, Zentrum und Peripherie, Gebieten mit viel und solchen mit wenig Immigration zu berücksichtigen sind. Die Beschreibung kann verfeinert werden mit Hilfe weiterer Faktoren wie Geschlecht und Domäne. All diese Faktoren korrelieren übrigens auch mit dem Grad der Dialektverwässerung. Innerhalb des gesamten Niederdeutschen haben die westlichen Grenzdialekte sich in der Vergangenheit als konservativ erwiesen, d.h. ihr Rückgang vollzog sich durchschnittlich weniger schnell als jener der mehr zentralen westfälischen und niedersächsischen Dialekte. In den letzten Jahrzehnten hat er sich aber stark beschleunigt: Heute gibt es kaum noch Familien, in denen die Kinder mundartlich sozialisiert werden. Auf niederländischer Seite läßt sich eine parallele Entwicklung beobachten. Die Problematik ist hier später thematisiert worden als auf deutscher Seite, doch können die folgenden beiden Beobachtungen als sicher gelten: Auf deutscher Seite ist die Entwicklung durchschnittlich weiter fortgeschritten (um 1 bis 3 Jahrzehnte), und die Streuung der umgangssprachlichen Abweichungen von einer standardsprachlichen Norm in den einzelnen Idiolekten ist geringer als auf niederländischer Seite. Das heißt, daß die Sprechweisen auf deutscher Seite deutlicher um zwei Pole kreisen, die sich auch deutlicher gegeneinander abheben als auf niederländischer Seite: Man spricht entweder die eine Sprache (Dialekt) oder die andere (Hochdeutsch). Sowohl im Sprachbewußtsein der Sprecher als bei der Analyse der sprachlichen Struktur der Äußerungen ist immer klar, bei welchem Pol man sich befindet. Auf niederländischer Seite sind die Übergänge fließender, wie offenbar im Süden des deutschen Sprachraums auch. Das dürfte mit einem geringeren strukturellen Abstand zwischen Dialekt und Standardsprache zusammenhängen, während in Norddeutschland die Mundartsprecher das Hochdeutsche sich zunächst als eine Art Fremdsprache aneignen mußten. Das erklärt auch, warum Erforscher der regionalen Varietäten im Osten der Niederlande im Gegensatz zu ihren niederdeutschen Kollegen das Bedürfnis haben, bestimmte Sprachformen, nämlich diejenigen, die ihre primären Dialektmerkmale und manchmal auch noch mehr verloren haben, mit einem eigenen Ausdruck zu bezeichnen: Man spricht von Regiolekten und von einer Regiolektisierung der Mundarten. Auch besteht hier ein größeres Interesse als auf deutscher Seite für die regionale Ausprägung der gesprochenen Formen der allgemeinen Sprache.

Die Antwort auf die Alternativfrage, die den Teilnehmern an der Podiumsdiskussion der IDS-Tagung 1996 vorgelegt wurde, lautet somit für mein Gebiet eindeutig: Dialektverfall. Sie gründet sich auf zahlreiche Untersuchungen, die, was den Aspekt „Dialektverlust" betrifft, auf deutscher Seite seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, auf niederländischer seit den sechziger Jahren durchgeführt worden sind. Was den Aspekt „Dialektverwässerung" betrifft, hat die niederländische Forschung einen kleinen Vorsprung. Hier wird er seit den sechziger Jahren, auf deutscher Seite seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre thematisiert. Mehrere Studien, zuerst Kremer (1979), sind von vornherein vergleichend angelegt worden. Auffällig ist der große Anteil der Veröffentlichungen aus der Hand nichtprofessioneller Beobachter und auch der Veröffentlichungen in mehr oder weniger populären Medien. Das gilt vor allem für den Aspekt „Dialektverlust".

Inwiefern muß nun meine Antwort relativiert werden? Erstens einmal gibt es die Erscheinung des sekundären Dialekterwerbs, vor allem in den sog. peer groups, von der mancher Mundartfreund sich ein zähes Weiterleben des Platt erhofft. Die GETAS-Befragung 1984 (vgl. dazu Goossens (1986) und Stellmacher (1987)) hat aber gezeigt, daß der Einfluß dieses Faktors nicht hoch zu veranschlagen ist: 84 % der Dialektsprecher erklärten, ihr Platt im Kindesalter, und nur 9 %, es im Jugendalter gelernt zu haben. Seit einigen Jahren werden von Volkshochschulen und Heimatvereinen Plattdeutschkurse veranstaltet, die den Interessierten Gelegenheit geben, Dialekt zu erlernen und die Sprechfertigkeit zu üben. Dieser Unterricht der Mundart als „Fremdsprache" ist aber m.E. nicht so sehr als konservierender Faktor zu deuten, sondern vielmehr als ein Aspekt der Erscheinung „Dialekt als Kulturfaktor". Es gibt hüben und drüben eine Dialektliteratur. Dialekt kann weiter eine bescheidene Rolle spielen in der Presse und in den gesprochenen Medien, im Unterricht, in der Kirche, in Vereinen zur Pflege der Mundart, in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen wie Lokalwörterbüchern. Das ist wohl im allgemeinen als eine Reaktion auf die Bedrohung der Mundart durch die Standardsprache zu deuten: Man will lokales bzw. regionales Kulturgut, mit dem man sich identifiziert, retten, was man durch Pflege zu können glaubt. Der limburgische Verein Veldeke wurde 1926 gegründet „zum Instandhalten und zur Förderung der limburgischen Mundarten"; in den jetzigen Statuten heißt es: „Instandhalten und Förderung der Volkskultur in den beiden Provinzen Limburg, namentlich der limburgischen Mundarten". Natürlich spielen auch andere Faktoren eine Rolle, so auf deutscher Seite der sog. „niederdeutsche Sprachmythos", also der Glaube an die alte Eigensprachlichkeit des Niederdeutschen. Die Beobachtung, daß der Dialekt auch zur Belustigung verwendet wird (in Pos-

sen, Karnevalsschlagern, Büttenreden usw.) relativiert und differenziert das erstrebte Niveau dieses Kulturfaktors; sie widerspricht aber dieser Funktion des Dialekts nicht.

Ob diese nun wichtiger wird, je nachdem die tatsächliche Verwendung weiter zurückgeht, weiß ich nicht. In Limburg wird heute zweifellos weniger Dialekt gesprochen als in den zwanziger Jahren, der Verein Veldeke mit seiner gleichnamigen Zeitschrift kennt aber eine ununterbrochene, mehr oder weniger gleichmäßige Blüte. Im Westmünsterland, wo die Mundart im Alltag noch eine erkennbare Rolle spielt, ist ihre Funktion als Kulturfaktor sicher wesentlich geringer als in der Stadt Münster, wo es – so weit ich es beurteilen kann – keine autochthonen Dialektsprecher mehr gibt. Aber gerade hier hat „das Niederdeutsche sich im Bereich der kulturellen Funktionen in den letzten Jahrzehnten einige Bereiche (...) zurück- und neuerobern können" (Peters 1992, S.63). Es leben hier münsterländische und andere westfälische Schriftsteller, es gibt an den Städtischen Bühnen eine Niederdeutsche Bühne. Es gibt die 1875 gegründete Abendgesellschaft Zoologischer Garten, die plattdeutsche Possen aufführt, mehrere plattdeutsche Amateurbühnen, Mundartsendungen in Münsterländer Platt, darunter Hörspiele, gelegentlich Fernsehsendungen in und über Plattdeutsch. In der Presse gibt es plattdeutsche Glossen und gelegentlich Anzeigen, ab und zu werden plattdeutsche Gottesdienste veranstaltet. Der Westfälische Heimatbund organisiert einen plattdeutschen Lesewettbewerb in den Schulen. Die 1983 gegründete Augustin Wibbelt-Gesellschaft hat eine Vermittlerfunktion zwischen der Wissenschaft des Niederdeutschen und der interessierten Öffentlichkeit. Das ist alles zusammengenommen nicht wenig. Doch wird man wohl nicht schließen dürfen, daß die Mundart aussterben muß, um als Kulturfaktor eine Hochblüte erleben zu können. Ihre Bedeutung in Münster hat offenbar mit einer städtischen Infrastruktur zu tun, deren breite ländliche Umgebung durch Migration heute noch genug Impulse zur Kultivierung der Mundart liefern kann. Was wird aber sein, wenn diese Umgebung durch den weiteren Rückgang der Mundart das nicht mehr leisten kann? Dann könnte auch ein Verfall ihrer kulturellen Funktionen in der Stadt einsetzen, der aber in den nächsten Jahrzehnten noch wohl nicht zu einer Lage führen wird, wie sie Haas (1995, S. 304) in seiner Besprechung des Sammelbandes von Kremer (1993) für die Stadt Genf beschrieben hat: Dort ist man nur noch in der Lage, am Nationalfeiertag „ein paar Strophen eines Liedes im seit zweihundert Jahren verklungenen frankoprovenzalischen Dialekt" zu singen.

Literatur (Auswahl)

(Ältere und nicht genannte jüngere relevante Studien sind über die genannten Titel auffindbar)

Cornips, Leonie (1994): Syntactische variatie in het Algemeen Nederlands van Heerlen. Amsterdam.

Daan, Jo/Weijnen, Antoon (1967): „Taalsociologie". Amsterdam. (Bijdragen en Mededelingen der Dialectencommissie van de Kon. Nederlandse Akademie van Wetenschappen 23).

Giesbers, Herman (1989): Code-switching tussen dialect en standaardtaal. Amsterdam. (Publikaties van het P.J. Meertens-Instituut 11).

Goossens, Jan (1984): Die Herausbildung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze. Ergebnisse und Desiderate der Forschung. In: Besch, Werner/Hufeland, Klaus/Schupp, Volker/Wiehl, Peter (Hg.): Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 423). S. 23-44.

Goossens, Jan (1986): Zur Lage des Niederdeutschen und ihrer Erforschung. In: Michigan Germanic Studies 12, S. 1-20.

Goossens, Jan (1987): Het gebruik van dialect en Algemeen Nederlands en de evolutie ervan. In: Verslagen en Mededelingen van de Kon. Academie voor Nederlandse Taal en Letterkunde. S. 289-307.

Haas, Walter (1995): (Besprechung von Kremer [1993]). In: Niederdeutsches Jahrbuch 118, S. 301-304.

Hagen, Antoon (Hg.) (1986): Dialectverlies-Dialectbehoud. Taal en Tongval 38, 3/4, Themanummer.

Hinskens, Frans (1992): Dialect levelling in Limburg. Structural and sociolinguistic aspects. Nijmegen.

Hinskens, Frans/Hoppenbrouwers, Cor/Taeldeman, Johan (Hg.) (1993): Dialectverlies en regiolectvorming. Taal en Tongval, themanummer 6.

Hoppenbrouwers, Cor (1982): Language change. A study of phonemic and analogical change with particular reference to S.E. Dutch dialects. Groningen.

Hout, Roeland van (1989): De structuur van taalvariatie. Een sociolinguistisch onderzoek naar het stadsdialect van Nijmegen. Dordrecht. (Studies over taalgebruik 4).

Kremer, Ludger (1977): Mundartforschung im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet. Eine Bestandsaufnahme (1900-1975). Amsterdam. (Beschreibende Bibliographien 7).

Kremer, Ludger (1978): Sprache und Geschichte im westfälisch-niederländischen Grenzraum. Ein Abriß der sprach-und kulturhistorischen Wechselbeziehungen. Vreden. (Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde 12).

Kremer, Ludger (1979): Grenzmundarten und Mundartgrenzen. Untersuchungen zur wortgeographischen Funktion der Staatsgrenze im ostniederländisch-westfälischen Grenzgebiet. 2 Bde. Köln/Wien. (Niederdeutsche Studien 28).

Kremer, Ludger (1983): Mundart im Westmünsterland. Aufbau, Gebrauch, Literatur. Borken. (Schriftenreihe des Kreises Borken 5).

Kremer, Ludger (Hg.): Diglossiestudien. Dialekt und Standardsprache im niederländisch-deutschen Grenzland. Vreden. (Westmünsterland. Quellen und Studien 1).

Kremer, Ludger/Niebaum, Hermann (Hg.) (1990): Grenzdialekte. Studien zur Entwicklung kontinentalwestgermanischer Dialektkontinua. Hildesheim/New York. (Germanistische Linguistik 101-103).

Merges, Josef Karl Christian (1977): Der untere Niederrhein. Studien zu seiner sprachlichen Entwicklung. Diss. Bonn.

Niederdeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde, Vergleiche, Ausblicke. Beiträge zum Symposion des Instituts für niederdeutsche Sprache an der Universität Bremen 29.-31.10.1986 (1988). Leer. (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache, Reihe: Dokumentation 15).

Peters, Robert (1992): Plattdeutsch in Münster und im Münsterland – gestern und heute. In: Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V. Jahrbuch 8, S. 43-65.

Stellmacher, Dieter (1987): Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer. (Schriften des Instituts für niederdeutsche Sprache, Reihe: Dokumentation 14).

Volkskultur an Rhein und Maas 10, 1991, 1 (Themaheft „Nachbarland Niederland").

Vousten, Rob (1995): Dialect als tweede taal. Linguïstische en extra-linguïstische aspecten van de verwerving van een Noordlimburgs dialect door standaardtalige jongeren. Amsterdam.

KLAUS J. MATTHEIER

Dialektverfall und/oder Dialektrenaissance?

Überlegungen zur Entwicklung der Dialektalität in der gegenwärtigen deutschen Sprachgemeinschaft

Die unterschiedlichen Stellungnahmen zu der Entwicklungsdynamik der Dialektalität, die im Rahmen der Podiumsveranstaltung vorgetragen worden sind, zeigen insbesondere bei den Wissenschaftlern aus dem Süden des deutschen Sprachraums interessante Übereinstimmungen, die die Problematik, aber auch die Ambivalenz der Fragestellung sichtbar werden lassen. Der Grundtenor in diesen Beiträgen auf die Frage nach dem Vorhandensein einer Dialektrenaissance lautete „nein – aber".

Ingo Reiffenstein etwa stellt für den bairisch-österreichischen Raum fest, es gebe im Süden keinen Dialektverfall und deshalb auch keine Mundartenrenaissance. Die Dialekte lebten – wenn auch zum Teil in veränderter Form und in anderer Funktion – und es fände allenfalls ein

Abbauprozeß in Richtung auf regionale Umgangssprache statt. Hermann Bausinger vertrat ebenfalls die These, der Dialekt existiere immer noch so, wie er schon immer war. Zugleich gab er jedoch zu, daß die Dialektdomäne kleiner geworden ist und daß es etwa Wortschatzverfall im Dialekt gibt. Besonders deutlich wurde das „nein – aber" auf die Frage nach Verfall oder Renaissance bei Heinrich Löffler, der die Verhältnisse in der Schweiz ansprach. Auch Löffler lehnte die Existenz von Dialektverfall in der Schweiz ab. Was die Dialektrenaissance angehe, so könne von einer Dialektrenaissance – da es keinen Dialektverfall gebe – nicht geredet werden. Dann räumte er aber ein, daß durch die Medien und die Verstärkung der Mündlichkeit in der Öffentlichkeit ein „verstärktes Sichtbarwerden des Dialekts in der Gesellschaft" konstatiert werden könne.

In diesen Stellungnahmen wird – wie übrigens auch in den Statements der Dialektologen aus den nördlicheren Regionen des deutschen Sprachraums – deutlich, daß mit den Bezeichnungen „Dialektverfall" bzw. „Dialektrenaissance" recht unterschiedliche Vorstellungen verbunden sind. Ist etwa jede Veränderung eines Dialekts schon „Verfall" des Dialekts? Oder sollte man diese Bezeichnung nicht ausschließlich für die Annäherung von dialektalen Varietätenstrukturen an eine überdachende standardsprachliche Struktur reservieren? Und was ist dann mit der Aufgabe dialektaler Strukturen unter Annäherung nicht an die Standardvarietät, sondern an eine überdachende prestigereiche Regional- oder Stadtsprache?

Sollen wir die Vorstellung von „Dialektverfall" ausschließlich auf linguistische Phänomene beschränken, oder ist nicht auch das heute zu beobachtende Verschwinden der Dialektalität aus verschiedenen soziokommunikativen Domänen, etwa aus der primären Kinder-Spracherziehung, eine Art von Dialektverfall. Was ist denn „Dialektrenaissance" anderes als eine Art verstärktes Sichtbarwerden von dialektgeprägtem Sprechen in der heutigen Gesellschaft. Niemand wird „den Terminus beim Wort nehmen" und darunter eine „Wiedergeburt" von inzwischen ausgestorbenen lokalen Dialekten verstehen.

Im folgenden soll versucht werden, die Bezeichnungen „Dialektverfall" und „Dialektrenaissance" durch einige differenzierende Überlegungen etwas klarer zu strukturieren. Zuerst einmal einige Überlegungen zum Dialektverfall. Dieser Prozeß muß als Teil eines größeren kommunikationshistorischen und gesellschaftshistorischen Zusammenhanges gesehen werden, der mit der sozialen Modernisierung der europäischen Gesellschaften seit der frühen Neuzeit und mit der Entstehung der Standardsprache zusammenhängt. Die Verdrängung der Dialektalität aus der

Schriftsprache ist im deutschen Sprachraum zu Beginn des 17. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen. Über die Anfänge einer nicht dialektgeprägten Sprechsprache im 18. Jahrhundert und deren Durchsetzung in bildungsbürgerlichen Kreisen im 19. Jahrhundert ist noch wenig bekannt. Klagen über den Verfall der Dialekte finden sich in größerem Maße seit dem Ende des 17. und dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Zur gleichen Zeit beginnt ein archivalisch-dokumentarisches Interesse an den Volksdialekten. An dem gleichzeitig einsetzenden Verdrängungsprozeß dialektalen Sprechens aus dem mündlichen Sprachgebrauch sind im deutschen Sprachraum in erster Linie vier gesellschaftliche Faktoren beteiligt:

1. der Grad der Verstädterung
2. die Öffentlichkeit bzw. Privatheit der Sprechsituation
3. die Ausbildung bzw. berufliche Beschäftigung der Sprecher in schriftorientierten Berufen
4. die jeweilige Region im deutschen Sprachraum

Am frühesten und heute am nachhaltigsten standardspracheorientiert sind gebildete städtische Sprecher aus dem nördlichen Deutschland in offiziellen Sprechsituationen. Am deutlichsten noch dialektgeprägt sind ländlich lebende und bäuerlich-handwerklich arbeitende Sprecher aus dem Süden Deutschlands in privaten Lebenssituationen. Andere soziologische Faktoren wie etwa Alter, Geschlecht, soziale Schicht, die etwa in der angloamerikanischen Soziolinguistik ihre Bedeutsamkeit erwiesen haben, scheinen im deutschen Sprachbereich allenfalls von peripherer Bedeutung zu sein.

Der Dialektverfalls- oder Verdrängungsprozeß, der hier skizziert wurde, verläuft auf zwei Ebenen: einmal als linguistischer Prozeß des Abbaus von genuinen Dialektismen lokaler Art und ihres Ersatzes durch großregionalere oder standardsprachliche Varianten. Dieser Prozeß ist von der Dialektologie in den letzten Jahren nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa immer wieder beschrieben worden. Seit dem vorigen Jahr gibt es ein Netzwerk der „European Science Foundation", das sich unter anderem mit derartigen „Konvergenzprozessen" von Dialekten in verschiedenen europäischen Industrieländern beschäftigt. In Deutschland sind insbesondere von den zweidimensional angelegten Dialektatlasunternehmungen, dem Atlas für Bairisch-Schwaben und dem Mittelrheinischen Sprachatlas interessante Ergebnisse im Zusammenhang mit diesem linguistischen Verfallsprozeß lokaler Dialektalität und der Ausbildung sog. „neuer Substandards" zu erwarten. Diesen Prozeß möchte ich „linguistischen Dialektverfall" nennen.

Daneben gibt es aber auch noch einen Dialektverfallsprozeß, den man eher als soziolinguistischen Dialektverfall bezeichnen sollte. Es handelt sich um die Verdrängung dialektaler Varietäten aus immer mehr gesellschaftlichen Verwendungskonstellationen. Musterbeispiel ist dafür die derzeit laufende Verdrängung der Verwendung dialektaler Varietäten aus der elterlichen Primärspracherziehung. Gesteuert durch die oben genannten vier Faktoren 'Stadt/Land', 'privat/öffentlich', 'schriftorientiert/handarbeitorientiert' und 'Region', läuft dieser Verdrängungsprozeß ab. Abgeschlossen ist er im Norden und im mittleren Deutschland in gebildeten Kreisen und städtischer Umgebung. Noch weitgehend unangetastet sind von diesem Prozeß Familien in Süddeutschland, in ländlicher Umgebung und mit bäuerlichen Berufen.

Andere Domänen/Milieus im Übergang zur Standardsprache sind die außerfamiliäre Freizeit etwa in Gaststätten oder in örtlichen Vereinen. An diesen differenzierenden Überlegungen zum derzeit ablaufenden Dialektverfall zeigt sich schon, daß eine Frage wie „verfällt der Dialekt im deutschen Sprachraum?" entschieden zu einfach gestellt ist. Was ist der genaue Gegenstand des Dialektverfalls. Hier sollte man zumindest drei unterschiedliche Bereiche des Dialektverfalls unterscheiden:

1. Dialekt verfällt, indem Dialekttiefe, örtliche Bindung des Dialekts verlorengeht durch den Verlust distinktiver Dialektstrukturen. Wo vorher ein ortsdialektales Merkmal Verwendung fand, wird jetzt ein großregionales oder standardsprachliches verwendet.

2. Dialekt verfällt, indem die Sprecher in immer mehr Kommunikationssituationen zumindest tendenziell häufiger nicht die Dialektvarietät sondern die Standardvarietät verwenden. Dialekt verliert seinen soziolinguistischen Status.

3. Dialekt verfällt aber auch, indem die Bewertung des Dialekts sich verschlechtert, wenn eine opinio communis wie „Dialekt ist ein Symptom für Unbildung und Unterschicht und deshalb als soziales Stigma zu betrachten" in einer Sprachgemeinschaft ausgebaut und verstärkt wird. Diesen Prozeß können wir schon im Mittelalter beobachten, und auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist der Dialekt für viele Sprecher des Deutschen ein soziales Stigma.

An diesen drei bzw. vier Hypothesen müßte eine Untersuchung ansetzen, die den Dialektverfall in der Gesellschaft nachweisen wollte. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand ist die erste Teilhypothese wohl akzeptabel. Die Abnahme von Dialekttiefe ist häufig beobachtet worden. Man geht wohl allgemein davon aus, daß in absehbarer Zeit die isolierten Ortsdialekte durch großregionalere Regiolekte ersetzt werden.

Nicht so eindeutig ist der Forschungsstand im Bereich des Funktionsverlustes von Dialekt. Zwar wird man den Funktionsverlust im Bereich der primären Spracherziehung nicht leugnen. Inwieweit jedoch hier ein allgemeiner angezeigt wird, ist umstritten. Und über die Existenz eines sozialen Stigmas „Dialekt" oder sogar eine Intensivierung dieser Entwicklung wird man streiten können. Von einem negativen Image des Dialekts bei Standardsprechern wird man wohl allenfalls in Nord- und Mitteldeutschland in bestimmten städtisch-gebildeten Kreisen reden können. Und bei Dialektsprechern muß man – was die Bewertung von Dialekt angeht – grundsätzlich zwischen einer instrumentellen Motivation und einer emotionalen Motivation unterscheiden. Die kommunikative Verwendbarkeit des Dialekts wird er anders bewerten als seine eigene emotionale Beziehung zum Dialekt. Doch scheint eine Untersuchung von Dialektregionen unter dieser Fragestellung durchaus interessant zu sein. Hier wird die Spätphase einer säkularen soziokommunikativen Entwicklung gefaßt.

Verwirrend wird jedoch die gegenwärtig zu beobachtende Dialekt-Standard-Konstellation in Deutschland, wenn man mit offensichtlich (oder auch nur scheinbar) vorhandenen gegenläufigen Entwicklungstendenzen konfrontiert wird, die eine Ausbreitung bzw. eine Aufwertung der Dialektverwendung anzuzeigen scheinen – ob man diese Entwicklung nun Dialektwelle, Dialektmode oder Dialektrenaissance nennen will.

Beispiele für eine Ausweitung des Dialektgebrauchs in unserer Gesellschaft können leicht gefunden werden. Was ist dran an derartigen Einzelbeobachtungen? Sind das modische Eintagsfliegen wie offensichtlich in den 70er Jahren die verstärkte Verwendung von Dialekt in der Literatur. Oder sind das erste Hinweise auf eine dauerhafte Trendwende im Dialektverfall?

Bevor wir der Frage anschließend etwas nachgehen, sollten wir auch hier zuerst einmal genau nachfragen, was denn im Detail unter Dialektrenaissance verstanden werden soll.

In Anlehnung an die Überlegungen zum Dialektverfall können wir wieder drei bzw. vier unterschiedliche Problembereiche unterscheiden. Zuerst einmal könnte man unter Dialektrenaissance verstehen, daß der tiefe lokale Bauerndialekt linguistisch ausgebaut wird. An eine derartige Vorstellung von Dialektrenaissance denkt wohl niemand. Von einer linguistischen Dialektrenaissance ist also nicht die Rede. Eher schon von einer soziolinguistischen Dialektrenaissance. Viele Beobachtungen zur Dialektrenaissance zeigen, daß heute vermehrt Dialektalität in Sprechsituationen auftritt, in denen noch in den 60er Jahren Hochdeutsch erwartet und meist auch verwendet wurde. Eine Dialektrenaissance-Hypothese könnte

also lauten: Heute wird dialektales Sprechen in einer größeren Anzahl von Domänen bzw. Situationen verwendet als früher, insbesondere in der Nachkriegszeit bis etwa 1970.

Und die gesellschaftliche Aufwertung des Dialekts sowohl unter den Dialektsprechern als auch insbesondere unter den Standardsprachesprechern kann ebenfalls beobachtet werden. Alle diese Überlegungen und Behauptungen über die Dialektrenaissance und auch die Prognosen zum Dialektverfall beruhen noch weitgehend auf recht impressionistischen Beobachtungen. Forschungen zum Dialektverfall gibt es allenfalls in ersten Ansätzen und Forschungen zur Dialektrenaissance gibt es wohl noch überhaupt nicht. Und es ist auch keineswegs leicht, derartige Hypothesen angemessen empirisch zu überprüfen, allein schon deshalb, weil über frühere Zustände, die sich in den letzten 30 Jahren geändert haben sollen, nur mehr oder weniger informelle Beobachtungen vorliegen, die für eine Untersuchung in zwei getrennten Zeitschnitten nicht herangezogen werden können. Und Untersuchungen in virtueller Zeit, d.h. in der Gegenwart, mit einer sprachlich konservativen und einer progressiven Gruppe weisen die Problematik aller Untersuchungen in virtueller Zeit auf.

Aber schon die differenzierenden Überlegungen zu den eigentlichen Gegenständen eines Dialektverfallsprozesses bzw. zu Ansätzen von Dialektrenaissance haben uns einige Klärung gebracht.

1. Einmal ist durch viele Untersuchungen belegt, daß es linguistischen Dialektverfall gibt. Die tiefen und isolierten Ortsdialekte verlieren ihre lokalen Merkmale, die durch eher regionale und/oder standardnähere ersetzt werden.

2. Ob die Bewertung von Dialektalität in unserer Gesellschaft positiver geworden ist, wird man untersuchen müssen. Keinesfalls wird damit jedoch der tiefe Bauerndialekt gemeint sein. Der ist auch weiterhin wohl in großen Teilen des deutschen Sprachgebietes mit einem Stigma behaftet, allein schon wegen seiner Unverständlichkeit für die meisten Sprecher.

Abschließend sollen noch wenigstens einige allgemeine Überlegungen angestellt werden zu den Ursachen der beiden Entwicklungen im Dialekt-Standardkontinuum, von denen hier die Rede war.

Über den Dialektverfall müssen dabei keine weiteren Überlegungen angestellt werden. Hier liegen die Ursachen in dem konstatierten gesellschaftlichen und kommunikativen Modernisierungsprozeß, der schon in der frühen Neuzeit eingesetzt hat und heute immer noch im Gange ist. Überraschend ist an den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte allenfalls, daß das Ergebnis des Dialektverfallsprozesses offensichtlich nicht

die totale Verdrängung des Dialekts durch die Standardsprache auch im Bereich der Mündlichkeit ist. Eher wird das Ergebnis dieser Entwicklung mehr oder weniger deutlich regional markierte Umgangssprache sein, wie sie Bellmann am „Neuen Substandard" identifiziert hat.

Erklärungen für Veränderungen, die unter der Bezeichnung „Dialektrenaissance" zusammengefaßt werden, sind nicht so leicht zu finden. Derartige Phänomene sind etwa seit dem Beginn der 70er Jahre zu beobachten. Auslöser könnte eine gleichzeitig weltweit zu beobachtende Zuwendung zu Regionalisierungs- bzw. Ethnisierungstendenzen sein.

Weiterhin hat seit den 60er Jahren eine massive Demokratisierung der Normen gesprochener Standardsprache stattgefunden, die unter anderem mit der Ausweitung der gesellschaftlichen Basis der Standardsprachesprecher in die Massengesellschaft zusammenhängt. Dadurch hat eine Öffnung der Standardsprechsprache in untere und regionale Stilschichten begonnen.

Es kommt aber wohl noch ein weiteres, ebenfalls mit der allgemeinen soziokulturellen Entwicklung zusammenhängendes Phänomen hinzu. Durch die Aufnahme von immer mehr dialektalen Markierungen in die Alltagssprechsprache wird innerhalb des soziokommunikativen Austausches eine zusätzliche regionale Identifikations- und Identifizierungsmöglichkeit geschaffen. Diese Möglichkeit ist offensichtlich in unserer Gesellschaft erwünscht – oder doch erwünschter als früher. Signalisierung von regionaler Identität und die Möglichkeit der regionalen Identifizierung der Umgebung ist neuerdings ein gesellschaftlich erwünschter Wert. Das mag mit grundsätzlichen Verschiebungen gesellschaftlicher Art zusammenhängen, die allenthalben in spätmodernen Gesellschaften beobachtet werden.

Literatur

Mattheier, Klaus J. (1994): Varietätenzensus. Über die Möglichkeit, die Verbreitung und Verwendung von Sprachvarietäten in Deutschland festzustellen. In: Mattheier, Klaus J./Wiesinger, Peter (Hg.): Dialektologie des Deutschen. Forschungsstand und Entwicklungstendenzen. Tübingen. S. 413-441.

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1996

0. Allgemeines
1. Arbeiten und Mitarbeiter der Abteilungen und Arbeitsstellen
2. Tagungen, Kolloquien, Kommissionssitzungen und Vorträge externer Wissenschaftler am IDS
3. Lehraufträge und Vorträge von IDS-Mitarbeitern außerhalb des Instituts
4. Im Berichtsjahr erschienene Publikationen von IDS-Mitarbeitern
5. Kontakte des IDS zu anderen Institutionen, Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS, Praktikantinnen, Besuchergruppen
6. Gremien des Instituts für deutsche Sprache
7. Besondere Nachrichten
8. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben
9. Veröffentlichungen im Jahre 1996

0. Allgemeines

Von großer Bedeutung für das Institut, besonders seine Forschungsplanung und die materielle Sicherung seiner laufenden und künftigen Arbeiten, war die gutachterliche Stellungnahme des Wissenschaftsrats, die von diesem Beratungsgremium der forschungsfördernden staatlichen Stellen im Juli 1996 beschlossen und veröffentlicht wurde. Nach eingehender Evaluation des Instituts durch eine Expertengruppe kam der Wissenschaftsrat zu einem erfreulichen abschließenden Urteil, in dem es u.a. heißt: „Die Qualität der Forschung des IDS wird insgesamt positiv eingeschätzt. Die Aufgaben des Instituts sind überregional bedeutsam, und es besteht ein gesamtstaatliches Interesse an ihnen" (Wissenschaftsrat Drs. 2628/96, S. 6).

Der Wissenschaftsrat empfiehlt dem IDS aber auch eine Reihe von meist organisatorischen Neuerungen, von denen einige schon im Berichtsjahr eingeleitet wurden. So beschloß das Kuratorium, das Aufsichtsorgan des Instituts, am 25. Oktober 1996, die Abteilungsstruktur zu ändern. Die bestehenden sechs (kleinen) Forschungsabteilungen des IDS werden zu drei (größeren) Abteilungen zusammengefaßt, und zwar die Abteilungen „Grammatik", „Lexik" und „Pragmatik". Da diese Änderung erst zu Beginn des Jahres 1997 wirksam wird, ist der Bericht über die wissenschaftlichen Arbeiten des Instituts im folgenden Kapitel noch nach den bisherigen Abteilungen gegliedert.

Für besondere Aufmerksamkeit und auch Aufregung in der Öffentlichkeit sorgte im Berichtsjahr ein Ereignis, von dem fachlich zwar nur ein relativ kleiner Arbeitsbereich des IDS betroffen war und weiterhin betroffen ist, das aber auch andere Mitarbeiter, u.a. in der Stelle für Öffentlichkeitsarbeit, bis zum Jahresende in Atem hielt: Es war die gemeinsame Wiener Erklärung der verantwortlichen staatlichen Instanzen von Deutschland, Österreich und der Schweiz vom 1. Juli 1996, die deutsche Rechtschreibung in Teilbereichen zu ändern, und zwar auf der Grundlage eines detaillierten Regelwerks, an dem Mitglieder der Rechtschreibkommission des IDS maßgeblich mitgearbeitet hatten (s. auch Abschn. 1.2). Über die jahrelange Vorbereitungsarbeit und die fachliche und öffentliche Diskussion ist auch in Publikationen des Instituts immer wieder berichtet worden. Eine kompakte Zusammenfassung der Neuregelung enthält die Extraausgabe des *Sprachreports* vom Juli 1996. Der vollständige Text, der in den kommenden Jahren umzusetzenden amtlichen Regelung, „Deutsche Rechtschreibung – Regeln und Wörterverzeichnis", ist im August 1996 im Verlag Gunter Narr, Tübingen, erschienen, inzwischen auch als Veröffentlichung der Kultusbehörden mehrerer Bundesländer.

Neugeregelt wurde von den staatlichen Stellen auch die Zuständigkeit für die weitere wissenschaftliche Beobachtung und Pflege der deutschen Orthographie. Sie ist Aufgabe der Kommission für die deutsche Rechtschreibung, die gerade aus deutschen, österreichischen und schweizerischen Fachleuten gebildet wird. Die Kommission hat ihre Geschäftsstelle beim IDS und soll ihre Arbeit möglichst bald im Jahr 1997 aufnehmen.

1. Arbeiten und Mitarbeiter der Abteilungen und Arbeitsstellen

1.1 Abteilung Grammatik

In der Abteilung wurden 1996 diese Arbeiten durchgeführt:

- Korrekturen der Druckfahnen der Grammatik der deutschen Sprache
- Ausarbeitung einer flexiblen Kategorialgrammatik für das Deutsche
- Aspekte der Modifikation im Deutschen
- Entwicklung von Komponenten eines hypermedialen grammatischen Informationssystems
- Beschreibung verschiedener syntaktischer Klassen von Konnektoren

Die Autorenkorrekturen zur „Grammatik der deutschen Sprache" sind abgeschlossen. Nach Auskunft des Verlags ist mit dem Erscheinen des dreibändigen Werkes bis Mitte 1997 zu rechnen.

Das Teilprojekt „Validierung der Syntax" wurde neu definiert als Ausarbeitung einer flexiblen Kategorialgrammatik für das Deutsche. Die Arbeiten zu Determinativen und damit zusammenhängenden Pronomina sind in dem Aufsatz „Determinative und gleichlautende Pronomina" dokumentiert, die Arbeiten zu Quantoren (*all-, jed-* u.a.) in Distanzstellung wurden in Vorträgen in Tübingen und Frankfurt zur Diskussion gestellt. Eine Monographie „Deutsch kategorial" ist in Arbeit.

Im Teilprojekt „Modifikation im Deutschen" werden Aspekte vertieft, die in der Grammatik der deutschen Sprache nicht oder nur summarisch abgehandelt wurden. Bisher bearbeitet sind der Komplementstatus von Infinitiven und Nebensätzen sowie Grundlagen der Ereignissemantik.

Die Arbeiten am grammatischen Informationssystem wurden fortgesetzt: Der Prototyp GRAMMIS-2 zur Verbvalenz, eine Verbindung von grammatischem Hypertext und einer vielfältig abfragbaren Valenzdatenbank, ist seit Herbst 1996 fertiggestellt. Die Komponente „Grammatik aus funktionaler Sicht" wurde beträchtlich vergrößert und zwei weitere Komponenten (Themen: „Konnektoren" und „Neue Rechtschreibung") sind in Arbeit. Alle Komponenten sind miteinander vernetzt und in das Gesamtsystem integriert, dessen Funktionalität erweitert und verbessert wurde. Der Prototyp GRAMMIS-1 (Thema: „Wortarten") wird seit Frühjahr 1996 von Unterrichtenden in Schule, Hochschule und im Bereich Deutsch als Fremdsprache erprobt. In einer Fragebogenaktion werden Erfahrungen und Anregungen der Testnutzer erhoben, ausgewertet und bei der weiteren Planung und Optimierung des Systems berücksichtigt. Parallel und vergleichend zur bisherigen Systementwicklung wurden Erfahrungen mit der online-Publikation im Internet gesammelt (Thema „Neue Rechtschreibung").
Im Teilprojekt Konnektoren wurden im Berichtsjahr verschiedene syntaktische Klassen von Konnektoren beschrieben und Manuskripte zu übergreifenden syntaktischen Phänomenen der Bildung komplexer Sätze vorgelegt. Für die Integration des Handbuchs der Konnektoren in die elektronische Grammatik (GRAMMIS) wurde ein Konzept ausgearbeitet; es wurden mehrere Kapitel des Handbuchs als Hypertext umgesetzt und eine Konnektoren-Datenbank mit exemplarischen Einträgen eingerichtet.

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter: Prof. Dr. Bruno Strecker (kommissarisch)
Wissenschaftliche Mitarbeiter:
Prof. Dr. Joachim Ballweg – Dr. Ursula Brauße – Dr. Eva Breindl-Hiller – Helmut Frosch – Ursula Hoberg – Dr. Renate Pasch – Dr. Angelika

Storrer – Klaus Vorderwülbecke (beurlaubt) – Programmierer: Roman Schneider (bis 31.3.96)
Sekretärin: Ruth Maurer

1.2 Abteilung Lexikologie und Wortbildung

In der Abteilung werden lexikologische und lexikographische Projekte zu ausgewählten Wortschatzbereichen und zur Wortbildung sowie Forschungen zur Graphie und Orthographie durchgeführt.

Im Projekt „Erklärende Synonymik kommunikativer Ausdrücke des Deutschen" (ESKA) wurden die Verbgruppen der Repräsentative und Direktive weiter bearbeitet. In Kooperation mit der Fakultät für Mathematik der TH Darmstadt (Prof. Dr. R. Wille) wurden die Daten von ESKA in das Programm TOSCANA (Tools for Concept Analysis) implementiert. Eine erste Version lag Ende 1996 vor.

Für das Handbuch „Deutsche Wortbildung in Grundzügen" wurden die Kapitel „Wortbildung des Adjektivs" und „Wortbildung des Verbs" abgeschlossen. Erste Vorarbeiten zur Wortbildung des Substantivs liegen vor.

Die Bearbeitung des neuen „Valenzlexikons deutscher Verben" (Projekt VALBU) wurde fortgesetzt. Für die meisten der ausgewählten 600 Verben des Grundwortschatzes liegt eine erste Manuskriptfassung vor. Die Überlegungen zu einer kontrastiven Valenzdatenbank wurden bei einem Kolloquium mit ausländischen Partnern fortgesetzt (siehe 2.5). Ein Sammelband mit den Ergebnissen des 1994 abgeschlossenen deutsch-französischen Projekts zur Nominalvalenz erscheint in den „Studien zur deutschen Sprache".

Im Arbeitsbereich „Graphie und Orthographie" wurde im Zuge der Bemühungen um die Reform der deutschen Rechtschreibung die Vorlage der amtlichen Regelung, bestehend aus Regelteil und Wörterverzeichnis, fertiggestellt und den zuständigen staatlichen Stellen in Deutschland, Österreich und der Schweiz übergeben. Dem großen Informationsbedürfnis der Bevölkerung entgegenkommend, wurde dieser zwischen Fachwissenschaftlern und Fachbeamten international abgestimmte Vorschlag im Gunter Narr Verlag, Tübingen, veröffentlicht und eine intensive Öffentlichkeitsarbeit geleistet.

Die Arbeit an dem Projekt „Orthographiedarstellungen im 19. Jahrhundert" wurde fortgesetzt. Die Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) lief im August 1996 aus.

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiterin: Prof. Dr. Gisela Harras
Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Elke Donalies – Dr. Klaus Heller – Jacqueline Kubczak – Dr. Wolfgang Mentrup-Wenzel – Prof. Dr. Wolfgang Motsch – Vera de Ruiter – Renate Schmidt – Helmut Schumacher – Petra Teutsch M.A. (bis 31.8.96) – Dr. Edeltraud Winkler
Sekretärinnen: Susanne Bergmann – Karin Laton

1.3 Abteilung Historische Lexikologie und Lexikographie

Die Arbeiten an der „historischen Datenbank" zur deutschen Wortschatzentwicklung seit 1700 wurden fortgesetzt. Mit Stand vom 30.10. 1996 waren knapp 250 Texte und Teiltexte mit insgesamt 1.127.000 Tokens erfaßt. Die Datenbank bildet die Grundlage zur Behandlung wortgeschichtlicher und anderer Themen der jüngeren Sprachgeschichte. Erste Ergebnisse gehen in Studien über Formulierungstraditionen seit dem 18. Jahrhundert ein.

1996 ist der zweite Band der Neubearbeitung des historischen „Deutschen Fremdwörterbuchs" erschienen. Der dritte Band, der die Buchstaben B und C umfaßt, erscheint voraussichtlich 1997. Drei Bände historischer Untersuchungen über die „Lehnwortbildung im Deutschen" sind fertiggestellt und werden zum Druck vorbereitet.

Im Rahmen der 1993 begonnenen Beteiligung am „Frühneuhochdeutschen Wörterbuch" (Anderson/Goebel/Reichmann) wurde das Manuskript der ersten Mannheimer Lieferung erarbeitet und in Druck gegeben.

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter: Prof. Dr. Hartmut Schmidt
Wissenschaftliche Mitarbeiter: Priv. Doz. Dr. Ulrike Haß-Zumkehr – Gabriele Hoppe – Dr. Heidrun Kämper – Isolde Nortmeyer – Dr. Elisabeth Link – Dr. Gerhard Strauß – Prof. Dr. Joachim Schildt – Dr. Rosemarie Schnerrer – Oda Vietze
Sekretärin: Sigrid Ziehr

1.4 Abteilung Sprachentwicklung in der Gegenwart

In dieser Abteilung werden Prozesse der Veränderung der deutschen Sprache in der Gegenwart sowohl innersprachlich als auch sprachvergleichend untersucht.

1. Sprachwandel in der Wendezeit

a) Schlüsselwörter der Wendezeit: Das im Rahmen des Projektes „Sprachwandel in der Wendezeit" entstandene Buchmanuskript „Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90" ist 1996 abgeschlossen worden, und wird 1997 in der Reihe „Schriften des Instituts für deutsche Sprache" erscheinen. Das Buch, das sich an einen weiten Benutzerkreis wendet, ist gleichermaßen Nachschlagewerk wie Lesebuch zu einem der jüngsten Abschnitte deutscher Sprachentwicklung.

b) Lexikographische Erschließung des Wendekorpus: Im Rahmen dieses Teilprojektes wurden zahlreiche Wortartikel nochmals überarbeitet und erweitert. Dem Wörterverzeichnis werden lemmatisierte Worttabellen mit Häufigkeiten angegliedert. Ferner wird eine Bibliographie der Literatur zu Sprache und Kommunikation seit der Wende erstellt und als Anhang mitveröffentlicht.

c) Bedeutungsvariation und -uminterpretation in Texten zur deutschen Einheit: Das Teilprojekt wurde mit der Publikation „Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen – die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs der deutschen Einheit" (Tübingen 1996) abgeschlossen. Im Rahmen des Projektes wurde auf der Grundlage großer computergestützt verfügbarer Textmengen beschrieben, wie sich Vorstellungen von Sprechergruppen einer Sprachgemeinschaft über kommunikativ zentrale Konzepte verändern, wie Sprecher Konzepte problematisieren und wie Gebrauchswandel zu Bedeutungsverschiebungen lexikalischer Einheiten führen kann. Da die Untersuchungen konsequent von der realen Sprachverwendung ausgehen und große Datenmengen mit Hilfe eines systematischen Instrumentariums auswerten, kann die Arbeit auch als Beitrag zur methodischen Fundierung begriffsgeschichtlicher Forschungen gelten.

2. Das Neologievorhaben

Das Projekt „Neologismen", in dessen Rahmen die Erarbeitung eines Neologismenwörterbuchs der 90er Jahre geplant ist, wurde 1996 sowohl konzeptionell als auch unter den Aspekten Exzerption, Korpusausbau und -auswertung und Datenbanknutzung fortgeführt. Ein vorläufiges Fazit zu Problemen und Chancen korpusgestützter Neologismenforschung bietet der in Vorbereitung befindliche Sammelband „Neologie und Korpus", der in der Reihe „Schriften des Instituts für deutsche Sprache" erscheinen wird.

3. Projekte im Kontext europäischer Verständigung

3.1 Ökologische Innovation und Unternehmenskommunikation: Im Februar 1996 wurde dieses Projekt, das vom IDS in Partnerschaft mit der Aston University, Birmingham, durchgeführt wurde, und die Erforschung der Rolle von Kommunikationsstrukturen in ökologisch innovativen Unternehmen im Ländervergleich zum Ziel hatte, erfolgreich abgeschlossen. Ein Abschlußbericht liegt bei der Europäischen Kommission, die Träger des Projektes war, vor.

3.2 Preparatory Action for Linguistic Resources Organization for Language Engineering (PAROLE): Das von der Europäischen Kommission finanzierte Projekt PAROLE I wurde im Februar erfolgreich abgeschlossen. Seit April 1996 läuft das Folgeprojekt LE-PAROLE. Dieses ebenfalls von der Europäischen Kommission finanzierte Infrastrukturprojekt basiert auf dem unter PAROLE geschaffenen Netzwerk europäischer Sprachinstitute und dient dem Aufbau von Sprachressourcen (maschinenlesbare Lexika und Korpora) für multilinguale Anwendungen. Beteiligt sind die zentralen Sprachinstitute in 13 europäischen Ländern. Das IDS ist Koordinator für den deutschen Sprachraum. Die jetzige Bewilligungsphase reicht bis ins Frühjahr 1997.

3.3 Trans-European Language Resources Infrastructure (TELRI): Seit Januar 1995 läuft die im Rahmen des COPERNICUS-Programms der Europäischen Kommission finanzierte konzertierte Aktion TELRI, in der derzeit über 25 Institute in ganz Europa (einschließlich der Länder der ehemaligen Sowjetunion) zusammenarbeiten. Das IDS ist Koordinator.

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Teubert
Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Claudia Fraas – Alexander Geyken, M.A. – Dr. Manfred W. Hellmann – Prof. Dr. Dieter Herberg – Dr. Michael Kinne – Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos – Dr. Doris Steffens – Dr. Kathrin Steyer – Dr. Elke Tellenbach – Norbert Volz, M.A.
Sekretärin: Joyce-Ann Thompson

1.5 Abteilung Verbale Interaktion

Im Zentrum stand die Arbeit an einer umfangreichen systematischen Darstellung zur „Gesprächsrhetorik". Gegenstand der Untersuchung sind verbale Muster und Verfahren in Problem- und Konfliktgesprächen. Das Projekt schließt an die in den vergangenen Jahren durchgeführten

Projekte zu Beratungs- und Schlichtungsgesprächen sowie zur Kommunikation in der Stadt an und soll die vorhandenen gesprächsanalytischen Ergebnisse unter rhetorischer Perspektive systematisieren und vertiefen.

In das Rhetorikprojekt sind zwei Projekte am Sonderforschungsbereich 245 „Sprache und Situation" integriert: „Wissenschaftsinformation" und „Bedeutungskonstitution im Dialog", die Ende 1996 ausgelaufen sind.

Ein Sammelband mit Ergebnissen der ersten Arbeitsphase des Projekts ist 1996 als Band 4 der „Studien zur deutschen Sprache" erschienen (Kallmeyer, Werner (Hg.): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren in Gesprächsprozessen). Für die beiden SFB-Projekte ist jeweils ein Ergebnisband in Vorbereitung (Nothdurft, Werner et al.: Schlüsselwörter in umweltpolitischen Auseinandersetzungen. Wie Wörter beim Reden ihre Bedeutung bekommen. Erscheint 1997. Biere, Bernd Ulrich/Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): Medien – Metaphern – Wissenschaft. Erscheint 1997).

Für den Druck vorbereitet wurde ein Sammelband mit Beiträgen zur Kommunikation im Kontext deutsch-polnischer Kontakte (Schmitt, Reinhold / Stickel, Gerhard (Hg.): Polen und Deutsche im Gespräch). Der Band erscheint als Band 8 der „Studien zur deutschen Sprache".

Im Zusammenhang mit der Arbeit an der „Rhetorik" wird eine Diskurs-Datenbank (DIDA) aufgebaut (siehe auch 1.7).

Zusammen mit der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung wird ein drittmittelfinanziertes Projekt zur Entwicklung eines Arbeitsplatzes für computerunterstützte Transkription und Analyse von Gesprächsdaten durchgeführt (SERGES – Schriftliche Erfassung gesprochener Sprache; vgl. auch 1.7).

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter: Prof. Dr. Werner Kallmeyer
Wissenschaftliche Mitarbeiter: Priv. Doz. Dr. Bernd-Ulrich Biere (bis 31.3.96) – Katrin Bischl, M.A. – Dr. Inken Keim-Zingelmann – Dr. Wolfgang Klein, M.A. – Dr. Reinhold Schmitt, M.A. – Dr. Wilfried Schütte – Dr. Carmen Spiegel (bis 30.6.96) – Franc Wagner, M.A. – Dr. Ricarda Wolf
Sekretärinnen: Hanni Kohlhase – Doris Richter

1.6 Abteilung Gesprochene Sprache: Analyse und Dokumentation

Die Arbeit der Abteilung zielt darauf ab, gesprochene Sprache auf den verschiedenen Beschreibungsebenen (durch den Vergleich mit anderen Kommunikationsformen) in ihren besonderen Eigenschaften zu charakterisieren und ihre funktionalen, arealen und sozialen Varianten zu beschreiben. Zu den Aufgaben der Abteilung gehört ferner, gesprochene Sprache in ihrer Vielfalt zu dokumentieren.

1996 wurde an drei Projekten gearbeitet:

Im Projekt „Sprachliche Integration von Aussiedlern" wird untersucht, wie sich Aussiedler aus der GUS und Polen in die Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft integrieren, die sie in Deutschland vorfinden. Die Forschungsschwerpunkte sind dabei im einzelnen: (a) Der Anpassungsprozeß der Sprache der Rußlanddeutschen in der Integrationsphase in Deutschland: Diese Untersuchungen wurden mit dem Manuskript zu einer Monographie abgeschlossen. (b) Die Zweisprachigkeit in Aussiedlerfamilien und ihre Auswirkungen auf den Spracherwerb der Kinder: Hier geht es vor allem um die lebenslange, generationstypisch verlaufende Entwicklung der Zweisprachigkeit in rußlanddeutschen Familien einschließlich der Prozesse der sprachlichen Integration in Deutschland. Diese Entwicklungen werden mit ethnographischen und funktionalpragmatischen Methoden untersucht. (c) Die Kommunikationsbeziehungen zwischen Aussiedlern und Einheimischen: Im Mittelpunkt des Interesses steht hier die Identitätsarbeit von Aussiedlern im Kontakt mit Einheimischen. Zum einen wird – mittels ethnographischer und gesprächsanalytischer Methoden – die Darstellung und Entfaltung der Aussiedleridentität unter spezifischen sozialen Rahmenbedingungen untersucht. Zum anderen wird nach aussiedlertypischen Identitätsveränderungen und ihrer kommunikativen Bearbeitung durch die Betroffenen gefragt.

Das Projekt „Eigenschaften gesprochener Sprache" wurde fortgesetzt. Die theoretische Arbeit zielte darauf ab, die Variabilität gesprochener Sprache herauszuarbeiten und mündliche Kommunikation – im Vergleich mit Schriftlichkeit und technisierter Kommunikation – durch die Diskussion ihrer verschiedenartigen Grundbedingungen als eigenständiges Verständigungssystem zu verdeutlichen. Die empirischen Analysen zur Operator-Skopus-Struktur (z.B.: *bloß* * ich habe keinen Schlüssel für diese Tür) haben folgende Untersuchungsschwerpunkte: Satzadverbiale in Operatorfunktion, prosodische Eigenschaften der Operator-Skopus-Struktur, Klassifizierung der Qualifizierungsleistungen von Operatoren und Stellungseigenschaften von Operatoren.

Für die abgeschlossene Pilotphase des Projekts „Wandel im gesprochenen Deutsch" wurde der Abschlußbericht zur Veröffentlichung vorbereitet. Die Informantenrecherchen und Tonaufnahmen für die Hauptuntersuchung wurden weitergeführt und ein Antrag für die geplante Hauptuntersuchung 'Wandel im gesprochenen Deutsch' erarbeitet. Vor dem Abschluß steht eine Bibliographie zum Wandel in gesprochener Sprache für die Reihe 'Studienbibliographien'.

Das Deutsche Spracharchiv (DSAv) hat die Digitalisierung seiner meistgefährdeten Tonaufnahmen, insbesondere aus Beständen des Zwirner-Archivs, fortgeführt. In das DSAv übernommen und digitalisiert wurde das externe Korpus Siebenbürgerdeutsch. Mit der Integration der noch dezentral verwalteten Korpora gesprochener Sprache in das DSAv wurde begonnen, ebenso mit einer Inventur der vorhandenen Begleitmaterialien zum Zwirnerkorpus. Das Manuskript 'Tonaufnahmen des gesprochenen Deutsch – Dokumentation der Bestände von sprachwissenschaftlichen Forschungsprojekten und Archiven' wurde abgeschlossen und erscheint in der Reihe Phonai.

Mitarbeiter der Abteilung:

Abteilungsleiter: Prof. Dr. Reinhard Fiehler
Wissenschaftliche Mitarbeiter: Birgit Barden (seit 15.1.96) – Dr. Karl-Heinz Bausch – Dr. Nina Berend – Sylvia Dickgießer, M.A. – Dr. Mechthild Elstermann – Dr. Barbara Kraft – Dr. Katharina Meng – Dipl.-Soz. Ulrich Reitemeier – Dr. Peter Schröder (beurlaubt) – Dr. Peter Wagener;
Toningenieur: Wolfgang Rathke
Sekretärinnen: Renate Wegener – Ulrike Willem

1.7 Zentrale Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Die Arbeitsstelle hat drei Aufgabenbereiche:

(1) Grunddienste der Datenverarbeitung im IDS,
(2) Neu- und Weiterentwicklung von Datenverarbeitungssystemen,
(3) Erfassung und Aufbereitung der Textkorpora des IDS und korpusbezogener Service.

Die Arbeitsstelle ist in die Grunddienste und den Arbeitsbereich Linguistische Datenverarbeitung gegliedert.

Die Grunddienste:
Hierzu gehört das Betreiben der Computer, die Pflege der Betriebssysteme der Benutzersoftware und die Sicherung der Daten. Betrieben wer-

den fünf miteinander vernetzte Mehrplatz-UNIX-Computer vom Typ MX 300 (Siemens), ein UNIX-Computer vom Typ AViiON 6225 (Data General), fünf UNIX-Workstations (Sun- und Silicon Grafics-Computer) und eine Reihe von PCs. Mit dieser Ausstattung stehen im IDS rund 130 Bildschirm-Arbeitsplätze zur Verfügung. Die Grunddienste gewährleisten auf den UNIX-Computern die Datensicherung, versorgen die Systeme mit Basis-Software und unterstützen die Benutzer in den grundlegenden Fragen der Computernutzung.

Die Linguistische Datenverarbeitung:
Die Arbeiten sind auf die Sammlung, Aufbereitung und computative Analyse von Korpora zur deutschen Sprache zentriert. Folgende Datenverarbeitungssysteme wurden entwickelt bzw. weiterentwickelt: Neben der Abteilung „Verbale Interaktion" transkribiert und bearbeitet jetzt auch die Abteilung „Gesprochene Sprache" ihre Gesprächsdaten mit dem System 'Diskursdatenbank' (DIDA). Die Leistungen dieses Systems wurden so erweitert, daß auch kyrillische Zeichen und ein phonetischer Zeichensatz (IPA) zur Transkription eingesetzt werden können. Das System erlaubt die Recherche in den transkribierten Daten. In das Korpus-Recherchensystem COSMAS wurden statistische Funktionen integriert; diese Funktionen können jetzt auch über den lemmatisierten Wörtern benutzt werden. Das COSMAS-System wurde weiter in das Internet integriert und kann jetzt auch als Web-Dienst in Anspruch genommen werden. Mit dem COSMAS-System wurden bisher ca. 200.000 Recherchen durchgeführt, davon ca. 30.000 durch externe Nutzer. Die Nutzer sind über die gesamte Welt verteilt.

Die Ergebnisse des durch die Europäische Union finanzierten Projekts 'Multilingual Environment for Corpusbased Lexiconbuilding' (MECOLB) werden nun in dem vom Bundesministerium für Verteidigung finanzierten Projekt 'Schriftliche Erfassung gesprochener Sprache' (SERGES) weitergeführt. An diesem Projekt ist auch die Abteilung „Verbale Interaktion" beteiligt. Als externer Projektpartner ist der Lehrstuhl für Mustererkennung der Universität Erlangen, Prof. Niemann, in den SERGES-Projektrahmen integriert. Dieser Partner bringt seine Kompetenz im Bereich der Spracherkennung in das Projekt ein. SERGES wiederum ist in eine wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft „Sprachstrukturen" eingebettet, die aus weiteren Forschungsstellen der Industrie und von Universitäten besteht und die ihre Ergebnisse auf in regelmäßigen Abständen stattfindenden Kolloquien präsentiert. Die SERGES-Arbeiten sind in die mittelfristigen Vorhaben der LDV des IDS eingebunden. Ziel dieser Weiterentwicklung ist ein Arbeitsplatz für die computerunterstützte Beschreibung und Analyse von Gesprächsdaten.

Dieser Arbeitsplatz baut auf COSMAS-II (Ergebnis des EU-Projektes MECOLB) auf. COSMAS-II wird um die Integration von gesprochenem Material in digitalisierter Form weiterentwickelt; es wird die Zuordnung von digitalisierten, gesprochenen Äußerungen zu deren Transkriptionen ermöglichen. Die Recherche über den Transkripten liefert gleichzeitig die originalen Gesprächsabschnitte mit. Des weiteren wird im SERGES-Rahmen COSMAS-II mit einer Schnittstelle versehen, die ein Spracherkennungsmodul aufnehmen kann. Zielsetzung der Integration von Spracherkennung und Korpustechnologie ist die optimale Computerunterstützung der zeitaufwendigen Transkription von Gesprächen.

Mitarbeiter der Arbeitsstelle:

Gesamtleitung der Arbeitsstelle: Robert Neumann
Wissenschaftliche Mitarbeiter: (die wissenschaftlichen Mitarbeiter bringen ihre Kompetenz auch in die Grunddienste ein, wenn nötig.) Dipl.-Ing. Cyril Belica (stellvertretender Leiter) – Franck Bodmer, M.A. – Dr. Irmtraud Jüttner – Dr. Rudolf Schmidt – Dipl.-Inf. Eric Seubert – Doris al-Wadi
Leitung der Grunddienste: Peter Mückenmüller
Technische Mitarbeiter: Siegmund Gruschka – Rainer Krauß – Ingrid Schellhammer – Peter Dillinger (seit 1.5.96)
Sekretärin: Iris Wohlfarth (seit 1.8.96) – Gerda Beck (bis 31.7.96)

1.8 Zentrale Arbeitsstelle Öffentlichkeitsarbeit und Dokumentation

In der Arbeitsstelle sind die Bereiche „Öffentlichkeitsarbeit und Presse", „Publikationswesen", „Dokumentation" und die Bibliothek des Instituts organisatorisch zusammengefaßt.

Im Berichtsjahr wurden laufende Aufgaben wie Pressekontakte, Redaktion der Zeitschrift 'Sprachreport', Redaktion der Zeitschrift 'Deutsche Sprache', Gästebetreuung, Besucherprogramme, Betreuung des Vereins der Freunde des IDS, Bearbeitung von Praktikumsanfragen, Tagungsorganisation, Druckvorlagenerstellung für die IDS-Publikationen, Zentrale Adreßverwaltung, Vertrieb der Eigenverlagspublikationen, Bearbeitung von Anfragen usw. wahrgenommen. Hinzu kommen Aktivitäten zur Verbesserung der internen Information und Kommunikation.

Neben diesen laufenden Aufgaben waren 1996 Schwerpunkte der Öffentlichkeitsarbeit: die Jahrestagung zum Thema „Varietäten des Deutschen" und eine Ausstellung zum Thema „ad personam" von Mannheimer und tschechischen Künstlern in den Räumen des IDS. Außerdem wurde die Öffentlichkeitsarbeit auch in diesem Jahr stark von dem In-

teresse an der zwischenstaatlich vereinbarten Rechtschreibreform dominiert.

In Zusammenarbeit mit der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung wurde das Informationsangebot des IDS im WWW (Internet) weiterhin ausgebaut. Aktuelle Informationen über das IDS können unter http://www.ids-mannheim.de abgerufen werden.

In der Bibliothek werden seit der Einführung des Katalogisierungssystems BISLOK (August 1993) sämtliche Neuerwerbungen und – soweit möglich – Altbestände mit diesem System erfaßt und verstichwortet. Durch die zunehmende Zahl von Gastwissenschaftlern und wegen der stetig und erheblich anwachsenden Zahl von Nutzern aus den umliegenden Hochschulen sind die Beratungsaufgaben der Bibliothek kontinuierlich gestiegen. Die von der Bibliothek herausgegebenen Neuerwerbungslisten (Erscheinungsweise 3–4 mal jährlich) dienen der in- und ausländischen Hochschulgermanistik als wichtige Informationsquelle und sind im Internet über http://www.ids-mannheim.de/oea/neueingang.html abrufbar.

Mitarbeiter der Arbeitsstelle:

Leiterin: Dr. Annette Trabold, M.A.
Wissenschaftliche Mitarbeiter: Franz Josef Berens – Monika Kolvenbach, M.A.
Dokumentarin: Dipl.-Dok. Katrin Freese, M.A.; EDV-Mitarbeiter: Claus Hoffmann; Erstellung von Druckvorlagen: Ursula Blum – Cornelia Kayser – Ria Schiel;
Bibliothek: Lucia Berst – Birgit Günther – Dipl.-Bibl. Eva Teubert (Leitung);
Sekretärin: Barbara Stolz (seit 1.8.96) – Iris Wohlfarth (bis 31.7.96)

1.9 Verwaltung und Vorstandssekretariat

Verwaltungsleiter: Harald Forschner;
Verwaltungsangestellte: Monika Buchmüller – Jean Christoph Clade (seit 1.5.96) – Gerhard Köck – Hildegard Magis – Gerd Piroth – Hermann Schmitt – Marianne Wardein (bis 31.3.96)
Telefonzentrale/Poststelle: Franz-Albert Werner – Hannelore Wittmann
Hausmeister: Uwe Zipf
Vorstandssekretariat: Cornelia Pfützer-König – Barbara Stolz (bis 31.7.96)

1.10 Doktoranden

Jarochna Dabrowska – Heike Rettig, M.A. – Marcel Schilling, M.A.

2. Tagungen, Kolloquien, Kommissionssitzungen und Vorträge externer Wissenschaftler am IDS

2.1 Jahrestagung 1996 „Varietäten des Deutschen – Regional- und Umgangssprachen"

Kleinräumige dialektale Strukturen, sogenannte „Orts-" oder „Basisdialekte", weichen zunehmend großräumigeren Nonstandardvarietäten, für die Termini wie „Regiolekte" oder „dialektal gefärbte Umgangssprache" vorgeschlagen werden.

Beim „Verschwinden" dieser kleinräumigen Dialekte sind zwei linguistische Phänomene zu unterscheiden: „Dialektabbau" (= Abbau der sprachlichen Differenzen zur Standardsprache) und „Dialektaufgabe" (= Aufgabe der Anwendung im Gespräch).

Wollte man die Ergebnisse der 32. IDS-Jahrestagung, die vom 12. bis 14. März 1996 im Mannheimer Stadthaus stattfand und sich dem Thema „Varietäten des Deutschen" widmete, in wenigen Worten zusammenfassen, so würde sich die Quintessenz aus 16 Vorträgen und einer Podiumsdiskussion in etwa lesen wie oben dargestellt. Gewonnen ist mit einer derart drastischen Vereinfachung linguistischer Prozesse freilich nicht viel. Thematisch zu verschieden waren die Vorträge und Diskussionsbeiträge, als daß man sie guten Gewissens über einen Kamm scheren könnte.

In seinem Eröffnungsvortrag vor 500 Tagungsteilnehmern aus 26 Ländern beschäftigte sich Peter Wiesinger (Wien) mit dem Thema „Sprachliche Varietäten – gestern und heute". Er verwies darauf, daß sich im schnelllebigen 20. Jahrhundert auch die Geschwindigkeit des Sprachwandels erhöht habe. Die Flüchtlingsströme nach 1945, die Einwanderung von Spätaussiedlern und Ausländern seit den 50er Jahren und die hohe Freizeitmobilität hätten dazu beigetragen, daß sich die regionalen Sprachgemeinschaften binnen kurzer Zeit völlig anders zusammensetzten.

Höherer Bildungsstand, Urbanisierung, sozialer Aufstieg sowie der Einfluß der Medien seien ebenfalls für den Abbau der alten Ortsdialekte verantwortlich. Zahlreiche Referenten widmeten sich in ihren Vorträgen dem Phänomen der Dialektveränderung in einzelnen deutschsprachigen Regionen.

Über Sprachsituation und Sprachvarietäten in Norddeutschland informierte Dieter Stellmacher (Göttingen), über Mitteldeutschland Heinrich Dingeldein (Marburg) und über Süddeutschland Arno Ruoff (Tübingen). Österreichischen Varietäten widmete sich Hermann Scheuringer (Wien). Über sprachliche Tendenzen in der deutschsprachigen Schweiz referierte Helen Christen (Luzern), und Franz Lanthaler (Meran) sprach über deut-

sche Varietäten in Südtirol. Mit Varietäten des Deutschen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets beschäftigte sich Ludwig Eichinger (Passau), wobei die Definition des Begriffs „Sprachinsel" im Zentrum seiner Betrachtungen stand.

Einblicke in die Wörterbucharbeit des Duden gewährte Matthias Wermke (Mannheim). Er stellte die Problematik der Kategorisierung „umgangssprachlich" gebrauchter Lexeme dar, wobei er „Mündlichkeit" sowie „regionale", „stilistische" und „situative Gebundenheit" sprachlicher Formen als wichtige Aspekte der Umgangssprachen herausstellte. Ebenfalls mit den Umgangssprachen, also jenen zwischen Standard und Dialekten liegenden sprachlichen Varietäten, beschäftigte sich Jürgen Eichhoff (Pennsylvania State University, USA) in seinem Vortrag „Umgangssprachen im Lichte der Wortgeographie". Den Einfluß der Umgangssprachen auf die Standardsprache beschrieb Werner König (Augsburg). Er kam zu dem Ergebnis, daß in den letzten Jahren eine Aufwertung der im Süden Deutschlands üblichen Aussprache des Standards stattgefunden habe.

Weitere Vorträge galten den Themen „Areale Phonologie und phonologische Theorie" (Peter Auer, Hamburg), „Technik und Aussagefähigkeit zweidimensionaler Dialekterhebung und Dialektkartographie am Beispiel des Mittelrheinischen Sprachatlasses" (Günter Bellmann, Mainz) und Sprachwandelprozessen in der „Berliner Stadtsprache" (Helmut Schönfeld, Berlin). Während fast alle Referenten Ergebnisse abgeschlossener oder zumindest weit fortgeschrittener Forschungsprojekte präsentierten, gab Peter Wagener vom „Deutschen Spracharchiv" im IDS mit seiner Projektskizze „Nach 40 Jahren – Zu individuellen Veränderungen gesprochener Sprache" Einblicke in die „Linguistenwerkstatt". Wagener referierte über die Ergebnisse einer Pilotstudie, in deren Rahmen nach 40 Jahren dieselben Informanten, von denen bereits Tonbandaufnahmen im Archiv vorliegen, erneut aufgesucht und aufgenommen wurden.

Vor allem in den Bereichen Phonetik/Phonologie und Morphologie ließen sich sprachliche Veränderungsprozesse, die sich während der letzten vier Jahrzehnte vollzogen haben, dokumentieren.

Das Deutsche Spracharchiv hofft, mit einer „Sprecherdialektologie", die Sprachbiographie, Sprachverwendung, Spracheinstellung und Sprachsubstanz einzelner Informanten untersucht, am Ende der Forschungsarbeit eine „Topographie des sprachlichen Wandels" zu gewinnen. Diese soll die dialektalen Kerngebiete des deutschen Sprachraums umfassen. Den Abschluß der Jahrestagung bildete eine Podiumsdiskussion zur Frage „Dialektverfall oder Mundartrenaissance?". Hermann Bausinger (Tübin-

gen), Jan Goossens (Münster/Löwen), Renate Herrmann-Winter (Greifswald), Klaus Mattheier (Heidelberg), Ingo Reiffenstein (Salzburg) und Heinrich Löffler (Basel) informierten über Bemühungen der Mundartpflege in verschiedenen deutschsprachigen Regionen. Kontroverse Ansichten waren bei dieser Diskussion jedoch selten. Mattheier stellte eine „dialektale Kulturszene" mit Dialekttheater, Dialektliteratur und journalistischen Dialekttexten vor allem in Regionen fest, in denen die Mundart in ihrer sprachlichen Substanz und ihrem Gebrauch her bedroht sei.

Den Begriff „Dialektrenaissance" lehnte Heinrich Löffler ab. Er sah nur eine „vermehrte Wahrnehmbarkeit der Dialekte durch die Sendungen lokaler Fernseh- und Rundfunkstationen". Herrmann-Winter hingegen will schon eine „Zunahme der Domänenanzahl für den Dialektgebrauch" erkannt haben, was für eine Renaissance sprechen würde. Daß keine noch so engagierte Wiederentdeckung und Förderung der Dialekte ihren Abbau verhindern könnte, erklärten die übrigen Diskussionsteilnehmer. Goossens sprach in diesem Zusammenhang von einer „Regiolektisierung der Dialekte". Reiffenstein betonte, daß auch die sich aus den alten Ortsdialekten entwickelnden, neu entstehenden Varietäten als „dialektale Sprachformen" anzusehen seien. Und Bausinger schließlich stellte klar, „daß die Möglichkeit, über Sprache Identität zu stiften, auch bei den großräumigeren dialektalen Varietäten" gegeben sei.

Zusammenfassend kann man festhalten, daß sich die areale Perspektive der Sprachwissenschaft nach 1989 grundlegend geändert hat: von einem Gegensatz „West/Ost" zu einem Gegensatz „Nord/Süd". Den Dialekten und regionalen Umgangssprachen als „Mittel der Solidarisierung nach innen und der Abgrenzung nach außen" (Gerhard Stickel, IDS) kommt bei der Erforschung dieses Spannungsfelds eine besondere Bedeutung zu. Im Rahmen der IDS-Jahrestagung wurde der „Konrad-Duden-Preis" der Stadt Mannheim für das Jahr 1995 dem Braunschweiger Sprachwissenschaftler Helmut Henne verliehen.

2.2 Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Die Arbeit an der Rahmenthematik „Sprache und Sprachentwicklung unter dem Einfluß der (technischen) Medien" wurde am 28. und 29. Juni 1996 mit einem Kolloquium fortgesetzt, das den Titel trug: „Neue Medien? Altes in neuen und Neues in alten Medien". Die Beiträge beleuchteten verschiedene Aspekte des Medienwandels. Dabei ging es anhand von Telefon bzw. Computer um den Umgang mit einem neuen Medium, außerdem um Regionalisierung im Fernsehen. Der einleitende Vortrag von Ulrich Schmitz (Essen) gab eine Übersicht über die bisherige und

eine Vorausschau auf die zukünftige Entwicklung der Computerkommunikation.
Ein Zusatzgerät zum Telefon, den Anrufbeantworter und seine kommunikativen Implikationen behandelte Markus Nickl (Erlangen). Der historische Blick von Johannes Schwitalla (Würzburg) auf die Einführung des Telefons, wie sie sich in den Aussagen von Literaten spiegelt, konnte zeigen, wie Hoffnungen und Ängste, vor allem aber Ängste, ein neues Medium begleiten. Diese Ambivalenz findet sich heute wieder gegenüber dem neuen Medium Computer; dies wurde deutlich im Beitrag von Jo Reichertz (Essen) zu den Metaphern, mit denen wir die Welt der Computer belegen. Die beiden weiteren Vorträge zum Computer von Eva-Maria Jakobs (Saarbrücken) und Hans Bickel (Basel) beschäftigten sich mit Fragen der neuen Nutzungsmöglichkeiten: Schreib-, Textgestaltungsneuerungen einserseits und Kommunikationsneuerungen im Internet andererseits.
Regionalisierung im Fernsehen wurde von Harald Burger (Zürich) und Heinrich Löffler (Basel) an den beiden schweizerischen Fällen ihrer Heimatstädte konkretisiert; die Gegenüberstellung der ganz verschiedenen Konzepte, die außerdem aus einer kritischen rezeptiven bzw. einer internen Perspektive sehr verschieden dargestellt wurden, gab einen guten Einblick in die Möglichkeiten und Grenzen der Entwicklung. Abschließend faßte Dieter Cherubim (Göttingen) die Ergebnisse knapp zusammen.
Die meisten Beiträge der letzten beiden Kolloquien sollen in einem Sammelband veröffentlicht werden. Für die weitere Arbeit verständigte man sich darauf, das bisher nur angerissene Thema „Computerkommunikation" auf dem nächsten Kolloquium 1997 zu vertiefen.

2.3 Tagung der Academic Development Group

Am 12. und 13. September 1996 traf sich die wissenschaftliche Entwicklungsgemeinschaft für COSMAS-II (The Academic Development Group for COSMAS-II) zum dritten Mal seit ihrem Bestehen, diesmal in unserem Institut. Repräsentanten der königlich-spanischen Akademie, der Nijmegener Universität, der Wirtschaftshochschule Kolding, der Bergener Universität, des Centro de Investigaciones Linguisticas e Literarias Ramon Pineiro und des Instituts für deutsche Sprache diskutierten über die jeweils eigenen Beiträge und über die Vorstellungen zur Weiterentwicklung des COSMAS-II-Systems. Am 12. September 1996 hatten die Mitglieder dieser Gruppe in einem gemeinsamen Agreement die Nutzung und Weiterentwicklung des COSMAS-II-Systems für ihre korpusbasierten linguistischen Arbeiten beschlossen. Die Zusammenarbeit der Mitglieder der Gruppe dient wissenschaftlichen Zwecken. An die wissen-

schaftlichen und organisatorischen Diskussionen schloß sich ein Workshop an, in dem die Kollegen der Partnerinstitutionen durch Mitarbeiter des IDS in die Benutzung des COSMAS-II-Systems eingewiesen wurden.

Zur nächsten Sitzung der Academic Development Group hat Professor Engel an die Wirtschaftshochschule nach Kolding eingeladen. Dieses Treffen wird im Frühjahr 1997 stattfinden.

2.4 Workshop Hypermedia für Lexikon und Grammatik

Am 21. und 22. März 1996 veranstaltete der AK Hypermedia der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung GLDV am IDS einen Workshop zum Thema Hypermedia für Lexikon und Grammatik. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer beschäftigten sich aus theoretischer und aus anwendungsbezogener Perspektive mit den Gestaltungsmöglichkeiten, die Hypermedia in den Bereichen Lexikographie, Terminographie und Grammatikographie eröffnet. Zur Diskussion standen textlinguistische, informationswissenschaftliche und konzeptionelle Aspekte und deren Umsetzung in konkreten Anwendungen. Der Workshop wurde von der Leiterin des Arbeitskreises Dr. Angelika Storrer (IDS) gemeinsam mit Dr. Bettina Harriehausen-Mühlbauer (IBM Informationssysteme) und Dr. Wiebke Möhr (GMD-IPSI) organisiert.

2.5 Kontrastives Sommer Mini-Valenzkolloquium im IDS

Anläßlich des gleichzeitigen Gastaufenthalts mehrerer ausländischer Kollegen, die auf dem Gebiet der Verbvalenz arbeiten, veranstaltete die Gruppe Valenzforschung am IDS am 16. Juli 1996 ein Mini-Valenzkolloquium.

Der erste Themenkomplex betraf die geplante Valenzdatenbank mit Beiträgen von A. Storrer/R. Schneider und A. Geyken, die ihre Datenbanken vorstellten. Der zweite Schwerpunkt bezog sich auf das „Valenzwörterbuch deutscher Verben" (VALBU) und dessen kontrastiven Partnerprojekte. Ausgehend von dem Artikel zum Verb ABGEBEN, dessen Struktur J. Kubczak erläuterte, stellten P. Gupta eine deutsch-englische und Yuan Yaokai eine deutsch-chinesische Version dieses Artikels vor. M. Bianco referierte über ihr deutsch-italienisches Valenzwörterbuch am Beispiel des entsprechenden Artikels und A. Kassimowa steuerte eine deutsch-kasachische Kontrastierung des Artikels MITTEILEN aus „Verben in Feldern" (ViF) bei.

Die Diskussion über Probleme der kontrastiven Valenzbeschreibung soll bei Gelegenheit fortgesetzt werden.

2.6 Vorträge externer Wissenschaftler im IDS 1996

30.1.96 Herr Prof. Dr. Csaba Földes (Szeged/Ungarn)
„Interferenz und Codeswitching in Sprachkontaktsituationen"

5.3.96 Frau Prof. Hu Weishan (Tianjin/V.R.China)
„Der Alltag chinesischer Frauen in der Stadt"

7.3.96 Frau Dr. Christiane Fellbaum (Princeton University N.J./USA)
„Bedeutungsrelationen"

20.6.96 Herr Prof. Dr. Bernard Comrie (Los Angeles, Univ. of Southern California, USA)
„Form und Funktion in der deskriptiven Grammatik"

8.7.96 Herr Prof. Dr. Helmut Glück (Univ. Bamberg)
„Mit Du und Sie im heutigen Deutsch"

1.10.96 Herr Dr. René Deplanque (FIZ/Berlin)
„Das Internet – auch als Kommunikationsmedium der Wissenschaft"

18.12.96 Frau Dr. Uta Priss (TH Darmstadt)
„Begriffssysteme und lexikalische Lücken"

3. Lehraufträge und Vorträge von IDS-Mitarbeitern außerhalb des Instituts

3.1 Lehraufträge von IDS-Mitarbeitern

Prof. Dr. Joachim Ballweg:
SS 1996, Rechtschreibung und Rechtschreibreform, Proseminar, Universität Stuttgart
SS 1996, Logik für Linguisten III: Plural- und NP-Semantik, Hauptseminar, Universität Stuttgart
WS 1996/97, Synchronie und Diachronie, Hauptseminar, Universität Stuttgart; F. de Saussure, Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Proseminar, Universität Stuttgart

Birgit Barden:
WS 1996/97, Analyse gesprochener Sprache, Proseminar, Universität Mainz/Germersheim

Dr. Karl-Heinz Bausch:
SS 1996, Standardsprache – Umgangssprache – Dialekt, Seminar, Pädagogische Hochschule Heidelberg

Prof. Dr. Reinhard Fiehler:
SS 1996, Kommunikation im Unternehmen, Blockseminar, Universität Bielefeld

Dr. Claudia Fraas:
SS 1996, Sprachwandel in der Gegenwart, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1996/97, Probleme der Sprachkritik, Hauptseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Gisela Harras:
SS 1996, Einführung in die Linguistik, Proseminar, Universität Mannheim;
WS 1996/97, Erweiterungen des Lexikons, Proseminar, Universität Mannheim

Priv. Doz. Dr. Ulrike Haß-Zumkehr:
SS 1996, Lexikographiegeschichte als Kulturgeschichte, Vorlesung, Universität Göttingen
SS 1996, Lexikographiegeschichte als Kulturgeschichte, Übung, Universität Göttingen
SS 1996, Textlinguistik deutscher Verfassungstexte, Hauptseminar, Universität Göttingen
WS 1996/97, Nation & Sprache, Germanistische Sprachwissenschaft und gesellschaftliche Interessen von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Vorlesung, Universität Göttingen
WS 1996/97, Mediengeschichte. Textstrukturen und Syntax der Zeitungen vom 17. bis 19. Jahrhundert, Hauptseminar, Universität Göttingen
WS 1996/97, Sprache und Umwelt, Hauptseminar, Universität Göttingen
WS 1996/97, Rudi Keller: Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens, 1995, Lektüre-Seminar, Universität Göttingen

Dr. Manfred W. Hellmann:
WS 1996/97, Die deutsche Sprache vor und nach der Wende, Proseminar, Technische Hochschule Darmstadt

Dr. Heidrun Kämper:
WS 1996/97, Sprachgeschichte 1945-1955, Seminar, Technische Hochschule Darmstadt

Prof. Dr. Werner Kallmeyer:
SS 1996, Grammatik der Verknüpfung, Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1996/97, Fernsehgespräche, Hauptseminar, Universität Mannheim

Dr. Inken Keim:

SS 1996, Soziale Kategorisierung und sprachliche Realisierung in Alltagsgesprächen, Hauptseminar, Universität Mannheim

WS 1996/97, Theorien und Methoden der Soziolinguistik, Hauptseminar, Universität Mannheim

Priv. Doz. Dr. Katharina Meng:

WS 1996/97, Spracherwerb: ein- und mehrsprachige Kinder, Seminar, Universität Mannheim

Pantelis Nikitopoulos:

SS 1996, Interkulturelle Erziehung und Binnendifferenzierung im Unterricht der Regelklasse, Seminar, Pädagogische Hochschule Heidelberg

SS 1996, Quantitative Methoden in der Linguistik, Seminar, Universität Heidelberg

WS 1996/97, Interkulturelle Erziehung und Binnendifferenzierung im Unterricht der Regelklasse, Seminar, Pädagogische Hochschule Heidelberg

Dr. Rudolf Schmidt:

SS 1996, Digitale Bild- und Sprachverarbeitung, Vorlesung, BA Mannheim

WS 1996/97, Digitale Bild- und Sprachverarbeitung, Vorlesung, BA Mannheim

Dr. Wilfried Schütte:

SS 1996, Humor in der sprachlichen Kommunikation, Seminar, Universität Koblenz-Landau, Abt. Landau

WS 1996/97, Sprache und Musik: Musik als Sprache, Musikalisches in der Sprache, Sprechen über Musik, Seminar, Universität Koblenz-Landau, Abt. Landau

PD Dr. Thomas Spranz-Fogasy:

SS 1996, Alltagsargumentation – Argumentationsalltag, Proseminar, Universität Mannheim

WS 1996/97, Deixis – außendienstlich, innendienstlich, Hauptseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Gerhard Stickel:

SS 1996, Forschungskolloquium für Doktoranden und Magistranden, Universität Mannheim

Dr. Angelika Storrer:

SS 1996, Textverstehen und Textverständlichkeit, Proseminar, Universität Tübingen

WS 1996/97, Sprache und Kommunikation im Internet, Proseminar, Universität Heidelberg

Prof. Dr. Bruno Strecker:
WS 1996/97, Sprachrekonstruktionen, Hauptseminar, Universität Augsburg

Dr. Annette Trabold:
SS 1996, Formen der Sprachkritik, Proseminar, Universität Mainz/Germersheim

Dr. Ricarda Wolf:
WS 1996/97, Selbstdarstellung und Beziehungskonstitution im Gespräch, Proseminar, Universität Mannheim

3.2 Kurse und Kurzseminare von IDS-Mitarbeitern

Prof. Dr. Joachim Ballweg:
(Nachtrag für 1995) 28.-30.8.1995, Leitung des Linguistikseminars des japanischen Germanistenverbandes, Kyoto, mit drei Beiträgen:
- Kategorialgrammatik und deutsche Wortstellung
- Semantik der deutschen Tempusformen
- Tempus im Text

Nina Berend:
25.5.1996, Deutsch als Minderheitensprache in Rußland, Kurzseminar, Universität Zürich

Katrin Bischl, M.A.:
SS 1996, Journalistisches Schreiben für Fortgeschrittene, Volkshochschule Heidelberg
WS 1996/97, Journalistisches Schreiben für Einsteiger, Volkshochschule Heidelberg
WS 1996/97, Journalistisches Schreiben für Fortgeschrittene, Workshop, Volkshochschule Heidelberg

Prof. Dr. Reinhard Fiehler:
2.-4.12.1996, Einführung in die Kommunikationsanalyse, Kurzseminar, Universität Halden, Norwegen
5.-7.12.1996, zusammen mit G. Brünner und R. Schmitt, Workshop „Professionelle Kommunikation", Universität Halden, Norwegen

Helmut Frosch:
5.-19.5.1996, Einführung in die Montague-Grammatik, Kurzseminar, Universität Debrecen, Ungarn

Dr. Klaus Heller: Zum Thema „Neuregelung der deutschen Rechtschreibung fanden folgende Workshops und Kurzseminare statt:

5.3.1996, Workshop Dresden, Sächsisches Staatsministerium des Innern
2.5.1996, Kurzseminar Zerbst, Kreishochschule Anhalt-Zerbst
12.9.1996, Übung Berlin, Senat (BIL)
23.9.1996, Workshop Erfurt, Deutscher Sekretärinnen-Verband
18.10.1996, Workshop Oslo/Norwegen, Goethe-Institut
30.10.1996, Workshop Meißen, Sächsisches Staatsministerium des Innern
20.11.1996, Fragestunde Mannheim, IDS
21.11.1996, Berlin, 4. Berliner Sekretärinnen-Tag
11.12.1996, Meißen, Sächsisches Staatsministerium des Innern

Dr. Manfred W. Hellmann:
25.9.1996, Sprache und Kommunikation in Deutschland seit der Wende, Internationaler Sommerkurs der Universität Mannheim

Prof. Dr. Werner Kallmeyer:
23.1.1996, Zustimmen und Widersprechen, Seminar zur Gesprächsrhetorik, Sprachfestival Artes Liberales, Universität Mannheim
18.-20.3.1996, Studie Sprachstrukturen, 6. Workshop, Daimler Benz AG, Ulm
17.-21.6.1996, Ethnographische Soziolinguistik, Seminar, Universität Wien
9.11.1996, Studie Sprachstrukturen, 7. Workshop. Bundessprachenamt, Hürth

Dr. Inken Keim:
4.9.-16.10.1996, DAAD-Kurzzeitdozentur „Interkulturelle Kommunikation: Chancen und Risiken", Staatliche Universität Yerevan, Armenien

Prof. Dr. Wolfgang Motsch:
1.7.-8.8.1996, Linguistische Themen im Fremdsprachenunterricht, Sommerschule, University of Florida, Gainesville, USA

Ulrich Reitemeier:
11.-12.3.1996: Problemlagen von Aussiedlern und Probleme der Beratungsinteraktion. Soziologische Erkenntnisse und exemplarische Analysen, Fortbildungsveranstaltung der Diözesan-Caritasverbände in Nordrhein-Westfalen und Hildesheim für Mitarbeiter in der Spätaussiedlerarbeit, Paderborn

Dr. Reinhold Schmitt:
5.-7.12.1996, Wirtschaftskommunikation und Kommunikationstraining, Workshop Høgskolen i Østfold, Halden, Norwegen

Dr. Wilfried Schütte:

18.-20.3.1996, Studie Sprachstrukturen, 6. Workshop, Daimler Benz AG, Ulm

9.-11.9.1996, Studie Sprachstrukturen, 7. Workshop, Bundessprachenamt, Hürth

Helmut Schumacher:

16.7.1996, Kontrastives Sommer Mini-Valenzkolloquium, IDS

Prof. Dr. Gerhard Stickel:

15.-16.2.1996, Aktuelle Tendenzen der deutschen Sprache, Goethe-Institut, Paris

17.11.-9.12.: Vorlesungen und Übungen zur deutschen Grammatik, DAAD-Kurzzeitdozentur, Banares Hindu University und University of Rajastan, Jaipur/Indien

Dr. Angelika Storrer (mit Roman Schneider):

9.10.1996, GRAMMIS. Ein multimediales Informationssystem zur deutschen Grammatik, Systemvorführung im Rahmen der 3. KONVENS, Bielefeld

Franc Wagner (zusammen mit D. Weimer):

Mai 1996, Planung und Organisation des Workshops Computergestützte Auswertung von Zeitungskorpora der Projekte B2 & C7 im Rahmen des SFB 245 in Heidelberg und Mannheim

Dr. Ricarda Wolf:

26./27.7.1996, Beobachtungen zur Selbstverortung einer ostdeutschen Bürgerrechtlerin, Diskurse zwischen Ost- und Westdeutschen sowie zwischen Osteuropäern und Mittel-/Westeuropäern, Interdisziplinäre Forschungswerkstatt zu soziolinguistischen und sprachsoziologischen Aspekten qualitativer Forschung, Universität Hildesheim

3.3 Vorträge von IDS-Mitarbeitern

Prof. Dr. Joachim Ballweg:

19.10.1996, Zusammengesetzte Tempora und dynamische Tempusinterpretation, Kolloquium Temporale Relationen/Temporale Bedeutung zur Vorbereitung der Aggregation 1997, Nantes, Frankreich

30.10.1996, Die Männer sind alle Verbrecher. Zum Status gefloateter Quantoren, Universität Tübingen

6.11.1996, Generic Interpretation, Universität Oslo

10.12.1996, Die Männer sind alle Verbrecher. Zum Status gefloateter Quantoren, Universität Frankfurt

Dr. Karl-Heinz Bausch:

16.5.1996, Pennsylvania German – oral and literary tradition, 10th International Symposium on Language Contact, Waterloo, Kanada

30.7.1996, Das Sprechen der Menschen – Über gegenwärtige Tendenzen, Seminar „Die Sprache des Menschen", Evangelische Akademie Baden, Schloß Flehingen

Dr. Nina Berend:

27.10.1996, Neue Entwicklungen bei der deutschen Sprachminderheit in Rußland. Ostkundliche Fortbildungsveranstaltung der Bundesarbeitsgemeinschaft für Lehrer aller Schularten (Bundeszentrale für politische Bildung), Löbau

7.11.1996, Anforderungen an den Sprachunterricht für Aussiedler, Tagung des Johannes-Künzig-Institutes für ostdeutsche Volkskunde zum Thema „Zur kulturellen Integration rußlanddeutscher Aussiedler und Aussiedlerinnen" 6.–8.11.1996, Freiburg

Katrin Bischl, M.A.:

20.4.1996, Wissenschaftsvermittlung im Rundfunk, Dialogue in the Heart of Europe, 6. Kongreß der I.A.D.A. (International Association for Dialogue Analysis), Prag

12.7.1996, Künstliche Dialogizität in Wissenschaftssendungen im Rundfunk, Kolloquium des SFB 245, Institut für deutsche Sprache, Mannheim

7.9.1996, Möglichkeiten und Grenzen der Informationsbeschaffung und -verwertung in der Lokalredaktion, Recherche-Workshop, Deutscher Journalistinnenbund, Heidelberg

12.9.1996, Selbstdarstellungsstrategien von Unternehmen in Mitarbeiterzeitungen, 31. Linguistisches Kolloquium, Bern

Dr. Ursula Brauße:

28.6.1996, Konnektoren im Wörterbuch, Symposium Linguistische Theorie und lexikographische Praxis, 27.-28.6.1996, Universität Heidelberg

Jarochna Dąbrowska:

24.8.1996, Ist Polen eigentlich integrationsfähig? Ein Vergleich zwischen der Zeit des Ostblocks und der Zeit nach dem Jahre 1990, Sommerakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes, Universität Kraków

Prof. Dr. Reinhard Fiehler:

29.2.1996, Altersspezifische Sprache und Kommunikation. Verschiedene wissenschaftliche Modelle zur Erfassung altersbedingter Varianz, Jahrestagung 1996 der DGfS, Freiburg

9.3.1996, Fazit: Diese Frage muß weiter diskutiert werden. Die Operator-Skopus-Struktur – ein Phänomen zwischen Satz und Text, Kolloquium „Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends", Halle

10.5.1996, Erfahrungsbericht zur angewandten Gesprächsforschung im Bereich der Wirtschaftsunternehmen, 19. Treffen des Arbeitskreises „Angewandte Gesprächsforschung", Fulda

11.9.1996 (zusammen mit G. Brünner u. H. Wiegers), Fallstudie: Geiselnahme 'Schliersee'. Versuch einer kommunikationswissenschaftlichen Analyse, Seminar „Polizeiliche Kommunikation in extremen Einsatzlagen", Polizei-Führungsakademie, Münster

24.9.1996, Kommunikation im Alter, VHS Werther

26.9.1996, Emotionen als bewertende Stellungnahmen, 27. Jahrestagung der GAL, Themenbereich I: Bewertung, Erfurt

10.12.1996, Kommunikation im Alter. Möglichkeiten der Erklärung altersspezifischen Kommunikationsverhaltens, Ringvorlesung „Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung", Humboldt-Universität Berlin

Dr. Claudia Fraas:

26.4.1996, Bedeutungsvarianz und Gebrauchswandel in Diskurstexten. Ein Beitrag zur Fundierung von Begriffsgeschichte, Tagung „Methodologische Aspekte der Semantikforschung", Universität Koblenz-Landau

30.9.1996, Die sozialistische Nation – sie war eine Chimäre. Brisante Konzepte vor und nach der Vereinigung, Arbeitstagung „Sprache in der Politik" an der TU Chemnitz-Zwickau

Helmut Frosch:

17.5.1996, VP-Adverbiale: Prädikatmodifikation und Komplementbezug, Universität Debrecen, Ungarn

Alexander Geyken:

16.7.1996, Datenbank für eine kontrastive französisch-deutsche Verbgrammatik, Kontrastives Sommer Mini-Valenzkolloquium, Valenzforschungsgruppe, Institut für deutsche Sprache, Mannheim

20.9.1996, Constructing a Contrastive French-German Lexicon-Grammar: the case of communication verbs, 15th European Conference on Grammar and Lexicon of Romance Languages, 19.-21.9.1996, Universität München

Prof. Dr. Gisela Harras:

1.4.1996, A Concept for Human Communication – Grice revisited, University of Florida, Gainesville, Florida, USA

30.5.1996: Hat die politische „Wende" eine Veränderung der deut-

schen Sprache bewirkt? Karls-Universität, Prag, Tschechische Republik
24.6.1996: Idiome. Kolloquium zum 60. Geburtstag von H. E. Wiegand, Universität Heidelberg
25.9.1996: Ist das Deutsche noch zu „safen"? Abendakademie der Deutschen Schule Thessaloniki, Griechenland
9.11.1996: Zum Empiriebegriff in der Linguistik, Kolloquium des SFB 245: Sprache und Situation, Mannheim
14.11.1996: Sprache als Lebensform – Sprache als Organ. Zwei unversöhnliche Sprachauffassungen? Universität Jena

Priv. Doz. Dr. Ulrike Haß-Zumkehr:
4.-6.7.1996, Germanistische Sprachwissenschaft um 1900. „Fächergrenzen. Germanistik und Kulturwissenschaften um 1900." Arbeitskreis zur Erforschung der Geschichte der Germanistik am Deutschen Literaturarchiv Marbach/Neckar
1.-2.11.1996, Das Historische Korpus des Instituts für deutsche Sprache, Arbeitsgespräch für historische deutsche Wortforschung, Akademie der Wissenschaften, Deutsches Wörterbuch, Göttingen
6.11.1996, Die sprachliche Konstitution von „Umwelt", Wissenschaftliche Konferenz zur Jahrestagung 1996 der Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste zum Thema „Globaler und Regionaler Wandel", Potsdam

Dr. Klaus Heller:
a) rund 40 Vorträge in Universitäten des In- und Auslands, in Schulen und bei anderen Institutionen und Verbänden zu Norm und Variabilität in der Schreibung und insbesondere zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung und zu deren Hintergründen;
b) andere Vorträge
24.6.1996, „«Sprachverfall» und Fremdwortgebrauch", Gesellschaft für deutsche Sprache, Zweig Dortmund/ Universität Dortmund, Institut für deutsche Sprache und Literatur/ SPD, Arbeitsgemeinschaft 60 plus, Universität Dortmund
6.12.1996, Podiumsdiskussion im Rahmen des Kolloquiums „Deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag", Universität Leipzig

Dr. Manfred W. Hellmann:
13.5.1996, Das „Wendekorpus" des IDS als textliches Denkmal einer Umbruchzeit – Konzeption und lexikographische Erschließung, Universität Halle-Wittenberg
23.6.1996, Zur Forschung über Sprache, Kommunikation, Verständigung vor und nach der Wende – Themen, Trends und Lücken, Leitung und Moderation der Sektion Language – Com-

munication – Understanding against the Background of Varying Worlds, 22. New Hampshire Symposium Conway N.H.: Between Confrontation and Understanding: Bridges and Barriers to Communication in Eastern (and Western) Germany, World Fellowship Center, Conway N.H., (USA)
21.11.1996, Sprach- und Kommunikationsprobleme in Deutschland Ost und West, Fachtagung „Zur deutschen Sprache: Normen – Gebrauch – Wandel", Akademie für Politik und Zeitgeschehen/ Hanns-Seidel-Stiftung, Wildbad-Kreuth
6.12.1996, Gefühlswörter, Wörter der Ethik und Moral in Texten der Wendezeit – Revolution oder Kommunikationsbarriere?, Kolloquium deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag, Universität Leipzig

Prof. Dr. Dieter Herberg:
2.5.1996, Auf dem Weg zum deutschen Neologismenwörterbuch, Eighth International Symposium on Lexicography, 2.-4.5.1996, University of Copenhagen
29.5.1996, Schlüsselwörter der Wendezeit. Zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90, Vortragsreihe „SprachWende", GfdS und Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg
27.6.1996, Neologismen im allgemeinen Wörterbuch oder Neologismenwörterbuch? Zur Lexikographie von Neologismen, Symposium „Linguistische Theorie und lexikographische Praxis" (60. Geburtstag von H. E. Wiegand), Universität Heidelberg
Die Reform der Rechtschreibung – Hintergründe, Prinzipien, Änderungen, Treffpunkt Klett, Saarbrücken (25.9.1996), Mannheim (21.10.1996), Freiburg i. Br. (23.10.1996), Berlin (29.10., 19.11., 20.11., 21.11.1996), Karlsruhe (12.11.1996)
27.9.96, Die deutsche Rechtschreibreform, Innovationsmesse Leipzig, Auditorium des BMBF-Standes

Dr. Heidrun Kämper:
1.11.1996, Das Korpus des Deutschen Fremdwörterbuchs, Erstes Göttinger Arbeitsgespräch, Akademie der Wissenschaften Göttingen, Universität Göttingen

Prof. Dr. Werner Kallmeyer:
26.1.1996 (zusammen mit Manfred Hofer / Monika Buhl / Ricarda Wolf), Intentionen und Kohärenz in kontroversen Gesprächen, SFB 245 „Sprache und Situation", Institut für deutsche Sprache, Mannheim
18.4.1996 (zusammen mit Inken Keim), Die Entwicklung der interaktionalen Soziolinguistik von John J. Gumperz, Graduierten-

kolleg „Dynamik von Substandardvarietäten", Universität Heidelberg
20.5.1996, Discourse practices of perspective setting. Symposium „Explicit and implicit perspectivity in discourse", SFB 245 „Sprache und Situation", Heidelberg
26.10.1996, La contextualisation dans l'interaction verbale: autour des théories de John J. Gumperz, IIe Journée de linguistique générale, Institut national des langues et cultures orientales, Paris
31.10.1996, Podiumsdiskussion: Situation des langues en Europe. Congrès franco-allemand: L'Allemand en France, le Français en Allemagne: Pour une nouvelle politique, pour un nouveau sens. Tours 31.10.-4.11.1996
7.11.1996 (zusammen mit Carl F. Graumann (Koordination)/Ute Rademacher/Margot Schreier), Bericht aus dem Projektbereich B des SFB 245, Sprache und Situation: Perspektivität, IDS, Mannheim
8.11.1996 (zusammen mit Manfred Hofer/Werner Nothdurft), Bericht aus dem Projektbereich C des SFB 245, Sprache und Situation: Formen und Bedingungen des Formulierens bei oppositiven Gesprächskonstellationen, IDS, Mannheim
9.11.1996, Zu den Erfahrungen interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Linguisten und Psychologen. Im Rahmen von Norbert Groeben: Der Empiriebegriff in Psychologie und Linguistik, Bericht aus dem Projektbereich des SFB 245, Sprache und Situation, IDS, Mannheim
16.12.1996, Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Dargestellt an Erscheinungen von Kooperation und Konkurrenz, Universität Bielefeld

Dr. Inken Keim:
28.-30.3.1996, Biographie und Probleme kultureller Selbstdefinition, Kolloquium „Biographie und Interkulturalität", Universität Basel
18.4.1996 (zusammen mit Werner Kallmeyer), Die Entwicklung der interaktionalen Soziolinguistik von J. Gumperz, Graduiertenkolleg Dynamik von Substandardvarietäten, Universität Heidelberg
20.-22.5.1996, Professional role and perspectivation in verbal interaction, Symposium „Explicit and implicit perspectivity in discourse", IWF, Heidelberg
4.-9.7.1996, Divergent perspectives and social style in conflict talk, International Pragmatic Association „Conversation", Mexico City

Dr. Barbara Kraft:

1.3.1996, Adverbiale zwischen Sätzen: bestimmt, gewiss, vermutlich & Co. und ihre Funktionen für die sprachliche Interaktion, „Sprache und Schrift", DGfS-Jahrestagung 1996, AG „Grammatik und Interaktion", Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Freiburg

19.7.1996 (zusammen mit Renate Valtin und Christina Lanzen), How German-speaking pre-school children manage in constructing initial opposition, Posterpräsentation, VIIth International Congress for the Study of Child Language, 14.-19.7.1996, International Association for the Study of Child Language (IASCL) Istanbul, Turkey

Jaqueline Kubczak:

12.7.1996, Prädikative Nomina, Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung (cis), München

16.7.1996, Zum VALBU-Artikel „abgeben", Kontrastives Sommer Mini-Valenzkolloquium, Valenzforschungsgruppe, Institut für deutsche Sprache, Mannheim

8.11.1996 (mit Helmut Schumacher), Valency lexicography at the IDS, First Collate Workshop. Contrastive Linguistics and Language Typology, Contragram-Gruppe, Universität Gent, Belgien

Dr. Wolfgang Mentrup:

13.2.1996, Die Umsetzung der Rechtschreibreform, Institut für Bildungsmedien e.V. Frankfurt am Main, „Schulbuch-Forum '96", Interschul Stuttgart

Prof. Dr. Wolfgang Motsch:

9.10.1996, Morphologische, phonologische und prosodische Aspekte der deutschen Wortbildung, Zentrum für allgemeine Sprachwissenschaft, Berlin

Robert Neumann:

19.3.1996, Ein Konzept für eine korpusbasierte Sprachlogistik, Kolloquium Sprachstrukturen, Ulm

Herbst 1996, Vorschlag für eine Evaluation statistischer Verfahren über Korpora im Hinblick auf Sprachunabhängigkeit, Kolloquium Sprachstrukturen, Köln

Pantelis Nikitopoulos:

8.5.1996, Schlaglichter auf Euro-Schlagwörter. Über soziolinguistische, politologisch-historische „Beziehungskisten". Zweiter Teil, Europa-Woche 1996, Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg und Landesinstitut für Erziehung und Unterricht, Stuttgart

Ulrich Reitemeier:

14.1.1996, Probleme der sprachlichen und sozialen Integration von Aussiedlern, Kulturreferenten-Tagung der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V., Oerlinghausen

11.3.1996, Bedingungen und Erscheinungsformen der Identitätsveränderung bei Aussiedlern, Fortbildungsveranstaltung für Mitarbeiter/-innen in der Spätaussiedlerarbeit der Diözesen Nordrhein-Westfalen und Hildesheim, Paderborn

14.5.1996, Aussiedler in Deutschland – Marginalität und Probleme der Identitätsarbeit, „Arbeitskreis Aussiedler" der Wohlfahrtsverbände in Mannheim, Mannheim

19.6.1996, Beratungsarbeit als Problem interkultureller Kommunikation, AWO-Bundesverband e. V., 2. Jahrestagung zur Aussiedlerarbeit „Lebens(um)welten von Aussiedlern. Gestaltung und Auftrag der sozialen Arbeit", Bonn

Prof. Dr. Hartmut Schmidt:

27.6.1996, Der alte Mann und das Mehr. Formulierungsformen und Sprachtradition, Tagung Linguistische Theorie und lexikographische Praxis, 27.-28.6.1996, Universität Heidelberg

Dr. Reinhold Schmitt:

8.7.1996, Zur konversationsanalytischen Beschreibung von Unterstützungen im Gespräch, Freie Universität Berlin

Roman Schneider:

22.1.1996, mit Angelika Storrer, GRAMMIS-II: Verbgrammatik und Valenz, Universität Tübingen

21.3.1996, Zur Lexikon-Grammatik-Schnittstelle in einem hypermedialen Informationssystem, Tagung „Hypermedia für Lexikon und Grammatik", AK Hypermedia der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung GLDV, Mannheim

16.7.1996, mit Angelika Storrer, Die Valenzdatenbank in GRAMMIS-II: Konzeptuelles Schema und Anbindung an den grammatischen Hypertext, Kontrastives Sommer Mini-Valenzkolloquium, Valenzforschungsgruppe, Institut für deutsche Sprache, Mannheim

9.10.1969, mit Angelika Storrer, GRAMMIS: Ein multimediales Informationssystem zur deutschen Grammatik, Systemvorführung im Rahmen der 3. KONVENS, Bielefeld

Helmut Schumacher:

4.9.1996, Zur deutschen Rechtschreibreform oder Das Känguru frisst Schikoree, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Akademisches Auslandsamt der Universität Mannheim

28.10.1996, Das Känguru frisst Schikoree. Eine Einführung in die neue Rechtschreibung, Vortrag mit Übung, Verband Bildung und Erziehung (VBE), GHS Im Kleefeld, Bergisch Gladbach
8.11.1996, (mit Jacqueline Kubczak), Valency lexicography at the IDS, First Collate Workshop. Contrastive Linguistics and Language Typology, Contragram-Gruppe, Universität Gent, Belgien

Priv. Doz. Dr. Thomas Spranz-Fogasy:
26.6.1996, Syntax und Äußerung – Was der Satz von der Äußerung lernen kann, Universität Mannheim

Prof. Dr. Gerhard Stickel:
31.1.1996, Zur Rechtschreibreform, 2. Sprachfestival, Artes Liberales, Universität Mannheim
14.2.1996, Was steht uns orthographisch bevor?, Interschul Stuttgart
26.3.1996, Der Sprachfeminismus geht in die falsche Richtung, Sprache und Geschlecht, Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden
16.5.1996, Angewandte und abgewandte kontrastive Linguistik, Deutsch-baltisches Germanistentreffen, Bonn
21.6.1996, Was steht uns orthographisch bevor?, Universität München
15.11.1996, Zweck und Gründe der Reform der deutschen Rechtschreibung, Max Mueller Bhavan, New Delhi, Indien
20.11.1996, Goals and methods of contrastive linguistics, Banares Hindu University, Varanasi, Indien
26.11.1996, The present situation of languages in the European Union, Faculty of Management Studies, Banares Hindu University, Indien
11.12.1996, Functions and Role of the Central Institute for the German Language, University of Rajasthan, Jaipur, Indien
12.12.1996, Negation im Deutschen, University of Rajasthan, Jaipur, Indien
13.12.1996, Die Rolle der Grammatik im Fremdsprachenunterricht, University of Rajasthan, Jaipur, Indien

Dr. Angelika Storrer:
22.1.1996 (mit Roman Schneider), GRAMMIS-II: Verbgrammatik und Valenz, Universität Tübingen
22.2.1996, Vom Text zum Hypertext: Die Produktion von Hypertexten auf der Basis traditioneller wissenschaftlicher Texte, Kolloquium „Die Produktion wissenschaftlicher Texte im Zeitalter des Computers", Europäisches Bildungszentrum Otzenhausen
21.3.1996, Hypermedia: Neue Perspektiven für die Grammatiko-

graphie, Tagung Hypermedia für Lexikon und Grammatik, AK Hypermedia der Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung GLDV, Institut für deutsche Sprache, Mannheim

13.6.1996, Hypermedia-Wörterbücher, Heidelberger lexikographisches Kolloquium, Universität Heidelberg

16.7.1996 (mit Roman Schneider), Die Valenzdatenbank in GRAMMIS-II: Konzeptuelles Schema und Anbindung an den grammatischen Hypertext, Kontrastives Sommer Mini-Valenzkolloquium, Valenzforschungsgruppe, Institut für deutsche Sprache, Mannheim

12.9.1996, Funktionsverb „sein" vs. Kopulaverb „sein", Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung ZAS, Berlin

16.9.1996, Neue Rechtschreibung mit Neuen Medien, Symposium Deutschdidaktik, Berlin

Prof. Dr. Bruno Strecker:

2.4.1996, Logik und die Bedeutung von Sätzen der deutschen Sprache, Universität Leipzig

8.11.1996, Ja doch, eigentlich schon noch. Formen des Kommunikationsmanagements, Universität Hamburg

Dr. Wolfgang Teubert:

29.1.1996, Language Technology for Language Resources, Bucharest Awareness Days, Seminar 29.-30.1.1996, Bukarest, Rumänien

19.1.1996, Parameters for Corpus Composition. EAGLES-Text Corpora Working Group Workshop „Issues in Corpus Work", Workshop 18.-20.1.1996, Madrid, Spanien

22.3.1996, Von sozialistischer zu post-sozialistischer Ideologie, Friedrich-Ebert-Stiftung, „Ossi – Wessi – Abgewickelt", Sprach- und andere Veränderungen im vereinten Deutschland, Potsdam

13.4.1996, Zum Sprachgebrauch im Post-Sozialismus, Symposion „Die Sprache als Hort der Freiheit", Sprachwende und Sprachwandel nach 1989, Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

10.5.1996, Sprachressourcen in Deutschland und Europa, Centrum für Informations- und Sprachverarveitung (CIS), München

19.6.1996, „Demokratie" und „Marktwirtschaft". Schlüsselwörter der Vereinigung, Germanistisches Seminar der Universität Heidelberg/Gesellschaft für deutsche Sprache, Vortragsreihe Sprach-Wende, Heidelberg

17.9.1996, Corpus Linguistics and Bilingual Lexicography, COMPLEX 96, 15.-17.9.1996. 4th Conference on Computational Lexicography and Text Research, Budapest, Ungarn

Dr. Annette Trabold:
18.7.1996, Ziele und Hintergründe der Rechtschreibreform, Round Table, Ludwigshafen

Franc Wagner:
April 1996, Metaphernmodelle als soziale Repräsentationen, 6. Kongreß der International Association for Dialogue Analyses (I.A.D.A.), Academy of Science of the Czech Republic, Prag
September 1996, Deutschsprachige Printmedien im Internet, Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik e.V. (GAL), Pädagogische Hochschule Erfurt

Dr. Ricarda Wolf: 26.1.1996, Zur prosodischen Realisierung von Äußerungen mit Fokus-Opposition, Kolloquium des SFB 245 „Sprache und Situation": „Intentionen" und Kohärenz in kontroversen Gesprächen, Institut für deutsche Sprache, Mannheim
23.6.1996, Doppelorientierung als Selbstdarstellungsproblem ostdeutscher Frauen in Gesprächen mit westdeutschen Frauen, Tagung Between Confrontation and Understanding: Bridges and Barriers to Communication and Understanding in Eastern Germany, World Fellowship Center Conway, New Hampshire (USA)/Goethe-Institut Boston, Conway, New Hampshire, USA

4. Im Berichtsjahr erschienene Publikationen von IDS-Mitarbeitern

Ballweg, Joachim

Ballweg, Joachim (1996): Determinative und gleichlautende Pronomina. In: Pérennec, Marie Hélène (Hg.): Pro-Formen des Deutschen. Tübingen. S. 1-12 (Eurogermanistik 10).

Ballweg, Joachim (1996): Eine dynamische Zeitlogik für das Deutsche. In: Harras, Gisela/Bierwisch, Manfred (Hg.): Wenn die Semantik arbeitet. Klaus Baumgärtner zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 217-236.

Barden, Birgit

Auer, Peter/Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1996): Dialektanpassung bei sächsischen „Übersiedlern" – Ergebnisse einer Longitudinalstudie. In: Boretzky, Norbert/Enninger, Werner/Stolz, Thomas (Hg.): Areale, Kontakte, Dialekte. Sprache und ihre Dynamik in mehrsprachigen Situationen. Essen. S. 139-166.

Großkopf, Beate/Barden, Birgit/Auer, Peter (1996): Sprachliche Anpassung und soziale Haltung: zur interpretativen Soziolinguistik in-

nerdeutscher Migration. In: Kotthoff, Helga (Hg.): Interactional Sociolinguistics, S. 271-298 (= Folia Linguistica 30/3-4, Sonderheft).

Barden, Birgit/Großkopf, Beate (1996): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. Dissertation. Hamburg.

Belica, Cyril

Belica, Cyril (1996): Statistische Analyse von Zeitstrukturen in Korpora. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 86-95.

Belica, Cyril (1996): Analysis of Temporal Changes in Corpora. In: International Journal of Corpus Linguistics Vol. 1(1). Amsterdam/Philadelphia. S. 61-73.

Berend, Nina

Berend, Nina (Hg.) unter Mitarbeit von Rudolf Post (1996): Wolgadeutscher Sprachatlas (WDSA) aufgrund der von Georg Dinges 1925–1929 gesammelten Materialien. Tübingen/Basel.

Bischl, Katrin

Bischl, Katrin (1996): Metaphern in der Wissenschaftsvermittlung. In: Sprachreport 1/96, S. 15-16.

Bodmer, Franck

Bodmer, Franck (1996): Aspekte der Abfragekomponente von COSMAS-II. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 112-122.

Brauße, Ursula

Brauße, Ursula (1996): Uneingeleitete Ergänzungssätze kommunikativer Verben. In: Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (Hg.): Lucien Tesnière, Syntaxe Structurale et Operations Mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Strasbourg 1993. Tübingen. S. 239-247 (Linguistische Arbeiten 348).

Donalies, Elke

Donalies, Elke (1996): „... durchbebt und wie im Rausche emporgehoben von einem Glück, dem keins in der Welt an schmerzlicher Süßigkeit zu vergleichen". Gibt es eine trivialromanspezifische Sprache? In: Deutsche Sprache 23/4, S. 316-337.

Deutsches Fremdwörterbuch (1996). Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper-Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. Bd. II: Antinomie - Azur. Berlin/ New York.

Donalies, Elke (1996): Da keuchgrinste sie süßsäuerlich. Über kopulative Verb- und Adjektivkomposita. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 24, S. 273-286.

Fiehler, Reinhard

Fiehler, Reinhard (1996): Die Linguistik und das Alter. In: Sprachreport 1/96, S. 1-3.

Fraas, Claudia

Fraas, Claudia (1996): Bedeutungskonstitution in Texten – Das IDENTITÄTs-Konzept im Diskurs zur deutschen Einheit. In: Weigand, Edda/Hundsnurscher, Franz: Lexical Structures and Language Use. Proceedings of the International Conference on Lexicology and Lexical Semantics. Münster, 13.-15.9.1994. Tübingen. Bd. II. S. 39-51 (Beiträge zur Dialogforschung 10).

Fraas, Claudia (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen. (Studien zur deutschen Sprache 3).

Frosch, Helmut

Frosch, Helmut (1996): Appositive und restriktive Relativsätze. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 2, S. 7-19 (= Veröffentlichungen des Instituts für Germanistik an der Lajos-Kossutz-Universität, Debrecen).

Frosch, Helmut (1996): Montague- und Kategorialgrammatik. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): Sprachwissenschaft: Ein Reader. Berlin/New York. S. 695-708.

Geyken, Alexander

Geyken, Alexander (1996): Matching Corpus Translations with Dictionary Senses: Two Case Studies. In: Proceedings of the 4th International Conference on Computational Lexicography. COMPLEX 96. Budapest. S. 73-83.

Geyken, Alexander/Tourovski, Vladimir (1996): The use of parallel corpora for verb sense disambiguation. In: Proceedings of ECAI-MULSAIC 1996. Budapest. S. 32-34.

Harras, Gisela

Harras, Gisela (1996): Zwischen Intentionalität und Konvention: Bedeutungskonzepte für kommunikative Handlungen. In: Grabowski, Joachim/Harras, Gisela/Hermann, Theo (Hg.): Bedeutung – Konzepte, Bedeutungskonzepte, Theorie und Anwendung in Linguistik und Psychologie. Opladen, S. 67-87.

Grabowski, Joachim/Harras, Gisela/Hermann, Theo (Hg.) (1996): Bedeutung – Konzepte, Bedeutungskonzepte. Theorie und Anwendung in Linguistik und Psychologie. Opladen.

Harras, Gisela/Hermann, Theo/Grabowski, Joachim (1996): Aliquid stat pro aliquo – aber wie? In: Grabowski, Joachim/Harras, Gisela/Hermann, Theo (Hg.): Bedeutung – Konzepte, Bedeutungskonzepte. Theorie und Anwendung in Linguistik und Psychologie. Opladen. S. 3-15.

Harras, Gisela/Bierwisch, Manfred (Hg.) (1996): Wenn die Semantik arbeitet. Klaus Baumgärtner zum 65. Geburtstag. Tübingen.

Harras, Gisela (1996): Sprechen, reden, sagen – Polysemie und Synonymie. In: Harras, Gisela/Bierwisch, Manfred (Hg.) (1996): Wenn die Semantik arbeitet. Klaus Baumgärtner zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 191- 216.

Haß-Zumkehr, Ulrike

Haß-Zumkehr, Ulrike (1996): 50 Jahre Mahnmaltexte. Eine satzsemantische Analyse. In: Böke, Karin/Jung, Matthias/Wengeler, Martin (Hg.): Öffentlicher Sprachgebrauch – Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen. S. 301-314.

Haß-Zumkehr, Ulrike (1996): Daniel Sanders. Aufgeklärte Germanistik im 19. Jahrhundert. In: Dutz, Klaus D./Niederehe, Hans-J. (Hg.): Theorie und Rekonstruktion. Trierer Studien zur Geschichte der Linguistik. Münster. S. 137-148.

Heller, Klaus

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform. Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Sprachreport-Extraausgabe, Januar 1996. Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache, Mannheim.

Nachdrucke sind mit verschiedenen Titeln unter anderem in folgenden Zeitungen und Zeitschriften erschienen (selbständige Ausgaben werden separat aufgeführt):

Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Heft 14, 16.2.1996, S. 12-19

bildung und wissenschaft, Zeitung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Baden-Württemberg, 50/2, 17.2.1996, Beilage 8 S.

Gemeinsames Amtsblatt (Rheinland-Pfalz) 4/96, 28.3.1996, S. 262-269

Schule aktuell. Die Zeitschrift für Eltern in Bayern 2/96, S. 5-7

Schulintern 2/96. Informationen für Lehrerinnen und Lehrer in Baden-Württemberg. S. 5-11

PZ-Information 19/96, Deutsch: Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Pädagogisches Zentrum Rheinland-Pfalz, Bad Kreuznach, S. 7-14

journalist – Das deutsche Medienmagazin – 3/96, Dokumentation, S. 61-71

Rheinischer Merkur Nr. 11, 15.3.1996, S. 16, Nr. 12, 22.3.1996, S. 12

bildung und wissenschaft, Zeitung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Baden-Württemberg 50/6-7, 20.7.1996, S. 16-21

Stuttgarter Zeitung, 2.7.1996

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibung – am Volk vorbei? Im Dialog. Ja: Norbert Otto (Vorsitzender der CDU-Landesgruppe Thüringen im Bundestag). Nein: Hans Zehetmair (CSU, bayerischer Kultusminister). Nachgefragt: Nichts weiter als praktische Sprachpflege: Dr. Klaus Heller, Institut für deutsche Sprache Mannheim. In: Weltbild 2/96, S. 9

Heller, Klaus (1996): Reform der deutschen Rechtschreibung. Die Neuregelung auf einen Blick. Bertelsmann Lexikon Verlag. Gütersloh.

Heller, Klaus (1996): Ganz aktuell: Die wichtigsten Regeln der Rechtschreibreform auf einen Blick. Seehamer Verlag. Weyarn.

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform. Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Geleitwort von Dr. Franz Allemann, Präsident des Vereins Hochdeutsch der Schweiz. Autorisierte Fassung der Sprachreport-Extraausgabe des Instituts für deutsche Spra-

che, Mannheim, vom Januar 1996. Beilage zum Neuen Bertelsmann Taschenlexikon in 20 Bänden und zum Neuen Lexikon in 10 Bänden. Verlag Pädagogik und Wissen.

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform. Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Nachdruck der Extraausgabe vom Januar 1996 als Sprachreport 1/96. Warszawski Dom Wydawniczy – Warsaw Publishing House (Polen). 11 S.

Heller, Klaus (1996): Die deutsche Rechtschreibreform. Interview für den finnischen Zeitungsbericht von Heikki Aittokoski: „Sexappealia, Ketschuppia ja pilkunviilausta – Saksan oikeinkirjoitussääntöjen uudistus meni viimeinkin läpi". In: Helsingin Sanomat, lauantaina 6, heinäkuuta 1996, B 5.

Heller, Klaus (1996): Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller, Institut für deutsche Sprache, Mannheim. Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Januar 1996. Sonderdruck. Beilage von Schulreport 2/96. Hg.: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, München.

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform – Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Januar 1996 für das Schulreformpaket des AOL-Verlages, Lichtenau.

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibung. Die Orthographie von 2005. In: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft 51/598, April 1996, S. 424-430

Heller, Klaus (1996): Brief (1.2.1996) an das Goethe-Institut Oslo, Herrn Franz Grill. (Stellungnahme zu einem Leserbrief). In: aktuelles, für den Deutschunterricht in Norwegen 19/April 1996, Hg.: Goethe-Institute in Oslo und Bergen (Norwegen). S. 28-29

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform wird in Kraft gesetzt. In: Erziehung und Wissenschaft, Niedersachsen 6/7, 10.6.1996, S. 9

Heller, Klaus (1996): Unter Dach und Fach. In Wien wird am 1. Juli die Gemeinsame Erklärung zur Rechtschreibreform unterzeichnet. In: Rhein-Neckar-Zeitung, 15./16.6.1996

Heller, Klaus (1996): Zum Geleit. Geleitwort zum Bertelsmann-Wörterbuch „Die neue deutsche Rechtschreibung". Bertelsmann Lexikon Verlag, Lexikographisches Institut, München. Ausg. Juli 1996

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform. Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Sprachreport-Extraausgabe, Juli 1996. Hg. Institut für deutsche Sprache, Mannheim.

Nachdrucke sind mit verschiedenen Titeln unter anderem in folgenden Zeitungen und Zeitschriften erschienen (selbständige Ausgaben werden separat aufgeführt):

Deutsche Lehrerzeitung, Berlin, 15.8.1996. S. 7-10

Grundschulunterricht (Pädagogischer Zeitschriftenverlag, Berlin) 7-8, S. 4-5

Schulverwaltungsblatt für Niedersachsen, 5, S. 165-171

Deutsch als Fremdsprache. Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer. 33/4, S. 238-240

Eltern-Journal (Baden-Württemberg) 3, September 1996, S. 11-14

bildung und wissenschaft. Zeitung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Baden-Württemberg 50/7-8, 20.7.1996, Beilage.

Driemaandelijks Tijdschrift 20/78, Zomer 1996, Werkmap voor Taal- en Literatuuronderwijs, S. 77-98

Hamburger Abendblatt. Serie: Teil I bis Teil XI, 3./4.8.1996 bis 18.8.1996

Triangulum-Jahrbuch 1996. Tagungsband des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zum Bonner Germanistentreffen Deutschland-Estland-Lettland-Litauen, 15.-19.5.1996. Tartu, Finnland

Loseblattwerk „Fertig ausgearbeitete Unterrichtsbausteine für das Fach Deutsch". WEKA Fachverlage für Behörden und Institutionen. Kissingen, 12/4: Rechtschreibreform.

blz. Zeitung der GEW Berlin. Juni/Juli 1996, S. 17-21

IHK-mitteilungen (Industrie- und Handelskammer Frankfurt am Main) 9, 15.9.1996, S. 15-17

Der Tagesspiegel, Beilage „Weltspiegel", Sonntag, 15.12.1996 (Nr. 15836), S. W4-W5

Heller, Klaus (1996): Reform der deutschen Rechtschreibung. Die Neuregelungen auf einen Blick. Aktualisierte Fassung. Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh.

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform. Was geschah seit der Wiener Konferenz? In: JurPC 7/96, S. 267-269

Heller, Klaus (1996): Vorwort zu: Hertha Beuschel-Menze/Frohmut Menze, „Die neue Rechtschreibung. Wörter und Regeln leicht gelernt". Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, und AOL-Verlag, Lichtenau 1996

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibung 2000. Die aktuelle Reform. Wörterliste der geänderten Schreibungen. 2., aktualisierte und erwei-

terte Auflage. Klett Schulbuchverlag, Stuttgart/München/Düsseldorf/Leipzig.

Abdrucke sind unter anderem erschienen in:

Leipziger Volkszeitung. Serie: Teil 1 bis Teil 32 (S. 1-63), 8.8.-14./15.9.1996

Dresdner Neueste Nachrichten. Serie: Teil 1 bis Teil 32 (S. 1-63), 8.8.-14./15.9.1996

Fränkischer Tag. Bamberger Nachrichten 14.9.1996, Sonderauflage für NAC-ratiopharm

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform gebilligt. In: Spektrum der Wissenschaft 7, S. 120-122

Heller, Klaus (1996): Großschreibung im Wortinnern. In: Sprachreport 3/96, S. 3-4

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform - Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Juli 1996. Sonderausgabe, Stam, Köln.

Heller, Klaus (1996): Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung – Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Bearbeiteter Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Juli 1996. Neue Presse, Coburg.

Heller, Klaus: Rechtschreibreform - Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Juli 1996 als Kleiner Führer durch die neue Rechtschreibung. Raabe-Verlag, Stuttgart/Berlin/Bonn/Prag/Budapest/Düsseldorf/Heidelberg/Warschau/Wien. August 1996.

Heller, Klaus (1996): Die Großschreibung ist nur eine Notlösung. Dr. Heller, Autor des Buches „Rechtschreibung 2000", im Interview. In: Leipziger Volkszeitung, 8.8.1996, S. 4

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform – Eine Zusammenfassung von Dr. Klaus Heller. Lehrtafel für den Schulunterricht (Stiefel Wandkarte). Nachdruck der Sprachreport-Extraausgabe vom Juli 1996. Steinberger Verlag, Ingolstadt

Heller, Klaus (1996): Nicht alle Blütenträume sind gereift. Interview. Freie Presse (Chemnitz), 22.8.1996

Heller, Klaus (1996): Die Rechtschreibreform in der Praxis . Eine Zusammenfassung in mehreren Teilen. General-Anzeiger, Bonn. Teile I bis III, 27.8.-29.8.1996

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform. Die Konsequenzen für die Universität. In: Uni-Report, Mannheim. 4, S. 5

Heller, Klaus (1996): Nun frisst das Känguru Schikoree. Rechtschreibreform gebilligt – Umsetzung bereits im Gange. In: aktuelles – für

den Deutschunterricht in Norwegen. Hg.: Goethe-Institute in Oslo und Bergen (Norwegen) 20. Oktober 1996. S. 1-5

Heller, Klaus (1996): Mit der Orthographie ins Klare gekommen. Rechtschreibreform gebilligt – Umsetzung bereits im Gange. In: Mitteilungen der Alexander von Humboldt-Stiftung 68, Dezember 1996, S. 79-81

Heller, Klaus (1996): Rechtschreibreform – Eine Zusammenfassung von Dr.Klaus Heller. Nachdruck der Sprachreportextraausgabe vom Juli 1996 In: Information der Schulen des Landes Brandenburg. Ministerium für Bildung, Jugend und Sport, Potsdam.

Hellmann, Manfred W.

Hellmann, Manfred W. (1996): Lexikographische Erschließung des Wendekorpus (Werkstattbericht). In: Weber, Nico (Hg.): Semantik, Lexikographie und Computeranwendungen. Tübingen. S. 195-216 (Sprache und Information 33).

Hellmann, Manfred W. (1996): Deutsch-deutsche Kommunikation im Urwald? (Tagungsbericht). In: Sprachreport 4/96, S. 18-19.

Herberg, Dieter

Herberg, Dieter (1996): Schlüsselwörter der Wendezeit. Ein lexikologisch-lexikographisches Projekt zur Auswertung des IDS-Wendekorpus. In: Zettersten, Arne/Pedersen, Viggo Hjørnager (Hg.): Symposium on Lexicography VII. Proceedings of the Seventh International Symposium on Lexicography 5.-7.5. 1994 at the University of Copenhagen. Tübingen. S. 119-126 (Lexicographica Series Maior 76).

Herberg, Dieter (1996): Zur orthographischen Komponente im Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. In: Barz, Irmhild/Schröder, Marianne (Hg.): Das Lernerwörterbuch Deutsch als Fremdsprache in der Diskussion. Heidelberg. S. 95-113 (Sprache – Literatur und Geschichte 12).

Jüttner, Irmtraud

al-Wadi, Doris/Jüttner, Irmtraud (1996): Textkorpora des Instituts für deutsche Sprache: Zur einheitlichen Struktur der bibliographischen Beschreibung der Korpustexte. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 1-85.

Kämper, Heidrun

Kämper, Heidrun (1996): Nachweis der Autorenschaft. Methodische Überlegungen zur linguistischen Textidentifizierung und Täterermittlung. In: Kriminalistik 50/8-9, S. 561-566.

Kämper, Heidrun (1996): Sprachgeschichte – Zeitgeschichte. Gedanken bei der Lektüre der Tagebücher von Victor Klemperer. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 24, S. 348-362.

Deutsches Fremdwörterbuch (1996): Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper- Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. Bd. II: Antinomie – Azur. Berlin/New York.

Kallmeyer, Werner

Kallmeyer, Werner (1996): Plurilinguisme dans les agglomérations urbaines. In: Goebl, Hans/Nelde, Peter H./Starý, Zdenek/Wölk, Wolfgang (Hg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Erster Halbband. Berlin/New York. S. 450-458.

Kallmeyer, Werner (1996): Unser schbroch is a e schbroch. In: Sprachreport 2/96, S. 14-15.

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1996): Einleitung. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen. S. 7-18 (Studien zur deutschen Sprache 4).

Kallmeyer, Werner/Schmitt, Reinhold (1996): Forcieren oder: Die verschärfte Gangart. Zur Analyse von Kooperationsformen im Gespräch. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen. S. 19-118 (Studien zur deutschen Sprache 4).

Kallmeyer, Werner (Hg.) (1996): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen. (Studien zur deutschen Sprache 4).

Kallmeyer, Werner/Keim, Inken (1996): Divergent perspectives and social style in conflict talk. In: Kotthoff, Helga (Hg.): Interactional Sociolinguistics, S. 271-298 (= Folia Linguistica 30/3-4, Sonderheft).

Keim, Inken

Keim, Inken (1996): Verfahren der Perspektivenabschottung und ihre Auswirkung auf die Dynamik des Argumentierens. In: Kallmeyer,

Werner (Hg.): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen. S. 191-278 (Studien zur deutschen Sprache 4).

Keim, Inken/Kallmeyer, Werner (1996): Divergent perspectives and social style in conflict talk. In: Kotthoff, Helga (Hg.): Interactional Sociolinguistics, S. 271-198 (= Folia Linguistica 30/3-4, Sonderheft).

Kinne, Michael

Kinne, Michael (1996): „... Victor Klemperer, der sich als Halbjude ... verstecken mußte ...", In: Der Sprachdienst 6, S. 204-205.

Kinne, Michael (1996): Ideologie in Wörterbüchern. In: Sprachreport 4/96, S. 17-18.

Kraft, Barbara

Kraft, Barbara (1996): Das Konzept der Sprechhandlung als Analysekategorie in entwicklungspragmatischen Untersuchungen. In: Ehlich, K. (Hg.): Kindliche Sprachentwicklung: Konzepte und Empirie. Opladen. S. 53-65.

Kraft, Barbara (1996): How German-speaking pre-school children manage in constructing initial opposition. In: Abstracts of the VIIth International Congress for the Study of Child Language, 14.-19.7.1996. Istanbul. S. 239-240.

Kubczak, Jacqueline

Kubczak, Jacqueline/Costantino, Sylvie (1996): Un dictionnaire syntaxique allemand-français/français-allemand des noms prédicatifs – description d'un projet. In: Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (Hg.): Lucien Tesnière – Syntaxe structurale et opérations mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Strasbourg 1993. Tübingen. S. 293-312 (Linguistische Arbeiten 348).

Link, Elisabeth

Link, Elisabeth (1996): Fremdwörter – eindeutige Stilmittel? Zur textklassenkonstituierenden und – differenzierenden Funktion von sogenannten Fremdwörtern im Deutschen. In: Spillner, Bernd (Hg.): Stil in Fachsprachen. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien. S. 20-41 (Studien zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft 2).

Mentrup, Wolfgang

Mentrup, Wolfgang (1996): Die Umsetzung der Rechtschreibreform. In: Bildungsreform zwischen Anspruch und Finanzierbarkeit. Eine Dokumentation zum "Schulbuch-Forum '96", Interschul Stuttgart 12.-16.2.1996. Frankfurt. S. 53-54.

Mentrup, Wolfgang (1996): Vorwort. In: Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Text der amtlichen Regelung. Tübingen. S. (I).

Motsch, Wolfgang

Motsch, Wolfgang (1996): Ebenen der Textstruktur. Begründung eines Forschungsprogramms. In: Motsch, Wolfgang (Hg.): Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien. Tübingen. S. 3-36 (Reihe Germanistische Linguistik 164).

Motsch, Wolfgang (1996): Zur Sequenzierung von Illokutionen. In: Motsch, Wolfgang (Hg.): Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien. Tübingen. S. 189-208 (Reihe Germanistische Linguistik 164).

Motsch, Wolfgang (Hg.) (1996): Ebenen der Textstruktur. Sprachliche und kommunikative Prinzipien. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik 164).

Motsch, Wolfgang (1996): Affixoide. Sammelbezeichnung für Wortbildungsphänomene oder linguistische Kategorie? In: Deutsch als Fremdsprache 3/33, S. 160-168.

Nortmeyer, Isolde

Nortmeyer, Isolde (1996): Deutsches Fremdwörterbuch. Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neubearbeitet von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper-Jensen, Isolde Nortmeyer, Jochen Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. Bd. II Antinomie – Azur. Berlin/New York.

Nikitopoulos, Pantelis

Nikitopoulos, Pantelis (1996): Schlaglichter auf Euro-Schlagwörter. Über soziolinguistische, politologisch-historische „Beziehungskisten". Zweite Folge. In: Ministerium für Kultus und Sport Baden-Württemberg (Hg.): Europa mit-gestalten II. Texte zur Europawoche 1996. Köln.

Reitemeier, Ulrich

Reitemeier, Ulrich (1996): Beratungsarbeit als Problem interkultureller Kommunikation. In: AWO- Bundesverband e. V. Dokumentation zur 2. Jahrestagung zur Aussiedlerarbeit „Lebens(um)welten von Aussiedlern. Gestaltung und Auftrag der sozialen Arbeit" (19.-21.6.1996). Bonn.

Schellhammer, Ingrid

Schellhammer, Ingrid (1996): Der Clou mit HIT. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 134-138.

Schellhammer, Ingrid (1996): ODA und MagicHIT. Eine neue Generation von Editoren und eine neue Norm. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 139-141.

Schildt, Joachim

Schildt, Joachim (1996): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hg. von Ulrich Goebel/Oskar Reichmann in Verbindung mit dem Institut für deutsche Sprache. Berlin/New York. Bd. 4, Lfg. 1 (b/pf - b/pi).

Schildt, Joachim (1996): 3 Thesen zur Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache – ihre Voraussetzungen, Bedingungen, regionalen Schwerpunkte und Erscheinungsformen. In: Große, Rudolf/Wellmann, Hans (Hg.): Textarten im Sprachwandel – nach der Erfindung des Buchdrucks. Heidelberg. S. 311-314 (Sprache - Literatur und Geschichte 13).

Deutsches Fremdwörterbuch (1996). Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper-Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. Bd. II: Antinomie – Azur. Berlin/New York.

Schmidt, Hartmut

Schmidt, Hartmut (1996): Lehnpräpositionen aus dem Lateinischen in der deutschen Gegenwartssprache. In: Munske, Horst Haider/Kirkness, Alan (Hg.): Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen. (Reimers Symposion vom 5.-7.9.1994). Tübingen. S. 65-81.

Schmidt, Hartmut (Mithg.) (1996): Brandenburgisches Namenbuch, Teil 9 (Wauer, Sopie: Die Ortsnamen der Uckermark). Weimar. (Berliner Beiträge zur Namenforschung 10).

Schmidt, Rudolf

Schmidt, Rudolf (1996): Konzept und Realisierung eines Phonetisierungsverfahrens. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 123-133.

Schmidt, Rudolf (1996): Architektur und Funktionalität der Diskursdatenverarbeitung DIDA. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 142-155.

Schmitt, Reinhold

Kallmeyer, Werner/Schmitt, Reinhold (1996): Forcieren oder: Die verschärfte Gangart. Zur Analyse von Kooperationsformen im Gespräch. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Gesprächsrhetorik. Tübingen. S. 19-118 (Studien zur deutschen Sprache 4).

Schmitt, Reinhold: (zusammen mit Dr. Wolf-Andreas Liebert) für Boehringer Mannheim GmbH, praktisch-rhetorische Tätigkeit (Industrielektorat) zur Verbesserung der Verständlichkeit von Packungsbeilagen und Gebrauchsanweisungen im Diabetesbereich: Erstellung zweier Leitfäden zur Beschreibung von Packungsbeilagen für Invitro-Diagnostika. Zielgruppe: medizinisches Personal/Patienten.

Schmitt, Reinhold (1996): Erstellung eines Leitfadens zur Beschreibung von Gebrauchsanleitungen für medizinische Meßgeräte.

Schmitt, Reinhold (1996). Erstellung zweiter Leitfäden zur Beschreibung von Gebrauchsanleitungen für medizinische Meßgeräte. Zielgruppe: Patienten/medizinisches Personal.

Schmitt, Reinhold (1996): Konzeption und Erstellung der Gebrauchsanleitung des Blutzuckermeßgeräts Glucotrend und des Beipackzettels des Teststreifens Glucotrend Glucose.

Schnerrer, Rosemarie

Deutsches Fremdwörterbuch (1996). Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler. 2. Aufl., völlig neubearbeitetet im Institut für deutsche Sprache. Bd. 2: Antinomie – Azur, bearb.

v. Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper-Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosmearie Schnerrer, Oda Vietze. Berlin, New York.

Schütte, Wilfried

Schütte, Wilfried (1996): Boulevardisierung von Information. Streitgespräche und Streitkultur im Fernsehen. In: Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hg.): Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen. Tübingen. S. 101-133 (Studien zur deutschen Sprache 5).

Schütte, Wilfried (1996): Argumentationsmuster beim Aushandeln von EG-Texten: 'Stellungnahmen' zwischen Fachfragen, Interkulturalität und institutioneller Entscheidungsfindung. In: Kalverkämper, Hartwig/Baumann, Klaus-Dieter (Hg.): Fachliche Textsorten. Komponenten – Relationen – Strategien. Tübingen. S. 637-662 (Forum für Fachsprachenforschung 25).

Schütte, Wilfried (1996): „Die schäbige Geeje auf dem edlen Bratschenkasten": Scherzbeziehungen und soziale Welten – ein Konzept zwischen Anthropologie und Konversationsanalyse. In: Kotthoff, Helga (Hg.): Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung. Opladen. S. 193-220.

Schumacher, Helmut

Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (Hg.) (1996): Lucien Tesnière – Syntaxe structurale et opérations mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Strasbourg 1993. Tübingen. (Linguistische Arbeiten 348).

Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (1996): Einleitung – Préface. In: Gréciano, Gertrud/ Schumacher, Helmut (Hg.): Lucien Tesnière – Syntaxe structurale et opérations mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Strasbourg 1993. Tübingen. S. XI-XXI (Linguistische Arbeiten 348).

Schumacher, Helmut (1996): Satzbaupläne und Belegungsregeln im Valenzwörterbuch deutscher Verben. In: Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (Hg.): Lucien Tesnière – Syntaxe structurale et operations mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Strasbourg 1993. Tübingen. S. 281-293 (Linguistische Arbeiten 348).

Schumacher, Helmut (1996): IDS- und Partner-Projekte zur Valenzlexikographie. In: Contragram: Quarterly Newsletter of the Contrastive Grammar Research Group of the University of Gent 5, S. 20-22.

Seubert, Eric

Seubert, Eric (1996): Computer-Networking im Institut für deutsche Sprache. Stand der Vernetzung und verfügbare Netzwerk-Dienste im Januar 1995. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 156-171.

Spiegel, Carmen

Spiegel, Carmen (1996): „Bei ihrer wegwerfmentalität geht unsere welt zugrunde". Sprachkritische Beobachtungen zum Topos „Eine Welt" in umweltpolitischen Auseinandersetzungen. In: Der Deutschunterricht 2, S. 102-107.

Stickel, Gerhard

Stickel, Gerhard (1996): The Institute for the German Language – Its Aims and Organization. In: Mizutani, Osamu (Hg.): National Language Institutes around the World – Diversity in Language Issues. Tokyo. S. 48-58.

Stickel, Gerhard (1996): Corpora of the Institute for the German Language and their Use. In: Mizutani, Osamu (Hg.): National Language Institutes around the World – Diversity in Language Issues. Tokyo. S. 227-240.

Storrer, Angelika

Storrer, Angelika (1996): Metalexikographische Methoden in der Computerlexikographie. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Wörterbücher in der Diskussion II. Tübingen. S. 239-255 (Lexicographica Series Maior).

Storrer, Angelika (1996): Wie notwendig sind obligatorische Valenzstellen – Zur Weglaßbarkeit von Valenzstellen im Text. In: Gréciano, Gertrud/Schumacher, Helmut (Hg.): Lucien Tesnière – Syntaxe structurale et opérations mentales. Akten des deutsch-französischen Kolloquiums anläßlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages, Strasbourg 1993. Tübingen. S. 225-238 (Linguistische Arbeiten 348).

Storrer, Angelika (1996): Verbbedeutung und Situationsperspektivierung. In: Grabowski, Joachim/Harras, Gisela/Hermann, Theo (Hg.): Bedeutung – Konzepte, Bedeutungskonzepte. Theorie und Anwendung in Linguistik und Psychologie. Opladen, S. 231-255 (Psycholinguistische Studien).

Ralf Hauser/Angelika Storrer (1996): Probleme und Lösungen beim Parsen von Wörterbüchern. In: Feldweg, Helmut/Hinrichs, Erhard (Hg.): Lexikon und Text. Wiederverwendbare Methoden und Ressourcen zur linguistischen Erschließung des Deutschen. Tübingen, S. 61-77.

Strauß, Gerhard

Deutsches Fremdwörterbuch (1996): Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper- Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. Bd. II: Antinomie – Azur. Berlin/New York.

Strauß, Gerhard (1996): Wort – Bedeutung – Begriff. Relationen und ihre Geschichte. In: Grabowski, Joachim/Harras, Gisela/Hermann, Theo (Hg.): Bedeutung – Konzepte, Bedeutungskonzepte. Theorie und Anwendung in Linguistik und Psychologie. Opladen, S. 22-46 (Psycholinguistische Studien).

Teubert, Wolfgang

Conway, Steve/Steward, Fred/Teubert, Wolfgang/Townson, Mike (1996): Environmental Innovation and Corporate Communication: a UK/German Comparative Study. Detailed Report. EC Environmental Research Programme: Research Area III Economic and Social Aspects of the Environment. Birmingham/Dublin/Mannheim.

Teubert, Wolfgang (1996): User needs. In: Calzolari, Nicoletta/Baker, Mona/Kruyt, Johanna G. (Eds.): Towards a Network of European Reference Corpora. Pisa. S. 37-56. (Linguistica computazionale. Vol. XI.)

Teubert, Wolfgang (1996): Zum politisch-gesellschaftlichen Diskurs im Postsozialismus. In: Reiher, Ruth/Lätzer, Rüdiger (Hg.): Von Buschzulage und Ossinachweis. Berlin. S. 286-318.

Teubert, Wolfgang (1996): Language Resources for Language Technology. In: Tufis, Dan (Hg.): Limbaj si Tehnologie. Editura Academiei Romne, Bukarest. S. 19-28.

Teubert, Wolfgang (1996): Comparable or Parallel Corpora? In: International Journal of Lexicography, 9/3, S. 38-64.

Teubert, Wolfgang (1996): Why Corpus Linguistics? Editorial. In: International Journal of Corpus Linguistics 1/1. S. iii-x.

Teubert, Wolfgang (1996): Language Resources: The Foundations of a Pan-European Information Society. In: Rettig, Heike u. a.: TELRI: Trans-European Language Resources Infrastructure. Proceedings of the First European Seminar. „Language Resources for Language Technology". Budapest. S. 105-128.

Teubert, Wolfgang (1996): Deutsch-französische Verständigung. Ein Übersetzungswerkzeug für das 21. Jahrhundert. In: Sprachreport 2/96. S. 7-11.

Teubert, Wolfgang (1996): The Concept of Work in Europe. In: Musolff, Andreas/Schäffner, Christina/Townson, Michael: Conceiving of Europe: Diversity in Unity. Aldershot. S. 129-145.

Vietze, Oda

Deutsches Fremdwörterbuch (1996): Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper-Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. Bd. II: Antinomie – Azur. Berlin/New York.

al-Wadi, Doris

al-Wadi, Doris/Jüttner, Irmtraud (1996): Textkorpora des Instituts für deutsche Sprache: Zur einheitlichen Struktur der bibliographischen Beschreibung der Korpustexte. In: LDV-INFO 8. Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung. Institut für deutsche Sprache. Mannheim. S. 1-85.

Wagner, Franc

Galliker, M./Herrmann, J./Wagner, F./Weimer, D. (1996): Latente Abwertung sozialer Gruppen im öffentlichen Diskurs. In: Medienpsychologie 1, S. 3-20.

Wagner, Franc (1996): CD-ROM und computerlesbare Zeitungskorpora als Datenquelle für Linguisten. In: Rüschoff, B./Schmitz, U. (Hg.): Kommunikation und Lernen mit alten und neuen Medien. Frankfurt a. M. (Forum Angewandte Linguistik 30).

Wagner, Franc (1996): Deutschsprachige Printmedien im Internet. In: Boas, H. U./Hartung, J./Klein, E./Knapp, K. (Hg.): Norm und

Variation. Abstracts zur 27. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik e.V. (GAL) an der Pädagogischen Hochschule Erfurt. S. 185.

Winkler, Edeltraud

Winkler, Edeltraud (1996): Kommunikationskonzepte und Kommunikationsverben. In: Grabowski, Joachim/Harras, Gisela/Hermann, Theo (Hg.): Bedeutung Konzepte Bedeutungskonzepte. Theorie und Anwendung in Linguistik und Psychologie. Opladen, S. 256-276 (Psycholinguistische Studien).

5. Kontakte des IDS zu anderen Institutionen, Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS, Praktikantinnen, Besuchergruppen

5.1 Kontakte zu anderen Institutionen

- Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Bonn
- Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremdspracheninstitute
- Arbeitskreis für siebenbürgische Landeskunde, Gundelsheim
- Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Berlin
- Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen
- Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland", Tübingen
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin
- DANTE. Deutschsprachige Anwendervereinigung TEX e.V., Heidelberg
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn
- Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS)
- Deutsche Gesellschaft für Dokumentation (DGD), Frankfurt a.M.
- Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Bonn
- Deutscher Germanistenverband
- Deutscher Sprachatlas, Marburg
- DIN-Normenausschuß Terminologie, Berlin
- Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
- EURALEX, European Association for Lexicography, Exeter
- Fachverband Deutsch als Fremdsprache
- Fachverband Moderne Fremdsprachen
- Fremdsprachenhochschule Tianjin, VR China
- Fritz-Thyssen-Stiftung, Köln
- GLDV, Gesellschaft für linguistische Datenverarbeitung, Frankfurt

- Geisteswissenschaftliches Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft, Berlin; früher: Forschungsschwerpunkt Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH, Berlin
- Gesellschaft für angewandte Linguistik e.V. (GAL)
- Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), Wiesbaden
- Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung mbH, Bonn
- Goethe-Institut, München
- Hugo-Moser-Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen
- Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
- Inter Nationes, Bonn
- International Association of Sound Archives (IASA)
- Institut für niederdeutsche Sprache (INS), Bremen
- Laboratoire d'Automatique Documentaire et Linguistique (LADL), Paris
- Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen
- Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien
- Robert-Bosch-Stiftung, Stuttgart
- Russische Akademie der Wissenschaften, Institut für russische Sprache, Moskau
- Stiftung Volkswagenwerk, Hannover
- Universitäten Mannheim und Heidelberg sowie zahlreiche germanistische Institute an weiteren Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland
- Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien, Berlin
- Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste (WBL)

5.2 Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS

Satomi Adachi, M.A., Universität Tokyo, Japan, 19.9.1996–30.9.1997

Dr. habil. Peter Bassola, Jozsef-Attila-Universität, Szeged, Ungarn, 30.9–4.10.1996

Dr. Csilla Bernath, Jozsef-Attila-Universität, Szeged, Ungarn, 22.–28.1.1996

Dr. Evelyn Breiteneder, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien, Österreich, 8.7.–12.7.1996

Natalija Chlonina, Linguistische Dobrdubow Universität Nischni Nowgorod, Rußland, Oktober–November 1996

Dr. Lesław Cirko, Universität Breslau, Institut für Germanistik, 1.10. 1996–30.9.1997

Prof. Dr. Bernard Comrie, University of Southern California, Department of linguistics, Los Angeles, USA, 20.5.–20.6.1996

Prof. Dr. Jan Czochralski, Warschau, Polen, 1.11.–31.12.1996

Dr. Winifred Davies, University of Wales, Aberystwyth, Ceredighon, Wales, 12.9.–16.10.1996 und 4.11.–28.11.1996

Marina Denissowa, Samara, Rußland, 1.1.–31.12.1996

Prof. Dr. Jovan Djukanović, Universität Belgrad, Jugoslawien, 1.1.–15.9.1996

Dr. William John Dodd, University of Birmingham, Department of German Studies, England, 15.–17.7.1996

Dana-Janetta Dogaru, Universität Mannheim, (Sibiu, Rumänien), 15.10.1996–15.3.1997

Prof. Dr. Miloje Dordević, Marbach, 1.1.–31.12.1996

Prof. Dr. Martin Durrell, University of Manchester, Großbritannien, 1.10.–31.10.1996

Jutta Eschenbach, Göteborgs Universität, Institutionen for tyska, Schweden, 10.1.–15.3.1996

Vesna Filipović, Universität Mannheim, (Belgrad, Jugoslawien), 10.10. 1996–31.3.1997

Prof. Dr. Csaba Földes, Pädagogische Hochschule „Gyula Juhasz", Szeged, Ungarn, 3.9.1995–31.07.1996

Emma Ghasarjan, Universität Mannheim, (Jerewan, Armenien), 16.10. 1996–15.3.1997

Piklu Gautam Gupta, University of Manchester, Großbritannien, 8.1.1996

Prof. Yoshiaki Honda, Yamaguchi Universität, Yamaguchi, Japan, 28.–31.10.1996

Dr. Aino Kärnä, Universität Helsinki, Germanistisches Institut, Finnland, 9.–12.9.1996

Milla Kajanne, M.A., Wirtschaftsuniversität Helsinki, Finnland, 14.10. 1996–17.1.1997

Dr. Hanka Konieczna-Zieta, Adam-Mickiewicz-Universität, Institut für Germanische Philologie, Poznań, Polen, 4.9.–31.10.1996

Dr. phil. Elźbieta Kucharska, Uniwersytetu Wroclawskiego, Instytut Filologii Germańskiej, Wroclaw, Polen, 1.10.1996–31.3.1997

Cato Lambine, Universität Oslo, Germanistisches Institut, Norwegen, 9.–18.9.1996

Prof. Dr. Ewald Lang, Humboldt-Universität Berlin, Philosophische Fakultät II Berlin, 8.–18.12.1996

Dr. Sarolta Laszlo, Loránd-Eötvös-Universität, Germanistisches Seminar, Budapest, Ungarn, 22.–26.1.1996

Dr. James Mdee, University of Dares Salaam, Institute of Kiswahili Research, Tanzania, 4.11.–16.12.1996

Marianna Medve, Kossuth Lajos Universität, Debrecen, Ungarn, 17.–21.6.1996

Prof. Dr. Henrik Nikula, Universität Vaasa, Institut für deutsche Sprache und Literatur, Finnland, 1.–30.11.1996

Prof. Dr. Kristina Nikula, Universität Tampere, Finnland, 1.–30.11.1996

Prof. Pirkko Nuolijärvi, Wirtschaftsuniversität Helsinki, Finnland, 8.–14.12.1996

Aicha Ouaret, Algier, Algerien, 15.11.–10.12.1996

Dr. phil. Doz. Galina Pawlowa, Universität Sofia, Bulgarien, 1.11.–31.12.1996

Priv. Doz. Dr. Ingemar Persson, Universität Lund, Germanistisches Institut, Schweden

Prof. Dr. Božinica Petronijević, Universität Belgrad, Jugoslawien, 8.10.–23.12.1996

Dr. Ekaterina Protassova, Moskau, Rußland, 1.8.–3.10.1996 und 1.–30.11.1996

Stefania Ptaschnyk, Universität Lwiw, Ukraine, 10.11.1996–1.9.1997

Marina Rosina, Linguistische Universität Nischni Nowgorod, Rußland, 3.10.–30.11.1996

Prof. Shuko Sato, Hokusei Gakuen Universität Sapporo, Japan, 1.–31.7.1996

Prof. Shigeru Yoshijima, Universität Tokyo, Fakultät für Allgemeine Bildung, Tokyo, Japan, 1996

Prof. Tomohiro Taguchi, Asahi Universität, Gifu, Japan, 2.–6.7.1996

Dr. Eva-Maria Thüne, Universität Verona, Facolta di Lingue, Verona, Italien, 22.–26.7.1996

Prof. Liisa Tiittula, Universität Tampere, Finnland, 8.–14.12.1996

Prof. Dr. Michael Townson, Dublin City University, School of Applied Language and Intercultural Studies, Dublin, Irland, 29.7.–9.8.1996

Motoyuki Tsunekawa, Kyushu-Universität, Institut für Sprachen und Kulturen, Tukuoka, Japan, 3.9.1996–29.6.1997

Doz. Dr. Elena Viorel, Babes-Bolyai-Universität, Cluj-Napoca, Rumänien, 13.10.–12.12.1996 (DAAD)

Prof. Zhiyou Wang, II. Hochschule für Fremdsprachen, Peking, VR China, Januar–Juni 1996

Doz. Dr. Edwin Montgomery Wilkinson, Monash University, Department of German Studies and Slavic Studies, Clayton/Victoria, Australien, 3.7.–26.8.1996

Dr. Niclas Witton, Macquarie University, Department of German Studies, NSW, Sidney, Australien, 9.7.1996–9.1.1997

Yoshihisa Yamada, Gifu Keizei University, Ogaki Gifu, Japan, 19.6.1995–31.3.1996

5.3 Praktikantinnen am IDS

Ungeachtet der Tatsache, daß Praktika am IDS nicht vergütet werden können, ist ein wachsendes Interesse bei Studierenden an Praktika zu verzeichnen. In der Regel dauert ein Praktikum 4 Wochen, die Studierenden sollten die Zwischenprüfung in Sprachwissenschaft abgelegt haben. Die Tätigkeitsbereiche werden nach Interesse der Studierenden von der Arbeitsstelle Öffentlichkeitsarbeit zusammengestellt.

1996 waren als Praktikantinnen am IDS:

Bettina Braun, 7.–28.10.1996; Franziska Decker, 19.2.–15.3.1996; Simone Herdrich, 15.7.-9.8.96; Stefanie Heindl, 23.9.–11.10.96; Christine Krieger, 4.–29.3.96; Gabriele Lambert, 12.8.–20.9.1996; Amra Munir, 4.–31.3.1996; Marcia Neff, 19.2.-7.3.1996; Gundula Sanner, 12.09.–30.11.1996; Katrin Seifert, 2.–27.9.1996; Anne Wacker, 4.–29.3.1996; Cornelia Wüst, 5.–30.8.1996

5.4 Besuchergruppen

Im Jahr 1996 waren 13 Besuchergruppen – zusammen rund 250 Personen – Gäste im IDS (die Gastwissenschaftlerinnen und Gastwissenschaftler nicht mitgezählt). Das IDS war Station eines Kulturspaziergangs mit Bürgermeister Mark. Zu Gast waren Deutschlehrerinnen aus 11 Nationen im Rahmen eines Kurses des Goethe-Instituts, die Wirtschaftsjunioren Ludwigshafen-Mannheim sowie Deutsch-Fachberater und Deutschlehrerinnen der beruflichen Abteilung des Oberschulamtes Stuttgart. Darüber hinaus informierten sich in- und ausländische Germanistik-Studierende von deutschen Universitäten im Rahmen ihrer Seminare über die Arbeit des IDS. Die Besuchergruppen erwartet ein möglichst auf ihre Interessen und Forschungsschwerpunkte zugeschnittenes Programm, das von einer allgemeinen Einführung in die Arbeit des IDS und von einer Bibliotheksführung eingerahmt wird.

6. Gremien des Instituts für deutsche Sprache (Stand 1.12.1996)

6.1 Kuratorium

Vorsitzender: Prof. Dr. Friedhelm Debus, Universität Kiel
Stellvertreter: Prof. Dr. Wolfgang Klein, Institut für Psycholinguistik, Nijmegen

Prof. Dr. Walther Dieckmann, Freie Universität Berlin – Prof. Dr. Hans-Werner Eroms, Universität Passau – Prof. Dr. Cathrine Fabricius-

Hansen, Universität Oslo – Dr. Claudia Fraas, IDS Mannheim – Helmut Frosch, IDS Mannheim – Prof. Dr. Gerhard Helbig, Universität Leipzig – Dr. Wolfgang Klein, IDS Mannheim – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Universität Basel – Lothar Mark als Vertreter der Stadt Mannheim – LS Kantorczyk, Auswärtiges Amt Bonn – Dir. Peter Roschy als Vertreter des Vereins der Freunde des Instituts für deutsche Sprache Mannheim – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Reg. Dir. Schrade, Ministerium für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg, Stuttgart – OReg.Rat Dettinger, Ministerium für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg, Stuttgart – Reg.Rätin Vera Stercken als Vertreterin des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie, Bonn – Prof. Dr. Peter Wiesinger, Universität Wien – Dr. Edeltraud Winkler, IDS Mannheim

6.2 Direktion

Prof. Dr. Gerhard Stickel (Vorstand) – Priv. Doz. Dr. Hartmut Günther (stellvertretender Direktor) (bis 31.3.96)

6.3 Institutsrat

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel, Priv. Doz. Dr. Hartmut Günther (bis 31.3.96) – Abteilungsleiter: Prof. Dr. Reinhard Fiehler (Gesprochene Sprache) – Prof. Dr. Gisela Harras (Lexikologie und Wortbildung) – Prof. Dr. Werner Kallmeyer (Verbale Interaktion) – Prof. Dr. Hartmut Schmidt (Historische Lexikologie und Lexikographie) – Dr. Wolfgang Teubert (Sprachentwicklung in der Gegenwart) – Mitarbeitervertreter: Dr. Mechthild Elstermann – Prof. Dr. Dieter Herberg – Prof. Dr. Bruno Strecker (komm. Leiter Grammatik) – Wolfgang Rathke

6.4 Wissenschaftlicher Rat

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil – Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum – Prof. Dr. Peter von Polenz, Korlingen;

Ordentliche Mitglieder

Prof. Dr. Hans Altmann, München – Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen – Prof. Dr. Karl-Richard Bausch, Bochum – Prof. Dr. Anne Betten, Salzburg – Prof. Dr. Klaus Brinker, Hamburg – Prof. Dr. Karl-Dieter Bünting, Essen – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich – Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen – Prof. Dr. Konrad Ehlich, München – Prof. Dr.

Peter Eisenberg, Potsdam – Prof. Dr. Ulla Fix, Leipzig – Prof. Dr. Elisabeth Gülich, Bielefeld – Prof. Dr. Walter Haas, Freiburg/Schweiz – Prof. Dr. Franz Josef Hausmann, Erlangen – Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig – Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer, Augsburg – Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt – Prof. Dr. Werner Hoffmann, Mannheim – Prof. Dr. Werner Holly, Chemnitz – Prof. Dr. Ludwig Jäger, Aachen – Prof. Dr. Rudi Keller, Düsseldorf – Prof. Dr. Dieter Krallmann, Essen – Prof. Dr. Gotthard Lerchner, Leipzig – Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck – Prof. Dr. Horst Haider Munske, Erlangen – Prof. Dr. Gerhard Nickel, Stuttgart – Prof. Dr. Uwe Pörksen, Freiburg – Prof. Dr. Rainer Rath, Saarbrücken – Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Prof. Dr. Marga Reis, Tübingen – Prof. Dr. Gert Rickheit, Bielefeld – Prof. Dr. Lutz Röhrich, Freiburg – Prof. Dr. Horst Sitta, Herrliberg – Prof. Dr. Helmut Schnelle, Bochum – Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Uetikon – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Prof. Dr. Dieter Stellmacher, Göttingen – Prof. Dr. Georg Stötzel, Düsseldorf – Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen – Prof. Dr. Heinz Vater, Köln – Prof. Dr. Hans Wellmann, Augsburg – Prof. Dr. Otmar Werner, Freiburg – Prof. Dr. Sigurd Wichter, Münster – Prof. Dr. Herbert Ernst Wiegand, Heidelberg – Prof. Dr. Norbert Richard Wolf, Würzburg – Prof. Dr. Dieter Wunderlich, Düsseldorf

Korrespondierende Mitglieder in Europa

Prof. Dr. Werner Abraham, Groningen, Niederlande – Prof. Dr. Pierre Bange, Lyon, Frankreich – Prof. Dr. Daniel Bresson, Aix-en-Provence, Frankreich – Prof. Dr. Andrzej Z. Bzdęga, Posen, Polen – Prof. Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien – Prof. Dr. Martin Durrell, Manchester, Großbritannien – Prof. Dr. Gertrud Gréciano, Straßburg, Frankreich – Prof. Dr. Franciszek Grucza, Warschau, Polen – Prof. Dr. Regina Hessky, Budapest, Ungarn – Prof. Dr. Fernand Hoffmann, Luxemburg – Prof. Dr. William Jones, London, Großbritannien – Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf, Schweiz – Prof. Dr. Jarmo Korhonen, Helsinki, Finnland – Prof. Dr. Oddleif Leirbukt, Tromsø, Norwegen – Prof. Dr. Jacques Lerot, Louvain-la-Neuve, Belgien – Prof. Dr. Zdeněk Massařik, Brünn, Tschechische Republik – Prof. Dr. Norbert Morciniec, Breslau, Polen – Prof. Dr. Henrik Nikula, Vaasa, Finnland – Prof. Dr. Pavel Petkov, Sofia, Bulgarien – Prof. Dr. Inger Rosengren, Lund, Schweden – Prof. Dr. Carlo Serra-Borneto, Rom, Italien – Prof. Dr. Emil Skála, Prag, Tschechische Republik – Prof. Dr. Anthony William Stanforth, Edinburg, Großbritannien – Prof. Dr. Vural Ülkü, Mersin, Türkei – Prof. Dr. Paul Valentin, Paris, Frankreich – Prof. Dr. R.A. Wisbey, London, Großbritannien – Prof. Dr. Jean-Marie Zemb, Paris, Frankreich – Prof.

Dr. Stanislav Žepić, Zagreb, Kroatien – Prof. Dr. Zoran Žiletić, Belgrad, Jugoslawien

Korrespondierende Mitglieder in Übersee

Prof. Dr. Elmer H. Antonsen, Urbana, Ill., USA – Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Victoria, Australien – Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, University Park, Pennsylvania, USA – Prof. Tozo Hayakawa, Tokyo, Japan – Prof. Dr. Robert D. King, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Alan Kirkness, Auckland, Neuseeland – Prof. Dr. Byron J. Koekkoek, Buffalo, N.Y., USA – Prof. Dr. Herbert Kufner, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Hans Kuhn, Canberra, Australien – Prof. Dr. Albert L. Lloyd, Philadelphia, Pennsylvania, USA – Prof. Dr. Stanley Starosta, Honolulu, Hawai

6.5 Kommissionen

Kommission für Rechtschreibfragen

Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen (Vorsitzender) – Prof. Dr. Dieter Nerius, Rostock (Stellvertr. Vorsitzender) – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim – Prof. Dr. Peter Eisenberg, Berlin – Dr. Klaus Heller, IDS – Prof. Dr. Dieter Herberg, IDS – Prof. Dr. Burkhard Schaeder, Siegen – Prof. Dr. Eberhard Stock, Halle – Prof. Dr. Hermann Zabel, Dortmund

Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Prof. Dr. Werner Holly, Chemnitz-Zwickau (Vorsitzender) – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich – Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen – Prof. Dr. Ulla Fix, Leipzig – Dr. Claudia Fraas, IDS – Prof. Dr. Josef Klein, Koblenz – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel – Ltd. Reg. Dir. a.D. Dr. Walter Otto, Würzburg – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Dr. Werner Scholze-Stubenrecht, Mannheim – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Dr. Annette Trabold, IDS

6.6 Beiräte

Beirat „Lexikon der Lehnwortbildung"

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Horst Haider Munske, Erlangen – Prof. Dr. Peter von Polenz, Korlingen

Beirat „Deutsches Fremdwörterbuch"

Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Prof. Dr. Michael Schlaefer, Göttingen – Dr. Heino Speer, Heidelberg

Beirat „Erklärende Synonymik"

Prof. Dr. Herbert Ernst Wiegand, Heidelberg – Prof. Dr. Peter Rolf Lutzeier, London – Prof. Dr. Georg Meggle, Leipzig

Beirat „Rhetorik"

Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken (Vorsitzende) – Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Carl Friedrich Graumann, Heidelberg – Prof. Dr. Elisabeth Gülich, Bielefeld – Prof. Dr. Werner Holly, Chemnitz-Zwickau

7. Besondere Nachrichten

7.1 Personalia

- Prof. Dr. Hartmut Günther, stellvertretender Direktor des IDS nahm zum 1.4.1996 einen Ruf auf eine C-4 Professur an der Universität Köln an.
- Prof. Dr. Bernd-Ulrich Biere, langjähriger Leiter der Arbeitsstelle Öffentlichkeitsarbeit und zuletzt für ein Jahr wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung Verbale Interaktion, nahm zum 1.4.1996 einen Ruf auf eine C-3 Professur an der Universität Koblenz-Landau an.
- Priv. Doz. Dr. Thomas Spranz-Fogasy habilitierte sich im Sommersemester 1996 und wurde zum Privatdozenten für „Germanistische Linguistik" an der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Mannheim ernannt.
- Priv. Doz. Dr. Ulrike Haß-Zumkehr vertrat im WS 1996/97 eine C-4 Professur für Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Göttingen.
- Dr. Annette Trabold wurde für zwei Jahre in den Auswahlausschuß der Friedrich-Naumann-Stiftung zur Förderung von wissenschaftlichem Nachwuchs (Grundstipendien/Promotionsstipendien) berufen. Außerdem wurde sie für 2 Jahre zum Mitglied des Redaktionsausschusses der Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste bestellt.
- Im Jahr 1996 verstarb Prof. Dr. Kurt Nyholm, Abo, Finnland, korrespondierendes Mitglied des wissenschaftlichen Rates in Europa.

7.2 Vermischtes

- Die Redaktion von „DOS – Die PC-Zeitschrift" zählte in ihrem Webradar, einem Dienst der Internet-Seiten beurteilt, die Sprachreport Extra-Ausgabe zur Rechtschreibreform zu den besten 5% der deutschsprachigen Internet-Angebote. Die Sprachreport-Extra-

Ausgabe wurde im WWW mit einem entsprechenden Signet ausgezeichnet.

- Das Institut für deutsche Sprache war mit einem Informationsstand beim 2. Mannheimer Sprachfestival von Artes Liberales vom 22.–25.01.1996 vertreten und präsentierte sich außerdem durch mehrere Vorträge.
- Vom 7.–9.11.1996 fand im IDS das Abschlußkolloquium des SFB 245 „Sprache und Situation" statt, an dem sich das IDS gemeinsam mit den Universitäten Heidelberg und Mannheim beteiligt hat. Ein wichtiges Ziel war, die Kooperation zwischen Psychologie und Linguistik zu fördern. Der SFB, dem eine Forschergruppe vergleichbarer Ausrichtung voraufging, lief über acht Jahre. Das IDS hat sich mit Projekten zum Formulieren und zur Bedeutungskonstitution im Dialog sowie zur Wissenschaftsvermittlung in den Medien beteiligt.

8. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben

8.1 Personalstärke (Stand: 1.12.1996)

Mitarbeiter (einschl. Teilzeit- und Projektmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte:	67
(davon beurlaubt: 3)	
Verwaltungs-/technische Angestellte:	37
Projekt-Mitarbeiter:	5
Insgesamt:	109
Doktoranden:	3
Studentische Hilfskräfte:	40

8.2 Anschrift

Institut für deutsche Sprache
R5, 6–13
D-68161 Mannheim

Postanschrift:
Postfach 101621
D-68016 Mannheim

Telefon (0621) 1581-0
Telefax (0621) 1581-200
e-mail: vorstand@ids-mannheim.de

8.3 Haushalt des Instituts im Berichtsjahr

Einnahmen:

Ministerium für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg	DM	6.742.000,-
Bundesministerium für Forschung und Technologie	DM	6.742.000,-
Stadt Mannheim	DM	15.000,-
eigene Einnahmen	DM	131.000,-
	DM	13.630.000,-

Ausgaben:

Personalausgaben	DM	10.891.000,-
Sachausgaben	DM	2.643.000,-
Zuwendungen, Zuschüsse	DM	7.000,-
Investitionen	DM	89.000,-
	DM	13.630.000,-

Projektmittel:

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn		
Projekt „Rußlanddeutsch"		
Personalmittel	DM	33.000,-
Sachmittel	DM	9.000,-
	DM	42.000,-

Projekt „Wissenschaftsinformationen" (SFB 245/C7)		
Personalmittel	DM	119.000,-
Sachmittel	DM	3.000,-
	DM	122.000,-

Projekt „Bedeutungskonstitution" (SFB 245/C5)		
Personalmittel	DM	119.000,-
	DM	119.000,-
Projekt „Orthographie, bis 1901"		
Personalmittel	DM	46.000,-
Sachmittel	DM	2.000,-
	DM	48.000,-
Stiftung Volkswagenwerk		
„Deutsch-Zentrum Tianjin/China"		
Personalmittel	DM	25.000,-
Sachmittel	DM	13.000,-
	DM	38.000,-
Kommission der EU:		
PAROLE		
Personalmittel	DM	55.000,-
Sachmittel	DM	105.000,-
	DM	160.000,-
TELRI		
Personalmittel	DM	67.000,-
Sachmittel	DM	240.000,-
	DM	307.000,-
SERGES		
Personalmittel	DM	219.000,-
Sachmittel	DM	113.000,-
Investitionen	DM	40.000,-
	DM	372.000,-

Summe der Projektmittel	DM	1.208.000,-
Institutioneller Haushalt	DM	13.630.000,-
	DM	14.838.000,-

9. Veröffentlichungen im Jahre 1996

SCHRIFTEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Band 5: Werner Nothdurft/Gerhard Stickel (Hg.): Schlichtung
Teil 5.2: Werner Nothdurft: Konfliktstoff. Gesprächsanalyse der Konfliktbearbeitung in Schlichtungsgesprächen. VII, 192 S.

JAHRBÜCHER DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York
Redaktion: Franz Josef Berens

Ewald Lang / Gisela Zifonun (Hg.): Deutsch – typologisch. Jahrbuch 1995 des Instituts für deutsche Sprache. VII/700 S. Mit 24 Abb. und 19 Tab.

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN SPRACHE

Forschungen des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von Hartmut Günther, Bruno Strecker, Reinhard Fiehler
Gunter Narr Verlag, Tübingen

Band 3: Claudia Fraas: Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte IDENTITÄT und DEUTSCHE im Diskurs zur deutschen Einheit. VI/175 S.
Band 4: Werner Kallmeyer (Hg.): Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. 421 S.
Band 5: Bernd Ulrich Biere/Rudolf Hoberg (Hg.): Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen. 206 S.

DEUTSCHES FREMDWÖRTERBUCH

Begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, völlig neu bearbeitet im Institut für deutsche Sprache
Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Band 2: Antinomie – Azur
Bearbeitet von Gerhard Strauß (Leitung), Elke Donalies, Heidrun Kämper-Jensen, Isolde Nortmeyer, Joachim Schildt, Rosemarie Schnerrer, Oda Vietze. XII, 645 S.

STUDIENBIBLIOGRAPHIEN SPRACHWISSENSCHAFT

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache hg. von Ludger Hoffmann (bis Bd. 9); Manfred W. Hellmann (ab Bd. 10)
Julius Groos Verlag, Heidelberg

Band 15: Ann Peyer/Ruth Groth:
Sprache und Geschlecht. IV/44 S.
Band 16: Norbert Dittmar: Soziolinguistik, 52 S.
Band 17: Werner Holly/Ulrich Püschel:
Sprache und Fernsehen. III/46 S.

DEUTSCH IM KONTRAST

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache herausgegeben von Ulrich Engel und Klaus Vorderwülbecke
Julius Groos Verlag, Heidelberg
Band 15: Csaba Földes: Deutsche Phraseologie kontrastiv. 222 S.
Band 16: Assem El Ammary: Die deutschen Modalverben und ihre verbalen Entsprechungen im Arabischen. Eine kontrastive Untersuchung. VIII/264 S.
Band 17: Maria Teresa Bianco: Valenzlexikon
deutsch-italienisch. 2 Bde. 960 S.

DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache hg. von Siegfried Grosse (Geschäftsführer), Hans Werner Eroms, Gisela Harras, Gerhard Stickel
Erich Schmidt Verlag, Berlin
Redaktion: Franz Josef Berens

Jahrgang 1996: 4 Hefte

SPRACHREPORT

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Hg. vom Institut für deutsche Sprache

Jahrgang 1996: 4 Hefte

VERÖFFENTLICHUNGEN IM EIGENVERLAG DES INSTITUTS

LDV-INFO 8
Informationsschrift der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung.
Redaktion: Irmtraud Jüttner, Robert Neumann. Mannheim. 171 + 14 S.

Jahrbücher des Instituts für deutsche Sprache

Deutsche Syntax
Ansichten und Aussichten
Herausgegeben von Ludger Hoffmann
VI, 613 Seiten. 1992. Broschur. ISBN 3 11 013706 2
(Jahrbuch 1991)

Deutsch als Verkehrssprache in Europa
Herausgegeben von Joachim Born und Gerhard Stickel
VI, 342 Seiten. 1993. Broschur. ISBN 3 11 014006 3
(Jahrbuch 1992)

Die Ordnung der Wörter
Kognitive und lexikalische Strukturen
Herausgegeben von Gisela Harras
V, 403 Seiten. Mit 26 Abbildungen und 7 Tabellen. 1995.
Gebunden. ISBN 3 11 014438 7
(Jahrbuch 1993)

Stilfragen
Herausgegeben von Gerhard Stickel
V, 455 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. 1995.
Gebunden. ISBN 3 11 014748 3
(Jahrbuch 1994)

Deutsch – typologisch
Herausgegeben von Ewald Lang und Gisela Zifonun
VII, 700 Seiten. Mit 24 Abb. und 19 Tab. 1996.
Gebunden. ISBN 3 11 014983 4
(Jahrbuch 1995)

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Peter Schlobinski

Stadtsprache Berlin

Eine soziolinguistische Untersuchung

XIV, 302 Seiten. Zahlreiche Tabellen. 1987.
Ganzleinen. ISBN 3 11 010914 X
(Soziolinguistik und Sprachkontakt – Sociolinguistics and Language Contact, Band 3)

Der Band enthält eine empirische Untersuchung zur inner- und außersprachlichen Variation des Berlinischen sowie zu Spracheinstellungen gegenüber dem Berlinischen.

Ulrich Ammon

Die internationale Stellung der deutschen Sprache

XX, 633 Seiten. Mit div. Abbildungen, div. Tabellen und 2 Karten, 1991.
Ganzleinen. ISBN 3 11 013179 X

Empirisch fundierte sowohl historische als auch gegenwartsbezogene Beschreibung und Erklärung der Stellung der deutschen Sprache in Europa und in der Welt einschließlich ihrer Auswirkungen. Durchgängiger Vergleich der Stellung von Deutsch mit der Stellung anderer wichtiger Sprachen: numerische und ökonomische Stärke, Länder mit amtlichem Status, Minderheiten, Umfang des Studiums als Fremdsprache, internationale Rolle in Wirtschaft, Diplomatie, Wissenschaft, Tourismus, Medien und Wortkunst. Auswärtige Förderpolitik und ihre Aussichten.

Ulrich Ammon

Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz

Das Problem der nationalen Varietäten

XVI, 575 Seiten. Mit 20 Abbildungen, 33 Tabellen und 2 Karten. 1995.
Ganzleinen. ISBN 3 11 014753 X

Das neue Buch von Ulrich Ammon gibt erstmalig einen breiten Überblick über die sprachlichen Besonderheiten aller deutschsprachigen Länder, wobei es sich auf die standardsprachliche Ebene konzentriert. Es liefert sowohl eine systematische, nach allen Seiten vergleichende Sprachbeschreibung als auch detaillierte Hinweise zur Geschichte und Genese. Dabei wird mit einer Reihe verbreiteter Irrtümer aufgeräumt, z. B. das deutsche Deutsch sei Gemeindeutsch oder das österreichische und schweizerische Deutsch sei Dialekt.

Walter de Gruyter · Berlin · New York